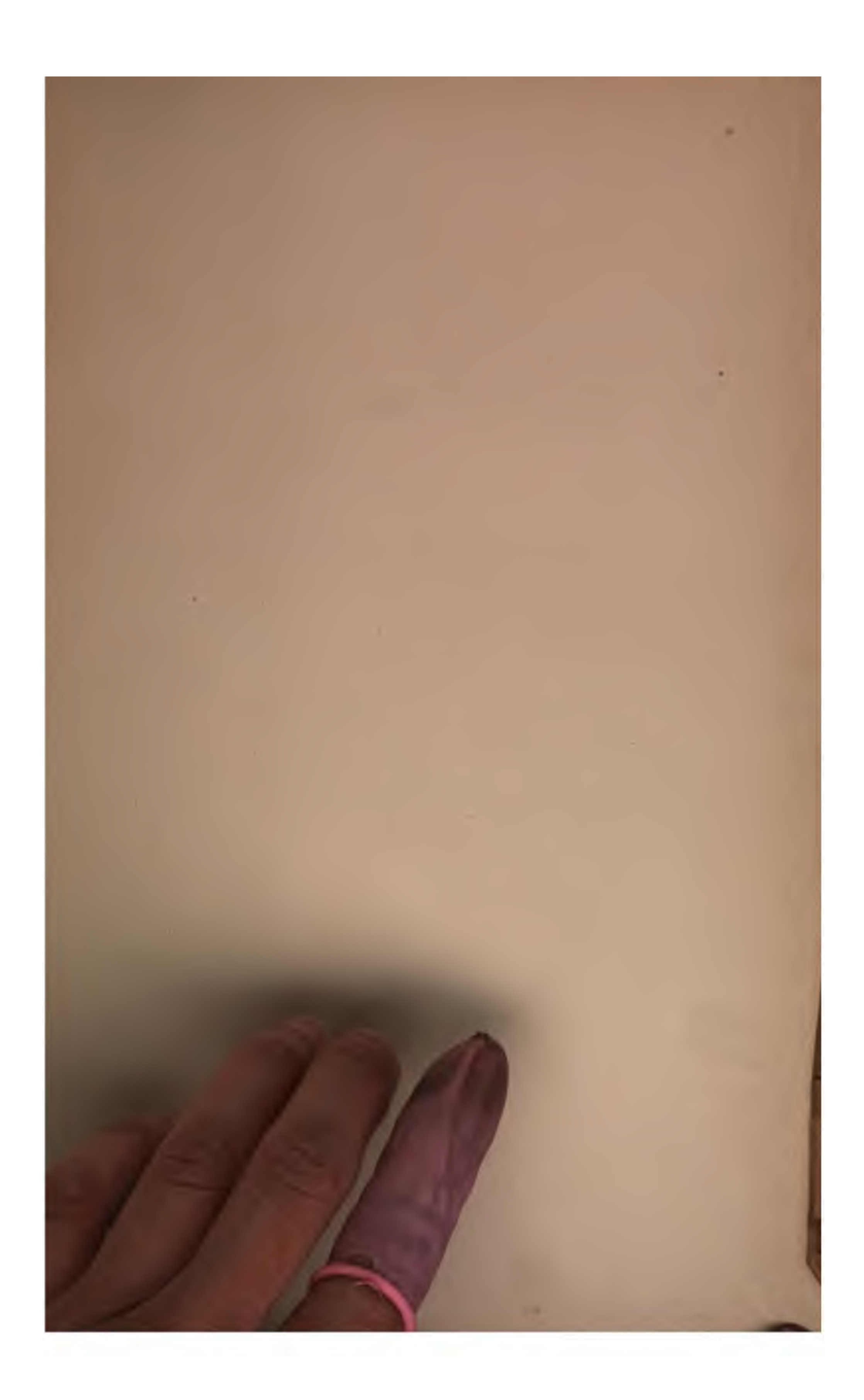










Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1896

Zweiter Band.

Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland

herausgegeben
von
Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Hundertundachtzehnter Band.

München 1896.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Helgoland.

Grün ist das Land,
Roth ist die Kant,
Weiß ist der Strand:
Das sind die Farben von Helgoland.

Auf nach Helgoland! Lockend und belebend drang mir dieser Ruf ins Ohr, als ich im letzten Herbst 1895 in Hamburgs staubigen, rauchigen, rußigen Stickluften vergebens nach einem Tröpfchen Ozon schmachtete für meine meerluftgewohnte Lunge, welche kaum mehr athmen konnte. Schnell hinab, in aller Morgenfrühe nach den Landungsbrücken von St. Pauli. Der stattliche Raddampfer Cobra rüstet sich zur Fahrt nach dem meerumgürteten Eiland und füllt sich mit etwa hundert Passagieren. Zwar bläst ein unartiger Wind über sein Deck hin und lebhafter als gewöhnlich umtanzen ihn die Wellen des Elbestromes; von Cuxhafen läuft die Meldung ein: Sturm auf offener See. Aber das vermag einen alten Orientfahrer nicht zu schrecken. Das lose Wellenspiel rührt auch während der vierstündigen Fahrt durch die Elbe das wetterharte Gemüth der Cobra nur wenig und ihr lindes leises Schaukeln stört nicht das Wahlbefinden, noch den Genuß der reichen Scenerien. Auf der Wasserstraße der Elbe herrscht reger Verkehr. Lastschiffe und Fischerboote spannen den Wind ein und schießen pfeilschnell durch die Wogen; große Oceandampfer laufen müd und matt in den ersehnten Hafen der Heimat ein; hier starrt kläglich wie

Leichengebein der Rumpf eines in Grund gebohrten Salzschiffes aus den Fluthen. Drüben auf dem linken Ufer dehnt sich unabsehbar ödes Flachland hin, von Schilf berändert, nur hin und wieder durch Bäume und Windmühlen gespenstisch belebt. Aber das rechte Elbufer unterhält das Auge durch reichsten Coulissenwechsel. Zunächst branden ineinander die Großstädte Hamburg und Altona, durch keine Grenzlinie mehr geschieden; dann kommt das anmuthige Blankenese, vom Süllberg überragt; daran schließen sich hübsch gebuchtete Höhenzüge, deren grünlockige Gipfel, bewaldete Thalfalten und hübsche Ufergelände mit Dörfchen und Städtchen und mit den schimmernden Villen der Hamburger und Altonaer Geld- und Handelsfürsten bestreut sind. Nach und nach schrumpfen die Hügelketten zu kümmerlich bewachsenen Sanddünen zusammen; auch diese verlieren sich vollends in flachem Marschland; breiter und breiter wird der Strom; bei Brunsbüttel zweigt die künstlich angelegte Fahrstraße des Nordostseekanals ab; der Dampfer wendet sich dem linken Ufer zu und hält bei Cuxhafen kurze Rast.

Kurze Rast vor schwerem Kampf. Da draußen tobt der Meersturm und er wirft seinen Gischt weit herein ins Flußbett. Vater Ocean bietet heute seiner Tochter Elbe schlechten Willkomm. Unheil kündend poltern die wilden Wogen gegen die Flanken des Schiffes und an die Rippen pocht das Männerherz. Der Dampfer nimmt all seine Kraft zusammen und erzwingt sich die Einfahrt in die offene See. Aber sobald er den Rückhalt des Festlandes verloren und die Insel Neuwerk mit ihrem Leuchtthurm und die Feuerschiffe, die Nachtwächter des Meeres, und die berühmte rothe Tonne, die Grenzmarke zwischen dem Bereich der Elbe und der Nordsee passirt hat, beginnt ein Kampf auf Leben und Tod. König Sturm stampft unabsehbare Regimenter aus dem Wasserboden. In langen Schlachtkolonnen läßt er seine Cavallerie auf weißen Rossen mit wallenden Mähnen auf-

marschiren und das Schiff umschwärmen. Jetzt rücken sie von der Seite an und werfen sich mit aller Macht gegen die Schiffswand; dann kommen sie von vorn, verlegen ihm den Weg und heben es mit furchtbarem Ruck in die Höhe, um im nächsten Augenblick mit grauser List sich zurückzuziehen und einen tiefen Abgrund zu öffnen, der das Schiff zu verschlingen droht. Sausend fährt es hinab, und jauchzend, heulend und brüllend nützen die Feinde den Augenblick der Schwäche und Erniedrigung aus und sie überschütten es mit zischenden Bächen und Springfluthen, die über das Deck fegen, durch jede Lucke dringen, die Stiegen herabeilen und Alles in die Flucht treiben. Das wiederholt sich unzähligemal; ein grausames Kriegsspiel, das jeden Augenblick aus dem Spiel in Ernst und bitterste Todesnoth umschlagen kann. Hat doch derselbe Sturm auf demselben Meer, wie wir später erfuhren, ein Torpedoboot der deutschen Marine mit seiner Besatzung auf den Meeresboden versenkt, zwei andere Schiffe derselben schwer beschädigt. Unsere Cobra kommt kaum mehr zu Athem; die Wogen fallen ihr in die Räder, daß sie nicht mehr ausgreifen können. Ein Rauschen und Tosen, ein Stöhnen, Seufzen und Krachen, daß einem Hören und Sehen vergeht. Der Sturm peitscht uns vom Verdeck herab in das Zwischendeck und verfolgt uns auch hier noch boshaft mit salzigen Spritzwellen und Obergüssen, wirft uns aus einer Ecke in die andere und fängt an mit den Koffern Ball zu spielen. Da verstummt jedes Gespräch; der Humor weicht resignirtem Ernste; man klammert sich krampfhaft an die Haltstangen und geht gezwungen auf den schrecklichen Schaukeltanz des Schiffes ein. Das bleiche Gespenst erscheint und geistert auf dem Schiffe und liest sich seine Opfer aus — die Seekrankheit, welche alle Todesnöthen in sich vereinigt, den innersten Menschen erfaßt und umwandelt und den Körper mit erstarrender Todeskälte durchzieht. Sie zeichnet zuerst das Antlitz der Frauen mit allen Farben des Todes, dann packt sie die Männer, so

sehr sie sich wehren; einer um den andern kapitulirt und bald sind von hundert kaum noch zehn ihrer Sinne und ihrer Kräfte mächtig. Zwei Stunden dauert sonst die Fahrt von Cuxhaven nach Helgoland; aber erst nach drei vollen Stunden rasselt der Anker in die Tiefe; das Eiland hebt das Haupt aus der schäumenden See; Schaluppen nähern sich dem Dampfer und halten sich mit Mühe an seiner Seite; derbe Seemannshände fassen uns und werfen uns aus der großen Schaukelwiege in eine kleine; noch einige tolle Berg- und Thalfahrten, noch einige kräftige Obergüsse, noch ein letzter Ausbruch der Seekrankheit — dann betritt unser Fuß die Landungsbrücke.

Wir durchschreiten die Lästerallee, — unbehelligt, denn beim Anblick der todesbleichen Opfer der See verstummen die Lästerzungen. Mit dem Hochgefühl eines Eroberers, eines siegreich, wenn auch mit Wunden einziehenden Kriegers nehmen wir Besitz von der Insel und ziehen allmählich aus dem Boden des Festlandes wieder neue Kräfte und Lebensgeister.

Ein Fischer bietet uns Quartier an, hübsche, reinliche Zimmer mit einfacher Ausstattung in einem der niedlichen Häuschen des Unterlandes. Dieses durchstreifen wir zuerst. Es ist dem hohen Felsblock der Insel an der Südostseite vorgelegt und erhebt sich nur wenige Meter über die Wasserfläche. Darum ist es der Fluth sehr ausgesetzt, aber von ihr eher begünstigt als bedroht, sofern sie ihm fortwährend Sand und Geröll zuführt und sein Areal stetig vergrößert. Jetzt ist derselbe eben groß genug, um ein hübsches Dörfchen zu herbergen, mit Wohnung für etwa 600 Eingeborne und einige hundert Badegäste, mit gepflasterten Gäßchen und Sträßchen und der mit schönen Ulmen besetzten Bindfadenallee. Für die Fremden sind einige vornehmere Villen gebaut, gute Speisehäuser, das große Conversationshaus, das Warmbadehaus und sogar ein Theater. Verändert ist das Unterland mit einem breiten Streifen weißsandigen Strandes,

an welchem unzählige Fischerschaluppen, Nachen und Segelschiffe angepflockt im Meere tanzen. An der Südwestecke ist es durch deutsches Militär gefaßt und gegen Brandung geschützt worden mittelst einer starken Mole aus Cement, einem kleinen Hafen für Torpedoboote, von welchem aus ein durch den Felskern gebohrter Tunnell nach dem Festungsterrain des Oberlandes emporführt.

Imposant erhebt sich über diesem tiefliegenden Unterland der Hauptkörper der Insel, ein merkwürdiger Thonfelsenstock, von weißlichen, gelblichen, grünlichen Schichten quer gestreift und durchadert. Er steigt auf zu einer Höhe von 28—56 Metern über dem Meer und fällt auf allen Seiten jäh ab, an der Südostseite gegen das Unterland, an den andern beinah unmittelbar ins Meer. Eine schöne steinerne Zickzacktreppe, der steinerne Blitz von Helgoland genannt, an deren Fuß ein Süßwasserborn sprudelt, die einstige heilige Quelle der Insel, führt an der mit starker Mauer gefaßten Felswand ins Oberland empor; neben der Treppe ist noch ein eiserner Fahrstuhl angebracht, der in einer Minute mühelos hinaufbefördert. Die Oberfläche des Felsens ist ein ziemlich ebenes, etwas nach der Ostseite gesenktes Tafelland, 1600 m lang, 500—100 m breit, ein Dreieck, das nach Norden spitz zuläuft. In den südöstlichen Winkel schiebt sich ein das obere Dorf mit ca. 1500 Einwohnern, mit der schönen Hauptstraße „am Falm“, welche quaiartig an der südöstlichen Felskante hingeführt, stark untermauert und mit steinerner Brustwehr versehen ist, mit großen Hotels und niedlichen einstöckigen Häuschen, mit blühenden Gärten und niederem Baumwuchs, welchen die wilden Stürme sich keine Linie über die Dachfirste hinaus entwickeln lassen, mit dem kleinen (protestantischen) Nikolaus-Kirchlein von 1686 auf dem Friedhof, dessen wuchtiger Stil besser hieher paßt als der kraftlose gothische Stil des 1885 erbauten Thurmes, mit dem Armenhaus, das den bezeichnenden Namen „der lange Jammer“ führt, und einigen neuaufge-

führten Kasernenbauten. Außerhalb des Dorfes liegen nahe dem Ostrande die drei Sapskuhlen, tiefe Erdlöcher, einst Wasserbehälter und hoch in Ehren gehaltene heilige Teiche, jetzt ausgefüllt bis auf eine, in deren Trichter ein ungefüger erratischer Block liegt; dieser Block, ein Denkmal, das sich die Gletscherzeit auf der Insel gesetzt hat, spielt in der Vorstellungswelt der Helgoländer Kinder eine wichtige Rolle: unter diesem schweren Stein schlummerten sie einst und die Mutter mußte denselben wegwälzen und sie darunter hervorholen. Das vom Dorf nicht occupirte Terrain des Hochplateaus ist Wiesengrund, Schafweide, Kartoffelfeld; aber einen ziemlich großen Theil desselben hat Deutschlands eiserne Militärfaust mit Beschlag belegt: hier sind Wälle und Gräben gezogen, feste Kasematten angelegt, Kanonen aufgepflanzt, deren Feuerschlünde ins Meer hinausdrohen; die hieher gelegte Militärmacht besteht nur aus sechzig Mann unter dem Commando eines Lieutenants, aber man sieht sie immer eifrig an der Arbeit, oben auf dem Festungsterrain oder unten am Molo. Wir wandern noch vor bis zur Nordspitze, deren hehre Einsamkeit jetzt durch eine Restauration gestört ist, dann zurück der Westkante entlang, durch eiserne Barrière vor der gefährlichen, abbröckelnden Außenwand zurückgehalten.

Im Augenblick, wo wir bei den beiden Leuchtthürmen, den Wegzeigern des Meeres, ankommen, schickt die Sonne sich an, zur Rüste zu gehen — ein Schauspiel, wie es großartiger nicht zu denken. Die letzten warmen Blicke und Grüße der scheidenden Königin des Tages hüllen die Insel in Purpurduft und überhauchen die grausam zerrissene Wetterseite mit überirdischem Glanz, wie um durch einen Traum und eine Ahnung künftiger Verklärung sie zu entschädigen für alle die Unbilden und Wunden, welche Meer und Sturm ihr zugefügt haben. Tiefer und tiefer senkt sich die Sonne herab auf die noch immer nicht zur Ruhe gekommene See, und in dem Augenblick, wo Sonne und Meer sich berühren und umarmen, ist es, als ob die schäumenden

Wogen am äußersten Horizont jauchzend in die Feuersgluth hineinstürzten und hineinbrandeten; sie werden selbst zu Feuerflammen und wandeln in Feuerflammen alle Wellen, denen sie begegnen, wie wenn durch elektrischen Strom tausend und tausend Lichter auf einmal entzündet werden. Und nun wogt und wallt es heran gegen die Insel wie eine unabsehbare Lichterprozession, wie ein festlicher Fackelzug. Ein unbeschreiblich feierlicher Augenblick. Da erscheint die Insel so recht wie ein aus dem heiligen Meer sich erhebender Bergaltar der Natur, welcher die Menschheit an die Gottheit gemahnt und zur Huldigung und Anbetung auf die Kniee zwingt. Da versteht man auch den Namen Helgoland d. i. Heiligland. So wird erstmals gegen Ende des elften Jahrhunderts (von Adam von Bremen) uns der Name erklärt, mit der Beifügung, daß diese Insel allen Schiffern und selbst den Seeräubern ehrwürdig gewesen sei. Schon im siebenten Jahrhundert trägt sie den Namen Fosetesland, weil dem Friesengott Fosetes geweiht; ja vielleicht fanden schon die Römer auf dieser Insel ein Heiligthum der Göttin Hertha, falls nicht die Stelle bei Tacitus (German. c. 40) von einer Insel des Oceans mit heiligem Hain vielmehr auf die Insel Rügen zu beziehen ist. Soviel ist sicher, daß Helgoland schon in grauer Vorzeit eine heilige Cultstätte war. Die Lage der Insel, ihre Meereinsamkeit und völlige Weltabgeschiedenheit, ihre Form und Gestalt, welche sie wirklich wie einen von der Natur selbst errichteten Opferstein und Hochaltar erscheinen läßt, das weihte sie zu heiligem Land, zu welchem man von weitem Umkreis her zu Schiff wallfahrte, auf welches mit Ehrfurcht die Blicke der Seeleute gerichtet waren, nach welchem sehnsüchtig und hilfesuchend das Auge der vom Meersturm Gehetzten und Verschlagenen ausspähte.

Wie jetzt in der Abenddämmerung die Umrisse der Insel verschwimmen, so schlummert sie als Götterinsel, von geheimnißvollen Schauern umwoben, im Ocean der Urzeit und

Vorzeit. Erst verhältnißmäßig spät blitzt auf sie das Licht bestimmter historischer Nachrichten und nur vorübergehend branden die Wogen der Weltgeschichte an ihr empor. Die Gletscherzeit ließ ihre Visitenkarte auf ihr zurück in der Form großer erratischer Blöcke. Daß sie schon in der Steinzeit bewohnt war, dafür sind stumme Zeugen die Leichname, welche in den Hünengräbern auf dem Oberland gefunden wurden, wohlausgerüstet mit Pfeilspitzen und Beilen aus Stein. Wann der erste Strahl des Christenthums die Stirne der Götzendienerin traf, das berichtet uns Karls des Großen gelehrter Freund und Berather Alkuin in seiner Lebensbeschreibung des hl Willibrord, des Apostels der Friesen. Vom Frankenkönig Pipin von Heristal 689 auf's Haupt geschlagen, hatte der Friesenkönig Ratbod sich in die Naturfestung seines Reiches, nach Helgoland geflüchtet. Gegen Ende des Jahrhunderts war durch einen jener Zufälle, durch eines jener Mißgeschicke, welche in Wahrheit Fügungen göttlicher Weisheit und Barmherzigkeit sind, der Missionär Willibrord auf der Rückfahrt von Dänemark durch einen Sturm hieher verschlagen worden. Wie sein Fuß die Insel betritt, wallt in ihm auf der apostolische Feuereifer, und Leben und Blut setzt er entschlossen ein, um diesen Meeresaltar vom Götzengreuel zu säubern und dem allein wahren Gott zu weihen. Er nimmt den Kampf auf gegen den Inselgötzen Fosetes, stürzt sich bei einem Volksfest unerschrocken unter die Heiden, zerstört ihre Idole, predigt den christlichen Glauben und tauft drei Friesen in der Sapskuhle — Helgolands erste Christen Von Ueberraschung und Schauer gebannt hatten die Heiden das geschehen lassen; aber nun erwacht der götzendienerische Fanatismus. Die heilige Insel ist geschändet, heißt es, der heilige Quell verunreinigt; der Fremdling muß sterben; die beleidigte Gottheit selbst soll ihm das Urtheil sprechen. Dreimal wird das Loos über ihn geworfen, aber dreimal entscheidet es zum Erstaunen und Entsetzen der Heiden zu seinen Gunsten. Da wagen

sie nicht mehr, Hand an ihn zu legen; sie nöthigen ihn, schleunigst die Insel zu verlassen, aber einen seiner Gefährten schlachteten sie ihrem Wahn. Märtyrerblut befruchtet den ersten Samen des Christenthums, der in den Boden des Heiliglandes gelegt worden. Aber erst ein Jahrhundert später geht er auf zu reicher Ernte. Der heil. Liudger (Ludger c. 744—809), Missionär des Frieslandes und später Bischof von Münster (damals noch Mimigarnaford, vom 11. Jahrhundert an nach dem von Liudger dort gegründeten monasterium Münster genannt) kommt ca. 780 nach Helgoland, zerstört das Heiligthum des Fosetes und tauft die Einwohner. So berichtet Bischof Altfrid von Münster, der Neffe und Biograph des hl. Liudger (gest. 849). Nun bleibt die Insel drei Jahrhunderte wie verschollen; sie muß um die Mitte des elften Jahrhunderts gleichsam neu entdeckt werden. Zu dieser Zeit kommt Bischof Eilbert auf der Flucht vor Seeräubern hieher und er festigt und fördert das christliche Leben durch Gründung eines Klosters. Dies berichtet uns Adam von Bremen, der am Ende des elften Jahrhunderts eine Kirchengeschichte oder eine Geschichte der Bischöfe von Hamburg und Bremen schrieb und in dieser auch erstmals eine genaue Beschreibung der Insel Helgoland gibt.

Als Herren der Insel erscheinen um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Dänen, von 1470 an fast ununterbrochen bis 1714 die Herzoge von Schleswig, welche die Einwohner auch der Reformation zuführten; 1714 erscheint die dänische Flotte vor der Insel; sie pflanzt ihre Geschosse auf dem Steinwall auf, welcher einst Insel und Strand verband, eröffnet das Bombardement und erobert das Land. Die Dänen bleiben im Besitz von Helgoland bis 1807, wo die englische Flotte sie ohne Kampf occupirt; 1808 etablirte sich hier ein ungeheuerer Schmuggelhandel mit englischen Waaren in Folge der von Napoleon I. über England verhängten Continentalsperre; er überschüttete die Insel mit Reichthümern; aber der kurzen Glanzperiode folgte

eine große Verarmung, bis 1826 durch die Eröffnung des Seebades eine neue Einkommensquelle erschlossen und ein Zug erholungs- und kräftigungsbedürftiger Opfer unseres nervösen, hypercivilisirten Zeitalters hieher geleitet wurde, der in steter Zunahme begriffen ist. Im Jahre 1848 empfing in der Nähe Helgolands die deutsche Flotte ihre Feuertaufe in dem Seekampf des deutschen Bundes gegen die Dänen und 1864 erzitterte die Insel abermals bis in ihre Grundvesten vom Donner der Kanonen, als die deutsche und österreichische Marine die Seemacht Dänemarks kampfuntüchtig machte und in die Flucht jagte. Der 9. August 1890 besiegelte voraussichtlich auf Jahrhunderte das Geschick Helgolands. England trat die im Herzensgrund immer deutsch gebliebene Insel an Deutschland ab. Als Kaiser Wilhelm II. am 10. August den Boden der Insel betrat und feierlich Besitz von ihr ergriff, da mag sein Herz stärker gepocht haben in Hochgefühl und in Sorge; in berechtigtem Hochgefühl, daß er diese merkwürdige meerumschlossene Insel in den Kranz der deutschen Lande, daß er diesen in breiten Smaragdreif gefaßten Rubin in die deutsche Kaiserkrone einfügen konnte; in begreiflicher Sorge, ob das, was England gab, ein Aequivalent sei für das, was es empfing, in Sorge, wie die Zukunft dieses meerbedrohten Landes sichergestellt werden könnte. „Insel der Sorgen" — dieser Name Irlands paßt fürwahr auch für Helgoland.

Die Insel der Sorgen. Daß Helgoland langsam aber unaufhaltsam dem völligen Untergang entgegengeht, unentrinnbar dem Meer zur Beute fällt, dieser Einsicht kann man schon nach oberflächlicher Betrachtung der Insel sich nicht mehr verschließen. Um mehr Klarheit über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des Eilandes zu gewinnen, sind drei Ausflüge nöthig: ein Fußmarsch über den am Fuß der Ostseite sich hinziehenden Vorstrand, nicht gerade angenehm wegen des Steingerölls, wegen der übelriechenden Schutt-ergießungen vom Oberland herab und der Auswürfe des

Meeres, namentlich des klebrigen Seetanges; dann eine Bootfahrt um die Westseite und die Nordspitze, und endlich eine Segelfahrt hinüber auf die Düne. Von diesen verschiedenen Stand- und Gesichtspunkten aus ergibt sich allmählig ein klares Bild voll Großartigkeit und Romantik, aber doch mehr erschreckend als lieblich.

In der Ebbe sehen wir die Insel rings umstarrt von Klippen und Felszacken. Sie bilden einen nützlichen Staketenzaun um dieselbe und sind gute Wogenbrecher, so gefährlich sie den Schiffen werden können. Aber sie erinnern auch an die ungeheuren Verluste, welche die Insel im Lauf der Jahrhunderte erlitten, an die schrecklichen Tribute, welche sie Jahr für Jahr ihrer strengen Herrin, der See, zu leisten hat. Bei klarem Himmel und ruhiger See mag es wohl scheinen, als wäre die Insel das geliebte Schoßkind der Mutter See, auf weichen Armen von ihr gewiegt; aber an stürmischen Tagen sieht man, daß dies Zusammenleben durchaus nicht so friedlich ist, daß die Grausamkeit und wilde Zerstörungslust des Meeres der Insel hart zusetzt und diesem exponirten Stückchen Festland den Untergang geschworen hat. Die Insel hat einen viel zu zarten Organismus und ein zu weiches Gemüth, als daß sie auf diesem schrecklich ausgesetzten Posten sich siegreich behaupten könnte. Sie hat keine granitene Felsbrust, an welcher die Macht der Stürme und Wogen sich brechen würde. Der weiche Thonfelsen ist weder den Angriffen des Meeres von unten, noch den verwitternden Einflüssen von oben gewachsen, weder dem anschmeichelnden und doch verrätherisch an den Fundamenten nagenden und wühlenden Spiel der Wellen, noch dem wilden Ansturm der sturmgepeitschten See, noch den Niederschlägen des Regens und den Sprengminen des Frostes. Umwandert man die obere Kante, so sieht man allenthalben bedenkliche Risse im Boden; sie bezeichnen die Bodenschichten, welche bereits durch Regen und Eis vom Körper der Insel abgelöst sind und in naher Zeit abstürzen und das Terrain wieder um manchen

Meter schmälern werden. Besonders rasch geht diese Abbröckelung von oben herab vor sich an der Ostseite, weil gegen Osten die Oberfläche sich senkt und die Regengüsse und Grundwasser sich stauen. Das Zerstörungswerk der Wellen aber führt in seiner ganzen Schrecklichkeit die Westseite und die besonders bedrohte Nord- und Südspitze des Inseldreiecks vor Augen. Schroff und jäh fällt hier der Felsen ab, aber nicht als glatte Wand wie auf der Ostseite, sondern ganz zerklüftet, zerrissen, tief eingebuchtet, durchlöchert von Grotten, Höhlen, Thoren, welche das Wasser gebohrt hat. Einzelne Felsnadeln stehen ganz isolirt von der Insel, wie Schildwachen, wie versteinerte Riesen der Vorzeit; so an der Nordspitze der Nathurn oder Hengst, an der Südspitze der Mönch oder Nei-Stack.

Hier kann man die ganze Taktik, die sozusagen systematische Angriffsweise des Meeres genau verfolgen. Anbrandend bei jeder Fluth, anbrausend im Sturm suchen die Wasser die schwachen Punkte am Felskörper, bohren sich hier ein, tiefer und tiefer, brechen ein Loch, weiten es zur Höhle aus, graben die Höhle auch auf der andern Seite durch, daß ein Felsentunnel, ein Felsenthor entsteht, bringen schließlich das Gewölbe des Tunnels zum Einsturz, so daß nur der äußere Pfeiler stehen bleibt, isolirt vom Mutterland; dann nagen sie so lang mit scharfen Zähnen am Piedestal dieses Felspfeilers, bis er wankt und in Trümmer stürzt. Und das sind Arbeiten, zu welchen das Meer keine Jahrhunderte, bloß Jahre braucht. Jedes Jahr, jeder bedeutende Seesturm verändert das Bild dieser Westseite. Man hat ausgerechnet, daß in 44 Jahren neun Felspfeiler und zwei Felsenthore eingestürzt sind. In den 32 Jahren von 1855—1887 hat der Körper der Insel um 22.100 Quadratmeter abgenommen; der jährliche Verlust beträgt etwa 690 Quadratmeter. Das sind Anhaltspunkte, nach welchen mit annähernder Sicherheit der Insel Helgoland das Horoskop gestellt und ihre Lebensdauer berechnet werden kann. Voraus-

gesetzt, daß die Zerstörung ganz in gleicher Weise fortschreitet wie bisher, wird in 6—700 Jahren die Insel verschwunden sein und werden die Wellen des Oceans über die Stätte hinrauschen, wo einst Helgoland war. Aber diese Berechnung und jene Voraussetzung wird wohl noch viel zu optimistisch sein; denn sicher wird der Zerstörungsproceß in dem Maße sein Tempo beschleunigen, in welchem der Körper der Insel zusammenschrumpft und an Widerstandskraft verliert, ganz abgesehen davon, daß außerordentliche Stürme und Hochfluthen in wenigen Stunden die Vernichtungsarbeit von Jahrzehnten besorgen können.

(Schluß folgt.)

II.

Vorgang und Nachfolge in der Politik des 19. Jahrhunderts.

„Mangel an Initiative" ist ein Vorwurf, den in den letzten Jahren die bayerische Regierung öfters zu hören bekam. Sie habe sich, hieß es, Jahre lang gesträubt, oft und lange begehrte sociale Aenderungen, namentlich in landwirthschaftlicher Hinsicht, anzufassen und als sie sich endlich durch die immer lauter werdenden Nothrufe vorwärts drängen ließ, mache ihre Thätigkeit immer noch den Eindruck des Unfreiwilligen und Halben, sie lasse sich zu allem drängen, man müsse ihr alles abnöthigen. Man weist hin auf das Heimatgesetz, das den Landgemeinden immer noch ungeheuere Lasten auflabet, die anderwärts schon längst abgewälzt sind, ohne

daß es die Landflucht hindern würde. Am leichtesten war die Regierung noch zu haben für das landwirthschaftliche Versicherungswesen; der Gebäudeversicherung und der vielgelobten Hagelversicherung folgt jetzt die Viehversicherung und über kurz oder lang wird auch die Mobiliarbrandversicherung nachfolgen. Seit Bismarck, oder richtiger gesagt, seit Napoleon III. leben wir ja in dem Zeitalter der Versicherungen, das Versicherungswesen thut der herrschenden Kapitalwirthschaft nicht zu wehe, paßt sich ihr leicht an und dient sogar zu ihrer Erhaltung, hat aber doch einen socialen Anstrich. An zwei weitere sociale Maßregeln, die in Preußen seit einiger Zeit durchgeführt sind, ohne daß die Kapitalwirthschaft darüber zu Grunde ging, nämlich die progressive Einkommensteuer und eine Centralanstalt für den landwirthschaftlichen Credit ging endlich die Regierung auch, aber immer mit großen Reserven. Den Hypothekencredit will man einer Genossenschaft mit Staatsaufsicht überlassen und an Stelle des ersteren nur eine stärkere Progression der Gewerbe- und Kapitalsteuer ins Auge fassen: die allgemeine Einkommensteuer bringe, sagt man, der überwiegenden landwirthschaftlichen Bevölkerung keine Erleichterung, das landwirthschaftliche Einkommen lasse sich überhaupt schwer oder gar nicht sicher feststellen, was allerdings nicht ganz unrichtig ist.

Aus allem gewinnt man den Eindruck, daß die bayerische Regierung nicht mehr auf jener Höhe steht, wie z. B. in den fünfziger Jahren, wo Bayern die deutschen Staaten am Bundestage zu überflügeln suchte durch volksthümliche Anträge: Anträge auf ein Handelsgesetzbuch, Heimatsrecht, Einheit von Münze, Maß, Gewicht, Regelung der Auswanderung. Damals wurde auch eine Reihe von Verwaltungsgesetzen geschaffen, die noch immer als musterhaft gelten. Davon ist keine Rede mehr, im Gegentheil scheint nicht nur Preußen und Oesterreich, sondern auch kleinere deutsche Staaten Bayern in manchen Punkten der socialen Gesetz-

gebung überlegen zu sein. Allerdings fehlt auch jenen Staaten doch die eigentliche schöpferische Originalität.

Auch ihnen kann der Vorwurf frischer, muthiger und vertrauensvoller Initiative nicht ganz erspart werden. Man mag ein noch so begeisterter Deutscher, ein noch so warmer Patriot sein, aber ein weiter Blick, historische Kenntniß und unaufhörliche Beobachtung fremden Staatslebens lehren doch, daß die conservativen deutschen Regierungen in der Politik nur langsam neuen Ideen sich erschließen. Der Vortheil der Stetigkeit, Ruhe und Vorsicht, die unseren monarchischen Staaten eigen ist, ist gewiß viel werth; das parlamentarische Leben in Frankreich, Belgien und England hat wenig Verlockendes. Aber neue Gedanken kommen viel leichter hier zum Durchbruch und zur Geltung; ich erinnere nur an einige Fälle aus letzter Zeit: die bedingte Begnadigung, das Gesetz gegen unlautern Wettbewerb, das Proportionalwahlsystem wurde zuerst von parlamentarischen Regierungen eingeführt. Aber selbst beim entgegengesetzten Regierungssystem, in absoluten Monarchien ist es, zumal wenn ein kräftiger, genialer Fürst in ihrem Besitze ist, leichter neuen Ideen zum Durchbruch zu verhelfen und eine gleichmäßige einheitliche Gesetzgebung ins Leben zu rufen, als in constitutionellen Staaten. In diesen Staaten hemmen sich die zwei oder drei Faktoren der Gesetzgebung nur allzusehr und bringen oft ein Flickwerk zu Tage. Der conservative Standpunkt, den die Regierungen und die Beamten einnehmen und als Hüter des bestehenden Rechtes und römischgeschulte Juristen einnehmen müssen, macht sie bedenklich gegen alle kühneren Zeitgedanken und socialen Aenderungen. Daher werden die Staatsmänner zu Verwaltungsbeamten, aber wie Graf Preysing kürzlich bei Berathung der „lex Fuchsmühl", des neuen Forstgesetzantrages sagte: „Verwalten ist nicht regieren". Wie ganz anders lautete die Devise Napoleons III.: „Regieren heißt voraussehen".

Die Geschichte des 19. Jahrhunderts lehrt uns — und

das ist es eigentlich, worauf ich die Aufmerksamkeit der Leser kurz hinlenken möchte, — daß der Anstoß zu allen wichtigen Reformen von Frankreich und England ausging.

1. Den obigen Satz kann ich hier nicht ausführlich beweisen, sonst müßte ich eine ganze Geschichte der Stände- und Verfassungskämpfe, des constitutionellen und parlamentarischen Systems geben, ich müßte erzählen, wie namentlich unter dem Einflusse der französischen Revolution die Vorrechte der zwei ersten Stände, die klerikalen und feudalen Privilegien abgeschafft, wie die Gebundenheit des Ackerbaues und Gewerbes und der Unterschied zwischen Stadt und Land aufgehoben wurde; es müßte die Abschaffung der gutsherrlichen Rechte, der gutsherrlichen Polizei und Gerichtsbarkeit, die Ablösung der Feudallasten, die Zerstörung der städtischen Zünfte und Bannrechte und die Beseitigung der städtischen Accise ins Einzelne verfolgt werden. Bis 1848 steht die europäische Geschichte unter dem Einflusse der französischen Revolution, die selbst wieder, wie bekannt, in ihrem besseren und bleibenden Theile auf englische Anregungen zurückgeht. Ja noch weiter, eigentlich bis heute reicht jener Einfluß. Noch sind es keine zwanzig Jahre, daß wir das Standesamt und die (leidige!) Civilehe haben — Ungarn hat es erst voriges Jahr eingeführt — und eben liegt die verspätete Nachfrucht des Code Napoleon auf dem Tische des Reichstages. Man hat allerdings schon zur Zeit Napoleons an ein bürgerliches Gesetzbuch gedacht, aber die historische Rechtsschule trat der Idee entgegen, Savigny leugnete in einer berühmten Schrift 1814 den Beruf der Zeit zur Gesetzgebung und verwies auf den Weg allmähliger Reformen. Man setzte das historische Recht dem neufranzösischen Vernunftrecht entgegen und dachte an eine langsame Um- und Weiterbildung des Ueberlieferten. Doch hat man sich auch in conservativen Kreisen von der Einseitigkeit dieser historischen Auffassung entfernt, man konnte

nicht verkennen, daß die Schwärmerei der Rheinländer für den Code Napoleon doch keine blinde und grundlose sei, man hat an praktischen Beispielen die Möglichkeit organischer Gesetzgebungen erkannt.

Mannigfaltig sind die Anregungen, die vom napoleonischen Verwaltungs- und Regierungssystem ausgingen; nicht blos das Heerwesen und die Kirchenpolitik, sondern auch die napoleonische Centralisirung der Finanzen (Rechnungshof) und der ganzen Verwaltung fand Nachahmung. Die rationelle Unterscheidung der Ministerien nach den Geschäftskreisen, die Ersetzung der Provinzial- durch Fachminister, die Verschmelzung des Krongutes mit dem Staatsgute, der Staatsrath und die Trennung von Justiz und Verwaltung ging auf das französische Beispiel zurück. In ihrer Kirchenpolitik ahmten die Rheinbundfürsten ebenso sehr Napoleon I., wie Joseph II. nach, ließen sich beeinflussen durch das dort herrschende Mißtrauen gegen kirchliche wie politische Vereins- und Versammlungsfreiheit, nahmen aber auch die Confordatspolitik herüber, wodurch sie unfreiwillig Förderer des päpstlichen Primates und des sogenannten Ultramontanismus wurden. Die napoleonische Präfektenwirthschaft mit Bezirks- und Generalräthen blieb nicht ohne Einfluß auf die Kreis- und Bezirksverwaltung, nur daß man sie meistens collegial zu gestalten und den militärischen Charakter etwas abzustreifen suchte. Dies läßt sich besonders in Bayern beobachten, wo außer den französischen Neigungen der Zeit Montgelas das Beispiel der eine Zeit lange französischen Rheinpfalz zu großer Bedeutung gelangte: die Land- und Bezirksräthe wurden direkt aus der Pfalz entlehnt (1827). In dieses System gehört auch die Bevormundung der Gemeinden, die bis heute ein sehr geringes Leben entwickeln, wenn auch die Zeit vorüber ist, wo der Bürgermeister Gehilfe des Gensdarmen war. Nur die größeren Städte genießen eine Autonomie, die selbst nicht überall da zu finden ist, wo man sich mehr an das englische

Muster der Selbstverwaltung hielt (z. B. in Württemberg). Die ehemaligen Reichsstädte[1]) durften 1849 ff. die Polizeigewalt behalten, die man den reichsunmittelbaren Standesherren abnahm, — soweit ging die Rücksicht auf den bürgerlichen Liberalismus — und daher sind die Bürgermeister dieser Städte heute noch Amtmänner für ihren Bezirk. Dagegen fehlen auf dem Lande den Gemeinden nur allzusehr die polizeilichen Befugnisse und gar gering sind die Grenzen der Selbstverwaltung.

Die Berufsverwaltung hat gewiß ihre hohen Vorzüge: Pünktlichkeit, Gleichmäßigkeit und Tüchtigkeit, aber es gilt mit ihren Vorzügen die Vortheile der Selbstverwaltung zu verbinden. Wo das Recht des Mitberathers fehlt, ist auch das Pflichtbewußtsein geringer, die Freiheit weckt die Selbstthätigkeit und Opferwilligkeit oft besser, als der Zwang. Einer der wichtigsten Punkte der Verwaltung, das Weg- und Straßenwesen, gedeiht nirgends ohne Eingriffe von oben und es ist und wäre Thorheit, sie dem guten Willen der Betheiligten zu überlassen, wie im Mittelalter. Aber ein großes Stück Wahrheit liegt in dem Satze Treitschke's, den er über das Straßenwesen des zweiten Kaiserreichs niederschreibt: „Wenn das System der Vicinalwege sich nicht entwickeln wollte, so lag die Schuld an der bureaukratischen Verwaltung. Nur selbständige Gemeinden schaffen Vicinalwege; deßgleichen nur selbständige Gemeinden und Kreisverbände gewähren Abhilfe für den Mißstand, daß der Bauernbursch die elementaren Begriffe der Theorie seines Gewerbes niemals kennen lernt." Nicht weniger wichtig aber ist ein anderer Punkt: die Polizei. Es klingt zwar unglaublich und paradox, aber mannigfache Erfahrung bestätigt es, daß die Polizei in Ländern des Selfgovernment besser ist, als in bureaukratischen. Wenn vollends häufige Wahlen und sonstige Abhängigkeit von den Gemeindegenossen den Ortsvorsteher

1) Im Kreis Schwaben z. B. Dillingen, Donauwörth, Günzburg, Kaufbeuren, Kempten, Memmingen, Nördlingen, Neuburg.

zwingen, nach Popularität zu streben, dann ist es in den meisten Fällen um seine Autorität geschehen und die Leute treiben, was sie mögen, schießen, wenn sie Lust haben, treiben Unfug, andern zum Aerger, übertreten die Polizeistunde, — denn die Gensdarmerie ist ferne und noch ferner das Bezirksamt.

An das englische Muster schloß sich frühzeitig Preußen an: Stein's Städteordnung gab den ersten Anstoß, in Stein's Sinne wäre auch schon die ländliche Selbstverwaltung gelegen gewesen, aber der Feudalismus verhinderte das und erst 1872 wurde das gutsherrliche Uebergewicht gebrochen. Stein hatte in Westfalen den Werth und die den Gemeinsinn bildende Kraft eines freien Gemeindelebens in der Nähe kennen gelernt, aber auch deutlich an England gedacht.

2. England stand in eigenthümlicher Wechselwirkung mit der europäischen Politik, seine parlamentarische Verfassung hatte lange, ehe man auf den Unterbau der englischen Freiheit, das Verwaltungswesen aufmerksam wurde, den Neid der Völker erregt und die französische Revolution mächtig beeinflußt. Freilich das Parlament war beherrscht vom Geburts- und Geldadel, und was nicht zur Hochkirche gehörte, war einflußlos; erst unter dem Gewichte der französischen Entwicklung wurden die Kastenvorrechte gebrochen (Parlamentsreform, Katholikenemancipation). Auch die englische Selbstverwaltung, dieses ehrwürdige Vermächtniß des Mittelalters, blieb hinter den festländischen Zuständen und den erhöhten Anforderungen der Gegenwart (im Schul-, Straßen-, Beleuchtungs-, Gesundheitswesen u. s. f.) allmählich zurück und offenbarte viele Mängel, Sachunkenntniß, Ungeschicklichkeit, Eigennutz und Scheu vor gemeinnützigen Opfern. Daher hat man schon seit 1888 begonnen, sich dem System der Berufsverwaltung zu nähern und die Friedensrichter zu beseitigen. Dagegen steht uns England immer noch voran an allen freiheitlichen Einrichtungen: es besteht dort eine Freizügigkeit und eine Versammlungs- und Vereinsfreiheit,

aber auch ein Verständniß des Volkes für die Vortheile der Genossenschaft, wovon bei uns nur leichte Spuren zu finden sind. Der Unterstützungswohnsitz wird nach kürzester Frist (unter günstigen Bedingungen schon nach 40 Tagen) erworben; ein Gesetz, das zwar das Land entvölkert, aber auch entlastet und die großen englischen Industriestädte geschaffen hat. Durch ihre Genossenschaften und Vereine haben sich die Arbeiter Bedingungen erzwungen, hinter denen man bei uns noch weit zurück ist, und haben jene Versicherungen selbst durchgeführt, die bei uns der Staat mühsam erzwingen muß.

3. Der deutsche Versicherungsgedanke geht über Bismarck bis zu Napoleon III. hinauf. Napoleon III. hat in England lange politische Studien machen können, er hatte hier die Bedürfnisse des vierten Standes, der Bauern und Arbeiter, kennen gelernt, jenes Standes, dem er nachmals seine Erhebung auf den Thron verdankte; denn daß das zweite Kaiserthum seine Entstehung dem Bauern und Arbeiter verdankte, darüber besteht kein Zweifel. Schon die Thatsache, daß das allgemeine direkte Wahlrecht, welches die Revolution von 1848 erstritt, das Kaiserreich schuf, ist bezeichnend genug, dieses Wahlrecht sicherte das Uebergewicht der Bauern und Arbeiter. Als Bismarck jenes Wahlrecht dem deutschen Volke schenkte, dachte er nur an den einen Erfolg, an die mächtige Stütze der centralen Einheit und die Pflege des Reichsgedankens, nicht an den Einfluß, den der vierte Stand dadurch erringt. Die Verhältnisse lagen ja anfangs auch ganz anders, als in Frankreich, aber mehr und mehr drängt die Entwicklung auf das nämliche Ergebniß hin, und die letzte Entscheidung wird beim Bauern und Arbeiter liegen. Das sehen die Gegner schon lange und sprechen schon heute immer von dem ultramontan-socialdemokratischen Reichstag.

In richtiger Erkenntniß des Ursprungs und der Grundlage seiner Macht that Napoleon für den vierten Stand,

was er thun konnte unter der übermächtigen Herrschaft der Kapitalwirthschaft. Die consequente Entwicklung des Kapitalismus war nicht aufzuhalten, so wenig wie das französische Centralisirungssystem zu durchbrechen war, im Gegentheil wurde beides durch Napoleon noch gefördert. Selbst die socialpolitischen Maßregeln trugen dazu bei, wie wir gleich sehen werden.

Die Landwirthschaft suchte Napoleon zu heben durch Landescultur (Entsumpfung, Urbarmachung), Gründung von landwirthschaftlichen Vereinen und Förderung des Bodencredites. Die hiefür geschaffene Anstalt diente freilich mehr dem städtischen Bodencredit und zog die Kapitalien des Landes nach Paris. Bei uns hat man erst in jüngster Zeit die Entsumpfung, Drainirung und Urbarmachung von Staatswegen in Angriff genommen und dazu technische und finanzielle Hilfe bereit gestellt, das geschah in Frankreich schon vor 40 Jahren. In der Gascogne z. B. wurden die Dünen in der Ausdehnung von 270000 ha urbar gemacht und die Sümpfe der Sologne trocken gelegt. Die Viehzucht, vor allem die Pferdezucht, wurde verbessert und die Wiederbewaldung des Landes begonnen.

Nicht geringer war die Sorge für den Arbeiter: schon 1850 wurden Krankenkassen und Altersrentenkassen gegründet, Napoleon hätte auch die Zwangsversicherung durchgeführt, wenn nicht der Krieg von 1870 dazwischen gekommen wäre [1]) Um eine größere Gleichmäßigkeit der Brotpreise zu erzwingen, wurde 1854 die Bäckereikasse gegründet, in welche die Bäcker, wenn die Getreidepreise niedrig standen, für jedes Kilogramm Getreide eine Centime einschießen mußten, um aus demselben Zuschüsse zu empfangen, sobald der Preis des Brotes hinter dem gesetzlichen Maximum von 50 Centimes für das Kilogramm zurückblieb. Eine Menge von Wohlthätigkeitsanstalten,

1) Sparkassen hatte schon die Julimonarchie eingeführt. Treitschke nannte noch 1871 die Versicherungsidee „rein socialistisch" (Aufsätze III, 336).

aber auch ein Verständniß des Volkes für die Vortheile der Genossenschaft, wovon bei uns nur leichte Spuren zu finden sind. Der Unterstützungswohnsitz wird nach kürzester Frist (unter günstigen Bedingungen schon nach 40 Tagen) erworben; ein Gesetz, das zwar das Land entvölkert, aber auch entlastet und die großen englischen Industriestädte geschaffen hat. Durch ihre Genossenschaften und Vereine haben sich die Arbeiter Bedingungen erzwungen, hinter denen man bei uns noch weit zurück ist, und haben jene Versicherungen selbst durchgeführt, die bei uns der Staat mühsam erzwingen muß.

3. Der deutsche Versicherungsgedanke geht über Bismarck bis zu Napoleon III. hinauf. Napoleon III. hat in England lange politische Studien machen können, er hatte hier die Bedürfnisse des vierten Standes, der Bauern und Arbeiter, kennen gelernt, jenes Standes, dem er nachmals seine Erhebung auf den Thron verdankte; denn daß das zweite Kaiserthum seine Entstehung dem Bauern und Arbeiter verdankte, darüber besteht kein Zweifel. Schon die Thatsache, daß das allgemeine direkte Wahlrecht, welches die Revolution von 1848 erstritt, das Kaiserreich schuf, ist bezeichnend genug, dieses Wahlrecht sicherte das Uebergewicht der Bauern und Arbeiter. Als Bismarck jenes Wahlrecht dem deutschen Volke schenkte, dachte er nur an den einen Erfolg, an die mächtige Stütze der centralen Einheit und die Pflege des Reichsgedankens, nicht an den Einfluß, den der vierte Stand dadurch erringt. Die Verhältnisse lagen ja anfangs auch ganz anders, als in Frankreich, aber mehr und mehr drängt die Entwicklung auf das nämliche Ergebniß hin, und die letzte Entscheidung wird beim Bauern und Arbeiter liegen. Das sehen die Gegner schon lange und sprechen schon heute immer von dem ultramontan-socialdemokratischen Reichstag.

In richtiger Erkenntniß des Ursprungs und der Grundlage seiner Macht that Napoleon für den vierten Stand,

was er thun konnte unter der übermächtigen Herrschaft der Kapitalwirthschaft. Die consequente Entwicklung des Kapitalismus war nicht aufzuhalten, so wenig wie das französische Centralisirungssystem zu durchbrechen war, im Gegentheil wurde beides durch Napoleon noch gefördert. Selbst die socialpolitischen Maßregeln trugen dazu bei, wie wir gleich sehen werden.

Die Landwirthschaft suchte Napoleon zu heben durch Landescultur (Entsumpfung, Urbarmachung), Gründung von landwirthschaftlichen Vereinen und Förderung des Bodencredites. Die hiefür geschaffene Anstalt diente freilich mehr dem städtischen Bodencredit und zog die Kapitalien des Landes nach Paris. Bei uns hat man erst in jüngster Zeit die Entsumpfung, Drainirung und Urbarmachung von Staatswegen in Angriff genommen und dazu technische und finanzielle Hilfe bereit gestellt, das geschah in Frankreich schon vor 40 Jahren. In der Gascogne z. B. wurden die Dünen in der Ausdehnung von 270000 ha urbar gemacht und die Sümpfe der Sologne trocken gelegt. Die Viehzucht, vor allem die Pferdezucht, wurde verbessert und die Wiederbewaldung des Landes begonnen.

Nicht geringer war die Sorge für den Arbeiter: schon 1850 wurden Krankenkassen und Altersrentenkassen gegründet, Napoleon hätte auch die Zwangsversicherung durchgeführt, wenn nicht der Krieg von 1870 dazwischen gekommen wäre.[1]) Um eine größere Gleichmäßigkeit der Brotpreise zu erzwingen, wurde 1854 die Bäckereikasse gegründet, in welche die Bäcker, wenn die Getreidepreise niedrig standen, für jedes Kilogramm Getreide eine Centime einschießen mußten, um aus demselben Zuschüsse zu empfangen, sobald der Preis des Brotes hinter dem gesetzlichen Maximum von 50 Centimes für das Kilogramm zurückblieb. Eine Menge von Wohlthätigkeitsanstalten,

1) Sparkassen hatte schon die Julimonarchie eingeführt. Treitschke nannte noch 1871 die Versicherungsidee „rein socialistisch" (Aufsätze III, 336).

Krippen, Krankenhäuser, Volksbäder wurden gestiftet und für schöne Wohnungen und reinliche Straßen gesorgt. 1864 erhielten die Arbeiter die Vereinsfreiheit und dadurch die Möglichkeit, gemeinsam auf die Verbesserung ihrer Lohnverhältnisse einzuwirken.

Fast alle napoleonischen Maßregeln der Socialpolitik waren geeignet, die Macht des Staates immer mehr zu steigern und die consequente Entwicklung des Kapitalismus wenigstens nicht aufzuhalten. Gerade in dieser Zeit erreichte die Kapitalwirthschaft durch die gewaltige Steigerung industrieller Unternehmungen und der Verkehrsmittel die höchste Höhe und eine Regierung, die zuerst den Anschein hatte, eine Regierung des vierten Standes zu werden, wurde zuletzt zu einer so ausgeprägten Bourgeoisregierung, wie sie selbst die Ludwig Philipps nicht gewesen war.

Aber gerade diese Thatsache, daß Napoleons Socialpolitik weder der Bureaukratie noch der Bourgeoisie schadete, empfahl sie in den Augen Bismarcks, als ihn die Noth der Zeiten drängte, der socialen Frage näher zu treten. Die napoleonische Socialpolitik lebte auf und lebte weiter in den Bismarck'schen Versicherungsgesetzen, die in ihrer ersten Gestalt von Schäffle ausgearbeitet wurden; ja man könnte sogar von einer jüngsten Bewegung, von dem durch Bismarck begünstigten Kanitz'schen Antrag in der modificirten Form, in der er die Getreidepreise auf einer mittleren Höhe zu halten sucht, den Faden zu den Brotnormalpreisen Napoleons zurückverfolgen, die, nebenbei bemerkt, sich als undurchführbar erwiesen. Doch ist das überflüssig, es gibt noch Punkte genug, in denen sich Bismarck als willigen Nachahmer Napoleons herausstellt, vor allem dessen Freihandels- und Nationalitätspolitik.[1]) Es ist bekannt, daß Bismarck bis

1) F. Engels behauptet sogar, Bismarck habe gar keine eigenen politischen Ideen gehabt — er sei Louis Napoleon gewesen, übersetzt aus dem französischen Abenteurer in den preußischen Krautjunker und deutschen Corpsburschen (Neue Zeit, 1896, S. 713).

1878 gegen seine eigene Natur unter dem Banne der napoleonischen Freihandelsidee stand, bis endlich der nationale Egoismus durchbrach,[1]) und auch bei Cavour, dem dritten Genossen im Bunde, verband sich die Freihandelspolitik mit einer entschiedenen und rücksichtslosen Nationalitätstendenz. Der Absolutismus der Gewaltpolitik wurde durch einen liberalen Schein verdeckt bei allen diesen drei Männern, die ein seltenes Verständniß für einander besaßen. Es ist freilich oft schwer zu entscheiden, wer in diesem Triumvirate, das die Geschicke Europas seit 1860 entschied, der originellere, erfolgreichste und klügste war, aber sicher war Napoleon am reichsten an Ideen und Einfällen aller Art, und eine solche Fülle neuer Gedanken verdient nicht, so schmählich vergessen und todtgeschwiegen zu werden, wie es geschieht. Auf Cavour und Bismarck ruht ein blendender Glorienschein, keine Stadt Italiens und bald auch keine größere Stadt Deutschlands wird der Denkmäler oder Denkzeichen an jene Heroen des nationalen Egoismus entbehren, aber Napoleon wird ungerecht beschimpft, weil er unglücklich endigte. Daß jene beiden nur von ihm lernten und ihn nachahmten, wird viel zu wenig erwähnt. Freilich ist es, wie gesagt, nicht immer möglich, zu sagen, wer von den dreien jedesmal der originellere war, und die Priorität des Gedankens sicher festzustellen. So war Cavour wohl früher von den Vorzügen des Freihandels überzeugt und ergriff vor Napoleon die ersten Maßregeln, aber erfolgreich durchgeführt und die wichtigsten Handelsverträge abgeschlossen hat erst Napoleon. In der diplomatischen Klugheit, die Nationalitätstendenz zu verwerthen, erwies sich Cavour als Meister und ohne Zweifel hat Bismarck von ihm gelernt, aber an nationalem Schwung, an rücksichtsloser Geradheit und imponirender Stärke war ihm Bismarck überlegen. Beide, Cavour und Bismarck, wurden von Napoleon bis zu einem bestimmten Grade und

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter, Bd. 115, S. 441.

zu einer gewissen Grenzlinie unterstützt; ohne seine materielle Hilfe wäre nicht Solferino und ohne moralische Hilfe nicht Königgrätz möglich gewesen, aber er kehrte sich ab, sobald seine Günstlinge über das Maß hinaus wuchsen, das er ihnen zugedacht hatte. Er mochte dann wohl erschrecken über seine eigenen Schöpfungen und Geschöpfe, über die Macht der Ideen und der Geister, die er gerufen. Die Nationalitätsidee wuchs ihm über den Kopf, wie schon seinem Oheim dem ersten Napoleon, und vereitelte seinen Plan, Toskana, Luxemburg, Belgien u. a. französischer Herrschaft zu sichern und das alte napoleonische Weltreich wieder aufzurichten.

Wie Napoleon hat auch Bismarck geflissentlich die materiellen Interessen in den Vordergrund gestellt, um seiner Politik günstige Bedingungen zu schaffen. Napoleon wollte dadurch die Aufmerksamkeit des Volkes abziehen von den despotischen Formen, mit denen er zu regieren gezwungen war; Bismarck hat dadurch das Parteileben verwirrt und die Macht der alten Parteien geschwächt. Man hat ihn daher schon als den Urheber der heutigen Interessengegensätze bezeichnet, freilich nicht ganz mit Recht, denn sie wären wohl auch ohne ihn gekommen, aber auch nicht mit Unrecht, da er sie jedenfalls verschärft hat.

Mit der schöpferischen Originalität Bismarcks ist es also nicht so glänzend bestellt, wie seine begeisterten Anhänger es glauben machen. Als das napoleonische Vorbild erreicht war, war auch seine Fürsorge wenigstens auf socialpolitischem Gebiete erschöpft. Mit den Versicherungsgesetzen glaubte er an die Grenzen des Möglichen gekommen zu sein. Die sociale Reformthätigkeit wäre unter ihm schon längst eingeschlafen, wenn der junge Kaiser nicht freie Bahn geschaffen hätte. Der jetzige Kaiser zeigte anfangs eine Ueberfülle von Ideen, deren Durchführung ihm nicht rasch genug ging. Aber es scheint, daß auch über ihn bald eine gewisse

Ermattung kam, er beschränkt sich jetzt auf neue Heer- und Marineforderungen. Man erinnert sich unwillkürlich an seinen Großonkel, den geistreichen Friedrich Wilhelm IV., der in einer Fülle von Ideen schwelgte, aber nicht immer Ausdauer und Kraft besaß, dieselben bis zum Ende durchzuführen.

M., im März 1896. G.

III.

Aus dem Leben einer christlichen Heldin.[1]

Der Kampf um's Dasein, Enttäuschungen und Entbehrungen aller Art in der Jugendzeit stählen und kräftigen starke Charaktere, ertödten aber sehr häufig die sanfteren Regungen des Herzens und das natürliche Wohlwollen, das sich in einer sonnigen Jugend im Kreise liebender Eltern am schnellsten entwickelt. In wahrhaft edlen Naturen können frühe Sorgen und Mühen des Lebens das Mitgefühl und die Liebe zum Nächsten zeitweilig zurückdrängen, aber nicht schwächen; die Liebe und das Wohlwollen brechen hervor wie die Quelle, die sich durch Felsen hindurch einen Weg bricht. Dies war bei Dorothea Lynde Dix der Fall, die 1802 zu Hampden im Staate Maine geboren wurde.

Ihr Vater Joseph Dix hatte von Zeit zu Zeit Anfälle religiösen Fanatismus und schrieb eine Masse von Traktätchen,

---

1) Tiffany Fr., Life of Dorothea Lynde Dix. XIII, 392 p. Boston, Houghton Mifflin 1890. Die verschiedenen cyklopädischen Werke und Biographien widmen Miß Dix nur wenige Zeilen. In Appleton's „Biographical Dictionary" finden sich außerdem viele Unrichtigkeiten betreffs des Geburtsjahrs und anderer Einzelnheiten.

während er die Pflichten gegen seine Kinder vernachlässigte. Die kleine Dorothea mußte die Traktätchen zusammenkleben und zusammennähen, bis sie der langweiligen Arbeit müde zu ihrer Großmutter nach Boston entfloh. Das hohe Alter hatte die scharfen Kanten dieser strengen, gefühl-, phantasie- und herzlosen Dame nur noch mehr hervorgekehrt, so daß sie der nach Liebe verlangenden zwölfjährigen Enkelin statt des herzlichen Mitgefühls nur strengen Tadel bot. Gar manche bittere Thräne des Kindes fiel auf das Brod, das sie aß; es war jedoch nicht bloß die Strenge der Großmutter, welche dem Kinde so viel Schmerz verursachte, sondern noch mehr die hilflose Lage ihrer Familie.

Die Großmutter war wohlhabend, aber das Mädchen schämte sich, den Unterhalt, den es selbst durch Arbeit erwerben konnte, von der Großmutter zu erbitten; sie beschloß daher, obgleich sie erst 14 Jahre zählte, eine Mädchenschule zu eröffnen. Das schlanke, tieferniste Mädchen flößte ihren Schülerinnen großen Respekt ein, die nichts mehr fürchteten, als ihr zu mißfallen; trotz seiner Strenge übte das Mädchen schon jetzt einen fast magischen Einfluß auf die Schülerinnen. Die Schularbeit, das Studium, die Sorge für ihre Brüder, die mit ihr wohnten, die Pflege der kränklichen Großmutter legten dem Mädchen so viele und schwere Pflichten auf, daß es fast ein Wunder war, daß dasselbe unter der harten Last nicht zusammenbrach. Und doch fand Miß Dix schon frühe Zeit, an die Armen und Verlassenen zu denken, wie folgender Brief zeigt: „Meine liebe Großmutter! Hätte ich die glühende Beredsamkeit unseres Predigers, dann würde ich sie entfalten in Darlegung meiner Beweggründe, in der Aufzählung aller der Vortheile, welche den Armen, den Elenden, den Trägen und Unwissenden daraus erwachsen würden, daß Sie mir erlauben, das Zimmer neben der Scheune als Schulzimmer zu benützen. Sie haben Hannah More's Leben (eine irische Philanthropin) gelesen, Sie billigen ihre Bemühungen zu Gunsten der entarteten Armen Eng-

landes; warum wollen Sie mich, wenn es ohne große Kosten geschehen kann, einige der elenden Kinder Amerikas nicht von Schuld und Laster erretten lassen?“

Die beschwerlichen Schularbeiten und ihre zu große Energie untergruben Miß Dix Gesundheit und schon 1824 stellten sich Congestion der Lunge und Seitenschmerzen ein. Abspannung, Aufenthalt in einem wärmeren Klima gewährten Erleichterung; im Jahre 1836 waren die Symptome so gefährlich, daß die Aerzte eine Reise nach England vorschrieben. Krank kam Miß Dix in Liverpool an, glücklicherweise hatte sie von Dr. Channing eine Empfehlung an die Familie Rathbone erhalten, wo sie liebevolle Aufnahme und Pflege fand. Während ihres 18 monatlichen Aufenthaltes in dem Hause Rathbone's konnte sich Fräulein Dix frei entfalten und fand die Liebe und Aufmerksamkeit, die sie so gut würdigen konnte. Diese Zeit war eigentlich ihre einzige Ferienzeit, die glücklichste Periode ihres Lebens, zugleich eine Vorbereitung für ihre große Lebensaufgabe, die Erleichterung des Looses der Irrsinnigen.

Die Puritaner in ihrer furchtbaren Strenge hatten die Irrsinnigen entweder als vom Teufel besessene oder durch eigene Schuld zu moralischen Ungeheuern gewordene Menschen betrachtet und waren zur Ueberzeugung gelangt, daß dieselben dementsprechend behandelt werden sollten. Eiserne Käfige, Ketten, schlechte und spärliche Nahrung, Purgirmittel, Aderlassen — waren für die Irrsinnigen nach ihrer Ansicht höchst zweckdienlich. Auf die Rechte von Mitmenschen hatten sie überhaupt keinen Anspruch. Doch auch das puritanische Amerika konnte die menschenfreundliche Gesinnung, die ein Howard Wilberforce in England geweckt hatte, nicht ausschließen, auch in Amerika begann es zu tagen. Gott erwählte zu seinem Werkzeuge eine Dame, die zwar Beweise großer Willensstärke gegeben, die aber weder eine achtunggebietende Stellung, noch politischen Einfluß besaß.

Am Anfange des 19. Jahrhunderts gab es in den

Vereinigten Staaten nur vier Irrenhäuser: Philadelphia 1752, Williamsburg 1773, New-York 1791, Baltimore 1797. Diesen wurden das Maclean Irrenhaus Sommerville 1818, The Retreat in Hartford 1824 und eine weitere Anstalt in Worcester 1830 hinzugefügt. Im Jahre 1841 lernte Miß Dix zuerst den kläglichen Zustand des Armenhauses in Cambridge (Stadt in der Nähe Bostons) kennen und suchte von den Behörden eine mildere Behandlung der Geisteskranken zu erlangen. Sie legte sich die Frage vor, ob das Irrenhaus in Cambridge mit seiner Grausamkeit gegen die Unglücklichen eine Ausnahme bilde, ob man anderswo humaner sei, und besuchte deßhalb alle Gefängnisse und Armenhäuser der Nachbarschaft. Die Behörden, welche das schlichte einfach gekleidete Fräulein in die Armenhäuser einführten, hatten keine Ahnung von ihren Absichten und suchten die Uebelstände nicht zu verdecken. Miß Dix notirte sich sorgfältig alles, was sie sah und hörte, und sandte eine Druckschrift an die Regierung von Massachusetts, deren furchtbarer Inhalt den tiefsten Eindruck machte. Wir geben folgende Probe:

„Danvers im November. Lange bevor ich das Haus erreichte, hörte ich wildes Geschrei, Bruchstücke eines rohen Liedes, Flüche, obscöne Sprache; sie kamen aus einem niedrigen Gebäude, das vom Hauptgebäude entfernt war. Es war, wie der Wärter mir sagte, das Heim der jungen Frau, die ich in einem Zustand erblickte, der jeder Beschreibung spottet. Diese Frau war, wie ich erfuhr, eine anständige, fleißige Person gewesen; Trübsal und Unglück hatten ihr Gemüth verstört; man schickte sie nach dem Armenhaus in Worcester, wo sie sich gut aufführte. Die Behörden schickten sie in die Heimath zurück, weil ihre Krankheit unheilbar sei, und so wurde sie in dieses Heim gebracht. Ach welch eine Aenderung war eingetreten! Sie sank in reißendem Fortschritt von einer Stufe der Erniedrigung zur andern; da stand sie, sich anklammernd an die Eisenstangen des Käfigs, dessen Enge nichts weiter erlaubt, als die Anhäufung ihres Kothes — entsetzliches Schau-

spiel; da stand sie mit nackten Armen und aufgelöstem Haar, ihren schmutzigen Leib in schmutzige Lappen gehüllt. Obgleich die Luft sie von drei Seiten bestreichen konnte, so war der Gestank in der Nähe ihres Käfigs doch unausstehlich. Ein durch den Koth und die Bloßstellung erzeugter Reiz trieb sie an, sich Stücke ihrer Haut abzureißen; ihr Gesicht, ihr Nacken, ihr Leib waren fürchterlich entstellt. — Das ist nicht alles. diese furchtbare Bloßstellung ist nicht nur für die Augen einer tief Betrübten, nein alle, alle, rohe brutale Männer, verwahrloste Kinder, Alt und Jung sind Zeugen dieses niedrigen und entsetzlichen Zustandes der armen Frau. Und wer beschützt die Arme, den Auswurf der menschlichen Gesellschaft gegen Unbilden und entsetzliche Mißhandlung?" (77—78).

Andere Beispiele sind noch haarsträubender. Die Druckschrift rief die größte Aufregung hervor, die Zeitungen wimmelten von wüthenden Artikeln gegen die „Lügenschrift", jeder der in irgend einer Beziehung zu den so scharf angegriffenen Anstalten stand, fühlte sich persönlich verletzt. Je wüthender die Artikel, je schwächer die Gründe, welche die Einzelnen zu ihrer Vertheidigung vorbrachten, desto klarer sah das große Publikum die Nothwendigkeit gründlicher Reformen. Angesehene Männer traten jetzt auf den Kampfplatz: Howe, Channing, Horace Mann, Palfrey, Bell. Dr. Howe war der Vorsitzende der Commission, welche über die Druckschrift sich zu berathen hatte; der Bericht der Commission bestätigte die Wahrheit der Druckschrift; der Unwille der Bevölkerung war aber so groß, daß die Gegner des Gesetzantrags behufs Reform der Gefängnisse und Armenhäuser es nicht wagten, das Gesetz zu bekämpfen oder zu verzögern. Das Gesetz ging durch.

Miß Dix fühlte sich nach diesem Erfolge berufen, auch in anderen Staaten, in denen die Verhältnisse womöglich noch kläglicher waren, für die Interessen der Armen und Verlassenen einzutreten. Wiederum reiste sie von Ort zu Ort und sammelte Notizen; sie suchte die Bekanntschaft aller

derer zu machen, welche ihre Interessen fördern konnten. Ihre Liebe für die Armen machte Miß Dix erfinderisch; sie besuchte die Familien einflußreicher Congreßmitglieder, tröstete und pflegte die kranken Frauen und Kinder derselben, suchte diese an sich zu ketten, um durch sie den Gatten oder Vater günstig zu stimmen. Ein Beispiel der Macht ihrer Persönlichkeit und ihrer Menschenkenntniß ist folgendes: In der Stadt Providence bestand zwar ein Armenhaus, das jedoch, weil viel zu klein, einer Vergrößerung dringend bedurfte. Wer sollte die Mittel hierfür herbeischaffen? Miß Dix erklärte, sie wolle Herrn Cyrus Butler ersuchen, das Armenhaus zu erweitern. Derselbe galt allgemein für ebenso hartherzig und geizig als er geschäftskundig war; alle riethen Miß Dix ab. Sie blieb bei ihrem Vorsatz. Herr Butler suchte das Gespräch von der Lage der Armen, deren Elend das Fräulein in beredten Worten schilderte, auf das Wetter abzulenken. Miß Dix erwiderte: Lassen Sie mich alles, was ich zu sagen habe, aussprechen. Ich muß Ihnen Thatsachen unterbreiten, welche unsern Mitmenschen furchtbare Leiden verursachen, die Sie lindern können. Meine Pflicht ist es, mich dieser Aufgabe zu entledigen, und die Verantwortlichkeit für die Folgen ruht bei Ihnen. Dann fuhr sie fort und schilderte das Elend der Armen. Herr Butler konnte die Augen von ihr nicht abwenden und fragte, als sie ihre Erzählung beendete: Miß Dix, was wollen Sie daß ich thue? Geben Sie mir, entgegnete die Dame, 50,000 D. für die Vergrößerung des Irrenhauses. Madam, sagte Butler, ich will es thun, und gab ihr die verlangte Summe.

Privatleute durch ihre zündende Beredsamkeit zur Liberalität aufzumuntern, war zu umständlich und forderte gegenüber der allgemeinen Nothlage zu viel Zeit; es galt das Interesse für die Irrsinnigen zu wecken, neue Gesetze in den einzelnen Staaten einzubringen, Landanweisungen zum Unterhalt der Irrsinnigen zu erhalten. In Nord-Carolina stießen ihre Vorschläge auf besonders zähen Widerstand.

Miß Dix verzweifelte nicht; sie verpflegte die Frau eines der einflußreichsten Mitglieder der Regierung; diese nahm auf ihrem Todbette ihrem Manne das Versprechen ab, den Gesetzesvorschlag unterstützen zu wollen. Der Gatte sagte zu und erschien bald nach ihrem Tode in der Versammlung. Sein schwerer Verlust hatte allgemeines Mitleid erregt, als er aber seinen eigenen Schmerz vergessend mit ergreifendem Pathos die Leiden der Armen schilderte und die Zuhörer an die Rechenschaft erinnerte, die sie Gott zu geben hätten, da blieb kein Auge thränenleer. Die Bill ging durch. Miß Dix billigte keineswegs das Verfahren der amerikanischen Politiker, sie wußte recht wohl, daß manche Begeisterung für Erleichterung der Armen heuchelten, um ihr politisches Ansehen zu erhöhen; sie war aber viel zu klug, als daß sie diese Männer durch Zurückhaltung sich entfremdet hätte. Für ihre lieben Armen konnte sie jedes Opfer bringen, ihren eigenen Gefühlen Gewalt anthun. Obgleich sie die Seele der großen philanthropischen Bewegung war und fast alle den Regierungen der Staaten überreichten Denkschriften von ihr verfaßt waren, so drängte sich Fräulein Dix doch nie vor und überließ die Ehre den Herren, die sich als Organe gebrauchen ließen. Selbst gewiegte Juristen und Staatsmänner erkannten ihre geistige Ueberlegenheit an. Der berühmte Dr. Franz Lieber schrieb schon im Jahre 1846: „Sie als Frau haben das vor uns voraus, daß Sie mit der Festigkeit, dem Muth und der Stärke eines männlichen Geistes die Vorzüge einer Dame verbinden. Niemand kann Sie im Verdacht haben, als trieben Sie selbstsüchtige Politik, und Sie können so viel wagen, weil die Leute es nicht wagen, Ihnen etwas abzuschlagen, was sie irgend einem aus unserem Geschlecht ungescheut verweigern würden.“ In einem Brief an Hillard schrieb Lieber: „Was für eine Heldin sie ist! Möge Gott sie beschützen. Die ganze Länge und Breite der Lande, wo immer sie ihren Fuß gesetzt, entstehen unter ihrem Fußtritt die wohlriechendsten Blumen der

Humanität, und sprossen und blühen wie auf dem Wege eines Engels. Ich habe die höchste Achtung vor ihrem Herzen, Willen und Kopf.“ (S. 149.)

Miß Dix wurde betreffs der Lage und der Einrichtung der Irrenhäuser von Sachverständigen häufig zu Rathe gezogen. Sie ging dabei von dem Grundsatze aus, die allerschönste Gegend sei gerade gut genug für ihre Patienten. Als sie nach einem geeigneten Bauplatz für ein Haus der Irren der Armee und Flotte suchte, fand sie ein zwischen zwei Flüssen gelegenes Landgut, das einem Herrn Blagden angehörte, der dasselbe zu verkaufen sich weigerte. Miß Dix suchte um eine persönliche Unterredung nach und appellirte dermaßen an das Herz des Herrn Blagden, daß derselbe dem Dr. Nichols, der Tags darauf kam, um die Unterschrift unter die Kaufurkunde zu verlangen, erwiderte: „Ich möchte mein Gut gerne behalten. Es ist mir und meiner Familie theuer. Aber ich will, ja ich will mein Wort nicht brechen! Ich habe es ihr zugesagt und sie soll es haben.“ Am Abend desselben Tages schrieb er an Miß Dix: „Madam, Seit ich Sie gesehen, sind wir, meine Frau und ich zur Ueberzeugung gelangt, daß ich Ihnen das Landgut überlassen soll, da ich Sie als das Werkzeug in den Händen Gottes betrachte, der durch Sie den Unglücklichen, deren bester Freund Sie sind, diesen Platz sichern will. Ich glaube aufrichtig, der Segen des Allmächtigen kann auf dem nicht ruhen, der Ihnen hierin Schwierigkeiten in den Weg legt“ (S. 155). Nicht bloß von Erwachsenen, sondern auch von Kindern verlangte Miß Dix Opfer, Puppen, Spielzeuge, Schmetterlinge. So lange die Kinder unter ihrem magischen Einflusse standen, waren sie zu allem bereit; wenn sie sich entfernt hatte, vergossen sie oft bittere Thränen, und wenn ihre Ankunft gemeldet wurde, so verbargen einige ihre kleinen Schätze. Auch Damen weigerten sich bisweilen, Miß Dix zu sehen; bei näherer Bekanntschaft legten sie jedoch ihre Vorurtheile ab. Der Widerstand, der andere entmuthigte, bewährte sich

jedesmal als tonisches Mittel und gab ihr die alte Energie wieder.

Die Bill, 12,225,000 Morgen Land für Gründung von Irrenhäusern und den Unterhalt der Irren zu reserviren, war im Congreß und im Senat durchgegangen, erhielt aber in Folge des Veto des Präsidenten keine Gesetzeskraft, 1854. Erschöpft in Folge der außerordentlichen Anstrengungen unternahm Miß Dix eine Reise nach Europa, es lag jedoch nicht in ihrer Natur die Hände in den Schoß zu legen. Während ihres Aufenthalts in England und Schottland besuchte sie die Irrenhäuser und trug wesentlich zur Abschaffung der Privatanstalten in Schottland bei, in denen die Kranken schlecht behandelt wurden. In Rom machte sie die Bekanntschaft des Cardinals Antonelli, von dem sie immer mit großer Anerkennung sprach. Auch in Rom hatten Krankenwärter in einem der Spitäler sich manche Grausamkeit gegen die Irren zu Schulden kommen lassen; Fräulein Dix klärte Pius IX., bei dem sie mehrere Audienzen hatte, auf. Der Papst wollte sich selbst überzeugen, besuchte das Irrenhaus, und fand alles, wie Miß Dix gesagt. Es wurde ein neues Irrenhaus gebaut und unter treffliche Leitung gestellt. Miß Dix war eine eifrige Protestantin, dies verhinderte sie nicht, den Fuß des Papstes zu küssen. Sie meinte, sie anerkenne dadurch seine Heiligkeit. In Neapel und Sicilien waren die Irrenhäuser weit besser verwaltet als in den übrigen Theilen Italiens. Daß eine Dame, die schon in der Jugend durch Ueberanstrengung ihre Gesundheit untergraben, so viele und lange Reisen machen, so viele Spitäler und Irrenhäuser besuchen und gründen, eine so ausgedehnte Correspondenz führen, so viele Druckschriften verfassen konnte, ist an sich wunderbar, noch wunderbarer ist, daß sie 85 Jahre alt wurde und fast bis zum Ende ihres Lebens ihre frühere Thätigkeit fortsetzte.

Ueber die religiösen Ansichten und die religiöse Entwicklung der Miß Dix erfahren wir von Tiffany nur wenig,

wohl aber haben wir unumstößliche Beweise ihrer Demuth, Selbstlosigkeit, ihrer Liebe zum Gebet. Freunde verlangten, sie möchte die Hauptpunkte aus ihrem Leben zusammenstellen; sie weigerte sich beharrlich und schrieb: „Ich muß Ihnen offen gestehen, nichts in der Welt würde mir so großen Schmerz und Verdruß verursachen, als eine derartige Verletzung meiner persönlichen Rechte . . . Ich habe kein Verlangen nach nominellen Auszeichnungen, und Offenkundigkeiten verabscheue ich. Mein guter Name und meine Dienste gehören dem Vaterland. Meine Geschichte und meine Zuneigung ist meinen Freunden gewidmet Wenn der Engel in der letzten Stunde den Lebensfaden abschneidet, ist es Zeit genug, meine Geschichte zu schreiben. Ich gestehe es, öffentliches Aufsehen von Frauen zu machen, scheint mir in Widerspruch zu stehen mit der Feinfühligkeit und Bescheidenheit, welche die besten Zierden ihres Geschlechtes sind." Das Alter macht ruhmredig. Miß Dix war ganz frei von diesem Fehler; die Lobsprüche, die Auszeichnungen, die ihr zu Theil wurden, schienen keinen Eindruck auf sie zu machen.

Nicht minder groß als ihre Demuth war ihre Herzensgüte, die jedoch strenge Verurtheilung des Schlechten und Gemeinen nicht ausschloß. Sie war überall geneigt, das Gute anzuerkennen, sie konnte aber auch den Uebelthätern Schrecken einjagen, wenn sie stillschwieg und äußerlich ganz ruhig blieb. Manche hätten den Tadel dem Schweigen vorgezogen. Miß Dix brachte ihre letzten Jahre im Spital zu, weil sie das Kapital, das sie besaß, zu guten Zwecken verwenden wollte. So vergaß sie selbst im Tode ihrer Armen nicht und wollte, nachdem sie nicht mehr für sie arbeiten konnte, in ihrer Mitte leben. Bei großen, männlichen Charakteren sind die Tugenden mit großen Fehlern gemischt, Eigensinn, einem despotischen Wesen, dem Dünkel, daß man alles selbst thun müsse. Miß Dix war frei von diesen Fehlern, stellte aber vielleicht zu große Anforderungen an andere, weil sie an dieselben ihren eigenen Maßstab legte.

IV.

Streiflichter über die Zunahme der Unsittlichkeit in Deutschland.

Aus Preußen.

Je sittlicher ein Volk, um so kräftiger in körperlicher und geistiger Beziehung ist es. Unsere Altvordern werden von Tacitus als ein keusches Volk bezeichnet. Sie hätten gewiß das damals mächtigste Reich der Welt nicht besiegt, wenn Unsittlichkeit sie entnervt hätte. Fragt man nach den Ursachen, warum unser deutsches Volk in den Zeiten nach der Glaubensspaltung zurückging, so stößt man auf die damals erschreckend zunehmende Unsittlichkeit. Während in den katholisch gebliebenen Landestheilen namentlich die Mönchsorden vielfach mit Erfolg dem Fortschreiten der Unsittlichkeit entgegentraten, ließen die Verbreiter der neuen Lehre es beim Wehklagen bewenden. Die Unzucht wurde, wie Janssen berichtet, damals neben dem Saufen als „das größte deutsche Laster" bezeichnet. In ähnlicher Lage befindet sich Deutschland heute. Nur muß zugegeben werden, daß die auf protestantischem Boden entstandenen deutschen Sittlichkeitsvereine von bestem Streben beseelt sind. Die Art und Weise ihrer Thätigkeit erfährt aber manchmal eine nicht unberechtigte Verurtheilung. Der wahre Künstler stellt nicht das Laster, sondern höchstens die Menschen dar, an denen die Folgen des Lasters zu sehen sind. Auch der Schriftsteller soll nicht eine minutiöse Beschreibung der Lasterthaten geben. Gegen diese Grundsätze fehlt die Schrift des protestantischen Pastors Wagner in Pritzerbe (Mark): „Die Sittlichkeit auf

dem Lande", in einzelnen Darstellungen. Die Schrift ist auf Grund eines Vortrages verfaßt, den der Verfasser auf der 6. allgemeinen Conferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine in Colmar zu Ende 1894 gehalten hat. „Mit Glacéhandschuhen kann man Unrath nicht anfassen": sagt er zur Entschuldigung einzelner Angaben.

Der Verfasser hat aber durch die auf Grund ihm erstatteter Berichte gegebenen eingehenden Darlegungen des Standes der Sittlichkeit oder, sagen wir lieber, der Unsittlichkeit in den protestantischen Landestheilen Deutschlands uns das Recht gegeben, daß wir unseren protestantischen Landsleuten zurufen: schauet zu, daß ihr eine Besserung dieser Uebelstände bewirkt! Hier, „evangelischer Bund", ist ein Feld der Thätigkeit für dich! Denn gehe überall in deutschen Landen umher, in katholischen Gegenden mag auch nicht Alles zum Besten sein, aber solche grauenvolle Zustände, wie eure eigenen Prediger es von euerem protestantischen Volke berichten, bestehen nirgends in ausschließlich katholischen deutschen Landen.

Es scheint nothwendig, mit möglichster Delikatesse einiges aus der Schrift von Wagner heranzuziehen. Wenn er im Eingange der Schrift sagt, die Unsittlichkeit auf dem Lande trete nicht so kraß und öffentlich hervor, sie halte sich mehr im Geheimen, so scheint dieses nach den im Buche selbst gebrachten Einzeldarstellungen nicht richtig zu sein. W. berichtet aus Hessen, ein Pfarrer schreibe von den jungen Leuten seiner Gemeinde, sie wären wie das liebe Vieh! Seltsam berührt es, wenn ein Pastor in Ostpreußen das Zusammenschlafen der Eltern und Kinder in Einem Raume und Bette nur für die Zeit bestehender Epidemien als schlimm bezeichnet! W. führt aus dem Buche des sächsischen Rittergutsbesitzers F. Knauer „Die sociale Frage auf dem platten Lande" Folgendes an: Es ist kein Wunder, daß das der Jugend eines Mädchens so nöthige Schamgefühl bei den meisten Arbeitern fast gänzlich unausgebildet bleibt, oder ihnen ganz mangelt. Von Jugend auf durch ein zu enges Beisammensein gewöhnt, alle Blößen des menschlichen Leibes in ihrer Nacktheit zu sehen, gibt es gar keinen besonderen Moment zur Entwickelung des Schamgefühls. Meist liegen Knaben und Mädchen bis zum 14. Jahre

und darüber hinaus in einem viereckigen Raume, Bett genannt, ohne Berücksichtigung des Geschlechtes durcheinander; oft befindet sich dieses sogenannte Bett in dem nämlichen Raume, wo die Eltern in einem Bette schlafen. . . .

So wächst die junge Generation, sagt W., heran ohne irgend welche Berücksichtigung und Ausbildung des Schamgefühls. Uns Katholiken, denen die Bibel „entzogen" ist, muß es eigenthümlich berühren, was der Herr Pastor aus den Erfahrungen des Confirmanden-Unterrichts mittheilt: „Nicht selten wird auch die Bibel (von Schulkindern) als Codex zur Belehrung über geschlechtliche Dinge benutzt, indem ein Kind das andere auf die betreffenden Stellen aufmerksam macht. Schon aus diesem Grunde habe ich Bedenken gegen den Gebrauch der Vollbibel in der Schule." [1]) Aus dem Königreich Sachsen wird dem Verfasser geschrieben, die Kirchlichkeit sei „eine gute und die Gemeinde glänzt mit sehr hohen Missionsgeldern". In Sachsen, bemerkt W., sieht's übel aus mit der Sittlichkeit unter den jungen Leuten, bei dem Gesinde, bei den Arbeitern, bei den Taglöhnern, bei den Bauern, bei der landwirthschafttreibenden wie der industriellen Bevölkerung Bezüglich Thüringens wird gesagt: „von Sünde haben weder Alte noch Junge hierbei — d. h. bei den Unsittlichkeiten — auch nur eine Ahnung." Wie in Sachsen ist es nach W. in Brandenburg, Pommern, Schleswig-Holstein, Oberhessen und Ostpreußen. Verfasser hat Nachrichten eingezogen aus vielen Gegenden Deutschlands und gibt diese im Original wieder. Aus Oberhessen wird berichtet: „Es erscheint mir fast unwahrscheinlich, daß ich je eine Jungfrau vor dem Altar hatte." „Entehrend gilt es gerade nicht, ein uneheliches Kind zu haben, — das Mädchen wird verurtheilt, wenn es nicht den Vater angeben kann, weil es bei aller Sinnlichkeit nicht die berechnende Vernunft habe walten lassen, aber wohl nur von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet man die Sache als Unrecht." Ein Pastor aus Brandenburg schiebt die Zunahme

1) Auf dieses Zugeständniß, welches die Pastoren der katholischen Anschauung vom Gebrauch der Bibel machen, wurde schon in einem Artikel des vorigen Jahres (Bd. 116, 908) hingewiesen. A. d. R.

der Unsittlichkeit auf die Vermehrung der Industriearbeiter-bevölkerung. Ein in Unehren zu trauender Bräutigam sagt harmlos: „Ja Herr Prediger, man kann Pech haben!“ In Schleswig-Holstein scheint der Stand der Sittlichkeit ein besonders tiefer zu sein. Aus Ansbach und Bayreuth wird geschrieben: „Tänze gibt es sehr viele das Jahr hindurch; je mehr man im protestantischen Bayern nördlich kommt, desto mehr wird getanzt.“ Der Berichterstatter vom Mittelrhein (Oberland an der Mosel) führt die Zunahme der Unsittlichkeit vielfach auf den Einfluß zurück, den im Soldatenleben der Umgang mit schlechten Kameraden macht. Was hier gesagt ist, macht schaudern und wird gewiß der Militärbehörde Anlaß zur Untersuchung gegeben haben. Es wird das Buch der Richter 19, 25 angeführt!

Bezüglich der Sittlichkeit im Ehestande wird gesagt, es müßte sonderbar zugehen, wenn die vor der Ehe so mannigfach bewährte Unkeuschheit und Liederlichkeit nach der Verheirathung stets in das Gegentheil umschlüge. Aus Thüringen wird berichtet: „Recht häufig wird die Ehe von Männern gebrochen. Besondere Versuchung bringt der Wunsch der Frauen und der Männer selbst, keine weiteren Erben zu bekommen, damit das Vermögen nicht in allzu kleine Theile gehe. Recht traurig, und leider auch für katholische Landstriche geltend, ist, was W. von dem Zustandekommen der Ehen sagt. Da stellen sich als Heirathsvermittler und Ehestifter die weit und breit herumkommenden Hausirer und Viehhändler, meist vom Volke Israel, ein, die, wenn sie Andere glücklich machen, doch auch selbst etwas dabei verdienen wollen. W. hält das Zweikindersystem im Fortschritt begriffen. — Es können diese Zeilen nur andeuten, welchen reichen Inhalt das Buch hat. Ueberaus traurig ist aber noch Folgendes, was W. S. 91 in einer Anmerkung erwähnt. Er sagt: „Einen wie schweren Stand Landpfarrer selbst in der Privatseelsorge haben, zeigt folgender Fall: Ein adliger Gutsbesitzer mit großer Familie, von dem es ruchbar geworden war, daß er während der parlamentarischen Session in der Reichshauptstadt mit einer Maitresse lebe, wurde darüber in zartester Weise von seinem Seelsorger interpellirt. Die Folge war schnöde Abweisung und gründliche Verfeindung!

Es scheint, daß manche unserer ländlichen Abgeordneten dem Lasterleben in der Stadt anheimfallen. Liebknecht machte einmal die höhnische Bemerkung: es würde der Socialdemokratie immer zum Vorwurf gemacht, daß sie die freie Liebe predige, und doch sei es Thatsache, daß über 300 Parlamentarier von den Ordnungsparteien in Bigamie u. dgl. lebten. Mich wundert, daß Niemand gegen diese jedenfalls schreckliche Uebertreibung protestirt hat."

Interessant ist, was W. als Ursachen der Zunahme der Unsittlichkeit angibt. Er nimmt außer Mangel an Aufsicht bei der Arbeit in den Fabriken, in dunklen Scheunen und Ställen, auf dem Felde, bei der Heimkehr von der Arbeit, in den Schlafstätten u. s. w. — mangelndes Bewußtsein der Sündhaftigkeit und schlechtes Beispiel der Eltern an. Aus dem Königreich Sachsen schreibt ihm ein Pfarrer: „Der Verfall der Sittlichkeit auf dem Lande ist vielfach durch die heillosen Wohnungsverhältnisse in Fabrik- und Bauerndörfern hervorgerufen. Hier vor Allem müßte eingesetzt werden." Bei Erörterung der schon von Justus Möser verurtheilten Sachsengängerei rügt W. wiederum die „schauderhaften" Wohnungsverhältnisse. Bezüglich Ostpreußens sagt er: „Ueberhaupt scheinen die Wohnungsverhältnisse hier noch schlimmer als in Pommern zu sein." Er erwähnt die Ansicht eines k. Kreisphysikus, welcher die menschenunwürdigen Wohnungsverhältnisse der landwirthschaftlichen Arbeiter als Hauptursache ihres Wegganges bezeichnet; er erwähnt auch des manchmal nachtheiligen Einflusses der Soldaten-Manöver-Zeit. Er sagt endlich treffend: die letzten Ursachen der Sittenlosigkeit liegen in dem Mangel an wahrer Gottesfurcht, tiefer Sündenerkenntniß und aufrichtiger Frömmigkeit.

Welche Vorschläge zur Abhilfe macht nun Herr Pastor Wagner? Er verlangt mit Recht ein einmüthiges Zusammenwirken aller zur sittlichen Thätigkeit berufenen Faktoren, Staat, Kirche, Schule, Familie. Von Seiten der (evangelischen) Kirche wird eine strengere K i r ch e n z u ch t von ihm und Allen verlangt, die ihm Mittheilungen gemacht haben. Der Berichterstatter von Oberhessen schreibt z. B.: „Wie sollen wir ankämpfen? Durch Kirchenzucht, die nicht da ist und von Oben nicht gestattet, oder geradezu verhindert wird?" Wagner selbst

schlägt vor, strafende Gebräuche aufrecht zu erhalten und beziehungsweise wieder einzuführen. Er rechnet dahin bei Taufen unehelicher Kinder Verweigerung des vollen Geläutes, Beschränkung der Pathenzahl, Forderung verheiratheter Pathen und bei der Trauung gefallener Brautpaare ebenfalls Verweigerung des vollen Geläutes, des Orgelspiels, des Myrthenkranzes und des Prädikats Jungfrau. Er will Verbreitung guter Schriften, Ausdehnung der Thätigkeit der Sittlichkeitsvereine auf das Land und ferner, daß die Kirchenvisitationen (Generalvisitationen) sich zu volksthümlichen Missions- und Evangelisations-Versammlungen ausbilden und die Steifheit bureaukratischer Veranstaltungen verlieren mögen. Interessant für uns Katholiken ist der Bericht eines Pfarrers aus der Rheinprovinz, welcher schreibt: „In römisch-katholischen Gegenden wirkt nach Aussage eines im Volksleben sehr erfahrenen Bürgermeisters der Beichtstuhl in vorzüglicher Weise gegen das Zweikindersystem, während wir evangelische Geistliche trotz gelegentlicher schärfster Verurtheilung in Predigt und Seelsorge verhältnißmäßig doch sehr machtlos sind." Vom Staate verlangt W., daß officielle Wohnungs-Inspektoren für das Land bestellt werden. Er will ferner eine Beschränkung der Tanzlustbarkeiten jeglicher Art, sowie der Gelegenheit zum Branntweingenuß. Er verlangt größere Strenge und Durchführung der Forderungen der Sittlichkeitsvereine, Ausdehnung des Schutzes junger Mädchen bis zum 18. Jahre, energisches Vorgehen gegen Kuppelei und wilde Ehen, verschärfte und klarere Bestimmungen gegen die Verbreitung unsittlicher Schriften, Bilder und Anzeigen. Er weist auch auf die Wichtigkeit von Heimstätten für jugendliche Arbeiter hin. Er sagt: „In Offenbach a. M. sind Hunderte junger Landmädchen in Lederfabriken beschäftigt; Abends treiben sie sich auf den Straßen und Wirthshäusern umher und Nachts sind sie erst recht zucht- und aufsichtslos, ob sie einzeln bei Familien wohnen oder in dem Massenquartier eines Logirhauses ihre Lagerstätte haben."

Wie steht es nun in den eigentlichen Industriebezirken Ostelbiens, des Westens und sonstwo im deutschen Reiche? Mag nach den statistischen Zusammenstellungen die Zahl hier in einem Jahre etwas fallen, im anderen steigen. Jeder, der

die Verhältnisse kennt, wird zugeben müssen, daß in intensiver Beziehung eine Verschlimmerung hier zu constatiren ist. Der Wahrheit gemäß muß in diesem Sinne eine Zunahme, wenn auch nicht für ausschließlich katholische, so doch für gemischte Bezirke constatirt werden. Auf die vielfach krassen Einzelheiten einzugehen, müssen wir unterlassen. Es widerstrebt uns, dieses Register der Zucht- und Sittenlosigkeit noch weiter auszuführen....

Forschen wir nach den Ursachen des Uebels! Man kann darüber nicht im Zweifel sein, daß die Hauptursache ein Mangel an sittlichem Bewußtsein und Religion ist. Es gilt Glauben und Sitte zu stärken. In dieser Beziehung wirken nun die von unserer Kirche eingeführten Jünglings- und Jungfrauenvereine und Sodalitäten vorzüglich. Die Uebung, daß alle Kinder von 7 Jahren bereits zum hl. Sakrament der Beichte geführt werden, ist von der größten Bedeutung. Ich habe, um nur dieses anzuführen, Fälle erlebt, in denen die Beichte die Veranlassung wurde, daß einmal eine Tochter vor ihrem verkommenen Vater geschützt und im anderen Falle dem Treiben eines Wüstlings, welcher ein Kind zu verführen bemüht war, Einhalt gethan wurde. Wie muß es uns Katholiken berühren, wenn die demokratische Volkszeitung aus Anlaß des Falles Burtz die Abschaffung der Beichte verlangte. Richtet sie ein, sagen wir, und es wird besser sein. — Von ganz vorzüglicher Wirkung auf alle Stände und Altersklassen sind aber gut geleitete Volksmissionen durch Ordenspriester. Hoffentlich wird die Regierung der Einsicht sich nicht verschließen, daß die Orden in dieser Weise den nützlichsten Einfluß auf unser Volksleben ausüben können. Sehr wichtig würde sein, wenn der Orden der Schwestern vom guten Hirten in den Industriebezirken gleich mehrere Niederlassungen einrichtete.

Das wäre, was von kirchlicher und geistlicher Seite geschehen könnte, um dem Umsichgreifen der Unsittlichkeit entgegenzutreten, falls der Staat dem Wirken der Kirche kein Hinderniß entgegensetzt. Gerade bei diesem Kapitel zeigt sich so recht, wie Kirche und Staat zusammenwirken müssen zur Lösung der socialen Frage, d. h. zur Hebung und Besserung der moralischen und wirthschaftlichen Lage der sogenannten unteren und mittleren Stände. Die staatlichen Mittel, der Zucht- und

Sittenlosigkeit entgegenzutreten, werden sich namentlich in der Bekämpfung der Trunksucht und in Handhabung der Wohnungs- und Baupolizei bewähren müssen. Gerade die zunehmende Trunksucht in den Industriebezirken, der Genuß von Branntwein seitens der Kinder und Unerwachsenen befördert die Zügel- und Sittenlosigkeit! Der gebrannte Wein macht alle Leidenschaften brennen. In den Industriebezirken erhält man oft den Eindruck, daß in den Vergnügungslokalen Sonntag für Sonntag Tanzvergnügen stattfindet. In Gegenden, welche ausschließlich katholisch, finden wenigstens während der Fastenzeit Tanzbelustigungen nicht statt. Polizeiverordnungen, daß Kinder und Personen unter 16 oder 18 Jahren an öffentlichen Tanzlustbarkeiten nicht Theil nehmen sollen, würden, wenn sie überall erlassen und gehandhabt würden, vielen Segen stiften.

Vor Allem aber ist es die Wohnungsnoth, welche nach Abhilfe im Interesse der Sittlichkeit schreit.[1]) Man hat ein Gesetz gegen den Credit- und Darlehenswucher gegeben, ein Gesetz gegen den Wohnungswucher wäre ebenfalls angebracht. Man stellt sich nicht vor, in welchen Räumen manche Arbeiterfamilien wohnen und welche unverhältnißmäßig hohe Gebrauchsvergütungen für Wohnungen gezahlt werden, die von Rechtswegen nicht einmal für das Vieh zu Aufenthaltsräumen dienen sollten. Es gibt Verordnungen, wie viel Raum Wirthschaftsräume enthalten müssen, sollten nicht auch Gesetze nöthig sein, wie viel Kubikraum Wohnungsräume enthalten müssen, welche zur Vermiethung dienen sollen? Verordnungen bestehen, daß die für Kostgänger bestimmten Schlafräume nicht mit denen des Vermiethers oder seiner Familie in Verbindung stehen dürfen, und wie die Räume sonst beschaffen sein müssen, auch daß Anzeige zu machen ist, wenn man Kostgänger halten will; aber die Erfahrung zeigt, daß die Verwaltungsbehörden bei Handhabung dieser Verordnungen nicht selten hinter's Licht geführt werden, und daß manche unteren Verwaltungsorgane von den ihnen zustehenden Aufsichtsrechten nicht den Gebrauch

1) Der Nationalökonom Hermann nennt die Wohnungsnoth ein chronisches Leiden, das entsittlicht, die Hungersnoth ein akutes, das töötet!

machen, welchen die höheren Behörden bei Erlaß der Verordnungen vorausgesetzt haben. Die veränderte Zeit verlangt andere Einrichtungen. Die Sicherheits- und Wohlfahrtspolizei ist derart von einander zu trennen, daß wenigstens in den Industriebezirken und in allen größeren Städten besondere Beamte für die eine, und besondere Beamte für die andere Thätigkeit der Polizei angestellt werden. Es gibt unter den städtischen und staatlichen Polizeibeamten (Gensdarmen) immerhin ganz tüchtige Kräfte, welche ihr Amt von höheren Gesichtspunkten aus verwalten. Diesen würde ich die Uniform ausziehen und sie für bestimmte örtlich abgegrenzte Distrikte zur Ausübung der Wohlfahrtspolizei bestellen. Eine individuelle polizeiliche Fürsorge muß eintreten. Die Uniform macht — so ist es nun leider einmal bei uns — Mißtrauen und Furcht. Einem Beamten der Wohlfahrtspolizei muß aber mit dem größten Vertrauen entgegengekommen werden. Das Gebiet ist ja auch nicht so klein, daß eine Kraft hier nicht hinreichend beschäftigt würde. Z. B. die Armen-, Sitten-, Medizinal-, Nahrungsmittel-, Bau- und Wohnungspolizei ist doch ein großes Gebiet! Ein solcher Beamter der Wohlfahrtspolizei müßte es aber nicht bloß als seine Aufgabe betrachten, die Bettler zu verfolgen, sondern der wirklichen Armuth, den verschämten Armen, zu Hilfe zu kommen suchen durch Anzeige beim Armenvater des Bezirkes. Er müßte seinen Bezirk wie ein Briefträger kennen und zwar nicht bloß die persönlichen Verhältnisse. Er müßte, was hier hervorzuheben, genau die Wohnungsverhältnisse seines Bezirkes kennen. Auch noch in anderer Beziehung könnte von Staats wegen viel gethan werden. Erst in diesem Jahre ist in Preußen ein Gesetz erlassen, wonach zu Verbesserung der Wohnungsverhältnisse von Arbeitern, die in staatlichen Betrieben beschäftigt sind, und von gering besoldeten Staatsbeamten auf Staatskosten Wohnhäuser gebaut werden sollen, welche an die bezeichneten Arbeiter oder Beamten vermiethet werden sollen. Das Gesetz hätte schon vor Jahren erlassen werden sollen. Es will, daß die Wohnhäuser ein Eigenthum des Staates verbleiben. Ob das richtig ist? Ferner wie steht es mit der Wittwe eines Staatsarbeiters? Muß diese nach dem Tode des Mannes sofort mit ihren Kindern

die Wohnung verlassen? Nach dem Gesetze wird es geschehen müssen. Der im Gesetz vorgesehene Fall, daß ein staatlicher Arbeiter die Wohnung inne hat, liegt nicht mehr vor. Es hätte die Bestimmung getroffen werden müssen, daß den Hinterbliebenen, auch des Arbeiters der Gebrauch der „Dienstwohnung" eine gewisse Zeit hindurch, wie den „Offizianten" belassen bliebe. Viel geschieht bereits jetzt seitens der Staatsbehörden durch Anregung bei den Arbeitgebern. Man möge die Arbeitgeber auszeichnen, welche darauf halten, daß ihre Meister in Zucht und Sitte ein gutes Beispiel geben! Man möge aber auch darauf bedacht sein, besondere Kost- oder wenigstens Wohnhäuser für Unverheirathete zu bauen, wenn auch nicht alle Arbeitgeber in der Lage sind, die mustergültigen Einrichtungen Krupps nachzuahmen. Die sogenannten höheren Stände müssen den unteren ein gutes Beispiel geben. Man sollte Schaustellungen lüsterner Art zu besuchen unter seiner Würde halten, Geschäfte, welche Unpassendes in Wort, Schrift und Bild darstellen, grundsätzlich nicht frequentiren. Interessant ist was Herr Rektor Orterer kürzlich in der bayerischen Kammer in dieser Beziehung vortrug.

Jeder muß in seinem Kreise zur Beförderung von Zucht und Sitte beitragen. Dies bedenkt Mancher nicht, dessen Thätigkeit in dieser Beziehung von der größten Bedeutung ist. So kann man, um nur dies anzuführen, beobachten, wie Vorsitzende von Strafgerichten bei Verkündung von Urtheilen gegen Sittlichkeitsverbrecher den vorliegenden Thatbestand eingehend wiederholen. Das zur Anhörung des Urtheils in den Sitzungssaal hineinströmende Volk hört nun das genau vorgetragen aus dem Munde des Vorsitzenden, was der Oeffentlichkeit entzogen werden sollte. Ein solches Verfahren ist weder nöthig noch irgendeinem der Betheiligten erwünscht. Man fragt billig, wozu die Ausschließung der Oeffentlichkeit? Die Richter sind nicht allein Diener der Gerechtigkeit sondern auch Staatsbeamte und haben, wie das preußische Landrecht sagt, vorzüglich dafür zu sorgen, daß die Sicherheit, die gute Ordnung und der Wohlstand des Staates erhalten und gefördert wird!

Zum Schluß sei noch die Bemerkung gestattet, daß Zweck dieser Zeilen nur war, alle Christen und Vaterlandsfreunde

auf diese Uebelstände aufmerksam zu machen. Specielle gesetzgeberische Vorschläge zu machen, dazu ist hier nicht der Ort. In unserem Volke ist noch ein guter Kern von deutscher Treue und auch der Sinn für Zucht und Sitte noch nicht erloschen, trotz der langjährigen staatlichen Behinderung kirchlicher Einwirkung und Liebesthätigkeit, trotz der veränderten Produktions-, Erwerbs- und Wohnungsverhältnisse. Gott gebe, daß unser deutsches Volk sittlicher und kräftiger werde!

N. N.

V.

Die Eigenkirche des Mittelalters.

Dr. Ulrich Stutz, Privatdocent für Kirchenrecht an der Universität Basel, hatte für seine Antrittsvorlesung am 23. Okt. 1894 „Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich germanischen Kirchenrechtes" als Thema[1]) sich erwählt. Stutz faßte in diesem Vortrage die Resultate mehrjähriger Studien in knapper, aber erschöpfender Darstellung zusammen. Die Beweisführung für die gewonnenen Resultate trat der Verfasser an in einem erschöpfenden, auf drei Bücher berechneten Werke,[2]) wovon bis jetzt die erste Hälfte des ersten Buches erschienen ist. Sobald die zweite Hälfte des ersten Buches ausgegeben sein wird, womit die geschichtliche Grundlage des kirchlichen Benefizialwesens bis Papst Alexander III. geboten werden soll, werden wir auf das Werk eingehend zu sprechen kommen. Heute begnügen wir uns, die Resultate des Vortrages dem

---

1) Berlin 1895. Verlag von H. W. Müller. S 45.

2) Geschichte des kirchlichen Benefizialwesens von seinen Anfängen bis auf die Zeit Alexanders III. Ersten Bandes erste Hälfte. Verlag von H. W. Müller. Berlin 1895 (12 M.) Das zweite Buch wird die Dogmatik des kirchlichen Benefiziums und die Rechtsstellung des Benefiziaten schildern, während das dritte Buch die Umgestaltung der Institution der Eigenkirche in das Recht des Kirchenpatronates als Aufgabe sich stellt.

Leser vorzuführen. Wir wollen dies thun, indem wir den Gedankengang des Verfassers kurz skizziren, wobei auf jede Kritik verzichtet wird. Letztere wird am Platze sein, wenn wir das grundlegende Werk in seiner geschichtlichen Darstellung zur Anzeige bringen.

Stutz wirft einen kurzen Rückblick auf die Ausgestaltung des kirchlichen Rechtes in der vorgermanischen Zeit, in der römischen Periode. Wir sehen da die abschließende Organisation der Gesammtkirche mit Bischöfen und Metropoliten, Exarchen und Patriarchen, Diözesan-Synoden und Concilien. An der Spitze steht der Papst und das allgemeine Concil. „Ein Rechtssatz war es, daß die Kirche einen Bischof als Haupt haben müsse und daß die Zugehörigkeit zur Kirche von der Verbindung mit einem rechtmäßig bestellten Bischofe abhänge. Ein Rechtssatz ließ der staatlichen Einheit die kirchliche, der civitas die ecclesia im engeren Sinne entsprechen; ein Rechtsatz machte das Stadtgebiet zum Bisthum und die städtische Bürgerschaft zur bischöflichen Gemeinde. Ein Rechtsatz bestimmte, daß alles Kirchengut Eigenthum der Bischofskirche sei; ein durch kirchliches und weltliches Gesetz ausgesprochener Rechtsatz erschwerte oder verbot geradezu die Veräußerung des Kirchengutes, dessen Verwaltung im übrigen dem freien Ermessen des Bischofs überlassen war. Was aber fehlte, das war die rechtliche Gliederung, der rechtliche Ausbau der Einzelnkirche. Wohl gab es, zumal auf dem Lande, außer der bischöflichen schon viele andere Kirchen, zum Theil mit eigenem Sprengel, aber es waren einfach Stationen der bischöflichen Kirche. Was das Vermögensrecht betrifft, so standen sie im Eigenthum des Bisthums und unterlagen mit ihren Einkünften der allein durch das Veräußerungsverbot beschränkten Verwaltung des Bischofs."

Diese Lage der Dinge ändert sich vollkommen mit dem Eintritt der Germanen in die Kirche. Aus der germanischen Grundherrschaft entwickelt sich die Eigenkirche. „Das deutsche Eigenthum ist von jeher umfassender gewesen, als das römische. Es hat von jeher die Neigung gehabt, auch publicistische Bestandtheile in sich aufzunehmen. In der That hat es an weltlichen Objekten im Laufe der Zeit sich zur Grundherrlichkeit entwickelt, also Theile der Staatsgewalt sich angeeignet. In

unserem Fall, wo es sich um ein kirchliches Objekt handelt, sehen wir es zur Kirchherrschaft werden und Theile der Kirchengewalt an sich ziehen. Seinen rechtlichen Charakter hat es aber dabei nicht geändert, es ist Eigenthum geblieben. Darum nenne ich auch die ihm unterworfene Kirche eine Eigenkirche." „Auf Grund und Boden eines wohlhabenden Germanen steht eine Kirche. Sie ist keine juristische Person, kein Rechtssubjekt, sie ist eine Sache. Aber sie bildet den Kern eines Sondervermögens. Mittelpunkt des Ganzen ist der Altargrund, er ist bei der Weihe nicht tradirt worden, er ist im Eigenthum des Grundherrn verblieben. Auf ihm erhebt sich der Altar mit den Reliquien des Heiligen; des Heiligen Name ist es, unter welchem der Grundherr als Eigenthümer am Kirchengut auftritt und an dem Verkehr mit Kirchengut theilnimmt. Altargrund und Altar bilden zusammen die Hauptsache, alles übrige steht dazu im Verhältniß der Zubehör. Zubehör ist das Gebäude mit Inventar, alles, was an unbeweglichem Gut und an nutzbaren Rechten und Einkünften zur Kirche gehört. Zubehör sind auch die Oblationen und Primitien, die Gebühren, welche der Geistliche für seine Amtshandlungen erhebt, endlich der Zehnte."

Aus den Einnahmen hat der Grundherr Kirche und Gottesdienst zu unterhalten, den Geistlichen zu besolden, die Armenpflege zu dotiren. Den Ueberschuß nimmt der Grundherr an sich, sei es in der Form direkter Bezüge, sei es in der Form von Diensten und Abgaben des Geistlichen. „Durch das Zubehörungsverhältniß zum Altar ist das Kirchenvermögen aus der direkten Beziehung zum Grundherrn in eine indirekte, durch die Hauptsache vermittelte geworden; seine einzelnen Bestandtheile stehen noch im Eigenthum des Altarherrn, aber nur als Zubehör zum Altar." „Das Pertinenzverhältniß ist unlösbar, ist ewig geworden. Was der Grundherr oder Andere an den Altar des Heiligen einmal übertragen haben, kann ihm nicht wieder entzogen, kann nicht rückgängig gemacht werden."

Die Eigenkirche war eine große Gefahr für die Bischöfe und für die ganze kirchliche Ordnung. Bei den Sueven in Spanien, bei den Westgothen und Burgundern gewannen die Bischöfe die Oberhand, die Eigenkirche konnte nicht aufkommen.

Anders war es bei den Langobarden und Franken. Auf der Synode zu Chalons an der Saone klagten die Bischöfe, daß die Grundherren der bischöflichen Verwaltung das Vermögen der grundherrlichen Eigenkirche vorenthalten und ihre Geistlichen der Disciplinargewalt des bischöflichen Archidiakons entziehen. „Seit dem Ende des siebenten und dem Anfange des achten Jahrhunderts war der Sieg der Eigenkirche im Frankenreiche entschieden und damit ihr Eintritt in das abendländische Kirchenrecht gesichert.“ Die Kirchengesetzgebung rechnete mit dieser Thatsache, traf aber einschränkende Bestimmungen gegen Mißbräuche in dreifacher Beziehung: a) um den Bestand der Kirche und ihres Gutes gegenüber dem Grundherrn möglichst zu sichern, b) die Stellung des Geistlichen zu verselbständigen, indem der Grundherr verpflichtet wurde, dem Priester mindestens einen Mansus zu zinsfreier Leihe zu geben, c) die Eigenkirchenpriester der Regierungs- und Disciplinargewalt der Bischöfe zu unterstellen.

Mit der Eigenkirche war die Centralisation der Verwaltung des Kirchenvermögens, wie sie in der römischen Periode bestanden hatte, unmöglich geworden. Verwaltung und Nutzung des Kirchenvermögens wurden decentralisirt, es entstand das beneficium ecclesiasticum, die Pfründe, das Beneficium. In weiterer Entwicklung ergab sich aus dem Eigenkirchenrechte die Incorporation bei Klöstern und Stiften; aus den Eigenkirchen der Privaten gestaltete sich der noch in Geltung stehende Kirchenpatronat.

Aus der Institution der Eigenkirchen folgten zahlreiche Mißbräuche, so das Regalien- und Spolien-Recht. Die Grundherren traten bei Erledigungen, bis zur Wiederbesetzung, in den unmittelbaren Genuß des Eigenthums und hatten nur für Vikarirung (Aushilfsverwesung) zu sorgen (jus regaliae); außerdem forderten die Grundherren von den Klerikern der Eigenkirchen den Mobiliarnachlaß ganz oder theilweise auf den Rechtstitel hin, daß jeder Kleriker das, was er im Dienste der Kirche erworben, dieser ganz oder zu einem Drittel (oder mindestens zu einem Viertel) zu hinterlassen habe. Statt zu Gunsten der Eigenkirche machten die Grundherren im persönlichen Interesse von diesem Grundsatze für sich Gebrauch (jus

spolii). Bedenklicher noch war das aus der Institution der Eigenkirche entsprungene Stolgebührenrecht. Wollten auch Andere die Dienste des Priesters der Eigenkirche in Anspruch nehmen, so forderte der Grundherr Gebühren (für Taufe und Beerdigung, für Spendung der Sakramente der Buße und des Altares, der Ehe). Vergeblich war fortan der Kampf der Kirche gegen diesen ihren Grundanschauungen (gratis accepistis, gratis date) so völlig widersprechenden Mißbrauch. „Dem auf das Interesse und die Macht der Grundherren gestützten Unwesen vermochte sie nicht mehr Einhalt zu gebieten."

„Die Eigenkirchenidee machte nicht Halt bei den niederen Kirchen, sie ergriff auch die höheren, die Stifte und Bisthümer. Es ist bekannt, daß die Staatsgewalt auf die anfänglich freien Bischofswahlen nach und nach einen immer größeren Einfluß ausgeübt hat. So kam man im 10. Jahrhundert darauf, die Hingabe der Abteien und Bisthümer in die Form der Leihe zu kleiden und durch einen, seit dem Ende des folgenden Jahrhunderts Investitur genannten Leiheakt geschehen zu lassen. Nur formell unterschied sich dieser von der niederen Kirchenleihe, indem er mit der Ablegung des Treueides und der Leistung von Mannschaft verbunden war. Materiell dagegen stand er der Investitur in niederen Kirchen durchaus gleich; denn wie diese, übertrug er Kirche und Amt und zwar auf Lebenszeit des Beliehenen gegen das Versprechen von Leihedienſten."

Stutz verweist auf verschiedene Fälle, wie den des Bisthums Beziers, welches Graf Wilhelm im Jahre 990 seiner Tochter zur Ausstattung gab, während er das Bisthum Agde seiner Frau zum Widdum aussetzte, ferner auf den Fall des Bisthums Albi, welches im Jahre 1037 der Graf von Toulouse, zusammen mit dem halben Bisthum Nimes seiner Braut als donatio propter nuptias zuwandte, endlich den des Bisthums Carcassone, welches Irmengard und ihr Gemahl Graf von Albi im Jahre 1067 mit sammt der Stadt und der Grafschaft an den Grafen Raimund von Barcelona verkauften.

Als die Mißbräuche bis zu diesem Punkte gediehen waren, wurde der Kampf gegen die Eigenkirchenidee und die daraus

hervorgegangene Investitur zu einer Lebensfrage für die Kirche. Stutz betont einerseits, „daß Gregor VII. nicht leichtsinnig, lediglich um hierarchischer Gelüste willen, den Streit vom Zaun gebrochen hat, sondern darum, weil durch den Germanismus (Eigenkirchenidee) die Weiterexistenz der Kirche bedroht war, also im Stande der Nothwehr“, andererseits „daß der glückliche Ausgang, den der Kampf schließlich für die Kirche nahm, ebenso sehr Folge der inneren Berechtigung ihrer Sache war, als das persönliche Verdienst ihres Vorkämpfers. Das muß man Gregor VII. lassen, daß er mit bewundernswerther Klarheit die Gefahr durchschaute, welcher er gegenüberstand.“

Das Resultat des Investiturstreites war, daß von der Eigenkirche nichts mehr übrig blieb, als die rein weltliche Investitur mit dem Scepter, durch welche der König dem Erwählten vor der Weihe die Regalien verlieh, um dafür die Zusicherung der Lehensdienste durch Treueid und Mannschaft entgegenzunehmen. Die durch den Investiturstreit ins Wanken gerathene Kirchherrschaft des germanischen Grundeigenthums habe Alexander III. vollkommen beseitigt und durch eine andere Idee ersetzt, die Dankbarkeit der Kirche. Auf diese baute er das Patronatrecht auf.

Im Vorstehenden wurden die Resultate des Vortrages des Privatdocenten Dr. Ulrich Stutz, meist mit den Worten des Verfassers selbst, dem Leser vorgeführt. Es sind wesentlich neue Gesichtspunkte für die kirchenrechtliche Auffassung und rechtsgeschichtliche Entwicklung zum Ausdrucke gekommen. Wenn das grundlegende Werk des Verfassers dem Publikum geboten sein wird, dürfte dasselbe zum Ausgangspunkte zahlreicher neuer Forschungen werden und wohl den Schlußsatz des Autors bestätigen: „Wer mit offenen Augen den gewaltigen Prachtbau des heutigen Kirchenrechtes betrachtet, dem begegnen nicht blos Partien, welche im byzantinisch-romanischen Style gehalten oder in der Weise der Renaissance aufgeführt sind, er findet auch namhafte Theile, welchen die mittelalterlich-deutsche Gothik ihren Stempel aufgedrückt hat.“

München. Dr. Ratzinger.

VI.

Zeitläufe.

Ueber den Nationalliberalismus und die preußisch Conservativen in den Berliner Parlamenten. I.

Den 24. Juni 1896.

Der Liberalismus lebt sich aus. Die mächtige Strömung, der die Herrschaft bis an's Ende der Zeiten verbürgt schien, hat bei uns kaum das volle Mannesalter erreicht, um dem Siechthum zu unterliegen. Noch rascher und auffälliger vollzieht sich der Proceß in Oesterreich, wo der Liberalismus noch mächtiger war als dießseits der Grenzen, weil dort seit Jahrzehnten keine Regierung mehr Mark in den Knochen hatte und der vergiftende Josephinismus bis auf die neueste Zeit keine wahrhaft conservative Bewegung aufkommen ließ. Jetzt auf einmal flüchten sich die angesehensten liberalen Führer aus ihrem Lager und Club wie aus einer Pesthöhle. Soweit ist es in Preußen noch nicht gekommen. Denn hier steht der Regierung eine starke und urwüchsige Partei von Conservativen gegenüber, gegen welche sie der Liberalen je nach Umständen bedürftig seyn kann. Dennoch knistert und kriselt es auch hier unter den Anzeichen nahender gänzlichen Auflösung der Partei.

Als im Anfang des Jahres in München das Jubiläum eines bekannten liberalen Zeitungsherausgebers gefeiert wurde,

wiesen die Hauptredner alle auf die „frühere Größe des Liberalismus" zurück, und alle erschöpften sich in Klagen über das heutige liberale Bürgerthum und dessen Furcht und Bequemlichkeit, „welche in Zeiten der Gefahr den Namen der Klugheit annehmen und vom Kampfplatze ferne bleiben". Weiter wurde über die Versammlung berichtet: „Herr von Stauffenberg gerieth am Schlusse in eine ganz elegische Stimmung und rief klagend aus: „Wenn der Idealismus gegenüber der Vertretung der materiellen Interessen nicht wieder in uns erwacht und herrschend wird, dann kann sich die liberale Partei zu Grabe rüsten".[1])

Gewiß haben solche „Ideale" den berühmten Parlamentarier in jungen Jahren in die Reihen des Liberalismus geführt. Die Massen der Anhänger aber haben in diesen Idealen nur den gebahnten Weg zur Verwirklichung ihrer materiellen Interessen ersehen, und nun die greifbaren Vortheile in Sicherheit gebracht sind, ist es diesem „liberalen Bürgerthum" unverständlich, wie man ihm einen neuen Idealismus zumuthen kann. Was könnte auch damit gemeint seyn? Etwa gar die Rückkehr zum christlichen Glauben aus dem Banne der schrankenlosen Hab= und Genußsucht, so daß jetzt dasselbe Bürgerthum Reue und Leid machen sollte, das man zum angeblichen Schutze seines Emporkommens gegen die Kirche, und insbesondere zum „Culturkampf" gegen die katholische Kirche, verhetzt hat? So ist das „liberale Bürgerthum" auch nach der Schilderung des Berliner Pastoren=Blatts großgezogen:

„Die Verflüchtigung der realen Wahrheit in allgemeinen Redensarten und die Verschiebung der Verpflichtungen des Einzelnen auf die Allgemeinheit und den Staat ist das bedenklichste

---

1) Münchener Correspondenz der „Kölnische Volkszeitung" vom 14. Januar d. Js.

Symptom unserer Zeit; denn es zerstört die persönliche Verpflichtung, Verantwortlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Thatkraft der Person. Vom Staat verlangt man eine feste Hand, aber immer nur gegen Andere; sobald er auch eine feste Hand gegen die eigene Interessengruppe zeigt, dann schreit man dagegen. Das alles macht die Vertreter der bestehenden Ordnung so schwach gegenüber dem Ansturm der mit größter persönlicher Hingabe, Opferfreudigkeit und Begeisterung bis herab zum geringsten Proletarier arbeitenden revolutionären Parteien. Diese Parteien glauben an ihre Weltanschauung und an ihre Ideale, wenn sie auch noch so falsch sind — wo findet man aber im liberalen Bürgerthum noch ernsthaften Glauben an irgend eine Wahrheit, der den Einzelnen fähig macht, wie Bebel und Liebknecht um seiner Ueberzeugung willen viele Jahre Gefängnißhaft auf sich zu nehmen, ohne von dieser Ueberzeugung zu weichen? In der großen Masse der bürgerlichen, namentlich der gebildeten Kreise glaubt man meist an gar nichts mehr, der Skepticismus hat dort Alles zersetzt; man begeistert sich für Nichts mehr, man ist fertig mit Allem: mit der Religion und mit den früheren eigenen politischen Anschauungen und Idealen, und es ist nichts übrig geblieben als die Furcht und Sorge um den Besitz, um Geld und Genuß. Nur was sich darauf bezieht, wird noch ernsthaft behandelt. Das bedeutet den Bankerott."[1])

Es ist nicht der erste Fall in der Welt, daß der Liberalismus bei uns ein solches Bürgerthum herangezogen hat. „In der Mitte zwischen der extremen Rechten und der extremen Linken", schrieb ein Deutscher aus Frankreich, „steht, einer ungeheuren Schafherde ohne Leithammel vergleichbar, von der Angst vor dem rechts und links heraufziehenden Ungewitter eingeschüchtert, kraftlos, gedankenlos, die überhaupt politisch nicht mehr denkende, aus der Hand in den

1) Aus dem „Reichsboten" s. Berliner „Germania" vom 18. August 1894.

Mund lebende Masse: die Bourgeoisie, mit ihrem Anhang"[1]. Diesem Bürgerthum ist von bekannter Seite in der französischen Kammer zugerufen worden: „Ihr habt Euere Revolution gehabt, wir werden die unsrige haben".[2])

„Liberal" hatte anfänglich einen guten Sinn und achtungswerthe Vertreter. Aber als der Liberalismus modern wurde, da hatte sich alsbald das Judenthum desselben bemächtigt und mit seinen Idealen die Bewegung durchsäuert. Die Juden wurden die Führer und Meister. Von daher wurde es auch „eine Lust, außerhalb des Schattens der Kirche zu leben". Das materielle Interesse des Judenthums wurde die Seele des gesammten Liberalismus und sie allein belebte das liberale Bürgerthum. Ein solches Bürgerthum ist gleichbedeutend mit der neuen Welt des „Capitalismus", die der bekannte Professor Sohm zu Leipzig vor mehr als zehn Jahren in einem Vortrage über Gegensätze unserer Zeit und die Entstehung des sogenannten „vierten Standes" beschrieben hat:

„Das Capital entwickelte die ihm angeborene Naturkraft. Es machte den Arbeiter zu seinem Knecht. Es schrieb ihm die Bedingungen vor, unter welchen die Arbeitskraft verkauft werden mußte. Es nahm ihm Gesundheit, Familienleben, menschenwürdiges Dasein. Ja, es nahm ihm das letzte, die Hoffnung. Die ungeheure Masse der Nation sah sich enterbt zu Gunsten weniger Besitzenden. Da sind sie, die Elenden, die Hungrigen, die Frierenden, die Enterbten. Sie sind der ungeheure Leib des Volkes, unfähig, seine eigene Blöße zu bedecken, ja, sie sind das Volk selbst — betrogen um die Welt durch die wenigen Besitzenden, Gebildeten, Herrschenden."[3])

---

1) Pariser Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 10. März 1895.

2) Zur Zeit des französischen Anarchisten-Gesetzes s. „Augsburger Postzeitung" vom 25. Juli 1894.

3) Aus dem Berliner „Vorwärts" vom 11. März d. Js.

Aber die materiellen Interessen vertragen sich überall nicht gut, und auch das gleichartige Interesse stößt leicht unter sich aufeinander. Das letztere erfuhr auch die Partei des liberalen Bürgerthums in den Parlamenten zu Berlin. Man war einig im Dienste des Capitalismus, aber man veruneinigte sich über die Mittel und Wege zur Sicherung der capitalistischen Herrschaft. Darüber entstand die erste Spaltung in der Partei: die Einen hofirten der Regierung, ein kleinerer Theil vertraute mehr dem System und schied unter dem Namen des „Freisinns“ aus, um dann wieder in zwei Fraktionen auseinander zu gehen. Herr Miquel, der sich selbst vom Halbsocialisten bis zum preußischen Finanzminister durch die verschiedenen Stadien des Fortschritts rückwärts entwickelt hatte, las vor einigen Monaten den verbohrten Systematikern den Text:

„Während die ganze Welt erkennt, daß das Manchesterthum, das System des laisser faire, laisser aller das System ist, welches nicht mehr der modernen Entwickelung entspricht; während die ganze Culturwelt erkennt, daß es allerdings die Aufgabe des Staates ist, auch seinerseits zum Schutz des Schwachen, Geringen und Bedrückten mit seiner Gewalt und seinen finanziellen Mitteln einzugreifen, natürlich immer in bestimmten Grenzen; während man in der ganzen Culturwelt dies begreift und danach handelt und sieht, daß das Princip der Freihandelsschule allenthalben überwunden ist und Schiffbruch gelitten hat, steht der Abgeordnete Richter wie ein Fels im Meer. Dann könnte ich vielleicht eher sagen: das ist gedankenarm. Wenn ein Politiker nichts lernt und nichts vergißt, so kann er ebensowohl bei der äußersten Reaktion, als beim äußersten Fortschritt stehen, aber zu loben ist ein solcher Politiker gewiß nicht.“[1])

---

1) Aus dem Landtag s. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 22. Jan. d. Js.

Inzwischen hatte das Agrarierthum im „Bunde der Landwirthe“ mit dem famosen Antrag Kanitz sein Haupt erhoben, und in dem Widerstreit der Interessen regte sich auch in den Kreisen der liberalen Wählerschaft mehr und mehr Mißtrauen und Haß gegen das Judenthum. Damit stieg die Verwirrung in der nationalliberalen Partei auf den Höhepunkt. „Der Nationalliberalismus enthält bereits eine große Zahl von Elementen, die man als gemäßigt nicht mehr gut bezeichnen kann; Agrarier, Zünftler, Antisemiten: Alles findet sich unter dem nationalliberalen Banner zusammen, so daß die Nationalliberalen kaum mehr Anspruch auf die Bezeichnung einer wirklichen Patei erheben können“. Freilich konnten die Parteihäupter sagen, daß es in der Regierung selber auch nicht klarer aussehe:

„Unter den Parteien, und wie man aus der Haltung einiger der Regierung nahestehenden Organe entnehmen kann, in den Regierungskreisen selbst herrschen die weitgehendsten Meinungsverschiedenheiten, sodaß man schon hieran deutlich sehen kann, wie sehr es an jeder zielbewußten Leitung in der Regierung mangelt. Nirgends sieht man die Spur einer bestimmten Direktive; genau so wie in den wirthschaftlichen Fragen zeigt sich auch in der sonstigen inneren Politik eine Unsicherheit, die es völlig unmöglich macht, zu erkennen, wohin der Regierungscurs heute geht, und welche Richtung er morgen einnehmen wird.“[1])

Im Herbst 1894 hatte in Frankfurt a. M. eine Parteiversammlung stattgefunden, die in ihrem Programm verschiedene Reformen empfahl und zugleich sich zum Kampf gegen die „Umsturzparteien“ bereit erklärte. Die Leipziger „Grenzboten“ bemerkten dazu: „Die Nationalliberalen sind vornehme Leute, und als solche sind sie Leute von gutem

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 15. September 1895.

Geschmack; in ihrer Kleidung, in ihren Umgangsformen, in ihrer Sprache huldigen sie dem besten Geschmack; wollten sie da nicht endlich einmal auf die Geschmacklosigkeit verzichten, in ihrem Parteinamen das Wörtchen ‚liberal‘ fortzuführen".[1]) Das demokratische Blatt in Frankfurt bemerkte dazu: „Der Rath, auf das ‚liberal‘ zu verzichten, ist der Partei schon oft gegeben worden; vielleicht findet er jetzt, da er von der Seite alter Freunde kommt, besseres Gehör als bisher. Eine Partei, die ehrlich auf den Namen ‚liberal‘ verzichtet, kann es sich erlauben, den Polizeistaat mit oder ohne Staatsretter auf die raffinirteste Weise auszubauen, ihrem lauteren Wettbewerb mit den Reaktionären steht nichts entgegen."

Vollends war der Antrag Kanitz ein wahres Unglück für das Ansehen und den Zusammenhalt der Partei im Reichstag. Schon als in Bayreuth ein Angehöriger des „Bundes der Landwirthe" in den Reichstag gewählt und als „auch liberal" bezeichnet wurde, schrieb ein freisinniges bayerisches Blatt: „Es ist also mit den Nationalliberalen bereits so weit gekommen, daß sie sich nicht scheuen, mit den Bauernbündlern, welche das Volk mit dem Antrage Kanitz auswuchern wollen, auch öffentlich gemeinsame Sache zu machen, jenem Antrage Kanitz, den der Führer der Nationalliberalen im Reichstage, Herr von Bennigsen, in einer so vernichtenden Kritik als verwerflich hingestellt hat."[2]) Wie weit es in der That mit der nationalliberalen Partei gekommen war, enthüllte sich alsbald im Reichstag selbst:

„Die Zerrüttung der nationalliberalen Partei macht derartige Fortschritte, daß es schwer verständlich erscheint, wie so

---

1) Aus den „Grenzboten" in dem „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 14. Oktober 1894.

2) Aus dem „Fränk. Kurier" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 13. September 1895.

widerstrebende Elemente überhaupt noch zusammenhalten können. Lange Zeit hindurch die Partei des kaufmännisch und industriell thätigen Bürgerthums, ist sie allgemach derartig mit agrarischen Elementen durchsetzt worden, daß diese bereits es auf eine Kraftprobe um die Oberhand ankommen lassen konnten. Ein bedenkliches Zeichen der Schwäche war es schon, daß die vier nationalliberalen Unterzeichner des Antrages Kanitz, der allen Traditionen der Partei direkt in's Gesicht schlug, noch nicht einmal ein Mißtrauensvotum von der Fraktion ausgestellt erhielten, trotzdem der nominelle Führer der Partei, Herr von Bennigsen, den Antrag für gemeingefährlich erklärt hatte. Ebenso agrarisch wie die vier Kanitzer haben sich nun aber auch die zum Theil aus den nämlichen Personen bestehenden Vertreter der nationalliberalen Fraktion in der Börsengesetz-Commission benommen. Dagegen haben die älteren Fraktionsmitglieder Front zu machen gesucht, aber mit kläglichem Mißerfolg. Sie verlangten, daß die drei Mitglieder der Partei in der Börsengesetz-Commission in der zweiten Lesung (den Getreide-Terminhandel betr.) entweder die bisherige Haltung aufgeben oder aus der Commission austreten sollten, blieben aber in der materiellen Discussion über die bisherigen Beschlüsse in der Minderheit"[1])

Zu der Minderheit hatte die „National-Zeitung" gehalten, dereinst das Berliner Evangelium des Nationalliberalismus. Jetzt wurde sie wegen dieser „Quertreibereien innerhalb der Partei" von einem collegialen Blatt hart angefahren: „Wir hoffen, daß die nationalliberale Partei an dem Scheidewege, wo sie angelangt ist, es sich reiflich überlegen wird, ob sie jenen Weg beschreiten soll, der weit ab von dem Pfade derjenigen Leute liegt, die bisher die wesentlichsten Stützen der Partei waren, und der naturnothwendig in die Sackgasse des einseitigen Freihändler- und Spekulantenthumes führen muß, für das zu schreiben eine gewisse Gruppe von Blättern leider die Verpflichtung hat. Diese Kreise verstehen allerdings von

1) Berliner „Vorwärts" vom 14. März ds. Js.

sich reden zu machen; Macht im Volk haben sie heute noch weniger als 1879. Will die nationalliberale Partei bei den nächsten Wahlen völlig vom Erdboden verschwinden, so braucht sie nur den Rathschlägen zu folgen, die ihr von der ‚Nat.-Ztg.' sechs Mal wöchentlich gegeben werden." [1]) Die ganze Erscheinung bestätigte nur das Urtheil, das von der linken Seite her schon ein halb Jahr zuvor gefällt worden war:

„Jahrzehnte hindurch hat man die Freiheit in wirthschaftlichen Dingen proklamirt — das war ja die einzige Freiheit, mit der es der Nationalliberalismus jemals ehrlich meinte! Man hat es ruhig geschehen lassen, daß die Partei im Namen dieser Freiheit immer weiter nach rechts gedrängt wurde, so weit, daß man heute viele Sitzungen des Reichstags zurückgehen muß, um eine Aeußerung eines nationalliberalen Abgeordneten zu finden, die einen liberalen Anstrich hat. Wenn z. B. bei der letzten Etatsberathung kein einziger nationalliberaler Abgeordneter im Reichstag gesessen hätte, wer würde die Partei überhaupt vermißt haben? Und jetzt, wo der Parteikarren sausend hinabschießt in die Tiefe, jetzt, wo alle Folgen dieser falschen Haltung greifbar hervortreten, wo man schon die Zeit berechnen kann, die es noch währt, bis die Freunde von rechts den Nationalliberalismus mit Haut und Haaren aufgezehrt haben: jetzt möchte man bremsen? Wir fürchten sehr, die elfte Stunde hat schon geschlagen und es ist unter allen Umständen zu spät. Wem dürfte man denn die Riesenkraft zutrauen, ein solches Bremswerk jetzt noch zu vollbringen? Zwei Autoritäten besaß die Partei einst. Die Eine ist in ihrer Entwicklung der Partei theilweise vorausgeeilt und sitzt jetzt in einem Ministerium; sie kommt überhaupt nicht in Betracht. Die andere, die auf einen Oberpräsidentensitz kalt gestellt wurde, könnte es allenfalls versuchen. Gewiß, ihre Stimme würde in der Partei auch heute noch gehört werden, ob sie aber die Kraft besitzt, gegen die gesammte Fraktion und gegen die Macht der ober-

---

1) Aus der „Rheinisch-Westfälischen Zeitung" s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 28. März d. Js.

geschilderten Verhältnisse durchzudringen? Der Zweifel daran ist gestattet und begründet, wenn man auch noch nicht weiß, ob überhaupt der Wille zu einem solchen Unternehmen vorhanden ist." [1])

„National" ist das erste Beiwort in dem Titel der Partei. Indem das Judenthum ihr seine spezifisch jüdischen Ideale vermachte, hatte es den Vortheil, sich als gut deutsch aufzuspielen und mit dem Ehrenwort „national" prunken zu können. In der That standen hervorragende Juden an der Spitze der Bewegung für die preußisch-deutsche Reichsgründung, und es sind aus ihrer Mitte sogar Aeußerungen bekannt geworden, welche dem Herrn von Bismarck die Palme streitig machten. An der Spitze der Partei in dem neuen Reichstag standen zwei einflußreiche Juden, und wer hätte damals sich vorstellen können, daß in der Mitte des Nationalliberalismus sogar der Antisemitismus um sich greifen könnte. Jetzt sind in die beiden Berliner Parlamente, meines Wissens, keine Juden mehr gewählt, außer für den Reichstag von Seite der Socialdemokratie, in der sie bereits die führende Stellung einnehmen. Wer weiß, ob der nationalliberale Niedergang bei den Wahlen nicht zum Theil der Abwendung der Juden von der Partei zuzuschreiben ist? Auch an dem Ehrentitel „national" scheint ihnen nicht mehr viel gelegen; gibt es ja doch sogar Vereine, welche der Wahrheit erfreulicher Weise die Ehre geben und erklären: wir sind nicht deutsch-national, sondern — Juden.

Zu Ende des vorigen Jahres war die Partei der Nationalliberalen im Reichstag auf 41 Mitglieder und sechs Hospitanten herabgesunken, genau auf die jetzige Stärke der socialdemokratischen Abgeordneten, und um mehr als um das Dreifache niedriger geworden als ihre Zahl vor zwanzig Jahren. Eben noch hatten die Wahlen zu Dortmund und

---

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 22. Dec. 1896.

Waldeck großes Aufsehen gemacht, wo die Partei zwei tüchtige Mitglieder verlor, das Eine gegen den Socialdemokraten, das andere gegen einen Antisemiten. Kein Wunder, daß von Neuem das Liebeswerben der altgewordenen Schönen an's Licht trat, welche die Regierung als Heirathsvermittlerin schon seit den Zeiten Bismarck's immer wieder anzubringen gesucht hat. Man nennt das den „Cartell-Gedanken“ und den Zusammenschluß der sogenannten „Mittelparteien“.

Man hätte meinen können, nachdem die Conservativen in ihr neues Programm vom Dezember 1892, nach dem Versammlungsort „Tivoli“ genannt, den Antisemitismus zugelassen hatten, würden die Nationalliberalen schon deßhalb den Geschmack am Cartell verloren haben. Aber als die Conservativen plötzlich das Unglück traf, daß der Chefredakteur ihres Hauptblattes und mächtige Parteiführer, der Justiz in die Hände fiel, da regte sich der Appetit auf's Neue. Sein Spießgeselle in der Parteiführung, Herr Hofprediger Stöcker, müsse nun nachfliegen: forderte das Leibblatt aus dem Sachsenwalde: „Einerlei, was Stöcker der conservativen Partei in der Vergangenheit gewesen, was er ihr jetzt und in Zukunft noch seyn kann, ist weniger als Null. Dagegen ist er ein unheilvolles Hinderniß für jede Wiederannäherung zwischen den Conservativen und jenen gemäßigten Elementen, mit welchen vereint sie einst die zuverlässige Stütze der nationalen Politik gewesen sind. Lediglich die Ueberzeugung, daß eine solche Wiederannäherung dem Vaterlande noth thut, zwingt uns dazu, an die conservative Partei von neuem die Frage zu richten, wie lange noch sie zögern will, den Akt der Säuberung vorzunehmen, den ihr die Pflicht der Selbsterhaltung gebietet.“ [1]) Was

1) Aus den „Hamburger Nachrichten“ im Berliner „Vorwärts“ vom 29. Dezember 1895.

andererseits die Regierung für die Förderung des Cartells zu thun habe, um „der Bedeutung des liberalen Bürgerthums für unser Staatsleben" gerecht zu werden, bekam man in dem Organ des Herrn von Bennigsen zu lesen:

„Die Regierung wird darüber nicht im Zweifel sein können, daß sich weiter Kreise unseres Volkes eine berechtigte, tiefe Niedergeschlagenheit, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, bei der Erkenntniß bemächtigt, daß gerade diejenigen Elemente, die in Hammerstein und Stöcker lange Jahre hindurch ihre Führer sahen, im Staate wie bei Hofe eine bevorzugte und maßgebende Stellung einnehmen. Auch hier muß eingesetzt, auch hier muß Wandel geschaffen werden, wenn das Vertrauen zu unserer Staatsleitung nicht schwer erschüttert, wenn wir auf einer verhängnißvollen Bahn nicht immer weiter abwärts gleiten wollen. Wenn es der Regierung ernst damit ist, den Appell des Kaisers zum Zusammenschluß aller staatserhaltenden Kräfte an ihrem Theile der Verwirklichung entgegenzuführen, dann darf sie sich nicht auf Elemente stützen, die einem solchen Zusammenschluß stets widerstrebt und, wenn er einmal erreicht war, ihn mit allen Mitteln bekämpft haben." [1])

Es hat zwar schon einmal ein Cartell gegeben, hauptsächlich wegen der Militärforderungen im Reichstag im Jahre 1887, und Fürst Bismarck hat jederzeit Alles gethan, um die conservativ-nationalliberale Mehrheit zu verewigen, wie er denn bis heute nicht müde wird, den Cartell-Gedanken zu predigen. Aber auch die berüchtigten Bemühungen des Abgeordneten von Helldorff zu diesem Ziele, selbst um den Preis einer Sprengung der conservativen Partei, mußte derselbe mit seinem Verschwinden von der politischen Bühne bezahlen. Noch vor zwei Jahren zum Schluß des preußischen

---

1) Aus dem „Hannov.-Courier" in der Berliner „Germania" vom 18. September und in der „Kölnischen Volkszeitung" vom 29. Oktober 1895.

Landtags, in dem im Unterschied zum Reichstag eine conservativ-nationalliberale Mehrheit zu haben wäre, wurde berichtet: „Mit einem wahren Fanatismus bekämpft die ‚Kreuzzeitung' jeden Gedanken an eine Rückkehr zur Cartell-Politik, und empfiehlt die conservativ-klerikale Majorität als Basis für eine positiv schaffende Thätigkeit. Man mag im Kreuzzeitungs-Lager sogar darauf rechnen, daß, wenn das conservativ-klerikale Bündniß erst einmal im Abgeordnetenhause fest geschmiedet sei, auch im Reichstag sich das Centrum seine demokratischen Allüren mehr und mehr abgewöhnen werde."[1]) Was indeß das Centrum betrifft, so hat es gute Gründe, von Fall zu Fall zu wählen, und im Uebrigen für sich allein und unbevormundet zu bleiben.

Bekanntlich hat vor Kurzem das ehemalige Kanzlerblatt, die „Norddeutsche", zu einem eigenartigen Cartell aufgerufen, nämlich zur Sammlung aller „bürgerlichen Parteien", ohne Rücksicht auf die Sonderstellung ihrer Programme, zu einer gemeinsamen Kriegserklärung gegen die Socialdemokratie. Es hat mehrfach frappirt, daß der Aufruf gerade erfolgte, als in dem Proceß „gegen Auer und Genossen" die große Aktion, die vor beinahe sechs Monaten gegen die socialdemokratische Parteiorganisation eingeleitet worden war, mit so überaus kläglichem Erfolge geendet hat.[2]) Auch das wenig erbauliche Schicksal der „Umsturzvorlage" schien dabei schon vergessen. Uebrigens hatte das Blatt offenbar im Einvernehmen mit jenen „Mittelparteien" schon in Ausnutzung der Königsberger Rede des Kaisers, worin alle Parteien diesseits der Socialdemokratie „zum Kampfe für Religion, Sitte und Ordnung" aufgefordert wurden, denselben Schritt ge-

---

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 6. Juni 1894.

2) Aus den „Dresdener Nachrichten" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 24. Mai ds. Js.

than. Die ganze protestantisch-conservative Presse wies auch diesen Gründungsgedanken zurück Wie ein solches Cartell aussehen würde, hat das Berliner Pastoren-Blatt lebhaft beschrieben:

„Nun denke man sich die Atheisten, Naturalisten, Reformjuden, Pantheisten, Wodanverehrer, Pessimisten, die Wucherer, die Halsabschneider, die Ausbeuter, die Mammonsdiener, welche rücksichtslos über die Leiche des Mittelstandes hinwegschreiten, als Kämpfer für Religion, Sitte und Ordnung, in Schlachtordnung stehend, gegen die Socialdemokraten! Glaubt man wirklich, daß man mit solchem Pharisäismus die Socialdemokratie überwinden könnte, und welcher anständige Christ würde sich in einem Kampf für Christenthum mit Vertretern des Atheismus und Materialismus, die sich von den socialdemokratischen Naturalisten nur darin unterscheiden, daß sie reich sind und von ihren Renten leben, während diese meist arm sind und sich von ihrer Hände Arbeit ernähren müssen, Schulter an Schulter stellen? Aber auch die anständigen Atheisten würden sich zu einem solchen Kampf nicht hergeben. Wer bliebe also übrig? Und mit einer solchen Schaar sollte die Regierung für die Religion gegen die Socialdemokratie in den Kampf ziehen wollen, während sie den Niedergang von Religion, Sitte und Ordnung im nichtsocialistischen Lager ruhig fortschreiten ließe! In der That: der schlimmste Socialdemokrat könnte der Regierung nichts Schlimmeres andichten " [1])

---

1) Aus dem Berliner „Reichsboten" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 22. September 1894.

VII.

Historische Novitäten.

(Lindner. Salchow. Kirchhöfer.)

Für die Geschichte des deutschen Volkes entfaltet eine eifrige Forschung und emsige schriftstellerische Thätigkeit Theodor **Lindner**, Professor der Geschichte in Halle. Namentlich die zweite Hälfte des Mittelalters fand in Lindner's „Deutscher Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern (1273 bis 1437)" eine sehr verdienstvolle Bearbeitung. Mit einer neuen Schrift hat Lindner sich auf das Gebiet der früheren Zeit des Mittelalters begeben und zwar hat er eine der vielumstrittensten Fragen, nämlich die Anfänge des Kirchenstaats zum Gegenstand einer abermaligen Untersuchung gemacht und seine Resultate veröffentlicht unter dem Titel: „Die sogenannten Schenkungen Pippin's, Karl's des Großen und Otto's I. an die Päpste." [1])

Engelbert Mühlbacher sagte in seiner „Deutschen Geschichte unter den Karolingern" (I, 62): „In jüngster Zeit ist über die Schenkungen der Karolinger an die römische Kirche manches tiefe Tintenfaß trocken geschrieben worden und eine sehr umfangreiche Literatur entstanden, die mit dem vollen Aufgebot von Scharfsinn und Gelehrsamkeit verficht, was die einen bestreiten, und bestreitet, was die anderen verfechten." Die reiche

1) Stuttgart 1896, Cotta'scher Verlag. 99 S.

Literatur ist in den letzten Jahren nochmals vermehrt worden. Hat man früher die Schenkungen der Karolinger und Otto's I. an St. Peter in Rom mehr oder minder als Fälschungen erklärt, so kommt die neueste Forschung zu dem entgegengesetzten Resultate. Auf letzterem Standpunkte steht auch Lindner's Abhandlung. Die Untersuchung ist deßhalb schwierig, weil die Originalurkunden über die Verleihungen Pippin's und Karl's des Großen an die Päpste verloren gegangen sind. Auch Abschriften haben sich nicht erhalten. Zwei spätere Dokumente, welche sich auf Pippin's und Karl's Urkunden berufen haben, das Ludovicianum (Privileg Kaiser Ludwigs des Frommen von 817) und das Ottonianum (Privileg Otto's des Großen von 962) wurden lange Zeit hindurch übereinstimmend als unecht erklärt. Unredlichkeit oder förmlicher Betrug galten als Ergebniß der Forschung. Zu einem ganz anderen Resultate, in Uebereinstimmung namentlich mit W. Sickel's Schrift: „Die Verträge der Päpste mit den Karolingern",[1]) gelangt Theodor Lindner. Er stützt sich hauptsächlich auf die päpstlichen Briefe, welche Karl der Große selbst sammeln ließ in dem Codex Carolinus, jetzt neu herausgegeben von W. Gundlach in den Monumenta Germaniae historica.[2]) Dieses authentische Material, im Zusammenhalte mit der großen Biographensammlung der Päpste im liber pontificalis, zuletzt herausgegeben von L. Duchesne (Paris 1886 und 1892), bietet für Lindner die Grundlage, um zu festen Resultaten zu gelangen. Es ergibt sich aus den Briefen, welche vor das Pontificat Hadrians und vor Karls des Großen Anwesenheit zu Rom im Jahre 774 fallen, daß ihr Inhalt vollständig übereinstimmt mit den Mittheilungen des Liber pontificalis, welche man so lange für stark interpolirt oder ganz unterschoben erklärt hatte. Das Versprechen Pippins vom Jahre 754 und seiner Erneuerung durch Karl den Großen hatte zum Inhalt eine restitutio

---

1) Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 1894.

2) Epistolae Merovingici et Carolini aevi. I.

des Besitzes S. Petri, d. h. Theile jenes Gebietes, welches früher unter der einheitlichen Herrschaft des Kaisers von Constantinopel gestanden war. Davon war der römische Dukat beim Eingreifen Pippins gegen die Longobarden bereits freier und voller Besitz der Päpste. Was durch Pippin hinzugefügt wurde, erstreckte sich auf Theile des Exarchates und der Pentapolis.

Unter Karl dem Großen verblieb der Exarchat dem Papstthume, dazu erhielt Papst Hadrian noch in Tuscien, Spoleto und Benevent restituirt, was er als sein Recht und als früheren Besitz der römischen Kirche nachweisen konnte. Im Jahre 774 kam Karl der Große nach Rom. Er bestätigte die Versprechungen Pippins und sagte zu, die versprochenen civitates und territoria dem Papste zu übergeben. Es sollte die Restitution alles dessen erfolgen, was dem hl. Petrus gehörte, darunter auch aller Besitz, welcher je den Päpsten von den Longobarden entzogen worden war. Der Papst erhielt, außer dem römischen Herzogthum (Dukate), außer dem Exarchat und Pentapolis, bestimmte Städtegebiete in Tuscien, Venetien und Istrien, wo der Papst Besitzungen und Rechte hatte, von denen er Geldabgaben bezog. Im Herzogthume Spoleto wurden die Sabina, Narni und Utriculum restituirt und wurde der Census besonders verliehen. Im Herzogthume Benevent bekam der Papst das bisherige Patrimonium und dazu einige Städte. Auf Corsika erhob der Papst Ansprüche, welche aber Karl nicht erfüllen konnte, da er nicht in dessen Besitz gelangte. Die Stelle, welche im Liber Pontificalis die Grenzen und den Umfang des päpstlichen Gebietes nach der Schenkung Karls von 774 mittheilt, ist nach Lindner vollkommen echt, keinerlei Interpolation. Im Vertrage von 781 erwies Karl dem Papst weitere Gunst und verlieh ihm noch Capua.

Das Ludovicianum von 817 faßt das Ergebniß der Schenkungen unter Pippin und Karl dem Großen zusammen. Alle Zweifel an der Echtheit der Urkunde Ludwigs des Frommen weist Lindner an der Hand der Papstbriefe siegreich zurück. Nur die Namen von drei Inselchen, welche mit Popu-

lonia und Rosello-Grosseto geschenkt wurden, und von denen heute noch eine Formiche di Grosseto heißt, seien später in Corsika, Sardinien und Sicilien fälschlich umgeändert worden.

Das Ottonianum vom 13. Februar 962 bestätigte die Besitzrechte der römischen Kirche, wobei das Ludovicianum die Grundlage bildete. Kaiser Otto schenkte dazu noch sieben Städte im Herzogthume Spoleto. Außerdem fällt die kaiserliche Oberherrlichkeit weg, welche die Karolinger immer festgehalten hatten. In der Urkunde des Kaisers Otto erscheint der Papst als souveräner Herr seines Gebietes. Kaiser Ludwig der Fromme redete in seiner Urkunde noch als Oberherr (statuo et concedo), Kaiser Otto I. als Verbündeter zu einem Verbündeten und Gleichberechtigten (spondemus et promittimus).

Vertritt Lindner die Echtheit der vielbestrittenen Mittheilungen des Liber pontificalis über die Karolingischen Schenkungen, ferner die Authenticität des Ludovicianum und des Ottonianum, so weist er auf der andern Seite an der Hand der Quellen auch die gegen Kaiser Karl und Otto den Großen erhobenen Anklagen zurück. Lindner schreibt (S. 88): „Karl verfuhr durchaus ehrlich und den Verhältnissen angemessen; er gewährte den Päpsten, was sie nur irgend von Rechts wegen beanspruchen konnten. Und an diesem Versprechen hat er getreulich und unverbrüchlich festgehalten.“ Ueber Kaiser Otto's I. Schenkungsurkunde urtheilt der Verfasser also: „Die Gebiete, welche Otto der römischen Kirche überwies, sind nicht viel mehr, als eine Bestätigung des Ludovicianum. Die Urkunde ist demnach keineswegs widersinnig und gedankenlos zusammengeschrieben mit dem Hintergedanken, daß sie nur ein Blatt Pergament sein sollte. Wir dürfen von Otto und den damaligen Staatsmännern besser denken. Kaiser Otto kann wie Karl der Große ebenfalls von dem Vorwurfe des Treubruches entlastet werden.“ Lindner nimmt an, daß Otto seine Zusage erfüllt hat und beruft sich dafür auf Liutprand und auf den Continuator Reginonis, welch' Letzterer bezeugt zum Jahre 967: (imperator) apostolico Joanni urbem et terram

Ravennatium aliaque complura multis retro temporibus Romanis pontificibus ablata reddidit.

Lindner schließt seine Abhandlung mit den Worten: „Nach dem Tode des gewaltigen Herrschers traten freilich in Italien Veränderungen ein, in Folge deren die Päpste das durch ihn Erlangte wieder verloren.“

Unter dem Titel: „Hallische Beiträge zur Geschichtsforschung“ gibt Theodor Lindner Abhandlungen seiner Schüler heraus, wovon uns das IV Heft vorliegt unter dem Titel: „Der Uebergang der Mark Brandenburg an das Haus Wittelsbach von Dr. Gustav Salchow.“[1]) Der Verfasser schildert den Gesammtbesitz der Mark Brandenburg beim Aussterben des askanischen Hauses, gibt eine anschauliche Uebersicht, wie die Nachbarn über einzelne Bestandtheile des Landes herfielen und dieselben sich aneigneten, bis Kaiser Ludwig der Bayer seinen ältesten noch minderjährigen Sohn Ludwig mit der Mark belehnte und ihm in der Person des Berthold von Henneberg einen erfahrenen Regenten an die Seite gab. Henneberg war es, welcher statt Stendal, welches bis dahin Sitz der Regierung war, das im Centrum des Landes gelegene Berlin als dauernden Aufenthaltsort nahm und für den unmündigen Wittelsbacher als Residenz erwählte, was es seitdem geblieben ist.

Ueber die Erwerbung der Mark Brandenburg urtheilt der Verfasser also: „Wohl war es Kaiser Ludwig gelungen, das märkische Hauptland seinem Hause zu sichern, aber der brandenburgische Kurstaat hatte schwere Einbußen an Macht erlitten. Nicht nur betrafen sie den äußeren Umfang des Landes, als vielmehr die markgräfliche Gewalt im Innern. Aeußere Kämpfe und Zerrüttungen waren nach Waldemar's Tode das Erbtheil der Mark geworden und ein innerer Zersetzungsprozeß war damit Hand in Hand gegangen. Ein Hoheitsrecht, ein Domanial-

1) Halle, Verlag von Kaemmerer & Co. 1893. 85 S. (1.50 M.)

bestandtheil nach dem andern ging in der Zeit der märkischen Anarchie für geleistete Dienste oder Vorschüsse oder erlittenen Schaden an die Stände verloren. Der junge Markgraf sah sich in den unaufhörlichen Bedrängnissen seiner äußeren und inneren Lage an die Mithilfe seiner vermögenden Stände gebunden und zu immer weiteren Zugeständnissen und Verlusten seiner landesherrlichen Rechte genöthigt. Gerade in dieser Beziehung ist der Uebergang der Mark an die Wittelsbacher bemerkenswerth, indem während der Auflösung der märkischen Verhältnisse nach Waldemar's Tod und unter den Fehlschlägen der Politik Kaiser Ludwigs von Bayern und deren Rückwirkungen auf die Mark, die später so unheilvolle Mitwirthschaft der Stände sich schnell entwickelte."

Als eine Doktordissertation von Halle führt sich auch eine Abhandlung ein, welche den Titel führt: „Zur Entstehung des Kurkollegiums von Dr. Reinhold Kirchhöfer."[1] Der Verfasser findet die ersten Anfänge eines Kurkollegiums in der Forderung des Papstes Innocenz III., welche er in die Form eines indirekten Wunsches gekleidet hatte, daß nämlich die einflußreichen deutschen Landesherren (magni principes) ihm die Rechtmäßigkeit der Wahl bezeugen sollten.[2]) Diese Forderung habe den ersten Anstoß zur Herausbildung eines Vorrechtes bei der Königswahl für jene Fürsten gegeben, welche als vollgiltige Zeugen der Wahl und ihrer Rechtmäßigkeit von der Kurie angesehen wurden.

Damit steht freilich in direktem Widerspruche die Thatsache, daß noch im Jahre 1240 Herzog Otto von Bayern, Pfalzgraf bei Rhein, zwei Wahlstimmen hatte, eine für Bayern, eine zweite für die Pfalz, daß ferner bei den Wahlen der

---

1) Halle, Verlag von Kämmerer & Co., 1893. SS. 180. Preis 3 Mk. 60 Pfg.

2) Raynald ad annum 1209: consueverint secundum morem antiquum pro petitione imperialis coronae magni principes ad apostolicam sedem ordinari.

Könige Heinrich, Konrad IV., und der Gegenkönige Heinrich Raspe und Wilhelm von Holland kleine Fürsten und Bischöfe sich betheiligten. Noch lange nach Innocenz III. war die Wahlberechtigung an die Territorien gebunden, und konnten an den Wahlen noch sämmtliche Bischöfe theilnehmen. Gerade die bayerischen Bischöfe (Salzburg, Regensburg, Freising, Passau) spielten in der langen Regierungszeit des Kaisers Friedrich II. bei den Wahlen seiner Söhne Heinrich und Konrad eine sehr wesentliche Rolle.

Die Entstehung eines Kurkollegiums dürfte unseres Erachtens vielmehr darin zu suchen sein, daß um die Wende des 13. Jahrhunderts ein Theil gerade jener weltlichen Fürstengeschlechter, welche bis dahin auf die Reichsangelegenheiten den größten Einfluß ausgeübt hatten, ausgestorben ist, so die Hohenstaufen in Schwaben, die Babenberger in Oesterreich, die Herzoge von Brabant, endlich die mächtigen Landgrafen von Thüringen Auf Kosten der Thüringer erhoben sich zu größerer Bedeutung Sachsen und Brandenburg, welche mit Pfalzbayern und mit den rheinischen Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier entscheidend in die Reichsverhältnisse eingriffen. Böhmen, welchem erst König Rudolf von Habsburg das Wahlrecht zusicherte, galt nicht als deutsches Land, die Dynastie war ja slavisch. Die Böhmenkönige hatten deßhalb auch früher niemals an den Wahlen sich betheiligt, sondern gaben nachträglich die Zustimmung zu den vollzogenen Königswahlen. Dazu kam, daß bei den Wirren, welche im Streite zwischen Kaiserthum und Papstthum in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts entstanden sind und bei den Gefahren, welche die Fehden zwischen den Gegenkönigen hervorriefen, eine gewisse Wahlmüdigkeit eingerissen war. In dem Conceptbuche des Albert Behaim[1]) ist uns eine bezeichnende Aeußerung des Bayern-

1) Utinam dominus noster papa hoc ipsum jam fecisset, propter hoc enim vellem utrique voci renuntiare, videlicet palatii et ducatus, et dare super hoc ecclesiae pro me et haeredibus meis publicum instrumentum.

herzogs Otto des Erlauchten erhalten. Er wünschte, der Papst Gregor IX. möge einen deutschen König aus eigener Machtvollkommenheit bestellen, der Herzog wolle in solchem Falle gerne auf seine beiden Wahlstimmen verzichten für sich und seine Nachfolger. Er sei bereit, hiefür öffentliche Urkunden auszustellen. Es schien nützlicher, durch die Theilnahme an der Wahl nicht zu offener Parteinahme gezwungen zu sein, sondern möglichst parteilos bleiben zu können, bis der thatsächliche Erfolg entschieden hatte. Diese Wahlmüdigkeit dürfte der Hauptgrund gewesen sein, daß die Wahl wenigen geistlichen und weltlichen Fürsten als führenden Elementen zufiel. Seit der Wahl von 1257 galten die drei Erzbischöfe am Rhein: Köln, Mainz, Trier, ferner Pfalzbayern, Sachsen und Brandenburg als diese führenden Landesherren. Als die Linien Pfalz und Bayern sich trennten, forderten die bayerischen Herzöge die Theilnahme am Wahlgeschäfte, König Rudolf aber entschied zu Gunsten von Böhmen, womit das Wahlkollegium zu Sieben thatsächlich gegeben war. Der geschichtlich gewordene Zustand fand die entscheidende reichsgesetzliche Anerkennung durch die „Goldene Bulle“ vom Jahre 1356.

VIII.

Beiträge zur Geschichte des Erzbischofs Albrecht II. von Mainz 1514—1545.

Nach ungedruckten Quellen mitgetheilt von Archivar F. W. E. Roth.

Ueber Albrechts Regierung besitzen wir ein nach Akten des kurfürstlich mainzischen Archivs und unter Benützung der einschlägigen gedruckten Literatur gearbeitetes Geschichtswerk an: May, Kurfürst Albrecht II. von Mainz. Dasselbe erfüllt jedoch seinen Zweck nicht ganz, da es die in Mainz selbst noch vorhandenen handschriftlichen Quellen übersah, damit bedeutende Lücken ließ und die innere Seite der Zeit unter Albrecht, dessen Beziehungen zum Klerus nur hie und da streift. Aus solchen Mainzer Archivalien und einigen Druckschriften theile ich hier einem künftigen Biographen Albrechts Nachträge und Berichtigungen zu May mit. —

I. Beziehungen des Mainzer Stiftsklerus zu Albrecht. 1514—1523.

Kurfürst Uriel von Mainz aus dem Hause von Gemmingen war am 8. Februar 1514 aus dem Leben geschieden.[1]) Gegen Bayern und den kaiserlichen Einfluß wurde am 9. März 1514 Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Magdeburg und Statthalter von Halberstadt, zum Mainzer Erzbischof und Kurfürst einstimmig vom Domkapitel erwählt. Durch den Mainzer Domdecan Lorenz

1) May, Albrecht I, S. 21.

Truchseß ward die Wahl öffentlich verkündigt.[1]) Eine Deputation, bestehend aus dem Mainzer Großhofmeister Grafen Thomas von Rieneck, den Domherren Theoderich Zobel und Martin Truchseß, sowie dem Philipp von Stockheim Cantor des St. Albanstifts bei Mainz, ging alsbald zur Einholung der Dispens und Confirmation, sowie des Palliums an den päpstlichen Hof nach Rom ab.[2]) Der Erwählte weilte noch zu Magdeburg und Halle, reiste aber am 27. Oktober 1514 nach Mainz zur Empfangnahme der Würde ab.[3]) Albrecht kam am 8. November 1514 zu Schiff von Höchst herab. Am 12. Oktober 1514 hatte der Mainzer Secundarklerus eine Sitzung abgehalten. Gegenstand derselben war, daß am Montag oder Dienstag nach Allerheiligen der Kurfürst von Höchst herab zu Schiff nach Mainz komme. Man beschloß, demselben mit Fahnen entgegen zu gehen, und einen geziemenden Empfang zu bereiten. Das Pallium war unterwegs. Der Klerus besorgte unterdessen Gemächer für Albrechts Gefolge. Am 18. Oktober 1514 gab zu diesen Beschlüssen das Domkapitel seine Zustimmung.[4]) Am 30. Oktober 1514 verhandelte der Klerus wegen der dem Erwählten bestimmten Spende und einigte sich auf fünfzig Säcke Hafer, ein Stück Wein und zehn Malter Weizen. Zu Ueberreichern der Spende wurden bestimmt Bernhard Schuffuth, Dekan von St. Peter, Gerlach Hase, Johann Wunholff, Ignatius Mentzer, die Scholaster von St. Stefan, St. Viktor und St. Johann, sowie der Collectarius Magister Richard Fridwalt, Canonicus von St. Peter.[5]) Am 8. November 1514 ging um zwölf Uhr Nachmittags unter Geläute der größeren Domglocke, des Dom- und Stadtklerus von Mainz unter Vorantritt der Stäbler, zweier Fahnen und

1) Protokoll des Secundarklerus. Hs. der Mainzer Seminarbibl. S. 248.

2) May I, S. 28. 3) May I, S. 32. 4) Protokolle S. 264. 5) Protokolle S. 264.

der vier Ordensconvente mit Kreuzen über den Markt in Prozession zum Fischthor hinaus, zum Empfang des Erwählten. Als Albrecht aus dem Schiff stieg, ward er von dem Scholaster Ulrich Schüching im Namen des Domkapitels empfangen und nebst dessen großem Gefolge über den Markt zum Dom geleitet. Mitten im Dom wurde der Hymnus: O Martine ꝛc. mit Versicul und Collekte vom heiligen Martin abgesungen. Albrecht ward hierauf in die Kapitelsstube zur Eidesleistung geführt, und als Sinnbild der Besitznahme auf den Altar unter Absingung des Te Deum laudamus mit Orgelbegleitung gesetzt. Unter Begleitung von Tausend Reitern und ebensoviel Fußtruppen wurde Albrecht zur Martinsburg geleitet. Lange Jahre war solche Feierlichkeit in Mainz nicht vorgekommen.[1] Am 11. November auf St. Martinstag 1514 feierte Albrecht im Dom das Hochamt. Anwesend waren der Weihbischof und Generalvikar Thomas, die Aebte von Fulda, Eberbach, St. Jakob bei Mainz, Johannisberg im Rheingau und Seligenstadt, außerdem fünfundzwanzig Grafen. Den Altardienst besorgten der Domdekan Laurentius Truchseß und Ulrich Schuching, Domscholaster, das Evangelium las Dr. Gabelenz, die Epistel Balthasar Groschlag, Domcanoniker, das Alleluja sangen der Graf von Hohenlohe und Johannes Ernberger Domcanoniker. Die erste Vesper hielt Albrecht unter Vorantritt des Weihbischofs, der genannten fünf Aebte und der fünfundzwanzig Grafen.[2] Am gleichen Tage nach beendigtem Gottesdienst geschah durch Johann Vilwel und Gilbrecht Buchseck, Domcanoniker, Bernhard Schuffuth, Dekan von St. Peter, Johann Wunhoff, Gerlach Hase und Ignatius Mentzer, Scholaster von St. Johann, Richard Fridwalt, Canonikus von St. Peter und Collektarius, vor dem Schloß auf dem Platz bei St. Gingolf im Auftrage des Klerus die Beglück-

1) Protokolle S. 265. May I, S. 33—38.
2) Protokolle S. 266. May I, S. 57.

wünschung des Kurfürsten und die Ueberreichung der gedachten Spende. Sprecher der Abgeordneten war Johann Vilwel. Das Domkapitel und der Klerus baten um Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten. Der Kurfürst nahm die Spende durch seinen Hofmeister Ritter Eitelwolf vom Stein mit Dank entgegen und versprach die Bestätigung der Rechte und Freiheiten, zugleich lud er die Abgeordneten zum Essen ein.[1])

Am Samstag nach Andreastag den 1. Dezember 1514 langte das Pallium in Mainz an. Die vier Bettelorden der Stadt holten dasselbe am Fischthor mit dem Klerus ab, im Dom ward das Te deum laudamus abgesungen und das Pallium in der Schatzkammer niedergelegt. Die Ueberbringer desselben waren Domcustos Thomas von Rieneck, Theoderich Zobel und Martin Truchseß, Domcanoniker. Am Freitag nach St. Thomastag den 22. Dezember 1514 wurde das Hochamt de spiritu sancto gehalten. Albrecht saß in Pontifikalkleidung vor dem Hochaltar des Doms. Beim Ablesen der päpstlichen Bestätigungsbulle knieten alle Anwesenden nieder. Albrecht leistete den vorgeschriebenen Eid, empfing das Pallium und gab den Segen. Das Te deum laudamus mit Orgelbegleitung endete die Feier. Tags darauf spendete Albrecht in der Stiftskirche von St. Peter den jungen Geistlichen die niederen und höheren Weihen[2])

Auf Weihnachten 1514 feierte Albrecht das Pontifikalamt im Dom. Papst Leo X. hatte allen Gläubigen einen vollkommenen Ablaß für diese Gelegenheit verliehen. In allen Kirchen der Stadt fand deßhalb Morgens vor Sonnenaufgang feierlicher Gottesdienst statt. Nach Beendigung desselben zogen alle Collegiatstifte in- und außerhalb Mainz mit Kreuz und Fahnen zum Dom, den Ablaß zu empfangen.

---

1) Protokolle S. 268. May I, S. 58.
2) Protokolle S. 268—269.

Es herrschte ein derartiges Andrängen des Volkes beiderlei Geschlechts, daß kaum Jemand Platz mehr fand. Es waren anwesend viele Grafen und Fremde, den Gottesdienst hielten Domcustos Thomas Graf von Rieneck und Lorenz Truchseß, Domdekan, die Epistel las Martin Truchseß, das Evangelium Gudenberg, das Alleluja sangen der Graf von Hennenberg und Erenberg der Jüngere, Domcanonikus.[1])

Auf Gründonnerstag den 5. April 1515 weihte Albrecht im Dom das Chrysam und spendete am Charsamstag in der Kapelle des heiligen Georg im Domdechaneyhof die Priesterweihe.

Auf Ostern den 8. April 1515 hielt er das Hochamt im Dom. Die Stiftsherren von St. Victor sangen nach dem Kyrie eleyson das: Sacerdos dei 2c. nach dem alten Responsorium der Mainzer Kirche.[2])

Am 27. Dezember 1515 versprach Albrecht, den Klerus in und außerhalb Mainz bei dessen Privilegien halten zu wollen, alle Excommunikationen desselben zu unterlassen, die Geistlichen nur an einen bestimmten Platz vorzuladen und gab denselben für Hin- und Rückweg dahin freies Geleite. Für Testamente bis zu 50 Gulden sollte ein halber Gulden, für 70 bis 100 Gulden ein Gulden, von jedem Hundert mehr ein Gulden in Gold bis zu 500 Gulden, von jedem Hundert hierüber anderthalb Gulden Taxe erhoben werden. Den Stiften und Klöstern sicherte er für den Bereich des Erzstifts Mainz von deren Erzeugnissen Zollfreiheit zu. Die Geistlichkeit sollte nicht von Laien vor die weltlichen Gerichte geladen werden, auch genehmigte er das Recht der Freiheit der Kirchen- und Klostergüter in und außerhalb Mainz von Bede, Steuer und Abgaben, bestimmte aber, jeder Neuerwerb in der Hand der Stifte und

1) Protokolle S. 269. 2) Protokolle S. 278.

Klöster sei zur Abgabe verpflichtet. Die alte Rachtung zwischen dem Klerus und der Stadt Mainz erkannte Albrecht an [1])

Das Jahr 1517 brachte der Stadt Mainz eine Anzahl Besuche geistlicher und weltlicher Würdenträger, die Albrecht persönlich ihre Aufwartung machten. Am Tage vor Pfingsten, den 30. Mai 1517, verhandelte der Secundarklerus, da die Ankunft des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, Bruder des Kurfürsten Albrecht, in Mainz angesagt war, wegen einer Spende an denselben. Man ward gegen die Vorschrift des Buches des Klerus, lautend auf eine halbe Ohm Wein in Flaschen und ein halbes Malter Weizen in Broten, dahin einig, dem Kurfürsten Joachim ein halbes Stück auserlesenen Wein und zwei Malter Weizen in Broten zu reichen, wenn damit das Domkapitel einverstanden sei. Um mit dem Domkapitel hierüber zu berathen, wurden Gerlach Hase, Scholaster von St. Stefan, Johann Ruß, Scholaster des Liebfrauenstifts zu den Greden, Ignatius Mentzer, Scholaster von St. Johann und Balthasar Geier, Canonicus von St. Peter und Doctor der Decretalen abgeordnet. Das Domkapitel war mit dem Vorschlag einverstanden und bestimmte die Domherrn Adolf von Stockheim und Johann Vilwel zur Ueberreichung der Spende. Dieselbe ward auf Pfingsten 1517 den 31. Mai nach dem Hochamt vor dem Thor des Quartiers Kurfürst Joachims, dem Hof zum Silberberg, überreicht. Johann Vilwel machte den Sprecher im Namen des Domkapitels und Klerus. Joachim lud die Abgeordneten zum Frühstück ein.[2])

Auf Fronleichnamstag 1517 den 12. Juni nahm Kurfürst Albrecht in Pontificalkleidung an der Prozession Theil. Anwesend war auch dessen Bruder Joachim. Nach der Prozession begab sich Albrecht mit seinem Bruder in die

1) Mainz bei St. Martinsburg 27. Dezember 1515. Protokolle S. 291—297
2) Protokolle S. 383.

St. Martinsburg zum Frühstück. In seinem Gefolge waren Johann Albert und Casimir, Markgrafen von Brandenburg, ersterer Domcanonicus zu Mainz, sowie viele Edle.[1])

Am Donnerstag nach Johann Baptist, den 28. Juni 1517, etwa um 4 Uhr kam Pfalzgraf Ludwig bei Rhein durch das Gauthor mit 150 berittenen Bewaffneten in Mainz an. Albrecht ging demselben mit seinem Bruder Joachim und vielem Gefolge von Grafen, Edlen und Berittenen bis an's Gauthor entgegen. Den folgenden Sonntag, am 1. Juli 1517, spendete der Mainzer Klerus nach altem Herkommen dem Pfalzgrafen eine halbe Ohm Wein in Flaschen und ein halbes Malter Weizen in Broten. Am 29. Juni auf Peter und Paultag 1517 verehrte der Klerus nicht aus Gewohnheit, sondern gutem Willen dem Bischof Georg von Speier aus dem Haus der Pfalzgrafen bei Rhein und Mainzer Dompropst sechs Viertel Wein in Krügen und zwölf rothe Brote. Zur Ueberreichung beider Spenden an den Kurfürsten Ludwig und Bischof Georg waren ausersehen Adolf von Stockheim, Johann Bilwel, Domcanoniker, Gerlach Hase, Scholaster von St. Stefan, Johann Ruß, Scholaster des Liebfrauenstifts zu den Greden und Ignatius Mentzer, Scholaster von St. Johann.[2])

Am 3. Juli 1517 verhandelte der Secundarklerus durch den Bernhart Schuffuth, Dekan von St. Peter, Johann Jakob Leyst, Dekan des Liebfrauenstifts zu den Greden, Anthon Leyst, Scholaster von St. Peter, Johann Ruß, Scholaster zu den Greden, Johann Thuß, Cantor von St. Stefan mit Theoderich Zobel und den Canonikern des Liebfrauenstifts unter Zustimmung des Domkapitels, da man dem Bischof von Speier eine Spende gereicht, müsse man auch dem Bischof von Worms als Senior und Nächstem nach dem Erzbischofe unter dessen Suffraganen ebensolche

1) Protokolle S. 384. 2) Protokolle S. 385.

Spende an Wein und Brot reichen. Die Ueberbringer der Spende an Pfalzgraf Ludwig und Bischof Georg waren auch hier thätig. Am 3. Juli 1517 um 4 Uhr kam der Erzbischof von Cöln nach Mainz zum Besuch Albrechts. Er erhielt als Spende vom Klerus ein halbes Malter Weizen in Broten und eine halbe Ohm Wein in Flaschen nach alter Gewohnheit. Albrecht und der Pfalzgraf Ludwig waren dem Erzbischof bis an's Schiff entgegen gegangen und geleiteten denselben bis in dessen Herberge, den Hof zum alten Schultheissen. Nach Ueberreichung der Spende am Sonntag den 4. Juli 1517 lud der Erzbischof die Abgeordneten zum Essen ein. In der Frühe des 4. Juli 1517 kam auch Erzbischof Richard von Trier aus dem Haus Greifenklau von Volrads zu Mainz zum Besuch an. Albrecht und Pfalzgraf Ludwig empfingen denselben am Schiff und gaben ihm in dessen Herberge, den Greifenklauer Hof in der Emmeransgasse, das Geleite. Montags den 5. Juli 1517 überreichte der Klerus die übliche Spende.[1])

Kurz nach seiner Inthronisation hatte Albrecht zur theilweisen Deckung der Kosten für Pallium, Confirmation, Dispens und Annaten auf den ganzen Bisthumsklerus eine Abgabe des fünften Pfennigs aller Einkünfte für die Dauer von zwei Jahren gelegt. Am 14. Januar 1515 wurde dem Klerus für Bestätigung und Pallium das subsidium des 14. Pfennigs auferlegt. Am Tag des hl. Vincenz den 22. Januar 1515 verstand sich der Klerus zur Zahlung auf Sonntag Oculi 1516. Diese Auflagen machten üblen Eindruck bei dem Klerus, da Albrecht doch in seiner Wahlcapitulation die Deckung der Palliumgelder zugesichert hatte.[2]) Wegen des subsidiums erhob der Klerus Einsprache und beschwerte sich zugleich über erschwerte Einfuhr seiner Weine in die Stadt Mainz und Zollerhebungen zu Lahneck. Albrecht

---

1) Protokolle S. 386—387. 2) May I, S. 60.

nahm dieses übel auf und antwortete: „Ir spandt mir daß armbrust zu hoch, sehetn zu, daß inß nit zuspringe.“ Der Klerus schlug nun vor, das subsidium von den im Jahre 1518 erwachsenden Weinen zu bezahlen, was Albrecht billigte.[1]) Am Dienstag nach Dionysii den 13. Oktober 1517 sicherte derselbe den Beschwerdeführern wegen ungerechter Zollerhebung Ordnung der Sache zu.[2])

Der Landgraf Philipp von Hessen hatte die Einkünfte des Mainzer Klerus im hessischen Gebiet mit Beschlag belegt. Albrecht befand sich um diese Zeit in Augsburg. Zur Abhülfe gab der Klerus am Donnerstag nach Peter und Paul 1518 den 1. Juli dem Heinrich Steinhöwel, Canonicus des Liebfrauenstifts und St. Victor, Auftrag, beim Kurfürsten im Namen des Klerus zu klagen, daß der Landgraf von Hessen sie bedrohe und beschwere. An der Sache mit den Reitern zwischen dem kurfürstlichen Marschalk und dem Landgrafen trügen sie doch keine Schuld. Sie ersuchten um Schutz und Erwirkung eines kaiserlichen Schutzbriefes.[3]) Albrecht nahm sich der Sache an und erwirkte einen kaiserlichen Schutzbrief, in welchem der Kaiser zu Augsburg am 18 Juli 1518 jede Anfeindung des Mainzer Klerus verbot. Am 26. Juli 1518 ward diese kaiserliche Erklärung dem Klerus in dessen Sitzung bekannt gemacht.[4])

Am Tag vor Kreuzerhöhung den 13. September 1518 fand eine Sitzung des Secundarklerus statt. Der Domdekan verlas ein Schreiben des Franz von Sickingen, worin derselbe um Gestattung freien Durchzugs bei Weisenau und St. Victor ersuchte, da er keinen passenderen Platz zum Uebersetzen über den Rhein finden könne. Die Sache sollte dem Mainzer Klerus nicht zum Nachtheil gereichen und alle Vorräthe bezahlt werden. Der Domdekan warnte jedoch vor der Sache, da den Kirchen und Gütern

1) Protokolle S. 403. 2) Protokolle S. 396. 3) Protokolle S. 412—414. 4) Protokolle S. 417—422.

hierbei Schaden entstehen könne. Er rieth, den Durchzug Sickingens mit Zahlung von tausend bis zweitausend Gulden abzuwenden, wofür derselbe seinen Durchzug anderswo nehmen müsse. Der Klerus verlangte Bedenkzeit bis Abends, der Domdekan mahnte zur Eile, Sickingen sei bereits unterwegs und könne Abends bereits heranziehen. Habe derselbe aber einmal den Durchzug durch Mainzer Gebiet angeordnet, dann lasse sich die Sache nicht mehr abwenden. Der Klerus versprach auf fünf Uhr Abends Antwort. Mit Ausnahme der Stiftsherren von St. Peter und St. Moriz war man einig, dem Sickingen eine Geldsumme für Verschonung des Stiftsgebiets zu bieten. Dieses ward zum Beschluß erhoben. Der Klerus schrieb am 16. Sept. 1518 an Sickingen in diesem Sinn und bot eine Abfindungssumme an, betonte aber auch den schlechten Stand der Stiftseinkünfte. Vermittler der Sache war Domherr Lucas von Erenberg. Am Freitag nach Kreuzerhöhung den 17. September 1518 erstattete derselbe Bericht über Sickingens Antwort. Sickingen begehrte zehntausend Gulden für Unterlassung des Durchzugs, wollte aber mit sich reden lassen. Lucas erwiderte, dieses sei dem Klerus nicht möglich zu leisten, er bot achthundert Gulden. Sickingen bestand auf zweitausend Gulden als Entgegenkommen. Damit schieden Beide. Der Klerus berieth die Sache nochmals, fand die Auflage hoch, einigte sich aber am andern Tag auf eine Abfindung, wozu er jedoch die Genehmigung des Kurfürsten einholen zu müssen glaubte. Man beschloß, da Sickingen nicht abzuweisen sei, tausend Gulden zu bieten, dabei sollten jedoch des Stifts Güter nach Möglichkeit in dieser Fehde von Sickingen geschont werden.[1])

Albrecht kehrte im Jahre 1519 aus Sachsen nach Mainz zurück. Der Secundarklerus berieth am 5. März 1519, wie

1) Protokolle S. 428—431.

man den indessen mit dem Cardinalspurpur geschmückten Kurfürsten bei der Rückkehr zu Mainz empfangen solle. Am Dienstag nach Invocavit den 15. März 1519 landete Albrecht zu Mainz um zwölf Uhr am Fischthor und ward von da feierlich über den Markt zum Dom geleitet.[1]) Der ganze Klerus war demselben entgegen gezogen, die Bürgerschaft bildete Spalier. Im Dom ward der Antiphon de s Martino angestimmt. Der Dompfarrer Bartholomäus Zehender aus Arnstein in Franken hielt eine kurze Ansprache und brachte die Glückwünsche des Klerus zur Erlangung der Cardinalswürde und glücklichen Rückkehr dar.[2]) Albrecht bestieg in Cardinalskleidung vor dem Dom ein Pferd und ritt in die Martinsburg. — Am 4. Juli 1519 kam Kaiser Karl V. nach Mainz. Dompfarrer Zehender hielt die Ansprache an denselben.[3]) Auch im Jahr 1520 kam Karl V. auf der Krönungsreise nach Mainz. Am Samstag vor Katherinentag den 24. November 1520 beschloß der Klerus für die Ankunft des Kaisers demselben in Prozession mit Alben bekleidet bis an's Fischthor entgegen zu gehen und zwei Stück auserlesenen Wein, achtzig Malter Hafer und acht Malter Weizen in Broten zu spenden. Komme mit dem Kaiser ein Fürst oder Kurfürst an, dann solle derselbe nach alter Gewohnheit eine Ohm Wein in Krügen oder Flaschen oder drei Malter Weizen in Broten erhalten. Um die Kosten dieser kaiserlichen Spende aufzubringen, wurden dem Klerus Beiträge hierzu auferlegt und zu deren Erhebung Domcanonicus Adolf von Stockheim und Ignatius Mentzer, Scholaster von St. Johann sowie Sekretär des Klerus, ernannt. Das Domkapitel sollte 60, St. Peter, St. Stefan, St. Victor, Liebfrauenstift zu den Greden und St Alban je 30, Heil. Kreuz, St. Johann, St Moriz je 6, St. Gingolf 2, St. Jakob 10, die Carthäuser 12, Altenmünster 12, Reich-

1) Protokolle S. 455.
2) Joannis, rerum Mogunt. I, 827 n.§29.
3) Gudenus, codex II, 755.

klaren 4, Dalen 6, die Reuerinnen 2, St. Agnes 2, der Pfarrer nebst Altaristen von St. Quintin 6, der Pfarrer nebst Altaristen von St. Emmeran 4, der Pfarrer nebst Altaristen von St. Ignaz 4, der Pfarrer nebst Altaristen von St. Christof 2, der Comthur des heil. Grabes 6, die Altaristen der vier Bruderschaften 14 Gulden entrichten.[1])

Am Freitag vor Katherinentag den 23. November 1520 spät Abends kam Kaiser Karl V. zu Mainz an, verschob aber der vorgerückten Abendstunde wegen den Empfang des Klerus auf den andern Tag. Hartmann von Kirburg, Abt von Fulda, Domcanonicus, der Domcanonicus von Hohenlohe, Bernhard Schuffuth, Dekan von St. Peter, Gerlach Hase, Scholaster von St. Stefan, Johann Wunhoff, Scholaster von St. Victor, Johann Ruß, Scholaster des Liebfrauenstifts zu den Greden, sowie Ignaz Mentzer, Scholaster von St. Johann überreichten Tags darauf die Spende, bestehend in zwei Stück Wein, sechzig Säcken Hafer und acht Malter Weizen, dem Kaiser.[2]) Auf Sonntag Katherinentag 1520 gingen der Klerus und die vier Bettelordenconvente dem Kaiser mit Fahnen bis an die Martinsburg entgegen. Alle Prälaten trugen ihre Infuln, ihnen voraus schritten zwei Domvicare mit Fahnen. So ging der Zug bis zum Dom. Als der Kaiser mit den Cardinälen von Salzburg, Mainz, Sitten und Toul, sowie andern Bischöfen, Fürsten und Rittern im Dom angelangt, ward er von Albrecht empfangen. Derselbe reichte ihm ein Kreuz zum Kusse dar. Zugleich begann der Domorganist Georg das: Te deum laudamus zu spielen, ihm antwortete der Sängerchor des Kaisers. Als der Lobgesang mit abwechselnd Orgelspiel und Gesang beendet, begann Albrecht vor dem Hochaltar, während ihm der Domdekan und Scholaster zur Seite standen, den Versicul: Domine salvum fac regem nostrum mit Collecten zu singen. Die Sänger des Kaisers begannen hierauf das: Asperges

---

1) Protokolle S. 478—479. 2) Protokolle S. 483.

me domine ꝛc. Albrecht gab alsdann dem Kaiser, welcher auf einem prächtigen Sitz auf den Stufen vor dem Altar saß, mit Weihwasser den Segen. Das Hochamt, gehalten von Weihbischof Johann, begann. Albrecht reichte dem Kaiser Evangelienbuch und Patene zum Kusse dar. Gegen zwölf Uhr kehrte der Kaiser mit Gefolge in die Martinsburg zurück. Während des Zugs zum Dom standen die Mainzer Bürger in Waffen und geleiteten den Zug, um Unordnungen zu verhüten. Am Dienstag nach Katherinentag den 27. November 1520 fuhr der Kaiser um zwölf Uhr nach Oppenheim, wo er in der Burg übernachtete.[1])

Kurfürst Adolf II von Mainz hatte Amt und Städtchen Gernsheim für 40,000 Gulden an Hessen versetzt. Gemäß dem in seiner Wahlcapitulation dem Domkapitel gegebenen Versprechen mußte Albrecht diese Pfandschaft lösen. Dieses geschah auch im Jahre 1520 mit 30,000 Gulden, worauf der Landgraf über den Betrag quittirte.[2]) Albrecht hatte zur Deckung dieser Summe, wie auch der Kosten bei der Kaiserkrönung und dem Reichstag zu Worms ein subsidium auf den Klerus gelegt. Im Jahre 1521 bewilligte der Klerus diese Auflage, ersuchte aber auch um Berücksichtigung seiner Beschwerden wegen der Zollauflagen auf die Weine des Klerus. Am 20. Juli 1521 empfing der Domdekan als Stellvertreter des Kurfürsten den Bericht der Zollbeamten auf Lahneck gegen die Beschwerden des Klerus.[3]) Am 4. September 1521 wurde von dem Klerus wegen des subsidiums verhandelt. Der Sprecher des Secundarklerus, Bernhard Schuffuth, Dekan von St. Peter, schlug vor, die Sache auf der Synode zu verkünden. Dieses billigte jedoch das Domkapitel, vertreten durch Theoderich Zobel, Domscholaster, und Wertorff, Domcanonicus wie auch Kämmerer des weltlichen Gerichts, nicht. Man kam überein, den Ent-

1) Protokolle S. 483—485, vgl. May I, S. 361, Note.
2) May I S. 292. 3) Protokolle S. 513—535.

scheid des Klerus auf der Synode zu verkünden, aber auch auf Regelung der Beschwerden des Klerus vor Martinstag 1521 zu dringen.[1])

Da Albrecht keine oder nur unbedeutende Hülfe gegen Franz von Sickingen gestellt, waren Kurfürst Richard von Trier und Landgraf Philipp von Hessen über denselben ergrimmt. Hessen rückte gegen Limburg und Diez a. d. Lahn vor und drohte, in den Rheingau einzufallen. Albrecht war auf der Reise zum Nürnberger Reichstag begriffen. Das Domkapitel schrieb demselben und ersuchte um dessen Rückkehr. Albrecht kehrte auch nach Mainz zurück.[2]) Der Klerus befürchtete eine Beschlagnahme seiner Renten im Rheingau durch den Landgrafen von Hessen und bestellte nicht allein eine Anzahl reisiger Knechte ins Rheingau, sondern bewilligte auch am 28. September 1521, dem Kurfürsten Tausend Gulden zu leihen.[3])

Auch Pfalzgraf Ludwig bei Rhein hatte sich dem Landgrafen Philipp von Hessen angeschlossen und bedrohte das Mainzer Stiftsgebiet mit einem Einfall. In einem Schreiben ohne Zeit- und Ortsangabe beschwerte sich Albrecht beim Domkapitel über diese Feindseligkeit Ludwigs. Er habe vor, sich nach Mainz zu begeben, dort zu bleiben und wolle „fuß vnd fuer mit nch inn vnser staidt Mentz liden vnd dulden." Er forderte den Klerus zum Beistand auf. Etliche aus demselben hätten ihre Habe in andere Flecken geflüchtet. Er verlangte, da dieses bei den Mainzer Bürgern einen üblen Eindruck gemacht, die geflüchteten Sachen wieder nach Mainz zu bringen, sonst werde er die Uebertreter bestrafen. Der Klerus versprach dieses zu thun und Freud und Leid mit dem Kurfürsten zu tragen. Sie hätten Tausend Gulden zugesichert, die Christoph Gabelintz, Domsänger, heute noch

---

1) Protokolle S. 536—537. 2) May II, S. 448.
3) Protokolle S. 600—603.

liefern werde. Etliche Mainzer Bürger droheten dem Klerus, woraus leicht ein Aufruhr in der Stadt entstehen könne. Der Kurfürst möge diesem mit dem Vicedom zuvorkommen und den Klerus schützen.[1]) Albrecht ließ durch den Kanzler Kaspar Westhausen erwidern, er wisse, daß in seiner Abwesenheit Erzbischof Richard von Trier, Pfalzgraf Ludwig und Landgraf Philipp von Hessen nach Abzug des Franz von Sickingen von Trier mit Brennen und Verheerung ohne vorherige Absage dem Rheingau gedroht, Bingen, Lahnstein und andere Flecken des Mainzer Stifts wegzunehmen vorgehabt, auch dem Kurfürsten in einem Schiff, das eine Credenz und Kammergeräthe enthalten, Kisten aufgebrochen, nach deren Inhalt gesehen, das Hoftuch aufgethan, mit den kurfürstlichen Beamten Muthwillen getrieben, solche geschlagen und beleidigt hätten. Auch sei das kurfürstliche Marktschiff, trotz Freiheit und Geleite, mit Gewalt ans Land getrieben worden. Man müsse, da mehrfache Warnungen vergeblich gewesen, rüsten, um den Rheingau und andere Flecken zu sichern. Der Kurfürst habe unterdessen an den Pfalzgrafen und Landgrafen geschrieben, aber keinerlei Antwort erhalten, sich auch bei Herzog Ferdinand von Oesterreich zu Nürnberg um ein Strafmandat beworben, was aber auch nichts nützte. Als die drei Fürsten von Trier, Pfalz und Hessen nach Oberwesel gekommen, habe Albrecht nochmals an dieselben geschrieben. Dieselben hätten nun geantwortet, als sie vor Cronberg gelegen, und einen Tag zur Vereinbarung nach Frankfurt a. M. bestimmt. Albrecht habe sich auf diesen Tag von Mainz aus begeben, dort hätten sich die Fürsten wegen der vorgefallenen Feindseligkeiten entschuldigt, als sei Alles ohne ihr Wissen und Willen geschehen. Das Domkapitel, die Stadt Mainz, der Hofmeister, Marschalk, Vicedom, Hilchen von Lorch und der Rheingau hätten dagegen wider den Landfrieden von Worms gehandelt und dem

1) Protokolle S. 604—607.

Franz von Sickingen Beistand, Rath, Hilfe und Unterschleif geleistet und den Raub, welchen derselbe dem Erzbischof von Trier abgenommen, zu Mainz und im Rheingau zu verkaufen gestattet, demselben hierzu Schiffe zur Verfügung gestellt, was Alles gegen den Landfrieden verstoße. Wolle der Kurfürst dieses Benehmen seines Klerus, seiner Hofbeamten und Unterthanen in Schutz nehmen, dann handle derselbe als deren Mithelfer gegen den Landfrieden. Albrecht habe sich mit den drei Fürsten für gehabten Kosten und Schaden auf 25,000 Gulden Ersatz in drei Zielen zahlbar geeinigt. Diese Ziele waren auf Fastenmesse 1523, Herbstmesse 1523 und Fastenmesse 1524 zu zahlen festgesetzt. Wegen Tilgung dieser von dem Domkapitel genehmigten Summe wurde ein außerordentliches subsidium auf den Klerus gelegt, nämlich auf jedes Fuder Wein ein Gulden, auf jedes Malter Frucht ein Albus, auf 20 Gulden ein Gulden und dieses für die Dauer von drei Jahren Kein Geistlicher, reich oder arm, sollte hiervon ausgenommen sein. Der Kurfürst verlange Antwort, da er nach Nürnberg auf den Reichstag zu reisen gedenke. Am 31. Oktober 1522 beschloß der Klerus, die Sache in Erwägung zu ziehen.[1]) Am gleichen Tage beschwerte sich auf diese Antwort hin Albrecht über diesen ihm unerwünschten Aufschub, da er nach Nürnberg reisen wolle. Er erwarte binnen vier Tagen Antwort über die Sache, was der Klerus auch zusagte.[2]) Die Abgeordneten des Klerus waren zwar zur Zahlung des subsidiums bereit, wollten aber andere Ziele gelegt wissen. Das Domkapitel ließ diesen Entschluß nicht gelten und veranlaßte den Klerus, die Sache nochmals in Erwägung zu ziehen, da es seine Zehnten und Dörfer für Zahlung der Summe verpfändet habe. Der Secundarklerus blieb jedoch bei seinem Entschluß. Das Domkapitel verstand sich nun zu viertausend Gulden auf Fastenmesse, den Rest mit sechstausend Gulden

1) Protokolle S. 611—620. 2) Protokolle S. 621—622.

sollte der Secundarklerus aufbringen.[1]) Am Montag nach Martini den 17. November 1522 erwiderten Kaspar Westhausen, Kanzler, Propst von Bamberg und Hildesheim und Bernhard Scholl, Scholaster und Canonicus von Heiligkreuz und St. Stefan, dem Kurfürsten, der Klerus verstehe sich auf Martini zu einem subsidium und ebenso auf Martini 1523.[2])

Auf dem Reichstag zu Nürnberg 1522 hatte der päpstliche Legat den Vorschlag gemacht, als Beitrag zur Türkenhilfe auf die Geistlichen ein Zehntel, auf das Volk ein Fünfzigstel und auf die Reichen ein Zwanzigstel ihrer Jahreseinkünfte zu legen. Dieses eröffnete Albrecht dem Domkapitel, welches hierüber unangenehm überrascht war und alsbald Berathung hielt.[3]) Das Domkapitel zu Cöln hatte am 14. Januar 1523 dem Mainzer Klerus wegen dieser Auflage auf dessen Schreiben geantwortet und den Vorschlag der Mainzer, über diese Sache nach der alten Vereinbarung der Stifte Mainz, Trier und Cöln eine Unterredung zu halten, gebilligt.[4]) Die Mainzer schickten das Schreiben der Cölner, welche ebenfalls die geplante Auflage wegen der Türkenhilfe ungelegen fanden, in Abschrift dem Kurfürsten nach Nürnberg zu und legten das Schema der Taxe, wonach das subsidium erhoben werden sollte, bei. Albrecht antwortete von Nürnberg aus wegen der Taxe am Sebastianstag den 20. Januar 1523 und bestand auf Zahlung zweier Subsidien auf Laetare 1523. Der Klerus mußte nachgeben. Albrecht hatte sich wegen der Entschädigungssummen an die drei Fürsten beim Reichskammergericht wie auch dem schwäbischen Bund verwendet, aber vergeblich. Auch die Vermittlung der Markgrafen Joachim und Casimir von Brandenburg und anderer Fürsten war ohne Erfolg. Da Albrecht sich nach Halle und Magdeburg begeben wollte, richteten die

1) Protokolle S. 625—631. 2) Protokolle S. 635—639.
3) May I, S. 159. 4) Protokolle S. 656—662.

drei Fürsten von Frankfurt a. M. aus ein Schreiben an das Mainzer Domkapitel, wo sich die zehntausend Gulden, die auf Fastenmesse zu Frankfurt als erstes Ziel fällig seien, befänden. Auch klagten sie nochmals, man habe den Franz von Sickingen zu Mainz beherbergt, und verboten dieses bei Strafe. Hierauf bewilligte der Klerus die Zahlung der Subsidien. Die Klosterpfarrer und Altaristen, welche sich wegen der Zahlung etwas gesperrt, mußten auch sich dazu bequemen, ihren Antheil zu entrichten. Wegen der Beschuldigung, dem Franz von Sickingen Unterkunft gewährt zu haben, sollte strenges Verbot erfolgen. Auf Laetare 1523 zahlte der Klerus zwei außerordentliche Subsidien. Einnehmer derselben waren Christof Gabelenz, Cantor und Canonicus, Theoderich Werttorff und Simon Cronberg, Mainzer Domcanoniker.[1]) Wegen der Türkenhilfe beschloß der Klerus im Monat Juli 1523, nichts ohne den Klerus von Cöln und Trier in dieser Sache zu unternehmen. Johann Ruß, Propst von St. Stefan, sollte mit dem Domkapitel sich deßhalb benehmen und dessen Beschluß hören. Das Domkapitel vertrat gleiche Ansicht wie der Klerus.

Am 3. Oktober 1523 bestiegen die für den zur Besprechung mit den Trierern und Cölnern nach Coblenz festgesetzten Tag Abgeordneten in Mainz ein Schiff und fuhren nach Coblenz, wo sie in dem Haus des Tilmann Seyler, Canonicus von St. Castor, bei St. Castor abstiegen. Der Mainzer Klerus überreichte den Cölnern und Trierern eine Spende an Wein als Gastgeschenk, was von den Cölnern und Trierern erwidert ward. Am andern Tag den 4. Oktober 1523 fand die Berathung im Deutschordenshause statt. Mainz und Cöln war zahlreich, Trier spärlich durch Abgeordnete vertreten. Von Mainz waren anwesend: Theoderich Zobel, Doctor beider Rechte und Domscholaster, Theoderich Werttorff, Domcanonicus, Johann Jakob Leist, Dekan von Liebfrauen

---

1) Protokolle S. 664—676.

zu den Greden, Eberhard Schiesser, Dekan von St Moriz, Ignatius Mentzer, Scholaster von St. Johann, Bernhard Scholl, Canonicus von St. Stefan und St. Victor, Conrad Hertel, Canonicus von Liebfrauen zu den Greden und Heiligkreuz. Von Trier waren da: Jakob zu Eltz, Domdekan, N. von Breidbach, Archidiakon und N. von Manderscheid, Domcanonicus. Von Cöln waren anwesend: Dekan Johann Ruß von Ploen, Friedrich von Büchlingen, Chorbischof, Johann Rineck, Domherr, Johann von Wittenstein, Domherr, Domcaplan und Propst zu Soest, Bernhard Geyssken, Doctor und Domcanonicus wie auch Siegler, Arnold von Thungern, Canonicus ad gradus Mariae, Johann Schudheringh, Canonicus von St. Andreas, Leonard Moeß, Canonicus von St. Gereon, Tilmann Beß, Sekretär des Domkapitels. Die Mainzer brachten die Sache wegen der Türkenhilfe vor. Man beschloß, auch die einzelnen Stifte und Klöster zu Cöln und Trier zu Rath zu ziehen und an solche zu schreiben.[1]) In der nun folgenden Berathung schlugen die Mainzer vor, der Auflage als nicht gut abwendbar keine Schwierigkeiten zu bereiten. Doch sei das Stift Mainz von Kurfürst Adolf und Diether von Isenburg her durch Fehde, Palliumgelder und Annaten wegen des Bundeszugs zur Einnahme des Herzogthums Wirtemberg schwer belastet, die Auflage ruhe doppelt auf demselben, da sie Klerus und auch Volk treffe, auch sei sie zu hoch gegriffen, da auf die Laien zwei, auf die Geistlichkeit vier vom Hundert der Einkünfte kämen. Man solle sich an die Kurfürsten wegen Abhilfe als den sichersten Weg wenden, da die Auflage den geistlichen Rechten widerstreite. Den Cölnern und Trierern gefiel dieser Vorschlag. Dieselben kamen auch auf die Fortschritte der Sache Luthers zu sprechen. Sie warfen den Mainzern vor, in Mainz werde Luthers Sache ganz offen betrieben, indem an keinem Ort mehr

1) Protokolle S. 693—698.

Schmähbücher auf die katholische Sache gedruckt und verkauft, dort eigene Schule gehalten, Schulbücher verfaßt und von den Kanzeln herab Luthers Lehre verkündet werde. Die Mainzer gestanden zu, daß etwas Wahres an der Sache sei. Veranlassung sei der Einfluß Sachsens, Thüringens und Hessens, welche dem Kurfürsten ungehorsam seien. Der Landgraf von Hessen verbiete seinem Klerus, Subsidium, Biennales oder andere Zinsen, Cathedraticum zu geben, die Gerichtsbarkeit des Kurfürsten liege ganz darnieder, zur Abhilfe sei der Kurfürst zu schwach. Damit beruhigten sich die Cölner und Trierer. Ueber die Verhandlungen versprach man gegenseitig zu schweigen; eine neue Verbindung zwischen dem Klerus von Mainz, Cöln und Trier einzugehen, lehnten die Mainzer als bedenklich ab, da sie hierzu keinen Befehl vom Domkapitel und Klerus besäßen. Damit schieden die Abgeordneten. Die Mainzer kehrten zurück; am 21. Oktober 1523 sollte dem Klerus der Coblenzer Beschluß bekannt gemacht werden. Da aber der Domscholaster nicht in der Stadt anwesend und doch nach altem Gebrauch die Bekanntmachung im Kapitelsaal des Doms stattfinden sollte, ward die Angelegenheit wie auch die Abrechnung über die entstandenen Kosten der Reise vertagt.[1]) Damit enden die Protokolle des Secundarklerus der Stadt Mainz.

1) Protokolle S. 698—707.

(Schluß-Artikel folgt.)

IX.

Helgoland.

(Schluß.)

Große Veränderungen sind auch in der unmittelbaren Umgebung der Insel vor sich gegangen und jedjährlich zu befürchten. Nicht ganz zwei Kilometer entfernt liegt östlich von ihr die Düne, eine langgestreckte Sandbank mit hügeligen Erhöhungen, zur Zeit der Ebbe 300 Meter breit, 2200 Meter lang. Sie ist deßwegen für die Insel von höchster Bedeutung, weil bloß auf ihr sich ein Seebad einrichten läßt; der Strand der Insel ist hiezu ganz ungeeignet. Nun war einst diese Düne durch einen Steinwall mit dem Unterland verbunden, so daß man zu Fuß hinübergehen konnte. Mit der Düne hing zusammen ein hoher weißer Gypsfelsen, Witklipp, weiße Klippe genannt, und dieser Felsen diente der Düne wie dem Wall zum Schutz gegen die starke Nordwestströmung. Leider begingen die Helgoländer den großen Fehler, daß sie diesen Gypsberg ausbeuteten, große Stücke ausbrachen und aus Festland verfrachteten und verkauften. Dadurch wurde er so geschwächt, daß eine starke Hochfluth im Jahre 1711 ihn zerstörte und fortschwemmte. Dem Felsen folgte bald der Steindamm, der nun schutzlos den Wellen preisgegeben war; am Weihnachtsabend 1720 laufen dieselben zum letztenmal Sturm gegen ihn; sie durchbrechen ihn an Einer Stelle, fahren zischend durch den Leck, erweitern ihn und werfen schließlich den

ganzen Damm um und tragen in wildem Triumphgeheul die Trümmer als Beute davon. Seitdem ist die Verbindung zwischen Insel und Düne für immer gelöst; sie ist jetzt nur mehr erreichbar zu Schiff, in 8—10 Minuten und ohne Fährlichkeit bei ruhiger See, bei Hochfluth und widrigem Wind in langer, beschwerlicher Fahrt.

Seitdem ist auch die Düne selbst den größten Veränderungen, dem muthwilligen Spiel der Wogen ausgesetzt. Sie wandert und mit ihr mußten schon mehrmals wandern die auf ihr errichteten Pavillons, die Bade- und Restaurationshäuser. Die Winde und Strömungen von Südwest rauben ihr an Boden und rücken ihre Westküste immer weiter zurück; die Seestürme von Nordost legen an ihrem östlichen Strand Sand- und Geröllmassen ab. So nimmt zwar ihr Areal nicht ab, eher zu, aber sie selber wandert immer weiter nach Osten und ist mit allem, was auf ihr, der Laune der Winde und Wellen preisgegeben. Es erscheint fraglich, ob die von den Helgoländern in den Wintermonaten unter riesigen Opfern an Zeit und Mühe ausgeführten Dammarbeiten und Buschanpflanzungen im Stande sein werden, diesem Wandern der Düne zu wehren und ihr einen stetigen Bestand zu sichern; die Hochwasser im Dezember vorigen Jahres haben wieder großen Schaden angerichtet und in einigen Tagen die Arbeit von Monaten zerstört. Auch der so unendlich wehmüthige Empfindungen weckende, in den Sand der Düne eingebettete und mit einem Holzgitter umschlossene Friedhof der Heimatlosen, welcher die angeschwemmten Leichname der unbekannten, namenlosen Opfer der See herbergt, vermag diesen keine ungestörte Grabesruhe zu garantiren; vielleicht kommen eines Tages die grausamen Wellen wie Hyänen und scharren die Todtengebeine wieder aus dem Sande, um sie abermals als Beute mitzuschleppen.

An schönen, sonnigen, sturmfreien Tagen, wenn die Sonne friedlich ihre goldenen Netze über die grüne Meeresfläche hinwebt, wenn der Felskoloß der Insel selbstgefällig

seine dunkelrothen, vielfarbig durchstreiften Schichten im Wasserspiegel beschaut, wenn auch die übel zugerichtete Westseite ihre tiefen Wunden verhüllt und wie ein reich in Falten gelegter Purpurteppich schimmert, wenn das Meer mit blitzenden Augen zu der Insel emporlächelt und rings die Wellen schweigen und schlummern, oder höchstens wie sanfte Lämmer oder spielende Delphine die Insel umschmeicheln und umkreisen: da scheint Helgoland eine Insel der Seligen, da scheint sein Bund mit dem Meere fest und wandellos wie ewige Treue und ewiger Friede. Da schweigen alle Sorgen und man versenkt lächelnd alle Zukunftsbedenken in den Schoß des Meeres; da freut man sich der Gegenwart und athmet in vollen Zügen die reine, salzkräftige, wohlig durchfeuchtete Seeluft ein, und gerne überläßt man sich dem überwältigenden Eindruck der hehren Einsamkeit, der religiösen Weihe dieser großartigen Natur und hebt Herz und Hand zu Gott empor.

Aber wenn wilde Stürme die Wogen aufreizen und zur Wuth stacheln und sich mit ihnen zu gemeinsamem Kriegszug gegen die Insel verschwören, wenn siegdonnernd die Nordseewogen gegen sie heranziehen und die Belagerung eröffnen, wenn sie die Felswände peitschen, wie der Löwe mit seinem Schweif den Wüstensand peitscht, wenn sie ihre Brandraketen hoch an ihr hinaufschleudern und gleichzeitig sich in ihre Fundamente einwühlen, wenn sie bei jedem Ansturm höhnisch zu fragen scheinen: „wer bist du, daß du meinst, uns widerstehen zu können?“ und bei jedem Rückzug grimmig drohen: „wir kommen wieder und einmal wirst du doch unser;“ wenn finstere Wetterwolken gleich einem Chor von Klagefrauen mit ihren schleppenden schwarzen Gewändern über die Insel hinstreifen und schon die Todtenklage heulen über sie, über die Insel der Sorgen und des Todes, — dann begreift man kaum die Verwegenheit, welche hier sich ansiedeln und in Ruhe und Sicherheit einwiegen kann; dann durchschüttert ein grauenvolles Gefühl der Hinfälligkeit

drei Fürsten von Frankfurt a. M. aus ein Schreiben an das Mainzer Domkapitel, wo sich die zehntausend Gulden, die auf Fastenmesse zu Frankfurt als erstes Ziel fällig seien, befänden. Auch klagten sie nochmals, man habe den Franz von Sickingen zu Mainz beherbergt, und verboten dieses bei Strafe. Hierauf bewilligte der Klerus die Zahlung der Subsidien. Die Klosterpfarrer und Altaristen, welche sich wegen der Zahlung etwas gesperrt, mußten auch sich dazu bequemen, ihren Antheil zu entrichten. Wegen der Beschuldigung, dem Franz von Sickingen Unterkunft gewährt zu haben, sollte strenges Verbot erfolgen. Auf Laetare 1523 zahlte der Klerus zwei außerordentliche Subsidien. Einnehmer derselben waren Christof Gabelenz, Cantor und Canonicus, Theoderich Werttorff und Simon Cronberg, Mainzer Domcanoniker.[1]) Wegen der Türkenhilfe beschloß der Klerus im Monat Juli 1523, nichts ohne den Klerus von Cöln und Trier in dieser Sache zu unternehmen. Johann Ruß, Propst von St. Stefan, sollte mit dem Domkapitel sich deßhalb benehmen und dessen Beschluß hören. Das Domkapitel vertrat gleiche Ansicht wie der Klerus.

Am 3. Oktober 1523 bestiegen die für den zur Besprechung mit den Trierern und Cölnern nach Coblenz festgesetzten Tag Abgeordneten in Mainz ein Schiff und fuhren nach Coblenz, wo sie in dem Haus des Tilmann Seyler, Canonicus von St. Castor, bei St. Castor abstiegen. Der Mainzer Klerus überreichte den Cölnern und Trierern eine Spende an Wein als Gastgeschenk, was von den Cölnern und Trierern erwidert ward. Am andern Tag den 4. Oktober 1523 fand die Berathung im Deutschordenshause statt. Mainz und Cöln war zahlreich, Trier spärlich durch Abgeordnete vertreten. Von Mainz waren anwesend: Theoderich Zobel, Doctor beider Rechte und Domscholaster, Theoderich Werttorff, Domcanonicus, Johann Jakob Leist, Dekan von Liebfrauen

1) Protokolle S. 664—676.

zu den Greden, Eberhard Schiesser, Dekan von St Moriz, Ignatius Meutzer, Scholaster von St. Johann, Bernhard Scholl, Canonicus von St. Stefan und St. Victor, Conrad Hertel, Canonicus von Liebfrauen zu den Greden und Heiligkreuz. Von Trier waren da: Jakob zu Eltz, Domdekan, N. von Breidbach, Archidiakon und N. von Manderscheid, Domcanonicus. Von Cöln waren anwesend: Dekan Johann Ruß von Ploen, Friedrich von Büchlingen, Chorbischof, Johann Rineck, Domherr, Johann von Wittenstein, Domherr, Domcaplan und Propst zu Soest, Bernhard Geysiken, Doctor und Domcanonicus wie auch Siegler, Arnold von Thungern, Canonicus ad gradus Mariae, Johann Schudheringh, Canonicus von St. Andreas, Leonard Moeß, Canonicus von St. Gereon, Tilmann Beß, Sekretär des Domkapitels. Die Mainzer brachten die Sache wegen der Türkenhilfe vor. Man beschloß, auch die einzelnen Stifte und Klöster zu Cöln und Trier zu Rath zu ziehen und an solche zu schreiben.[1]) In der nun folgenden Berathung schlugen die Mainzer vor, der Auflage als nicht gut abwendbar keine Schwierigkeiten zu bereiten. Doch sei das Stift Mainz von Kurfürst Adolf und Diether von Isenburg her durch Fehde, Palliumgelder und Annaten wegen des Bundeszugs zur Einnahme des Herzogthums Wirtemberg schwer belastet, die Auflage ruhe doppelt auf demselben, da sie Klerus und auch Volk treffe, auch sei sie zu hoch gegriffen, da auf die Laien zwei, auf die Geistlichkeit vier vom Hundert der Einkünfte kämen. Man solle sich an die Kurfürsten wegen Abhilfe als den sichersten Weg wenden, da die Auflage den geistlichen Rechten widerstreite. Den Cölnern und Trierern gefiel dieser Vorschlag. Dieselben kamen auch auf die Fortschritte der Sache Luthers zu sprechen. Sie warfen den Mainzern vor, in Mainz werde Luthers Sache ganz offen betrieben, indem an keinem Ort mehr

1) Protokolle S. 693–698.

Schmähbücher auf die katholische Sache gedruckt und verkauft, dort eigene Schule gehalten, Schulbücher verfaßt und von den Kanzeln herab Luthers Lehre verkündet werde. Die Mainzer gestanden zu, daß etwas Wahres an der Sache sei. Veranlassung sei der Einfluß Sachsens, Thüringens und Hessens, welche dem Kurfürsten ungehorsam seien. Der Landgraf von Hessen verbiete seinem Klerus, Subsidium, Biennales oder andere Zinsen, Cathedraticum zu geben, die Gerichtsbarkeit des Kurfürsten liege ganz darnieder, zur Abhilfe sei der Kurfürst zu schwach. Damit beruhigten sich die Cölner und Trierer. Ueber die Verhandlungen versprach man gegenseitig zu schweigen; eine neue Verbindung zwischen dem Klerus von Mainz, Cöln und Trier einzugehen, lehnten die Mainzer als bedenklich ab, da sie hierzu keinen Befehl vom Domkapitel und Klerus besäßen. Damit schieden die Abgeordneten. Die Mainzer kehrten zurück; am 21. Oktober 1523 sollte dem Klerus der Coblenzer Beschluß bekannt gemacht werden. Da aber der Domscholaster nicht in der Stadt anwesend und doch nach altem Gebrauch die Bekanntmachung im Kapitelsaal des Doms stattfinden sollte, ward die Angelegenheit wie auch die Abrechnung über die entstandenen Kosten der Reise vertagt.[1]) Damit enden die Protokolle des Secundarklerus der Stadt Mainz.

1) Protokolle S. 698—707.

(Schluß-Artikel folgt.)

entweiben und schänden. [illegible] Inselvölkchen zu [illegible] Mark hinein [illegible] Noch fühlt es [illegible] und die Hauptverwaltungen [illegible] sam getragen und [illegible] Nüchternheit. [illegible] mißtrauisch [illegible] der [illegible] dem Fremden, [illegible] dem Meer — [illegible] moralischer Schutz. [illegible] sie natürlich immer [illegible] auf der Insel [illegible] männliche Bevölkerung [illegible] Sommermonaten [illegible] Hang zum [illegible] dem Abholen der Fremden [illegible] die Insel oder zur [illegible] sie am Strande und [illegible] Badegäster [illegible] Aber das [illegible] das Weib [illegible] Mann die zur See [illegible] dem [illegible] wenn die [illegible] [illegible] Mögt [illegible]

ganzen Damm um und tragen in wildem Triumphgeheul die Trümmer als Beute davon. Seitdem ist die Verbindung zwischen Insel und Düne für immer gelöst; sie ist jetzt nur mehr erreichbar zu Schiff, in 8—10 Minuten und ohne Fährlichkeit bei ruhiger See, bei Hochfluth und widrigem Wind in langer, beschwerlicher Fahrt.

Seitdem ist auch die Düne selbst den größten Veränderungen, dem muthwilligen Spiel der Wogen ausgesetzt. Sie wandert und mit ihr mußten schon mehrmals wandern die auf ihr errichteten Pavillons, die Bade- und Restaurationshäuser. Die Winde und Strömungen von Südwest rauben ihr an Boden und rücken ihre Westküste immer weiter zurück; die Seestürme von Nordost legen an ihrem östlichen Strand Sand- und Geröllmassen ab. So nimmt zwar ihr Areal nicht ab, eher zu, aber sie selber wandert immer weiter nach Osten und ist mit allem, was auf ihr, der Laune der Winde und Wellen preisgegeben. Es erscheint fraglich, ob die von den Helgoländern in den Wintermonaten unter riesigen Opfern an Zeit und Mühe ausgeführten Dammarbeiten und Buschanpflanzungen im Stande sein werden, diesem Wandern der Düne zu wehren und ihr einen stetigen Bestand zu sichern; die Hochwasser im Dezember vorigen Jahres haben wieder großen Schaden angerichtet und in einigen Tagen die Arbeit von Monaten zerstört. Auch der so unendlich wehmüthige Empfindungen weckende, in den Sand der Düne eingebettete und mit einem Holzgitter umschlossene Friedhof der Heimatlosen, welcher die angeschwemmten Leichname der unbekannten, namenlosen Opfer der See herbergt, vermag diesen keine ungestörte Grabesruhe zu garantiren; vielleicht kommen eines Tages die grausamen Wellen wie Hyänen und scharren die Todtengebeine wieder aus dem Sande, um sie abermals als Beute mitzuschleppen.

An schönen, sonnigen, sturmfreien Tagen, wenn die Sonne friedlich ihre goldenen Netze über die grüne Meeresfläche hinwebt, wenn der Felskoloß der Insel selbstgefällig

seine dunkelrothen, vielfarbig durchstreiften Schichten im Wasserspiegel beschaut, wenn auch die übel zugerichtete Westseite ihre tiefen Wunden verhüllt und wie ein reich in Falten gelegter Purpurteppich schimmert, wenn das Meer mit blitzenden Augen zu der Insel emporlächelt und rings die Wellen schweigen und schlummern, oder höchstens wie sanfte Lämmer oder spielende Delphine die Insel umschmeicheln und umkreisen: da scheint Helgoland eine Insel der Seligen, da scheint sein Bund mit dem Meere fest und wandellos wie ewige Treue und ewiger Friede. Da schweigen alle Sorgen und man versenkt lächelnd alle Zukunftsbedenken in den Schoß des Meeres; da freut man sich der Gegenwart und athmet in vollen Zügen die reine, salzkräftige, wohlig durchfeuchtete Seeluft ein, und gerne überläßt man sich dem überwältigenden Eindruck der hehren Einsamkeit, der religiösen Weihe dieser großartigen Natur und hebt Herz und Hand zu Gott empor.

Aber wenn wilde Stürme die Wogen aufreizen und zur Wuth stacheln und sich mit ihnen zu gemeinsamem Kriegszug gegen die Insel verschwören, wenn siegdonnernd die Nordseewogen gegen sie heranziehen und die Belagerung eröffnen, wenn sie die Felswände peitschen, wie der Löwe mit seinem Schweif den Wüstensand peitscht, wenn sie ihre Brandraketen hoch an ihr hinaufschleudern und gleichzeitig sich in ihre Fundamente einwühlen, wenn sie bei jedem Ansturm höhnisch zu fragen scheinen: „wer bist du, daß du meinst, uns widerstehen zu können?“ und bei jedem Rückzug grimmig drohen: „wir kommen wieder und einmal wirst du doch unser;“ wenn finstere Wetterwolken gleich einem Chor von Klagefrauen mit ihren schleppenden schwarzen Gewändern über die Insel hinstreifen und schon die Todtenklage heulen über sie, über die Insel der Sorgen und des Todes, — dann begreift man kaum die Verwegenheit, welche hier sich ansiedeln und in Ruhe und Sicherheit einwiegen kann; dann durchschüttert ein grauenvolles Gefühl der Hinfälligkeit

Ohnmacht und Todesfurcht die Seele; dann beklemmt die Brust die Vorstellung, als sei man eingeschlossen in eine von wüthenden Feinden belagerte, rettungslos verlorene Festung; dann wirft man umwittert von Tod und Verderben den Anker seiner Gedanken und Gebete aus dem Diesseits ins Jenseits, in den Grund göttlicher Erbarmung und Gnade.

Dem Helgoländer ist wohl der Gedanke an den Untergang seines Vaterlandes ganz unfaßbar. Er schaut mit Zuversicht in die Zukunft, namentlich da seit dem Flaggenwechsel im Jahr 1890 die Lebenspulse Helgolands sich merklich gehoben haben. Ueber achtzig Jahre hat die englische Flagge über der Insel geweht; aber zu englisiren vermochte sie dieselbe in keiner Weise; mit zähem Conservatismus hielt sie ihren alten Friesencharakter, die friesische Sprache, die freundnachbarlichen Sympathien mit Deutschland fest. Fünf Jahre genügten, sie zu einer ächten Deutschen zu machen, was noch mehr und beinahe eine Seltenheit ist, zu einer zufriedenen Deutschen. Vielleicht dürfen wir Helgoland Deutschlands zufriedenste Provinz nennen.

Es hat Grund zur Zufriedenheit, namentlich nachdem eine nicht geringe Gefahr glücklich abgewendet worden. Als die grünrothweiße Insel in Deutschlands Obhut kam, da schien diese Mutter, ein Soldatenweib durch und durch, sehr geneigt, ihre Adoptivtochter, die freigeborene Tochter des Meeres auch in den Soldatenrock zu stecken und vor allem militärisch zu drillen und auszunützen. In der strategischen Bedeutung der Insel wollten viele den Hauptvortheil der englischen Gebietsabtretung, den Hauptwerth der an sich etwas zweifelhaften englischen Gegengabe erkennen. Es tauchten zum Theil abenteuerliche Pläne auf, wie die Insel in eine unüberwindliche Meercitadelle, in ein unbesiegbares Bollwerk zum Schutze Deutschlands umgewandelt werden könnte. Manche glaubten, daß man den allgemeinen Zweck, die Insel gegen ihre natürlichen Feinde zu sichern, mit den

speziellen militärischen und fortifikatorischen verbinden könne, und träumten von einer Ummauerung des ganzen Felsstockes, oder gar von einem Stahlplattenpanzer, in welchen die Insel einzuschmieden wäre. Zum Glück für Helgoland hat die ruhige Besonnenheit und die Aufklärung durch Fachleute (vgl. den Artikel von Viceadmiral Batsch: Helgoland fest oder sicher? in der Deutschen Rundschau, Bd. LXV, 120 ff.) mit diesen Illusionen rasch aufgeräumt.

Wohl liegt Helgoland in Sicht der wichtigen Hamburger Bucht und der Mündungen unserer großen schiffbaren Flüsse. Der Feuerkreis und die Sichtweite des neuen Leuchtthurmes reicht bis zu den äußersten Seezeichen der Mündungen der Jade, Weser und Elbe. Aber die Herrschaft der Insel reicht bei weitem nicht so weit. Der Feuerkreis der Artillerie ist ein viel engerer, und wenn auch die Tragweite der Riesengeschütze noch erheblich gesteigert werden könnte, so ist doch nie zu erwarten, daß man von der Insel aus auf eine Entfernung von 15 Seemeilen oder 28 Kilometer einem Schlachtschiff irgendwie wirksam werde zusetzen oder diktatorische Befehle zugehen lassen können. Strategischen Werth kann Helgoland höchstens erhalten durch eine starke Flotte und letztere kann aus ihm einige Vortheile ziehen. Die Insel selber aber in eine Citadelle zu verwandeln oder rings mit Geschützen zu armiren, oder mit zahlreichem Militär zu besetzen, wäre ganz zwecklos, weil kein feindliches Schiff Anlaß hat, sich der Insel auf Schußweite zu nähern. Was bis jetzt zur Befestigung derselben geschehen, ist genug, wohl schon zu viel; mehr würde dem Reich nichts nützen, der Insel nur schaden.

Die Zukunftsgarantien Helgolands liegen nicht auf militärischem, sondern auf einem ganz friedlichen Gebiet. Mit den Früchten ihres Bodens kann die kleine Insel ihre Bewohner nicht sättigen; auch der Ertrag der Fischerei und des Lootsendienstes reicht nicht aus zu einem menschenwürdigen Dasein. Helgoland bedarf der künstlichen Er-

nährung durch von außen hereingeleitete Einkommensquellen. Als nach Ablauf jener kurzen englischen Schmuggel- und Schwindelperiode der Bankerott und der Hunger sich auf der Insel anzusiedeln drohten, da nahm einer ihrer Bürger, Jakob Andresen Siemens, mit weitsichtigem Blick und glücklicher Hand sich ihrer an; er stellte ihre Zukunft sicher, indem er 1826 das erste Seebad errichtete. Seebad und Kurort — darin liegt die künftige Bestimmung und Bedeutung Helgolands. Dafür sind die natürlichen Vorbedingungen im reichsten Maße gegeben: eine absolut reine und keimfreie Luft, ein gutes Klima, welches im Sommer die größte Kühle, in den Herbstmonaten bis in den Dezember hinein die mildeste Temperatur von ganz Deutschland spendet, eine kräftige Salzfluth mit mittelstarkem Wellenschlag, ein ausgezeichneter Badestrand an der Düne, die bevorzugte Lage nicht nur am Meer, sondern inmitten des Meeres. Das Bad erwies sich sofort als lebensfähig und hob sich seit der deutschen Besitzergreifung ganz bedeutend. Von 104 im Jahr 1828 stieg die Zahl der Badegäste bis 1868 auf 3412, bis 1888 auf 8320 und in den letzten Jahren erreicht und übersteigt sie das zwölfte Tausend, die vielen Passanten nicht gerechnet. Diese schöne runde Zahl Zwölftausend, in sich begreifend alle die nicht kleinen Summen, um welche die Badegäste erleichtert zum Continent heimkehren, legt der Helgoländer seinen Zukunftshoffnungen und Zukunftsberechnungen zu Grunde; sie läßt ihn so freudig dreinschauen und macht ihn zu einem so zufriedenen, jedem Umsturz und aller Socialdemokratie abholden deutschen Bürger.

Möge diese Zahl zwölftausend nur Gutes für Helgoland bedeuten. Möchten die duodecim millia signati nicht vorwiegend aus den Zwölfstämmen Altisraels sich rekrutiren. Möchte dieser Völkerstrom, dem zweifellos sehr viele schlechte Tropfen beigemischt sind, nicht den üblichen Schlamm der Unsitten und Laster der Hyperkultur und der oberen Kreise auf dem Boden der Insel ablagern, nicht das „Heiligland“

entweihen und schänden. Möge es ihm nie gelingen, dieses Inselvölkchen zu verderben. Noch scheint es gesund bis in's Mark hinein. Noch hat es viel guten, patriarchalischen Sinn. Noch fühlt es sich als Eine Familie, in welcher Freud und Leid und die Hauptberufsarbeit, Lootsendienst und Fischerei, gemeinsam getragen und besorgt wird. Einfachheit, Sparsamkeit, Nüchternheit, Arbeitsamkeit, eine ganz berechtigte, etwas mißtrauisch reservirte Haltung gegenüber den Fremden und dem Fremden, der furchtbare Ernst des Lebens in und mit dem Meer — diese starken Dämme dienten ihm bisher zum moralischen Schutz. Der wachsende Fremdenstrom bedroht sie natürlich immer stärker. Die auri sacra fames scheint auf der Insel nicht mehr ganz unbekannt zu sein. Die männliche Bevölkerung zeigt in den Sommermonaten starken Hang zum dolce far niente; soweit sie nicht gerade mit dem Abholen der Fremden beschäftigt, oder sie um die Insel oder zur Düne oder von der Düne zurück segelt, lungert sie am Strande und hilft den Badegästen müßig gehen. Aber das ist allerdings uralte helgoländische Tradition, daß das Weib die Arbeit auf dem Land zu thun hat, der Mann die zur See; sobald der Mann mit beiden Füßen auf dem festen Boden steht, befällt ihn eine gewisse vis inertiae; aber wenn die Pflicht ihn in's Boot und in's Wasser ruft, so wird er ein ganz anderer Mensch, gewandt, ausdauernd, muthig, zu Heldenthaten der Kühnheit und Entschlossenheit fähig. Möge seine rührende Heimatliebe ihm erhalten bleiben, seine Liebe zum Meer und zur Einsamkeit und sein ernster religiöser Sinn, der sich so rührend ausspricht in den Gebräuchen bei den großen gemeinsamen Fischerzügen, einem wohl uralten, sprüchereichen Formular, ganz mit Gebeten, mit einer Art populärer Liturgie durchwoben. Es ist gut, daß auf die Saison je die Wintermonate folgen, in welchen das Völkchen wieder ganz auf sich angewiesen ist, wo die schwere Arbeit, die Kälte und Einsamkeit es wieder in strenge Zucht nehmen und die Meerstürme hoffentlich wieder ab-

streifen und wegfegen, was an schlechtem Beispiel, an Schminke und Puder der Hypercivilisation sich anheften wollte.

Je mehr diese unsere guten Wünsche für das Völkchen von Helgoland in Erfüllung gehen, umso höher wird die zuletzt in den Kranz der deutschen Länder eingefügte Insel im Werthe steigen. Wenn von den Zwölftausend, welche doch meist Deutsche sind, auch nur die Hälfte wahrhaft an Leib und Geist erneuert und erfrischt heimkehren würden, so wäre ja damit viel gewonnen und für eine solche Blutreinigung und Bluterneuerung in den oberen Schichten der Gesellschaft könnte Deutschland seiner jüngsten Tochter nicht dankbar genug sein. Aber das setzt voraus, daß diesem Seebad sein ursprünglicher, einfacher, naturwüchsiger Charakter gewahrt bleibe; gegen den Import von weiterem Comfort und von raffinirten Genüssen und Vergnügungen muß energisch protestirt werden. Schon ein Theater war in diesem Bad mehr als überflüssig, wo die Natur selbst solche Schauspiele und häufig so erschütternde Dramen aufführt; auch die Bademusik ist hier kein Bedürfniß, eher eine Störung für jeden, welcher noch Sinn und Ohr hat für das Orgelspiel des Meeres und der Stürme. Es wäre ganz verfehlt, wollte man hier wie in anderen Weltbädern die Frequenz künstlich steigern und durch bedenkliche Anziehungsmittel auch die bedenklichen Elemente des Badepublikums hieher locken, nur um die Kurliste um einige hundert Nummern höher zu treiben. Helgoland braucht das nicht; seine Natur wird umso sicherer sich als Magnet bewähren, je weniger man ihr mit zweifelhaften Künsten und marktschreierischer Reklame nachhilft. Helgoland hat, was es braucht, um hilfsbedürftigen Kranken und nicht blasirten Besuchern gute Aufnahme und Herberge bieten zu können; wem es hier zu langweilig ist, der bleibe weg. Sollte der Zufluß sich noch steigern, so wäre höchstens Vermehrung der Logirhäuser und Villen nöthig. Als Katholiken haben wir freilich noch Einen Herzenswunsch: eine geordnete Seelsorge und ein

eigenes, wenn noch so bescheidenes Kirchlein; so würden die alten katholischen Traditionen der Insel wieder aufgenommen, es würde auch von diesem altheiligen Bergaltar wieder das Opfer des neuen Bundes zum Himmel steigen und den katholischen Badegästen wäre die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten ermöglicht.

Nicht Luxusbad, sondern Naturkurort ist Helgoland und soll es bleiben. So kann es uns gute Dienste leisten, nicht im Kampf gegen äußere Feinde, aber im Kampf gegen die geheimen inneren Feinde, welche die körperliche und moralische Kraft unseres Volkes bedrohen. Dann werden wohl die in der Meerluft und im Meerwasser webenden Lebenskräfte manchem durch Ueberarbeitung oder Uebergenuß verbrauchten Organismus wieder aufhelfen können. Die Ruhe und Einsamkeit, die sanften und stürmischen Wellenlieder werden überreizte Nerven in's Gleichgewicht wiegen und in Schlummer singen. Der Umgang mit dem gesunden, schlichten Naturvolk der Insel, die unendliche Größe und Majestät des heiligen Meeres und die Weihe des Heiliglandes wird vielleicht manches verbitterte und verstimmte Gemüth versöhnen, in mancher verödeten Brust das eingeschlafene Gewissen wieder wecken, die moralische Kraft wieder aufrütteln, ja am Ende manchen wieder beten lehren, nach dem alten Spruch: qui nescit orare, mittatur ad mare. Das wäre der beste Gewinn, den Deutschland aus der Insel ziehen könnte.

In der Nähe des Schlosses Miramare bei Triest haben Taucher 20 Meter unter dem Wasserspiegel des adriatischen Meeres in den Uferfelsen eine kleine Höhle eingetieft. In ihr ruhen gegenwärtig die kostbaren Perlen aus dem Schatze der Erzherzogin Rainer von Oesterreich. Wozu? Sie haben im Lauf der Zeit ihren Glanz und Schimmer eingebüßt, oder sie waren „krank“ geworden, und nach dem Urtheil der Sachverständigen gibt es nur Ein Mittel, solche kranke Perlen wieder gesund zu machen: man muß sie dem Element zurück-

geben, aus welchem sie stammen; in den Tiefen des Meeres verjüngen sie sich wieder und erhalten sie nach und nach den früheren Glanz und Schmelz.

So hat im Staub und Schmutz der Welt, im Ruß und Dunst der Großstädte auch schon manche edle Menschenperle Glanz und Gesundheit verloren, und manche hat sie wiedergewonnen dadurch, daß sie der Welt entrückt und in die Einsamkeit und Salzfluth des Meeres versenkt wurde. Freilich, Seelen heilen kann das Meer nur dann, wenn es durch seinen Wogenschlag sie hinüberzutragen vermag aus dem Diesseits in's Jenseits, in den unendlichen Ocean göttlicher Wahrheit und göttlicher Liebe. —

Paul Keppler.

X.

Zum „Bildungsdeficit" der Katholiken in Deutschland.

(Zuschrift.)

Als Friedrich II. Schlesien in Besitz genommen, wodurch zum ersten Male ein großes katholisches Gebiet unter Herrschaft eines protestantischen Fürsten kam, erließ er den Befehl, kein Katholik dürfe eine öffentliche Stellung erhalten, welche über 300 Thaler einbringe. Dadurch waren die Katholiken also von vornherein von allen Stellen ausgeschlossen, welche eine höhere Bildung erfordern. Es blieb für Katholiken, welche eine solche Bildung anstrebten, fast nur noch der geistliche Stand übrig. Der Befehl Friedrichs II. kam daher fast vollständig dem Ausschluß der Katholiken von der höheren Bildung gleich. Nur hatte der König doch mehrere katholische Offiziere, sogar auch Generale, in seinem Dienst. Uns ist kein katholischer deutscher Fürst bekannt, der ein solches Verbot

betreffs der Anstellung der Protestanten erließ. Diesem Befehl entsprechend wurde nicht nur in Schlesien, sondern auch in anderen mit Preußen seither vereinigten katholischen Landen verfahren.

Nach dem Zusammenbruch bei Jena erließ Friedrich Wilhelm III. ein Schreiben an seine Minister: er habe während des Unglücks des Vaterlandes solche Beweise der Treue und Hingabe seiner katholischen Unterthanen erhalten, daß er befehle, fortan die Katholiken ebenso wie die Protestanten zu allen Staatsämtern zuzulassen, bei der Anstellung der Beamten keinen Unterschied zu machen. Friedrich Wilhelm III. regierte noch 36 Jahre nach Erlaß dieses Befehles, aber einen katholischen Minister, Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten u. s. w. hat es unter seiner Regierung nicht gegeben. Sein Befehl ist gutentheils ein todter Buchstabe geblieben, höhere Beamte katholischen Bekenntnisses bildeten auch unter seiner Regierung eine Ausnahme, obwohl die Katholiken mehr als ein Drittel seiner Unterthanen ausmachten. Der König lebte in zu ausschließlich protestantischer, vielfach stark katholikenfeindlicher Umgebung, um in seinem guten Vorsatze erhalten und unterstützt zu werden.

Die 1815 erworbenen katholischen Landestheile befanden sich bezüglich der Bildung meist auf einer höheren Stufe, als das protestantische Preußen. Sie besaßen niedere und höhere Schulen, besonders auch viele Schulstiftungen. Das Bisthum Münster hatte das beste Schulwesen Deutschlands, nirgends standen die Katholiken gegen die Protestanten zurück. Rheinland und Westfalen besaßen einen zahlreichen wohlhabenden Bürgerstand in den Städten, einen reichen Adel und ebensolche Landbevölkerung. Also alle Vorbedingungen höherer Bildung. An befähigten Bewerbern um Stellen im Heer, in der Verwaltung und Rechtspflege fehlte es daher am wenigsten. Aber sie wurden fast durchwegs abgewiesen, die Bevölkerung mehr und mehr davon entwöhnt, sich um solche Stellen zu bewerben. Die Aemter wurden mit Protestanten aus den alten Provinzen, aus Ostelbien besetzt. Nur die Richterstellen — welche in dem gerühmten Rechtsstaat Preußen den Beamten der Verwaltung weit nachstehen — mußten, wegen des einheimischen

Rechtes, größtentheils mit Einheimischen besetzt werden, wobei aber doch die Protestanten bevorzugt wurden.

Für die protestantischen Beamten wurden in rein katholischen Gegenden protestantische höhere Schulen gegründet. So das Gymnasium in Ratibor (Oberschlesien). Die Stadt zählte außer den Beamten fast keine Protestanten, die Umgegend ist ganz katholisch, das Gymnasium aber ganz protestantisch. Da es trotzdem 450 katholische und nur 130 protestantische Schüler zählte, wollten die Katholiken in den sechziger Jahren ein katholisches Gymnasium gründen. Dies wurde ihnen nicht gestattet, obwohl an 200,000 Thaler für dasselbe aufgebracht waren. In Cleve wurde ebenfalls für die Beamten ein protestantisches Gymnasium gegründet, indem ein katholisches Kloster und Kirchenvermögen dazu verwandt wurden; Stadt und Land sind ganz katholisch.

In den katholischen Gegenden haben sich die Verhältnisse seit der Besitznahme kaum verändert. Fast alle höheren Beamten sind Protestanten, theils aus den alten Provinzen, theils Nachkommen früherer Beamten. Die Ostelbier halten sich für etwas Besseres als die Einheimischen. Als in einer Stadt des Rheinlandes ein neuer Regierungspräsident ankam, hieß es gleich in Beamtenkreisen: „Er ist zwar ein Rheinländer, aber doch gebildet," d. h. Protestant. Dergleichen sagen die Protestanten offen in einer katholischen Stadt, die schon durch Schulen und Bildung berühmt war, als Ostelbien kaum in's politische Leben eingetreten.

Ueberall mehrt sich die städtische Bevölkerung durch Zuzug vom Lande. Da ist es doch ganz in der Ordnung, daß die Landbevölkerung auch Gelehrte stellt. In der That gibt es kaum eine wohlhabendere Familie auf dem Lande, welche nicht einen ihrer Söhne studiren läßt, wenn derselbe gute Anlagen besitzt. Gerade das Landvolk stellt meist nur wirklich Befähigte, während in der Stadt, wo man die höheren Anstalten an der Hand hat, nicht so streng auf die Befähigung sieht. Aber das katholische Landvolk hält treu am Glauben, will daher, daß seine Söhne dem väterlichen Glauben treu bleiben, wenn sie eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen. Vor allem wünscht der Bauer, daß sein Sohn sich dem geistlichen Stande widme.

bleibt er andernfalls, trotz weltlichen Berufes, ein treuer Katholik, so gibt er sich auch zufrieden. Aber wenn der Sohn von der Hochschule, oder sogar schon vom Gymnasium, als Religionsspötter oder Ungläubiger zurückkommt, so wirkt das Beispiel abschreckend auf alle Familien der Gegend, selbst auf die lauen.

Gute katholische Anstalten flößen allen Katholiken in Stadt und Land Vertrauen ein, es fehlt ihnen daher nirgend in Deutschland an Schülern: ganz im Gegentheil. Solche Anstalten sind namentlich in Preußen fast immer überfüllt. Dabei werden noch Hunderte auswärts (nach Feldkirch, Mariaschein u.s.w.) geschickt. Aber, wenn es an katholischen Anstalten fehlt, wenn Katholiken aus hundertjähriger Erfahrung wissen, daß sie im öffentlichen Dienst nicht fortkommen, nun, dann verlegen sich dieselben weniger auf höhere Studien. Dagegen stellte eine rheinische Stadt eine Anzahl katholischer Offiziere für die Handelsflotte. In Rheinland gab es Anfangs der sechziger Jahre 9 katholische und 8 protestantische Gymnasien, erstere alle aus katholischen Stiftungen erhalten, die protestantischen meist aus Staatszuschuß und katholischem Kirchengut. Dabei war die Bevölkerung etwa zu drei Vierteln katholisch. Natürlich bevölkerten die protestantischen Beamten und Offiziere die Gymnasien mit ihren Söhnen. Für die 930000 Katholiken der Regierungsbezirke Trier und Koblenz gibt es zwei katholische Gymnasien, die aus kirchlichen Stiftungen erhalten werden; für die 300,000 Protestanten aber drei Gymnasien, wovon das in Wetzlar ursprünglich simultan war und auf katholischen Stiftungen beruht. Trotzdem ist schon damit begonnen worden an dem katholischen Gymnasium in Koblenz protestantische Lehrer anzustellen, weil wegen der vielen protestantischen Beamten eine erhebliche Zahl protestantischer Schüler vorhanden. Aus den eigenen Einkünften des Gymnasiums zu Trier gab die Regierung dem protestantischen Gymnasium zu Lyck Zuschüsse. In der Provinz Posen, welche zu zwei Drittel katholisch, gibt es drei katholische, fünf protestantische und acht simultane Gymnasien. Letztere sind thatsächlich ebenfalls protestantisch. All diese protestantischen Anstalten werden ganz oder theilweise aus katholischen Stiftungen erhalten, an den katholischen Gymnasien sind viele protestantische Lehrer angestellt.

Seit 1872 sind 42 protestantische Gymnasien u. s. w. in Preußen staatlich gegründet oder anerkannt worden, aber nur eine katholische Anstalt, das Progymnasium zu Frankenstein. Dagegen hat der Staat mehrere katholische städtische Gymnasien (Kempen, Prüm, Rheinbach u. s. w.) übernommen, aber ohne den katholischen Charakter zu verbürgen. Dagegen verbürgt er stets den protestantischen Charakter der Anstalten, die er von Städten (z. B. Wesel) übernimmt.

Beuthen, Priskretscham, Rees und andere Städte wollten katholische Gymnasien u. s. w. gründen. Aber der Staat zwang denselben den simultanen Charakter auf, was er in protestantischen Städten nie thut. In Berlin, wo es 37 protestantische Gymnasien und Realgymnasien gibt, verweigert der Staat den 150,000 Katholiken jede höhere Schule, hat sogar eine höhere Privatschule abgethan. Dabei gibt es 800 katholische Schüler in den genannten 37 Anstalten, trotzdem alle Katholiken, die es vermögen, ihre Söhne auswärts in katholischen Anstalten unterbringen. Die Absicht, mittelst der Schule die Katholiken zu protestantisiren, geht aus all diesen Einzelheiten, die gar sehr vervielfältigt werden können, unwiderleglich hervor. In den protestantischen oder sogenannten simultanen Schulen werden die jungen Leute gleichgültig gemacht, oft mit Vorurtheilen und selbst Haß gegen die Kirche erfüllt, fallen ab, oder heirathen später Protestantinen und lassen ihre Kinder protestantisch werden.

Die Katholiken werden also, auch als Lehrer, möglichst von den höheren Schulen abgedrängt, oder in denselben für den Protestantismus gedrillt. Ganz wie in Preußen wurde auch im Reichsland verfahren, fast ausschließlich protestantische Beamte dort hingeschickt und confessionslose höhere Schulen gegründet, in denen, nach Auskunft des Staatssekretärs, 56 v. H. der Lehrer Protestanten sind. Das Land ist zu vier Fünftel katholisch. Als dies im Landesausschuß besprochen, sowie auch gerügt wurde, daß die Universität Straßburg ganz protestantisch sei, manche Professoren den gröbsten Unglauben und Katholikenhaß lehren, antwortete der Staatssekretär von Koeller: „Wem diese Schulen nicht gefallen, mag anderswo hingehen.“ Die Elsaß-Lothringer thun dies auch, schicken ihre Söhne massen-

haft nach Frankreich. Aber wir Deutsche können dies nicht, wir haben kein zweites Vaterland jenseits des Waskenwaldes.

Derselbe Herr von Koeller kam dann als Minister des Innern nach Berlin, wo er die Abgesandten des Kreistages Fulda anherrschte: „das lasse ich mir nicht bieten, daß man mir meinen Commissar ablehnt.“ Der Kreistag hatte nämlich einen einheimischen Katholiken, welcher alle nöthigen Bedingungen erfüllte, zum Landrath vorgeschlagen. Koeller lehnte denselben ab, ernannte „seinen Commissar“, natürlich Protestant und Auswärtiger, zum Landrath, trotz aller Vorstellungen der Kreis-Eingesessenen, trotz aller Selbstverwaltung!

Dank dem persönlichen Eingreifen des Kaisers wurde vor wenigen Jahren zum erstenmale ein Katholik, der Fürst von Hatzfeldt, zum Oberpräsidenten von Schlesien ernannt. Die eng mit dem protestantischen Beamtenring zusammenhängende liberale und sonstige Presse machte mehr oder weniger abfällige und höhnische Bemerkungen, die Kreuzzeitung hatte Beklemmungen. Uebrigens ist es Anfangs der sechziger Jahre sogar der Nationalzeitung aufgefallen, daß sich unter 1300 preußischen Kadetten nur 79 Katholiken befanden.

Zahllos sind die Katholiken, die als Referendare und Assessoren viele Jahre an den Regierungen und Gerichten arbeiteten, dann aber, als sie befördert werden sollten, plötzlich einem aus Ostelbien geschickten Protestanten weichen mußten. Ist nicht kürzlich großer Streit im preußischen Landtag entstanden, weil die Regierung sich noch größere Willkür bei Beförderung der Assessoren zu Richtern sichern wollte? Wie die Katholiken an den preußischen Hochschulen behandelt wurden und noch werden, ist schon oft in der Presse und in Flugschriften dargelegt worden. Wie manche derselben haben Jahrzehnte lang als Privatdocenten und außerordentliche Professoren mit Auszeichnung docirt, Ruf als Gelehrte erworben, ohne zum ordentlichen Professor ernannt zu werden. Der Professorenring wird abgeleugnet, aber er herrscht.

Wie in Preußen, so ist es in den Kleinstaaten, oft sogar noch schlimmer. Die Lage der Katholiken in Deutschland läßt sich kurz zusammenfassen. Der Staat hat überall die Schule von unten bis oben in der Hand, sie ist seine Sache, sein mit

Strenge gehandhabtes Monopol. Ueberall gebraucht er, mehr oder weniger, dies Monopol zur Förderung des Protestantismus und Liberalismus und zu Ungunsten, zur Benachtheiligung des Katholicismus. Wenn die Protestanten in den höheren Schulen überwiegen, so ist es vor allem der Staat, der es so haben will. Zu Anfang dieses Jahrhunderts besaß Deutschland noch sechs katholische Universitäten. Die Regierungen glaubten aus Gründen der Duldung und der Wissenschaft Protestanten an dieselben berufen zu müssen. Aber den Regierungen ist nicht eingefallen, auch Katholiken an die protestantischen Hochschulen zu berufen. Die Folge davon ist, daß jetzt alle katholischen Universitäten protestantisirt, oder überwiegend protestantisch sind. Aber an den protestantischen Hochschulen finden sich nur sehr vereinzelnt ein paar Katholiken, an mehreren ist nie ein Katholik berufen worden. Die Zahl der katholischen Professoren kann sich nicht mehren, weil die katholischen Privatdocenten bei Ernennungen nicht gebührend berücksichtigt werden.

Der Landesherr entscheidet überall an letzter Stelle über die Besetzung der öffentlichen Aemter, ernennt alle Offiziere. Von seinen Räthen und Oberbeamten hängt es daher allein ab, ob Katholiken oder Protestanten angestellt werden. Das Beispiel Preußens zeigt zur Genüge, warum dort katholische höhere Beamte und Offiziere eine Ausnahme bilden. Es hat sozusagen nie katholische Minister, Oberpräsidenten gegeben, folglich sind die Anstellungen in der Regel durch protestantische Räthe und Oberbeamten vorgeschlagen und bewirkt worden. Welche Entrüstung bemächtigte sich nicht aller gesinnungstüchtigen, gewiegten Patrioten, als merkwürdigerweise der erste Präsident (Pape) des Reichsgerichts ein Katholik war! Natürlich wurde der „Skandal“ baldmöglichst beseitigt. Protestanten sagen es auch unverholen in Wort und Schrift, daß Katholiken weniger gebildet, weniger befähigt für höheren Unterricht und Beamtenstellen seien. In der Kammer äußerte der Minister von Bosse beiläufig in diesem Sinne, es seien keine befähigten Katholiken vorhanden, die er anstellen könne; es seien unter 100 Hörern der Hochschulen kaum 19 Katholiken. Nachdem man seit 150 Jahren die Katholiken planmäßig von den höheren Schulen abgedrängt, von höheren Stellungen großentheils aus-

geschlossen, heißt es jetzt: es sind keine befähigten Katholiken da, die man anstellen könnte.

Die Frage des Gleichrechtes hat auch eine gewichtige wirthschaftliche Bedeutung. Erwiesenermaßen nimmt der Neustaat ein Fünftel bis ein Viertel des Volkseinkommens durch Steuern weg. Wenn er Jahrzehnte, Jahrhunderte hindurch dieses Viertel fortwährend zur Begünstigung der Protestanten gebraucht, müssen diese natürlich den größeren Theil des Volksvermögens an sich reißen, reicher, die Katholiken aber ärmer werden. Es geht noch weiter. Der Staat vergibt jährlich große Lieferungen jeder Gattung, läßt bedeutende öffentliche Arbeiten ausführen, gewährt Concessionen für Bergbau, Eisenbahnen, Apotheken u. s. w. Außerhalb seiner regelmäßigen Ausgaben hat er also noch hunderterlei Mittel, seine Schützlinge zu begünstigen, zu bereichern. Ohnedies haben die Protestanten zu Anfang dieses Jahrhunderts sich bei der Wegnahme des katholischen Kirchenvermögens vielfach bereichert. Allein das in Hannover weggenommene Kirchenvermögen bringt über 1'800,000 Mark ein, wovon keine 100,000 der katholischen Kirche zufließen, der es doch gehörte.

Sehr verdenken kann man eigentlich den protestantischen Beamten nicht, daß sie all diese Vortheile vorwiegend den Protestanten zuwenden. Sie stehen mit denselben in näherem Verkehr und Beziehungen als mit Katholiken, glauben natürlich durch Förderung des Protestantismus am Besten zu thun. Denn der Protestantismus ist national, allein befähigt und berechtigt in den Augen und Ueberzeugungen unserer heutigen Protestanten. Die Katholiken, als Vaterlandsfeinde, werden nur soweit geduldet, als es nicht anders geht. Der Culturkampf ist erst seit fünfzehn Jahren gemildert, dauert im Stillen fort, hauptsächlich durch gelegentliche Zurücksetzung und Ausschließung der Katholiken aus Schulen und Aemtern. Daß aber schon wiederum in vielen Kreisen Lust zu einem schärferen Culturkampf vorhanden, kann Jeder wahrnehmen.

Bildungsdeficit der Katholiken — die Ursachen liegen zu Tage! Nach 1848 hatte sich die deutsche Ordensprovinz der Jesuiten neugebildet. Unter den paar hundert Jesuiten zeichneten sich sehr viele durch bedeutendere wissenschaftliche Leistungen

aus, die selbst die Protestanten anerkennen mußten. Seit fast einem Vierteljahrhundert sind sie des Landes verwiesen und dürfen, trotz wiederholter Beschlüsse des Reichstages, noch immer nicht wiederkehren. Die Jesuiten und andere Orden bieten aber doch auch eine Zuflucht für gelehrte Katholiken.

Ganz so wie die Socialdemokratie ist das Bildungsdeficit der Katholiken vorwiegend das Werk der Regierungen. Diese haben Schule und Beamtenthum nach eigenem Maßstab, zum besonderen Vortheile der protestantischen Bourgeoisie und des mit derselben auf gleicher Stufe stehenden nordischen Junkerthums zugeschnitten. Das Ergebniß ist Socialdemokratie und Bildungsdeficit der Katholiken. Die Katholiken können das gewiß nur zeitweilige Deficit leichter ertragen und überwinden, als der im Wesen des Protestantismus fußende Neustaat den Ansturm des Socialismus. Wir können es im Nothfall noch aushalten, bis der Neustaat in der Socialdemokratie aufgeht.

Die Mittel der Abhülfe für beide Uebel sind dieselben. Wir dürfen nicht ruhen noch rasten, bis wir volle Freiheit für all unsere Orden, ihre Lehr- und Wohlthätigkeit errungen haben. Wir müssen unaufhörlich darauf dringen, daß wir katholische Lehranstalten aller Stufen erhalten, kein Katholik genöthigt wird, seine Kinder in nichtkatholische oder sogenannte Simultanschulen zu schicken. Wir haben ein durch alte Verträge und Ueberlieferungen verbürgtes unveräußerliches Anrecht hierauf. Wir müssen unaufhörlich auf Anstellung katholischer Professoren und Beamten dringen, jeden einzelnen Fall der Zurücksetzung und Benachtheiligung öffentlich rügen, selbst in den Landtagen zur Sprache bringen.

Es ist dies für uns eine Pflicht der Ehre, der Selbsterhaltung, aber auch eine Pflicht gegen das Vaterland. Seit den 1866er und 1870er Erfolgen ist der aus Professoren, Beamten, Junkern und Offizieren bestehende protestantische Ring noch viel eigensüchtiger, anspruchsvoller und ausschließlicher geworden. Derselbe sieht nicht nur die neueren Provinzen, sondern sogar auch das übrige Deutschland als erobertes Land an, das ihm zur Ausnützung überantwortet ist. Diese Junker-, Beamten- und Professoren-Herrschaft ist aber die ausgesprochene Klassenherrschaft, daher auch Zeugmutter der

Socialdemokratie, die in den protestantischen Gegenden, in Ostelbien (Berlin, Hamburg, Sachsen) ihre Hochburg hat. Die liberalen Professoren bilden überall den Vortrab. Die gesammte liberale und protestantische Presse ebensogut wie die orthodoxen Blätter arbeiten daher für die Centralisation. Wenn man all diese Blätter hört, so gibt es überhaupt keine Wissenschaft als bei den Protestanten.

Wie sieht es aber in Wirklichkeit aus? Es würde gewiß schwer halten unter den 2000 protestantischen Professoren der verschiedenen Hochschulen hundert zu finden, welche als überragende, oder gar unersetzliche Kräfte bezeichnet werden können. Alle übrigen bieten wenigstens nichts Außerordentliches, gehen kaum über den Durchschnitt hinaus, sind gute Lehrkräfte, ja, aber nicht unersetzbar. Obwohl durch die dargelegten Umstände die Katholiken vielfach von der höheren Bildung abgedrängt wurden, würde es nicht schwer halten, von diesen 1900 sofort mindestens hundert durch Katholiken zu ersetzen. Daß auch Kräfte erster Ordnung aus unseren Reihen stammen, ist bekannt. Als Ludwig I. aus München einen ersten Mittelpunkt katholischer Wissenschaft und Kunst machte, fanden sich die Kräfte. Die Münchener Universität erlangte in kurzer Zeit durch Katholiken einen Ruf, einen Glanz, der seitdem nicht übertroffen wurde. K.

XI.

Der dritte Band von Pastor's Papstgeschichte.

Die Besprechung des zweiten Bandes von Pastors Geschichte der Päpste im Zeitalter der Renaissance wurde in diesen Blättern (Bd. 106 S. 343) mit den Worten abgeschlossen: „Alle seit einem halben Jahre erschienenen Besprechungen vermochten doch nicht ein vollständiges Bild von dem erstaunlichen Umfang des gedruckten und handschriftlichen Materials zu geben, welches der Verfasser, noch dazu in angenehm lesbarer Form, wie selten, zu bearbeiten verstanden hat."[1] Ein halbes Jahr ist nun auch seit dem Erscheinen des dritten Bandes dieser Papstgeschichte verflossen und wir können auf denselben ganz dieselben oben angeführten Worte anwenden, indem wir das Interesse unserer Leser für diese neue Abtheilung des großartigen Werkes zu beanspruchen beginnen. Wie früher haben wir dem Charakter unserer Bläter entsprechend nicht sowohl eine literarische Anzeige oder eine Recension zu liefern, als die mehrfache Bedeutung dieser außerordentlichen Erscheinung für unsere Zeit festzustellen.

Zunächst weisen wir auf die erfreuliche Erscheinung hin, daß die große wissenschaftliche Bedeutung auch des vorliegenden Bandes von Seiten besonnener und vorurtheilsloser Protestanten unumwunden anerkannt wurde. Höchst bezeichnend ist in dieser Beziehung die eingehende Besprechung, welche die Beilage der

---

1) Vom zweiten Band ist in der Zwischenzeit bereits eine zweite „vielfach umgearbeitete und verbesserte Auflage" erschienen. A. d. R.

„Allgem. Zeitung“ vom 20. Februar ds. Js. unter der Ueberschrift: „Die Kunst der Renaissance in Pastors Geschichte der Päpste“ aus der Feder des namhaften Kunstforschers Steinmann brachte. Nachdem der Kritiker ausgeführt, daß Pastor „schon in den ersten beiden Bänden tiefer als alle Historiker vor ihm in die kunstgeschichtlichen Fragen eingedrungen, deren Bedeutung für die Cultur der Renaissance er mehr als diese zu schätzen wußte,“ constatirt derselbe, daß dem Verfasser „bei seiner schweren Aufgabe mit der Größe des Gegenstandes auch die Kraft gewachsen ist“. Steinmann fährt dann fort: „Kurz aber inhaltsvoll ist Pastors Schilderung der Beziehungen Innocenz VIII. zu Kunst und Wissenschaft. Es ist erstaunlich, wie er den Stoff bis ins Einzelnste beherrscht, wie seinem Späherauge nichts von alledem entgangen ist, was auf sein Thema Bezug hat und in den verschiedenen Büchern und Zeitschriften zerstreut sich findet. Eine Quellensammlung der Renaissancekunst und Cultur, wie sie Pastor vor allem im dritten Bande seiner Papstgeschichte geboten hat, trägt einem lange gefühlten Bedürfniß Rechnung und ist ein Geschenk, für welches ihm die Kunstwissenschaft nicht dankbar genug sein kann. — Das Bild Alexanders VI. und seiner Curie entwirft Pastor mit dem Freimuth eines ächten Historikers; für die titanenhafte Gestalt Julius II. zeigt er das tiefste Verständniß. So überragt auch seine Schilderung des letzteren als Mäcens der Kunst durch die gewissenhafte Verarbeitung eines kaum zu bewältigenden Materials, durch den glücklichen Griff, mit welchem das Wesen vom Schein, das Wahre vom Falschen geschieden wird, alles, was Pastor nach dieser Richtung bisher geleistet hat.“ Ganz besonders rühmt Steinmann den Abschnitt über Raffaels Stanzen im Vatikan. „Was der Autor über die Stanzen della Segnatura gesammelt und geschrieben hat, ist ein glänzendes Zeugniß nimmermüder Arbeitskraft; wie er einerseits die Forschung abschließt, so hat er andrerseits die Grundlage geschaffen, auf welche jeder Neubau sich gründen muß. Seine Deutung der Schule von Athen und der Disputa darf ohne weiteres angenommen werden. Welch ein Labyrinth von Trug und Wahrheit hat der Verfasser der Papstgeschichte durchwandern müssen, ehe er zu

einer so schönen und klaren Deutung der Disputa durchdringen konnte, wie er sie bietet. Allerdings hatte er das Glück, einen so weitsichtigen, in die theologischen Fragen der Zeit so tief eingeweihten Führer, wie Friedrich Schneider zu finden."[1]) In ähnlicher Weise haben auch Schumann im „Kunstwart" und Theodor von Frimmel in Büchners Kunstblatt Pastor uneingeschränktes Lob gespendet. — Professor L. Freytag äußert sich im Berliner „Zentral-Organ für die Interessen des Realschulwesens" (Bd. 24 Heft 1) über den vorliegenden Band also: „Die peinliche Aufgabe der Darstellung der traurigsten Zeiten des Papstthums hat P. mit einer Würde und Unparteilichkeit, ja mit einer Unerbittlichkeit und Strenge gelöst, der jeder Geschichtsschreiber ohne Unterschied des Bekenntnisses seine aufrichtige Anerkennung nicht versagen kann. Nicht ohne Bewegung liest man, wie der unglückselige Alexander VI. sich bessern will und rückfällig wird; diese Bewegung ist um so tiefer, als der Verfasser jede romantische Ausschmückung verschmäht und in seinen Urtheilen mit so zu sagen mathematischer Folgerichtigkeit verfährt." Der Berliner „Reichsanzeiger" vom 16. April ds. Js hat sich diesem Urtheil in seinem Literaturbericht bis auf die Worte angeschlossen. — L. Freytag spricht in seiner Beurtheilung aber auch von „unzurechnungsfähigen Polemikern", die „selbstverständlich" von der Zustimmung zu diesem Urtheile auszunehmen seien. Einer dieser Polemiker, Professor Bachmann in Prag, ist inzwischen von Pastor im „Histor. Jahrbuch" (XVI, 455—471) in einer Weise widerlegt worden, die einer Vernichtung gleichkommt. Bachmann steht übrigens ganz vereinzelt da und wird, wie eine Erklärung Viktor Beyer's in der deutschen Literaturzeitung zeigt, auch in protestantischen gelehrten Kreisen nicht mehr ernst genommen. Daß dieser Sonderling mit seiner Begeiferungssucht gerade auf einer österreichischen Lehrkanzel zu finden sein muß, thut uns aufrichtig leid.

---

1) Schneider hat inzwischen seine Forschungen unter dem Titel: „Theologisches zu Raffael" (Mainz 1896) publicirt.

Als ächter Historiker, dem die Wahrheit über alles geht, schildert Pastor „die grenzenlose Schwäche Innocenz VIII." und seinen Mangel an Energie und Scharfblick sammt den aus dieser Quelle geflossenen Mißgriffen. Ebenso zeichnet er die bis dahin unerhörte Entwürdigung des Papstthums durch Alexander VI. und erklärt jeden ferneren Versuch einer Ehrenrettung dieses traurigen Pontifikates für unmöglich. Bei Julius II., dem Retter des Papstthumes hebt er trotz des edlen und großartigen Charakters dieses Papstes und der Zurückweisung vieler ungerechter Beschuldigungen jene Schattenseiten offen hervor, die dem sterbenden Giuliano della Rovere auf dem Todbette das Bekenntniß abnöthigten, „er sei ein großer Sünder gewesen." Zweifelsohne gehört es zu den unbedingten großen Vorzügen der Pastor'schen Papstgeschichte, daß in dieser Weise das Schwarze ebenso ohne Tendenzfärberei wie ohne Cynismus auch Schwarz genannt wird. Allein wenn in einer wohlwollenden und gerechten Kritik protestantischerseits gesagt wird: „Mit Anerkennung, mitunter fast mit Erstaunen liest man, wie unbefangen und ernst Pastor die Schäden innerhalb der Kirche rügt und beklagt," so dürfte eben hierin schon das Bekenntniß eines protestantischen Vorurtheils enthalten sein. Oder ist Pastor wirklich der erste päpstlich gesinnte Katholik, den dieser Vorzug auszeichnet, daß man darüber in „Erstaunen" gerathen muß? Ist nicht vielmehr Pastor in diesem Punkte nur treu in die Fußstapfen der besten und edelsten Katholiken von jeher getreten? Vom hl. Antonin hat er gemäß dem Citate S. 67 gelernt, Amt und Person zu unterscheiden und dem Amte auch dann noch Ehrfurcht zu bezeugen, wenn die Unwürdigkeit des Amtsträgers verurtheilt werden muß. Sein scharfes Urtheil über Innocenz VIII. ist, wie er S. 196 hervorhebt, nur die Wiederholung der Worte des Aegidius von Viterbo, der ja auch bei der Eröffnung des V. Lateranconcils frei und offen die großen Schäden in der Kirche beklagt hat. Die verderbliche und verwerfliche Cardinalspromotion des unehelichen Neffen desselben Papstes rügt er nach dem Vorgange des zeitgenössischen Raphael von Volterra, dessen „Urtheil sich der Annalist der Kirche mit Recht angeeignet hat" (S. 256). Wie wenig neu und wie echt päpstlich und

katholisch Pastor in diesem Punkte vorgegangen ist, hat er selbst am nachdrücklichsten dadurch zu erkennen gegeben, daß er dem ganzen Bande als Motto die Worte Leo's I. vorgesetzt hat: Petri dignitas etiam in indigno herede non deficit. Verdankt er dem ersten Leo die richtige Orientirung in dem Dunkel, das durch die Schuld der zum Lichte der Welt bestimmten Männer der Kirche über dem Papstthum sich gelagert hat, so hat ihm der dreizehnte Leo durch die Gewährung voller Freiheit bei Durcharbeitung der seit drei Jahrhunderten unzugänglichen Regesten Alexanders VI. im päpstlichen Geheim-Archiv das Material zu der neuen und wesentlich abschließenden Darstellung der genannten Päpste geliefert. Pastor kann im Schlußurtheil über Alexander VI. die verunglückten „modernen Rettungsversuche" dieses unglückseligen Papstes als Widerspruch gegen die allgemeine Ueberzeugung der katholischen Historiker kennzeichnen und sich das Urtheil Reumonts und des P. Brunengo S. J. zu eigen machen

Wir dürfen demnach hoffen, daß nicht bloß diese unbefangene, von feinem Takt und kirchlichem Sinne getragene Schilderung des Unrühmlichen an den genannten Päpsten allein dem Verfasser die wohlverdiente Anerkennung wahrheitsliebender Akatholiken eingetragen habe. Es ist hieneben doch auch evidente Thatsache, daß Professor Pastor abgesehen von den erwähnten Vorzügen durch eine wirklich erstaunliche Quellenforschung und Literaturbeherrschung, sowie durch die strengste Gewissenhaftigkeit in der Verarbeitung des Materials seine Vorarbeiter weit hinter sich zurückgelassen hat. Oft genug ist er daher genöthigt, bewunderte und anerkannte Fachmänner zu corrigiren. So werden dem gefeierten Gregorovius Oberflächlichkeit und nicht unbedeutende Irrthümer nachgewiesen S. 288, 304, 306, 311, 359, 361, 367 f., 428, 449, 470, 548, 594, 789. Brosch's Studien über Julius II und die Gründung des Kirchenstaates erhalten S. 307, 549, 587, 591, 593 eine ganze Reihe von Berichtigungen, welche die Parteilichkeit dieses Forschers dem Rovere-Papst gegenüber in helles Licht stellen. Die Meinung manches Historikers, er habe aus ungedruckten Quellen geschöpft, erweist sich als irrig, z. B. die Gotheins (102), der 1886 in seiner „Culturentwicklung Süd-Italiens" den bereits 1875

gedruckten „Eremita“ des Galateo für noch nicht veröffentlicht hält: Ulmann wird S. 640 ein ähnliches Mißgeschick nachgewiesen.

Bei diesem Ansehen, das sich Pastor bei Feind und Freund erworben, läßt sich hoffen, daß man in immer weiteren Kreisen doch auch von jenen Lichtseiten der geschilderten Pontifikate Kenntniß nehmen wird, welche eine Aenderung des Urtheils über das Papstthum überhaupt und über die letzten Jahrzehnte vor dem Ausbruch der sog. Reformation insbesondere energisch fordern. Hierfür ist zunächst die den dritten Band einleitende Schilderung der „sittlich-religiösen Zustände und Wandlungen Italiens im Zeitalter der Renaissance“ von der größten Bedeutung. Der ernste religiöse Eifer und die charitative Thätigkeit, welche hier urkundlich nachgewiesen, zum Theil nur angedeutet wird, entzieht der Meinung alle Berechtigung, als wäre christlicher Glaube und christliches Leben in Italien damals verschwunden gewesen. Fand sich in dem Italien der Renaissance um 1500 eine Lasterschule, wie die Welt seitdem keine zweite gesehen hat, so beherbergte es doch allenthalben auch eine Tugendschule, wie wir sie unserer Zeit nicht besser wünschen könnten. Aber auch für die geschilderten Träger der Tiara treten die archivalischen Urkunden nicht bloß als Belastungs- sondern auch oft genug als Entlastungszeugen auf. Eine Incarnation des Antichrists ist auch der unselige Alexander VI. mit seiner unentschuldbaren hochgradigen Pflichtvergessenheit nicht, und das Schlimmste, was man ihm nachgesagt hat, erweist sich als Verleumdung. Innocenz VIII. bekennt und bereut seine Unfähigkeit, die Kirche zu regieren, und Julius II erscheint keineswegs als eine der unpriesterlichsten und profansten Gestalten auf dem Stuhle Petri, „an dem nicht eine Spur von christlicher Frömmigkeit zu merken ist.“ Seine Sorge für die innerkirchlichen Angelegenheiten, womit er die Reform im großen Stile als wahre Herzensangelegenheit in Angriff nahm, ist durch Pastor urkundlich und unwiderleglich bezeugt. Es war nicht zuletzt der echt hohepriesterliche Geist Julius' II., dem der Vatikan und die ganze Welt die größten Kleinodien der religiösen Kunst aus der Hand Michelangelos und Raffaels verdankt. Die Hauptsache

indeß ist, daß das Papstthum als solches auch in diesem Bande als die großartigste Institution der Weltgeschichte, jedenfalls nicht als das Reich des Antichrists sich erweist.

Hiermit haben wir ein anderes bedeutungsvolles Moment des vorliegenden dritten Bandes der Papstgeschichte für die Gegenwart angedeutet, das, abgesehen von jedem religiösen Bekenntniß, jeden Gebildeten interessiren muß, wenn es auch an erster Stelle die Katholiken berührt. Es ist in den Worten F. W. Weber's enthalten:

„Und da sich die neuen Zeiten
Aus dem Schutt der alten bauen,
Kann ein ungetrübtes Auge
Rückwärts blickend vorwärts schauen."

Auch dem oberflächlichsten Leser können nämlich die vielen Berührungspunkte der Gegenwart mit der damaligen Zeit in socialer Beziehung nicht entgehen. „Den unverkennbar wohlthätigen Einfluß der Kirche auf allen Gebieten" des öffentlichen Lebens hat Pastor auf den ersten 70 Seiten dieses Bandes in der anziehendsten Weise beschrieben. Das religiöse katholische Leben der Gegenwart mit seinen Uebungen gleicht dem damaligen auf's Haar oder strebt mit seinen Bruderschaften und Vereinen die Durchdringung des Volkslebens in derselben Weise an. „Aus dem Gottesdienste und dem frischen Volksleben war das geistliche Schauspiel hervorgegangen, das auch im 15. Jahrhundert wesentlich einen durchaus religiösen Charakter bewahrte." Was die Päpste in socialer Beziehung Großes und der ganzen Gesellschaft Zuträgliches geleistet haben, kommt vielfach auf Regelung und Förderung des religiösen Lebens im Volke hinaus. Es ist leicht, in der berühmten Encyklika Leo's XIII. Rerum novarum dieselben Principien herauszufinden, welche damals das vom christlichen Geiste getragene öffentliche Leben beherrschten.

Ebenso weist aber auch das unchristliche Italien beim Ausgange des 15. Jahrhunderts überraschende Uebereinstimmung mit der Bekämpfung des Christenthums und der Kirche in unserer Zeit auf. „Die schrankenlose Entwicklung des Individuums, wie sie die falsche Renaissance anstrebte," wie sie uns verkörpert namentlich in Machiavelli mit seinem Haß gegen

die Priester und das Christenthum überhaupt entgegentritt, hat in dem von den Päpsten bekämpften Liberalismus des 19. Jahrhunderts ihr getreues Ab- und Nachbild. Italien hatte damals seine antisemitische Bewegung, welche der von Juden und Christen geübte Wucher hervorgerufen hatte. Mit der Billigung des apostolischen Stuhles standen die Franziskaner an der Spitze der socialen Reformbewegung, wodurch dem ausgesogenen Volke geholfen werden sollte. Der selige Bernardin von Feltre, den jüdische Wucherer durch Gift zu beseitigen suchten, eiferte aber ebenso gegen die Christen, welche Wucher trieben, wie gegen die Juden. „Keiner, dem das Heil seiner Seele theuer ist," predigte er, „darf den Juden schaden, weder ihrer Person, noch ihrem Vermögen, noch sonst. Denn auch den Juden muß man Gerechtigkeit und christliche Liebe erweisen. So fordern es die Bestimmungen der Päpste, so die christliche Liebe. Andrerseits aber verbietet das Kirchenamt beständigen und intimen Verkehr mit den Juden; auch als Aerzte soll man sie nicht heranziehen, wie dies jetzt allgemein geschieht." Innocenz VIII. aber, der gegen den Wucher und die Proselytenmacherei der Juden in Spanien energisch auftreten mußte, suchte die Juden in Rom vor der Mißhandlung des Pöbels zu schützen, indem er auf seinem Krönungszuge nach dem Lateran die übliche Huldigung der Juden nicht wie sonst auf offenem Platze, sondern im innern Raum der Engelsburg vornehmen ließ.

Durchweg ist Pastor bemüht, allein die Thatsachen darzustellen und es denen, die aus der Geschichte etwas lernen wollen, selbst zu überlassen, über den Gang der Ereignisse zu reflektiren. Bei Alexander VI. kann er indeß nicht umhin, auf den merkwürdigen Contrast zwischen dem sündhaften Leben und der kirchlichen Regierung dieses Papstes aufmerksam zu machen. „Alexanders Behandlung der rein kirchlichen Angelegenheiten hat zu keinem begründeten Tadel Anlaß gegeben, wie denn selbst seine erbittertsten Feinde in dieser Hinsicht keine weitergehenden speziellen Anklagen formuliren konnten. Die Reinheit der kirchlichen Lehre blieb unversehrt. Es war gleichsam, als ob die Vorsehung hätte zeigen wollen, daß die Menschen die Kirche wohl schädigen, aber nicht zerstören können." Diese trostreiche Erwägung drängt sich dem nachdenkenden Leser nicht

bloß bezüglich dieses Papstes auf. Man darf fragen, ob eine solche Verweltlichung unter den Cardinälen und solche Papstwahlen möglich gewesen wären, wenn nicht die christlichen Könige und Fürsten mit dem Kaiser an der Spitze in der Verfolgung ihrer selbstsüchtigen Sonderinteressen ihre höhere Pflicht für das Wohl der Kirche fast ganz vergessen hätten. Obwohl Innocenz VIII. und Alexander VI. aus verwerflichen Familienrücksichten sich selbst über alles Maß in das rein politische Treiben fortreißen lassen, sind sie es schließlich doch wieder allein, welche die verworrenen Fäden diplomatischer Intriguen durch den idealen Kreuzzugsgedanken aufzulösen und die Mächte für ein höheres Interesse zu einigen suchen. Sogar von Alexander VI. kann Pastor schreiben: „Daß entscheidende Erfolge (durch die vom Papste angeregte Aktion gegen die Türken) nicht errungen wurden, lag nicht am Papste, sondern an den ‚christlichen' Fürsten. Wirkliche Begeisterung und wahrer Opfersinn fehlten fast allenthalben. Wenn es auch richtig ist, daß Alexander VI bei völliger Abwendung von seiner nepotistischen Politik noch mehr hätte leisten können, so bleibt doch bestehen, daß er damals viel that." — Der Vergleich mit der materialistischen Politik unserer Zeit, auf welche die idealsten Bestrebungen des Papstthums so wenig Einfluß gewinnen, drängt sich von selbst auf. Das aber, worin sich unsere Zeit von der damaligen Zeit unterscheidet, fällt durchaus zu Gunsten des Papstthums aus und gibt dem bekannten Worte von der unvergänglichen Bedeutung der Schlüssel Petri für die Gegenwart neuen Nachdruck.

Wir haben drittens auch die Bedeutung dieses Bandes der Papstgeschichte für die Wissenschaft hervorzuheben. Unlängst erst hat ein hochachtbarer Gelehrter gelegentlich die Frage aufgeworfen, ob denn der Geschichte der Charakter der Wissenschaft im strengen Sinne zukomme, um sie sofort mit einem Nein zu beantworten. Daß es eine katholische, d. h. von überzeugungstreuen gläubigen Katholiken gepflegte Wissenschaft nicht gebe, ja nicht geben könne, ist ja ein bekanntes Axiom, gegen das auf akatholischer Seite allerdings mehr und mehr wahrhaft liberale Stimmen laut werden. (Vgl. diese Ztschr. Bd. 98 S. 389.) Professor Pastor hat nun mit seiner Fortsetzung

der Papstgeschichte sowohl der Geschichtswissenschaft als der wahren Wissenschaft überhaupt keinen geringen Dienst erwiesen, wofür sich ihm freilich an erster Stelle die katholische öffentliche Meinung zu Dank verpflichtet fühlt. Die Principienlosigkeit und die Selbstüberschätzung nicht weniger Historiker hat es verschuldet, daß man ihrem Arbeiten den strengwissenschaftlichen Charakter abgesprochen hat. Professor Pastor dagegen hat gerade in diesem Bande (S. 8) die Grenzen der geschichtlichen Erkenntniß mit großem Nachdrucke betont. Das so beliebte Wort: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht", enthält neben einer kleinen Dosis Wahrheit sehr viel Irrthum, oder ist wenigstens ein sehr zweideutiges Wort, das nur unter vielem Wenn und Aber annehmbar ist. „Das Auge keines Sterblichen dringt in die Tiefe des Gewissens des Einzelnen," heißt es a. a. O., „wie viel weniger läßt sich das Gewirr von entschuldigenden und belastenden Momenten durchschauen, von welchen die gerechte Beurtheilung des moralischen Zustandes einer ganzen Epoche abhängt." Von diesem Princip ausgehend ist denn auch Pastor überall auf's eifrigste bemüht, alle Umstände und Verhältnisse in Erwägung zu ziehen; oft genug wagt er trotzdem mit der Bescheidenheit wahrer Wissenschaft noch nicht das letzte Wort zu sprechen. So z. B. macht er auf die beständige Kränklichkeit Innocenz' VIII. aufmerksam, die bei Beurtheilung der schwächlichen Haltung dieses Papstes in Rechnung zu ziehen ist. Aus demselben Grunde ist auch die wirklich erstaunliche Sorgfalt in der archivalischen Forschung und in der Berücksichtigung der einschlägigen Literatur herzuleiten. Hierin hat Pastor nach allgemeinem Urtheil kaum seines gleichen. Gregorovius hat sich durch den ungeordneten Zustand des Mailänder Staatsarchivs abhalten lassen, die darin befindlichen, für die Geschichte der Borja äußerst wichtigen Documente an's Tageslicht zu ziehen. Pastor citirt allein aus diesem Archiv 100 Urkunden. Wie den früheren Bänden so geben auch dem vorliegenden schon die Literaturnachweise und der Anhang von 130 ungedruckten Aktenstücken und archivalischen Mittheilungen einen eigenen Werth, auch wenn man unter den citirten gedruckten Büchern nur die darin angeführten literarischen Seltenheiten in Betracht zieht, z. B. S. 24, 30, 47

67, 77, 88, 89, 90, 95, 143 u. s. f. Die Hauptsache indeß bleibt, daß Pastor mit der kritischen Quellenforschung und der großartigsten Literaturbeherrschung eine Weltanschauung verbindet, die sich nach den gesunden Principien der christlichen Philosophie über Ziel und Ende der Geschichte klar ist. Wenn die höchste Aufgabe der Geschichtsforschung darin besteht, die Wahrheit an's Licht zu bringen, so kann es für die richtige Methode unmöglich gleichgiltig sein, welche Stellung der Historiker zur Wahrheit überhaupt und zur religiösen insbesondere einnimmt.

Was die materielle Bereicherung der Geschichtswissenschaft durch den vorliegenden Band betrifft, so gibt es wenige Seiten die nicht mehr oder minder dazu beitragen. Für eine ziemliche Reihe von interessanten und wichtigen Fragen, worüber die Historiker seit langem verschiedener Meinung sind, werden neue Gesichtspunkte eröffnet, z. B. über Dschem's Tod, über die Ermordung des Herzogs von Gandia, über Savonarola, über das Geheimniß der Zusammenkunft Ferdinand des Kath. mit Ludwig XII. zu Savona, über die Absichten Maximilians I. auf die Tiara u. dergl. Besonders aber müssen hervorgehoben werden die Schlußabschnitte, die Julius II. als den Wiedererneuerer des päpstlichen Mäcenates auf dem Gebiete der Kunst, die Arbeiten Bramantes, Michelangelos und Raffaels schildern. Keine der bisher erschienenen Besprechungen hat es unterlassen, gerade das Verdienst hervorzuheben, das sich Pastor in dieser Partie seines Werkes um die Erklärung der Fresken Michelangelos in der Sixtina und der sog. Stanzen Raffaels erworben hat. Hier dürfte es, abgesehen von allem andern, sich klar ergeben, daß eben nur ein überzeugungstreuer Katholik mit den nöthigen theologischen Kenntnissen Kunstwerken gerecht werden kann, die im katholischen Dogma ihre Quelle haben und zur Verherrlichung der katholischen Glaubenslehre geschaffen wurden. Auf die erfreuliche Anerkennung dieses Theiles seitens hervorragender protestantischer Kunstforscher wurde oben hingewiesen. Hier sei noch das Urtheil des Kunstforschers Franz Riessel beigefügt, womit selbst die „Frankfurter Zeitung“ nicht zurückgehalten hat. Es heißt hier (Nr. 29) unter anderem: „Ueber die Kunstpflege der Päpste hat Pastor mit emsigem

Fleiß und besonnenem Urtheil an wichtigem urkundlichem und literarischem Material eine Unmasse zusammengetragen und verarbeitet. Die entlegensten Schriften der pro und contra verwerthbaren Fach- und allgemeinen Literatur hat er aufgespürt. Dazu kommt eine Reihe eigener archivalischer Funde. Schon aus diesen Gründen verdienen die umfang- und inhaltreichen Kapitel, welche die Beziehungen Alexanders VI. und Julius II. zu den bildenden Künsten erörtern, auch als selbstständige kunstgeschichtliche Leistung Aufmerksamkeit. Zumal aber hat er der Bilderexegese, einer z. B. bei den Stanzenbildern Raffael's hervorragenden Aufgabe der Kunstgeschichte, große und ersprießliche Beachtung geschenkt. Wie er berichtet, sind die zum großen Theil durchaus neuen exegetischen Resultate den Studien eines auf diesem Felde berufenen Forschers, wie es Prälat Schneider in Mainz ist, mitzuverdanken und ferner hat auch Meister Jakob Burckhardt zu Basel, der führende Historiograph der italienischen Renaissancekultur, ihm sachkundige Berathung angedeihen lassen. Den großen Leserkreis, dessen das Buch ohnehin sicher ist, wird der unter solchen Auspizien angetretene kunstgeschichtliche Exkurs nicht eben vermindern."

Eine Förderung der Geschichtswissenschaft müssen wir endlich in der außerordentlichen Anregung zu weiteren Arbeiten erblicken. Das ganze Werk kann als guter Sauerteig in dieser Beziehung bezeichnet werden. Zudem hat Pastor öfter direkt Fragen und Stoffe bezeichnet, die eigene Monographien erheischen, so z. B. erklärt er eine Biographie des Card. Matthäus Schinner für dringend wünschenswerth und beklagt, daß der Cardinal und Bischof von Gurk Matthäus Lang noch keinen entsprechenden Biographen gefunden hat. Das Ausland stimmt in der Beurtheilung der Leistung Pastors mit uns überein. Es mag erlaubt sein, das soeben Gesagte in den glänzenden Worten zusammen zu fassen, mit denen G. Kurth in Nr. 101 des Brüsseler Le XXe siècle ähnlich wie wir die Bedeutung gerade dieses Bandes für die Gegenwart betont: „Die vom Papstthum der großen geistigen Bewegung der Renaissance gegenüber eingenommene Stellung erklärt auch jene, die dasselbe heute gegenüber der großen demokratischen Bewegung behauptet. Es gehört zur Aufgabe der Geschichte,

uns den gemeinsamen Lebensnerv (le lien vivant) zu zeigen, der alle Theile der weltlichen Herrschaft der Päpste mit einander einheitlich verbindet, jenen herrschenden Gedanken, der sich durch alle Phasen der ewigen Feldherrnkunst des Papstthums (l' éternelle stratégie pontificale) hindurchzieht. Eben dieser Hinweis gibt durch Wahrheit und Ueberzeugungskraft zugleich solchen Werken, wie das vorliegende ist, einen wahrhaft socialen Werth. Hier ist die Geschichte etwas anderes, als eine Blendlaterne, deren Schein blos nach einer Seite hin fällt; indem sie nämlich die Vergangenheit aufhellt, bestrahlt sie auch die Gegenwart und wirft im voraus helle Strahlen auf die Zukunft."

XII.

Zeitläufe.

Ueber den Nationalliberalismus und die preußisch Conservativen in den Berliner Parlamenten.

II. Die Schicksale der Conservativen.[1])

Den 12. Juli 1896.

Vor Kurzem hat ein Berichterstatter aus Schlesien über die Verhältnisse bei der Löwenberger Ersatzwahl für den Reichstag geäußert: „Den Satz, daß von sämmtlichen Parteien die Conservativen den Katholiken immerhin am nächsten ständen, könnten wir unterschreiben, wenn die Conservativen noch die alten Conservativen wären; leider aber ist es dem Fürsten Bismarck gelungen, die Conservativen durch den Culturkampf zu zerreiben." [2]) Die protestantisch

1) „Die Erfahrungen der preußisch-conservativen Partei" s. Histor.-polit. Blätter. Heft vom 16. December 1895. S. 915.

2) „Kölnische Volkszeitung" vom 23. Juni ds. Js.

Conservativen in Preußen sind mit diesen „alten“ gemeint, und Männer wie Ludwig von Gerlach und seine Freunde sind niemals zu vergessen, wenn man von den ursprünglichen Conservativen in Preußen spricht. Sie hielten noch fest an den Grundsätzen, sowohl den religiös-sittlichen als den politischen, die in den monarchischen Staaten allgemein als conservativ galten, und noch für uns gelten.

Aber dieser Conservatismus ist nicht erst durch den Culturkampf zerrieben worden, sondern schon der Rechtsbruch durch den von Bismarck herbeigeführten Bruderkrieg hat den Boden unter demselben in's Wanken gebracht, und die folgerichtigen Gewaltthaten zur Verwirklichung des „protestantischen Kaiserthums“ haben das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit vollends zum Erlöschen gebracht. Soweit ein Rest davon in der altconservativen Partei fortglimmte, wurde auch sie von dem Gewalthaber unerbittlich verfolgt. Zuerst gelang es ihm, eine Gruppe der sogenannten „Neuconservativen“ unter der Führung des bekannten Herrn von Helldorff von derselben loszulösen, und da die angestrebte „reinliche Scheidung“ der Geister auf die Dauer keinen Erfolg versprach, so trat die Cartell-Politik in den Vordergrund der Bismarck'schen Bestrebungen; die Conservativen sollten sich zu den jedesmaligen Regierungszwecken dem Nationalliberalismus angliedern lassen. Nur ein gedrängter Blick über diesen Knäuel der Verwirrungen mag hier folgen:

„Man erinnert sich, wie bis zum Jahre 1879 die conservative Partei in die Gruppen der Altconservativen und der Neuconservativen zerfiel. In der Frage des Culturkampfes waren sie auseinander gegangen. Auch Hammerstein übte in der altconservativen Gruppe einen anerkannten Einfluß aus. Der Scheidungsgrund lag in der Frage des Culturkampfes, den die Neuconservativen wohl nur schweren Herzens, der Regierung zu Gefallen mitmachten, während die Altconservativen im Bündniß mit dem Centrum gegen das Ministerium Falk anstürmten. Schon im Jahre 1878 hatten die Anzeichen sich

gemehrt, daß ein Friede mit der katholischen Kirche sich vorbereite. Als er zu Anfang des Jahres 1879 perfekt wurde, hörte damit der innere Scheidungsgrund zwischen den beiden Flügeln der conservativen Partei auf. Die Revision des Zolltarifs und die vom Fürsten Bismarck inaugurirte Schutzpolitik machte den Beistand einer großen conservativen Partei unentbehrlich, und der bekannte Brief, den der Fürst im Dezember 1878 dem Frhrn. v. Thüngen schrieb, gab den Beleg, daß er seinerseits bereit war, die Hand zur Versöhnung zu reichen. So fand unter seiner Aegide die Vereinigung der Conservativen statt, die bald darnach die Regierung auch mit dem Centrum in Fühlung brachte und den Sturz Falks, sowie seine Ersetzung durch Herrn v. Puttkamer zur Folge hatte. Zwei Jahre darnach, etwa im Herbst 1881, trat Herr v. Hammerstein in den Reichstag und übernahm gleichzeitig die Redaktion der ‚Kreuzzeitung', die sich damals der Gunst der Regierung erfreute und sie sich bis zum Jahre 1884 bewahrte. Erst 1884 änderte sich die Lage. Fürst Bismarck, der beim Centrum eine unversöhnliche und nicht zu befriedigende Gegnerschaft gefunden hatte, traf die Vorbereitungen, um sich durch die Cartellpolitik eine Majorität im Parlament zu sichern, die ihn vom Centrum unabhängig machte, und verlangte dabei eine Unterstützung von conservativer Seite, welche die ‚Kreuzzeitung' und der jetzt als solcher wieder hervortretende rechte Flügel der Conservativen nicht gewähren wollte. Da trat Hr. v. Helldorf, der von 1881 bis 1884 nicht im Reichstage gesessen hatte, wieder auf die politische Arena. Er stellte sich und seine Anhänger auf die Seite, welche dem Cartell zuneigte, und gerieth so von vornherein in einen Kampf mit dem Hauptorgan der Conservativen, der ‚Kreuzzeitung', und ihrem Redakteur Hrn. v. Hammerstein."[1])

Herr von Hammerstein kämpfte nun an der Spitze der Conservativen gegen alle Cartell-Politik. Er war 1886 auch noch mit seinen kirchenpolitischen Bestrebungen für eine selb-

---

1) Berliner Correspondenz: „Hr. v. Helldorff und die conservative Partei" s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 11. April 1892.

ständige Stellung der protestantischen Landeskirche hervorgetreten, er führte die Conservativen in der Vertheidigung der Zedlitz'schen Schulgesetzvorlage und brachte es dahin, daß sein Gegner Helldorff aus der conservativen Partei ausgeschlossen wurde. Die Regierung stand immer noch auf dem im „Reichsanzeiger" erklärten Standpunkt, daß „das Cartell eine Grundlage der Reichspolitik sei;" aber das conservative Hauptorgan unter der Redaktion Hammerstein's ließ sich auch durch die Drohung nicht einschüchtern, daß hinter dem nach reinlicher Scheidung rufenden Herrn v. Helldorff eine Macht stehe, ohne die eine conservative Partei sich nicht behaupten könne:

„Die Conservativen haben, seitdem Preußen ein Verfassungsstaat ist, immer nur mit gouvernementalem Beistande eine erkleckliche Stimmenzahl in der Volksvertretung zu erreichen vermocht, aber es gab eine Zeit, in welcher ihnen jener Beistand entzogen war, und da hatte, wie man witzig gesagt hat, die gesammte Partei in einer einzigen Droschke Platz. Jetzt ist wiederum ein Moment gekommen, in welchem es sich darum handelt, ob ein Bruch zwischen der conservativen Partei und der Regierung erfolgen soll, und deßhalb wird mit begreiflicher Spannung den Consequenzen entgegengesehen, welche der Ausschluß des Hrn. v. Helldorff aus dem conservativen Parteiverbande haben wird. Herr v. Helldorff ist ein gouvernementaler Conservativer, ein Cartell-Conservativer, er hat sich in dem Kampfe um die Schulvorlage den Wünschen des Monarchen accommodirt; dafür haben seine alten Parteigenossen sich in verletzendster Form von ihm losgesagt. Doch der Monarch hat ihn nicht fallen gelassen, sondern der Führer der Extrem-Conservativen ist zur Audienz beschieden worden, und diesem, dem Landrath v. Rauchhaupt, hat der Monarch gesagt, daß seine eigenen Anschauungen vom Volks- und Staatswohle sich mit den Anschauungen nicht decken, welche die conservative Partei seit Jahresfrist vertritt. Das ist ein sehr bedeutsamer Wink, welcher den Junkern und Muckern gegeben worden, und sie stehen nunmehr vor der Alternative, ob sie es darauf wagen

wollen, daß sie wiederum zu einer Partei von vier Mandaten herabsinken, oder ob sie es vorziehen, willig und reuig in die Sonne der monarchischen Gunst zurückzukehren."[1])

Aber Bismarck saß nicht mehr in der Macht, daß er die Conservativen von Neuem hätte in den Bock spannen können, und diejenigen behielten recht, die bei der Wetterwendigkeit des „neuen Courses" nichts fürchten zu dürfen glaubten. „Als Bismarck vom Schauplatze verschwunden war und das Plebiscit vom 20. Februar 1890 der Cartellherrlichkeit im Reichstage ein Ende gemacht hatte, konnte die ‚Kreuzzeitung' mit besserem Erfolg ihre Arbeit fortsetzen, einen Keil zwischen die Cartellparteien zu treiben. Kein Mittel war ihr dabei zu schlecht, sie verschmähte selbst die anticapitalistische Demagogie nicht, wie sie im Antisemitismus ausgeprägt ist, und schien auf diese gerade ihre besten Hoffnungen zu setzen. Die schwankende Politik des ‚neuen Curses' die bald hier bald dort anstieß und deren Anziehungskraft von Monat zu Monat schwächer wurde, begünstigte diese Operation der Kreuzzeitungspartei nicht wenig; je mehr auch in conservativen Kreisen die Unzufriedenheit zunahm, um so empfänglicher wurde man dort für die Lehre, daß der Liberalismus der Feind sei, daß in ihm die Herrschaft des jüdischen Geistes über das deutsche Volk zum Ausdrucke gelange und er deshalb bis auf's Messer bekämpft werden müsse. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Lehre bei einem großen Theil der Conservativen auf fruchtbaren Boden fiel; die extremen Elemente erhielten, namentlich nach der Annahme der Handelsverträge, die Oberhand, sie fanden ihren Widerhall in der Presse und in den Vereinen, in denen schon die Forderung nach weiterer Ausbildung des Parteiprogramms in antisemitischem Sinne laut wurde."[2]) Vergebens kämpfte das Organ der ehemaligen „Neuconservativen"

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 14. April 1892.

2) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" vom 10. April 1892.

gegen diese in Aussicht genommene Erweiterung des Parteiprogramms. „Mit großem Nachdruck wird die Verwirrung gekennzeichnet, die durch die fortschreitende Identificirung der Conservativen mit der deutsch-socialen Partei angerichtet worden ist, deren wirthschaftliches Umsturzprogramm sich doch mit conservativen Principien ebenso wenig verträgt, wie ihr Antisemitismus." [1]) Alles half nichts. In der großen Tivoli-Versammlung zu Berlin wurde das neue conservative Programm am 8. Dezember 1892 abgeschlossen.

Der hervorragendste Führer von damals sitzt jetzt seine Zuchthausstrafe ab. Man hat von der Verhandlung seines Processes noch pikante Aeußerungen über die Vorgänge in der conservativen Partei erwartet. Unter der erdrückenden Ausbeutung des „Falles Hammerstein" gegen sie lag die Frage vor Gericht nahe, warum denn der Angeklagte im Bewußtseyn seiner verzweifelten Lage seiner Stellung nicht rechtzeitig den Rücken gekehrt habe. Er antwortete: „Ich habe mich nur deßhalb zu dem Schritt (der Fälschung) verstanden, weil sonst die conservative Partei dem Ruin verfallen wäre. Hätte ich damals ausscheiden müssen, so wäre die auf selbständigen Füßen stehende conservative Partei, wie sie heute besteht, nicht zu Stande gekommen. Gelang es mir nicht, mich aus der finanziellen Noth zu befreien, so wäre eine politische Katastrophe ersten Ranges eingetreten." Er fügte noch bei: „Ein Mann, der wie ich im öffentlichen Leben gestanden und hinter die Coulissen geschaut hat, würde wohl leicht Sachen zur Sprache bringen können, welche meine Person in ein besseres Licht stellen würden. Ich verzichte aber darauf; denn es würden dabei Sachen zur Sprache gebracht werden müssen, die den Gegnern willkommenen Stoff zu großem Skandal bieten würden." [2])

Nichtsdestoweniger ist etwas aus seinem Briefwechsel

---

1) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 19. April 1892.
2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 23. April ds. Js.

mit Stöcker an die Oeffentlichkeit gekommen, und zwar durch das socialdemokratische Centralblatt; wie es dazu kam, ist noch nicht aufgeklärt. Aber die schadenfrohe Hoffnung, daß noch 80, oder wie der „Vorwärts" behauptete, ein paar hundert Hammerstein-Briefe in sicheren Händen seien, um zu rechter Zeit dem Publikum mitgetheilt zu werden, hat sich nicht erfüllt. Es scheint sich bei dem genannten Blatt um einen ähnlichen Schwindel gehandelt zu haben, wie seinerzeit wegen der angeblichen Quittungen über die Bismarck'schen Trinkgelder aus dem Welfenfond. Aber schon der sogenannte „Scheiterhaufenbrief", in dem mit Stöcker über die Beeinflussung des Kaisers zur Beseitigung Bismarck's verhandelt wurde, reichte hin, um den ehemaligen Hofprediger unter die ausgemachten „Catilinarier" einzureihen. Seine besondere Parteirichtung, die „deutsch-nationale" oder „christlich-sociale" war sogar in dem halbamtlichen Blatt schon im Verlaufe der Helldorff'schen Agitation als „sociale Demagogie mit conservativem Aufputz und Franzenbesatz" bezeichnet worden,[1]) und die Beziehungen zu Hammerstein boten nun den erwünschten Anlaß, ihn „unmöglich zu machen", auch für die conservative Partei selber. Die treugebliebenen Altconservativen konnten sich über die versteckten Umtriebe keiner Täuschung hingeben.[2])

Der unermüdliche Hetzer in Sachsenwalde rieb sich vergnügt die Hände. Sein Leibblatt eröffnete das schärfste Schießen gegen Stöcker, dessen demagogisch-hetzerische Art die conservative Sache schwer geschädigt habe. „Stöcker sei einer der gefährlichsten Demagogen der Gegenwart und ein unheilvolles Hinderniß für jede Wiederannäherung zwischen

---

1) Aus der Berliner „Norddeutschen" s. Berliner „Germania" vom 17. September 1893, vgl. Münchner „Allg. Zeitung" vom 19. April 1892.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 18. Oktober 1895.

den Conservativen und jenen gemäßigten Elementen, mit welchen vereint sie einst eine zuverlässige Stütze der nationalen Politik gewesen seien; die Pflicht der Selbsterhaltung gebiete es den Conservativen, einen Akt der Säuberung vorzunehmen." [1])

Der gesammte Liberalismus klatschte dazu stürmischen Beifall, vor Allem natürlich das Judenthum. „Der nachträgliche Jammer über den Sturz des großen Mannes, an dem nach kurzer Pause die gesammte agrarische Partei theilnimmt, wird dadurch in das richtige Licht gesetzt und gleichzeitig wird gewissermaßen aus dem eigenen Munde das innere Wesen des Junkerthums gerichtet, das unter dem Schein eines hyperloyalen Royalismus den Monarchen zu beherrschen strebt." [2]) Dagegen sagte ein katholischer Berichterstatter: „Jetzt auf einmal scheint sich den Liberalen die Gelegenheit zu bieten, Stöcker politisch ganz auf die Seite zu schaffen. Die Taktik war sehr einfach: zuerst mußte Hammerstein schuldbeladen erscheinen, dann wurde Stöcker ihm an die Seite gestellt und dann soll, was tonangebend in der conservativen Partei ist, an dieses Lynchgericht gerufen werden." [3]) „Wenn je," so jubelte eine Berliner Broschüre über den Sturz der Aera Hammerstein-Stöcker, „so wäre es bei einer solchen Constellation Sache aller Liberalen, sich zu einer Macht zu construiren, die in entscheidender Weise die deutsche Politik zu beeinflussen und in gesunde Bahnen zu bugsiren im Stande ist." [4]) Als der Elfer-Ausschuß der Partei mit der Hinausdrängung Stöckers seinen

---

1) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 30. Dezember 1895.

2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 15. September 1895.

3) Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland" vom 25. September 1895.

4) Besprechung in der Berliner „Germania" vom 11. Okt. 1895.

Dienst gethan hatte äußerte sich ein Bericht über das Ereigniß vom ersten Februar: [1])

„Es bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als die Abkehr oder doch den Anfang einer Abkehr der conservativen Partei von dem Wege, den sie mit dem sog. Tivoliprogramm von 1892 beschritten hatte Ob das offen eingestanden wird oder nicht, darauf kommt es nicht an, die Hauptsache ist, daß sich die Entwicklung in dieser Richtung unaufhaltsam vollzieht. Als sie vor einem Vierteljahr von unbefangenen Beurtheilern vorhergesagt wurde, da klagten die Freunde Stöckers über unzulässige Einmischung der Mittelparteiler in die inneren Angelegenheiten der conservativen Partei, und sie versicherten, daß die Partei nur um so entschlossener an ihrem Stöcker festhalten werde. Die besonneren Conservativen haben sich dadurch nicht irremachen lassen; immer unwiderstehlicher hat sich ihnen die Einsicht aufgedrängt, daß die Bahn Stöckers für eine wahrhaft conservative Partei nur zu schweren Krisen führen konnte. Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß die nunmehr vollzogene Trennung in den Mittelparteien mit lebhafter Genugthuung begrüßt worden ist. Stöcker betrachtete es geradezu als seine vornehmste Aufgabe, den Gegensatz zwischen den Conservativen und den Mittelparteien zu erweitern, ja einen tödtlichen Haß gegen die ‚Halben' zu schüren. Noch im letzten Herbst versuchte er es, durch einen unerhört heftigen und feindseligen Vorstoß gegen die Mittelparteien in Gestalt einer Resolution, die er von einer großen christlich-socialen Versammlung in Berlin beschließen ließ, seine in's Wanken gerathene Position zu befestigen. Man wird nicht fehlgehen in der Annahme, daß dieser Schritt in der conservativen Partei das Gegentheil der von ihm beabsichtigten Wirkung zur Folge gehabt hat. Jedenfalls ist mit Stöckers Ausscheiden aus den Reihen der Conservativen das stärkste Hinderniß einer Wiederannäherung der alten Cartellparteien untereinander beseitigt,

---

1) Vgl. „Histor.-polit. Blätter" 1896. Bd. 117, S. 837 ff.: „Die geächteten Pastoren aus der preußisch-conservativen Partei."

und deß dürfen sich alle nationalgesinnten Männer gemäßigter Richtung aufrichtig freuen."[1])

Dabei wird aber zugestanden, daß manchem conservativen Manne bei den Vorgängen innerhalb seiner Partei etwas seltsam zu Muthe wurde, und viele ängstliche Gemüther von der Abstoßung Stöckers eine schwere Schädigung der Partei befürchteten. An geistiger Begabung stand er in ihr am Höchsten und an unermüdlicher Thatkraft war er unerreichbar. Nicht nur in politischer Beziehung, im engern Sinne hat er für die Partei Außerordentliches geleistet, sondern mittelbar auch auf dem Gebiete der sogenannten innern Mission. „Die letztere, oder vielmehr Stöcker, hat die Hauptstadt mit zahllosen Rettungs- und Hilfs-Anstalten überzogen, die das arme Volk vor Verderbniß und Untergang schützen, soweit es geschützt sein will; er hat Brutstätten des Lasters niederreißen und an ihrer Stelle christliche Hospitze bauen lassen, und die ehmals bekannte Kirchenarmuth Berlins ist vornehmlich durch ihn zu einer entschwundenen Sage geworden. Viele stattliche Kirchen würden ohne Stöcker nicht vollendet, ja nicht einmal begonnen worden seyn. Es muß gesagt werden: Stöcker hat für die Wiederbelebung des religiösen Geistes in Berlin und für die Linderung der Noth im Volke mehr gethan, als zu thun hundert Anderen beschieden ist. Wenn es nun auch den Liberalen gelungen war, Stöcker in seiner öffentlichen Wirksamkeit einzuengen, so behielt er doch großen Einfluß in den conservativen Kreisen."[2])

Ehe der Ansturm gegen ihn unmittelbar losbrach, hatte zwar Herr Stöcker, offenbar um der Parteileitung die Stellungnahme für ihn zu erleichtern, sich entschieden gegen das Auftreten der „Jungen" von der Naumann'schen Richt-

---

1) Berliner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 5. Februar d. Js.

2) Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland" a. a. O.

ung der „Christlich-socialen“ ausgesprochen.[1]) Aber Jedermann mußte sich doch fragen: wie, wenn der Ausgestoßene doch eine eigene Partei gegenüber den Conservativen aufstellen wird? Unter voller Würdigung der „unvergeßlichen Verdienste Stöcker's um unser Volk“ hat erst noch vor Kurzem das conservative Hauptblatt auf diese Frage geantwortet: „Daß es dahin kommen wird, glauben wir zunächst nicht. Sollte aber die Hoffnung auf freundnachbarliches Zusammenwirken zwischen Christlich-socialen und Conservativen sich nicht erfüllen, sollten jene etwa bei den kommenden Wahlen sich das Beispiel der Antisemiten zum Vorbild nehmen, so werden wir von den Conservativen verlangen, daß sie den Kampf mit aller Schärfe aufnehmen, selbst wenn dann Stöcker sich in den Reihen ihrer Gegner befände.“[2]) Die Berufung auf das Beispiel mit den Antisemiten ist ebenso bedeutsam, wie für die Partei unheilverkündend.

Als vor vier Jahren Herr von Hammerstein das neue conservative Programm mit der Ergänzung durch die Sätze über die Socialreform und den Antisemitismus durchsetzte, glaubten die Conservativen ihren glücklichsten Fang gethan zu haben; auch im Westen und im Süden hofften sie neuen Anhang zu gewinnen, selbst aus den Reihen der Liberalen, denen die Juden und das Manchesterthum zuwider geworden seyn würden. Wie es jetzt mit der Socialreform in der Partei steht, zeigt der Fall Stöcker, und die Erfahrungen mit dem Antisemitismus lassen eine schließliche Vereinigung desselben mit den Christlich-socialen für wahrscheinlicher erscheinen, als mit den conservativen Bruchstücken der Tivoli-Partei.

Schon bei den Wahlen von Schlochau-Flotow und Bombst-Meseritz legte sich die Frage nahe: „Wie kommt es, daß die Antisemiten, welche doch den Liberalismus und das

---

1) „Kölnische Volkszeitung“ vom 21. November 1895.
2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 9. Juni d. Js.

Judenthum als ihre Feinde betrachten, sich fast ausschließlich auf die Domainen der ebenfalls antisemitisch angehauchten Conservativen stürzen und hier regelmäßig große Erfolge im ersten Anlaufe erringen? Die Antisemiten sind eben in den Bezirken der Conservativen das, was die Socialdemokraten in denen der Liberalen sind." [1]) So ging es fort: „Die letzte Zeit hat gelehrt, daß der sogenannte conservative Antisemitismus Stöcker's und der Deutsch-liberalen seine Anziehungskraft auf die Massen verliert, und daß der Antisemitismus nur durch den Radikalismus seiner Forderungen, durch die scharfe Betonung der öconomischen Momente Erfolge erzielen konnte." [2]) Bei der Wahl in Eisenach haben die Antisemiten durch Wahlenthaltung sogar einem Hochliberalen gegen den „Bund der Landwirthe" durchgeholfen. [3]) Nach Hammerstein's Sturz hat ihr Dresdener Organ geschrieben: „Die conservative Partei macht ganz den Eindruck eines mit sich selbst zerfallenen Menschen, der überhaupt nicht recht weiß, was er will." [4]) Da war es eigentlich überflüssig, den Nationalliberalen von conservativer Seite gegenüber zu versichern: daß die Conservativen allen antisemitischen „Parteileitungen", die sich bekanntlich selber stets in den Haaren liegen, gleichmäßig feindlich gegenüberstehen. [5])

„Wie verhält es sich nun mit der conservativen Partei selbst nach den Schädigungen, die sie so schwer getroffen haben? Schon unmittelbar vor der Abstoßung Stöcker's wurde aus Berlin berichtet: in der That sei die Muthlosigkeit in conservativen Kreisen im Wachsen, und das werde

---

1) Berliner Correspondenz der „Kölnischen Volkszeitung" vom 12. Mai 1894.
2) Berliner Correspondenz der „Kölnischen Volkszeitung" vom 27. Juli 1894.
3) „Kölnische Volkszeitung" vom 23. April 1895.
4) „Kölnische Volkszeitung" vom 6. Oktober 1895.
5) Berliner „Kreuzzeitung" vom 3. Oktober 1895.

vielleicht trotz aller Vorsicht zu Spaltungen führen. Wirklich gingen die Conservativen bei der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs im Reichstag auseinander. Aber gefährlicher würden sich noch Störungen in dem Verhältniß zum „Bunde der Landwirthe“ gestalten, der bis dahin einen beherrschenden Einfluß ausgeübt hat. Daß der Regierung der „Bund“ nicht genehm ist, versteht sich von selbst, denn abgesehen von der geradezu rebellischen Sprache, die sich von seinen Führern mitunter vernehmen läßt, vereitelt er alle ihre Cartell-Gedanken. „Eine andere wichtige Personalfrage betrifft den Herrn v. Plötz, den Führer des Bundes der Landwirthe. Auch ihn, so heißt es, wollen einige Conservative aus der Partei hinaushaben. Begreiflich. Denn Herr v. Plötz schürt das agrarische Feuer mit einem Eifer, welcher der Regierung unheimlich ist; auf die Dauer muß auch er entweder ‚abrüsten‘ oder aus den conservativen Reihen scheiden. Denn die Regierung hat schon zu erkennen gegeben, daß sie sich nicht in's Schlepptau nehmen lassen will.“[1]) Es vergingen einige Monate bis zur Berathung des Börsengesetzes im Reichstag, bei der auf einmal der Redner der Socialdemokraten Hrn. von Plötz selber als Börsenspieler anzeigte.

„Der ‚Bund der Landwirthe‘, dessen Seele Herr v. Plötz ist, führt einen Vernichtungskrieg gegen die Börse, und zwar in Formen, die als vandalisch bezeichnet werden können, und — Herr v. Plötz, die Seele dieses Bundes, sein Präsident, betheiligt sich selbst am Börsenspiele. Der lateinische Spruch difficile est satiram non scribere ist zu schwach, um die Ironie des Falles auszudrücken. Der Fall ist für jeden Tieferblickenden ein äußerst ernstes Symtom. Herr v. Plötz bezieht als Präsident des, Bundes der Landwirthe‘ einen Jahresgehalt von 40,000 M., wobei die gewöhnlichen (jedoch nicht die außergewöhnlichen)

---

1) Berliner Correspondenz des Wiener „Vaterland“ vom vom 31. Januar d. Js.

Repräsentationskosten mit eingerechnet sind. Der Bund setzt außerdem ein ganzes Heer von Beamten, Zeitungsschreibern, Wanderrednern, Agitatoren u. s. w. in Nahrung. Wenn man annimmt, daß in diesen Kreisen in schärfster Tonart gegen die Börse geeifert wird, während man sich gleichzeitig an dem verurtheilten Treiben selbst betheiligt, so entsteht natürlich die Frage, ob man unbedingtes Vertrauen in die Persönlichkeiten und in das Programm des ‚Bundes der Landwirthe‘ setzen darf. Der Fall Plötz beweist nichts gegen die agrarische Sache. Allein es ist doch ein auffallender Umstand, daß hier schon wieder einmal eine aus der conservativen Partei Preußens hervorgegangene Persönlichkeit des Widerspruchs zwischen Wort und That, dazu gewinnsüchtiger Handlungen, nach seinen eigenen Worten, als unehrenhaft geziehen wird.“[1])

Als Hammerstein gefallen war und Stöcker bereits schwankte, trat noch eine bedeutungsvolle Erscheinung zu Tage. Der deutsch-conservative Verein in Elberfeld richtete ein Schreiben an die Vertreter des conservativen Partei-ausschusses des westlichen Deutschland, worin die Gründung einer selbständigen „Conservativen Volkspartei“ angeregt wurde, mit der Bemerkung, daß „in einzelnen Ländern“ schon erwogen worden sei, ob das nicht den Interessen der conservativen Sache mehr entsprechen würde. Als Grund wurde angegeben, allerdings in möglichst höflicher und verblümter Form, daß die conservative Partei wesentlich nur eine „agrarische Adelspartei“ sei, die stets vor der herrschenden Macht den Nacken beuge, wo nicht ihre besonderen wirthschaftlichen Interessen in Frage kämen. Ein Bericht über den Vorgang bemerkt dazu: „In Folge der Kurzsichtigkeit und Eigennützigkeit der die Partei führenden Großgrundbesitzer kann es wirklich dazu kommen, daß gegen die agrarische Adelspartei eine ‚Conservative Volkspartei‘ aufgerichtet wird. Wenn nur einer den Muth hätte, die Fahne zu ent-

1) Wiener „Vaterland“ vom 6. Juni d. Js.

falten, der ganze Mittelstand würde zulaufen; findet sich ein solcher Banner-Erheber nicht, so wird der Antisemitismus mehr und mehr den conservativen Mittelstand zu sich herüberziehen."[1])

Als Hammerstein so schmählich gescheitert war, da hoben die Gegner den Feuereifer hervor, mit dem er die hohen Staatsstellen als Privilegium des ostelbisch-protestantischen Adels ungeschmälert erhalten wissen wollte. „Darin," sagte das links-liberale Hauptblatt in Berlin, „wurzelte die Macht des Hrn. v. Hammerstein, darin die Macht der Rechten, daß sie ihre Anschauungen verbreiten konnten, ohne Nachtheile für ihre Kreise von der Regierung zu besorgen. Ein Reichskanzler konnte mit der conservativen Partei in heißem Kampfe stehen, er konnte die Bestrebungen dieser Partei als so gemeingefährlich, so zersetzend, so revolutionär bezeichnen wie die schlimmsten Bestrebungen der Socialdemokratie: aber handelte es sich um die Besetzung der Aemter, ja, Bauer, das ist etwas Anderes; dann wohnt die ‚gute Gesinnung' vornehmlich bei den Männern der Rechten, dann hat man sich in erster Linie zu ihrer monarchischen Zuverlässigkeit zu versehen. Sicherlich wäre auch diese Partei nicht zu jener kecken Begehrlichkeit und Anmaßung selbst gegenüber dem Throne gekommen, wenn nicht trotz alledem und alledem die Regierung im Staatsleben und zumal bei der Besetzung der Aemter die conservative Partei nicht nur geschont, sondern augenfällig begünstigt hätte."[2]) Schon ein halbes Jahr vorher schrieb ein rheinisches Blatt: „Wolle man sich doch stets und immer die geschichtlich bestätigte Thatsache vergegenwärtigen, daß die in erster Reihe zur Regierung berufenen ostelbischen Conservativen als oberſten Staatsgrundsatz erkennen, daß der Osten wirthschaftlich gestärkt

1) Aus der „Kölnischen Volkszeitung" vom 14. Nov. 1895.
2) Aus der „Voss. Zeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 20. September 1895, vgl. 4. Oktober 1895.

werden muß ohne Rücksicht auf die entstehenden nachtheiligen Folgen im Westen." [1])

Allmählich ist denn auch das Wort: „die Ostelbier" in den Zeitungsstyl übergegangen. „Ostelbische Junker" benennt man in Bausch und Bogen die preußisch Conservativen, und die Unterscheidung zwischen diesen und den süd- und westdeutschen Conservativen findet immer mehr Eingang. Als dem letzten preußischen Landtag ein Gesetzentwurf über die Regelung der Richtergehälter vorlag und abgelehnt wurde, welcher in einem § 8 die Regierung ermächtigen sollte, aus den Anwärtern nach Belieben „schneidige Leute" aus den „besten Familien" auszuwählen, widerhallte es überall: aha, die Ostelbier! Eine solche Zumuthung wäre sonst in ganz Süd- und Mitteldeutschland unmöglich. Kurz vorher hatte der Angriff des Führers der Conservativen, Grafen Limburg-Styrum, auf den Fürsten Hohenlohe sogar dem Leibblatt des Hrn. v. Bennigsen in Hannover die Galle überlaufen gemacht:

„Die Blüthe der preußischen Conservativen, des ostelbischen Junkerthums, dessen waschechte Typen in der Fraktion des Abgeordnetenhauses dominiren, empfindet es als eine herbe Beeinträchtigung ihrer angestammten und traditionellen Rechte, daß ein Nichtpreuße preußischer Ministerpräsident ist. Die Herren grollten seinerzeit, als ein Mann mit bürgerlichem Namen, Herrfurth, Minister des Innern wurde; sie haben denselben, obwohl er ihnen, was die politische Gesinnung betraf, sehr nahe stand, fortgesetzt mit Intriguen befehdet, blos weil er nicht einer der Ihrigen war und weil er bei Anstellung von Beamten nicht ausschließlich, wie sie es von einem Minister des Innern verlangen, den preußischen Adel bevorzugte. Sie können sich mit dem Freiherrn v. Hammerstein-Loxten als Landwirthschaftsminister nicht befreunden, weil er aus der Provinz Hannover stammt, wie sollten sie sich da den Reichskanzler

---

1) Aus der „Niederrh. Volksztg." s. „Kölnische Volkszeitung" vom 12. April 1895.

Fürsten Hohenlohe als preußischen Ministerpräsidenten ‚im Nebenamt‘ auf die Dauer gefallen lassen! Der Angriff des Grafen Limburg-Stirum sollte das Signal sein zum allgemeinen Sturmlaufen gegen den preußischen Ministerpräsidenten aus Süddeutschland. Es war in diesen Tagen viel vom Partikularismus der Süddeutschen die Rede. Aber darüber wollen wir uns keiner Täuschung hingeben, daß der schlimmste Partikularismus im Nordosten des Reiches östlich der Elbe sitzt. Der specifisch preußische Adel will eine Sonderstellung im Staate einnehmen, beansprucht eine solche für sich und seine Nachkommen.“[1])

Was sagt das Sprachrohr der Partei dazu? „Der Osten ist die Wiege der preußischen Monarchie, vom Osten ist auch die Wiederherstellung des Reiches ausgegangen, seine Kraft vor allem hat uns getragen in den Kämpfen, die der Auseinandersetzung mit Frankreich vorausgehen mußten. Darf das, in Preußen zumal, je vergessen werden? Ist es erlaubt, sich über die Nothlage des Ostens damit zu trösten, daß es anderswo doch besser stehe, daß der große Durchschnitt noch erträglich sei.“[2])

Ein Jahr zuvor hat dasselbe Blatt eine Zuschrift veröffentlicht, welche darauf hinwies, was der größere Grundbesitz in Preußen durch lange Zeitläufe dem Staate war, wie er ihm einen sehr hohen Procentsatz seines Beamten- und noch mehr seines Officierstandes gestellt habe, und daß man bekanntermaßen in beiden Verhältnissen Schätze nicht sammeln könne. Es sei doch feststehende Thatsache, daß Staatsbeamte der höheren Laufbahn, wenn sie Familie haben, von ihrem Gehalte nicht leben können, und im Officiercorps komme es oft genug vor, daß es nur unter Aufwendung des privaten Vermögens möglich werde, bis zur Erlangung

1) Aus dem „Hannov. Courier“ im Berliner „Vorwärts“ vom 17. Juni ds. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 1. April d. Js.

eines höhern Postens im Dienste zu verbleiben. Der Einsender gesteht, daß die Lebenshaltung der dem Grundbesitz entstammenden Officiere das Maß des Erforderlichen oft sehr übersteige, und überhaupt die im Staatsdienst gemachten Aufwendungen auch oft die Ursache gewesen seien, daß bei Erbfall der den Besitz Uebernehmende zu ungünstig gestellt wurde, um den jetzigen Stand der Dinge lange ertragen zu können. Der Schluß der Erklärung lautet:

„Man braucht darum gar nicht conservativer Parteimann, man braucht nur ein ehrlicher Patriot zu sein, um nicht mit verschränkten Armen zuzusehen, wie eine überaus werthvolle und verdiente Gruppe von Staatsangehörigen an den Fehlern der Tugenden zu Grunde zu gehen droht, die dem Staate die größten Vortheile gebracht haben, übrigens nur zum Theil an diesen Fehlern, denn der Hauptgrund liegt doch eben an dem Preisdrucke, den Niemand vor Jahren voraussagen konnte. Hätten die nachgeborenen Söhne des Großgrundbesitzes sich stets dem Erwerbsleben zugewendet, so würde die Bilanz jetzt anders stehen. Ob wir aber dann ein 1866 und 1870 erlebt hätten, das muß doch sehr bezweifelt werden. Jedenfalls wird es den geistigen Erben derjenigen, welche die Vorbereitung jener Erfolge nach Kräften zu hintertreiben suchten, ebensowenig gelingen, den Gegenbeweis zu führen, als sie, damals wie heute, berufen und befähigt erscheinen, auf die Leitung unserer Politik entscheidenden Einfluß auszuüben.“[1])

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 19. April 1895.

XIII.

Ueber die Auslegung der Apokalypse durch Bartholomäus Holzhauser.

Der dreißigjährige Krieg mit seinem unsäglichen Elend brachte die mittelalterliche Prophetie, welche mit den stets wiederkehrenden Verheißungen eines Schreckenskaisers Friedrich, eines großen Weltmonarchen und eines heiligen Papstes die Gemüther bald ängstigte, bald wieder erhob,[1]) zum Verstummen. Die dunkle Magie und die geheimnißvolle Astrologie treten an die Stelle der Weissagungen, und nur vereinzelt gewinnen noch „Propheten“ Anhang. Einer der letzten war Bartholomäus Holzhauser (1613—1658), der wegen der Einheitlichkeit seiner Verheißungen und der Originalität in den Einzelheiten derselben besondere Beachtung verdient.

Ueber die dogmatische und exegetische Seite seiner Auslegung der Apokalypse muß ich Berufenere urtheilen lassen; unser Kirchenlexikon (VI² Bd. Sp. 183—196) sagt: „Obgleich Holzhausers Interpretations-System der Apokalypse nicht wohl haltbar und seine Einzeldeutungen vielfach verfehlt sind, so ist doch sein Commentar ein geistvolles, lehrreiches und erbauliches Buch“ Das Urtheil zeichnet sich durch seine besonnene Mäßigung vortheilhaft aus vor der Ausgabe des Commentars in — sogenannter — deutscher Uebersetzung

---

1) Näheres darüber in meinem Buche: Die deutsche Kaiseridee in Sage und Prophetie. München 1896.

von Simon Buchfelner (2. Aufl. Regensburg 1870) und vornehmlich vor den Ausführungen des — gelinde gesagt — merkwürdigen Buches der Wahr- und Weissagungen (3. Aufl. Regensburg 1884). In den letztgenannten Büchern ist Holzhauser's visionärer Traum als ächte Prophetie behandelt, und jeder berechtigte Zweifel würde dort als Zeichen unkirchlichen Sinnes ausgelegt worden sein.

Holzhauser's Interpretation der Apokalypse, welche ich in der Ausgabe Bamberg 1784 und handschriftlich in den Cod. lat. Monac. 3335 und 8501 benutzte, theilt nun die der Kirche zugemessene Zeit ihres Wirkens in sieben Abschnitte. Am Ende des sechsten verheißt sie das Auftreten eines heiligen Papstes und eines großen Monarchen. Dieser Grundidee ordnet sich alles unter; aber bei aller Anerkennung der Originalität in Einzelausführungen müssen wir gerade in dieser Grundidee eine Erbschaft von dem Joachimismus erkennen, jener spiritualistischen Lehre, welche an den um das Jahr 1200 lebenden Mönch Joachim von Fiore anknüpft. Holzhauser ist einer der letzten, welcher das alte, namentlich vom Joachimismus gepflegte, Repertoirstück der mittelalterlichen Prophetie, die Verheißung eines großen Weltmonarchen und eines heiligen Engelpapstes, vorträgt.

Aber nicht nur in diesem Punkte zeigt sich Holzhauser als später Anhänger der joachimitischen Lehre, auch die Eintheilung der christlichen Zeitrechnung in sieben große Abschnitte hat er aus dieser übernommen. Bereits ein Theil des um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstandenen und im zweiten Jahrzehnt des fünfzehnten Jahrhunderts zu Venedig wiederholt aufgelegten pseudo-joachimitischen Jesaias-Commentars ist überschrieben: „de septem temporibus ecclesiae." Außerdem schrieb Ubertinus de Casali einen joachimitisch gefärbten „tractatus de septem statibus ecclesiae iuxta septem visiones beati Joannis in Apocalypsi", welcher sich gleichfalls in Venediger Drucken aus der angegebenen Zeit findet; und dessen Ausführungen übernimmt Bischof Berthold

von Chiemsee in sein „Onus ecclesiae", welches nicht viel später wiederholt gedruckt wurde.

Nach Ubertinus nun umfaßt der erste „status" die Zeit von Christus bis auf Nero, der zweite die Zeit von Nero bis auf Constantin, der dritte die Zeit von Constantin bis auf den hl. Mönch Antonius oder bis auf Justinian, der vierte die Zeit von Justinian bis auf Karl den Großen, der fünfte die Zeit von Karl bis auf den hl. Franciscus, der sechste ist die Zeit der „damnatio babylonis meretricis magne," der siebente beginnt mit der Ueberwältigung des Antichristen.

Vielleicht benutzte Holzhauser gerade diese Schrift vermuthlich in der Bearbeitung Bertholds von Chiemsee; sicher aber kannte er dieses joachimitische System, welches er bis auf seine Zeit weiter ausbaut. Auch bei ihm reicht der erste „status" bis auf Nero, der zweite bis auf Constantin, der dritte geht aber schon bis auf Karl den Großen, der vierte bis auf Karl V., der fünfte bis auf den hl. Papst und den großen Monarchen, der sechste bis zur Geburt des Antichristen, der siebente bis zum Weltende. Die Gegenüberstellung thut den ursprünglichen Zusammenhang beider chronologischer Systeme evident dar. Auch die charakteristischen Epitheta, die Holzhauser den einzelnen Zeitaltern gibt — „seminativus, irrigativus, illuminativus" — entlehnte er, wie der Vergleich mit dem „Onus ecclesiae" lehrt, einer joachimitischen Quelle.

Der hl. Papst und der Weltmonarch haben in dieser eschatologischen Entwicklungsreihe ganz der joachimitischen Tradition folgend ihren Platz nach dem Zeitalter der Verfolgungen — hier der Reformation — und vor dem Auftreten des Antichristen. Die Vorstellungen Holzhausers über den hl. Papst decken sich mit denen der im Jahre 1386 verfaßten Telesphorus-Prophetie, welche, zugleich mit der Schrift des Ubertinus abgedruckt, in der Venediger Ausgabe vorliegt; auch sonst steht Holzhauser in Einzelheiten auf

oachimitischem Boden. Nicht besonders auffällig darf es rscheinen, daß auch er die Anschauung theilt, daß das eilige römische Reich das letzte Weltreich ist; bemerkenswerther jedoch ist es, daß die 1260 Tage der Apokalypse, welche bei den Joachimiten eine so große Rolle spielten, auch ei ihm (S. 466) bedeutsam hervortreten, und daß auch der Perserkönig Kosroes als Vorläufer des Antichristen erwähnt wird (S. 451), was er schon bei den Joachimiten als viertes Haupt des apokalyptischen Drachens war, der fast allen Venediger Ausgaben pseudo-joachimitischer Schriften vorgedruckt wurde.

Holzhausers Visionen, welche ebenfalls in Bamberg, und zwar im Jahre 1793, erschienen, bewegen sich gleichfalls in dem ausgefahrenen Geleise der apokalyptisch gefärbten Prophetien des Mittelalters, sind aber viel verschwommener und unklarer, wie seine Erklärung der Apokalypse.

So haben wir demnach das interessante Ergebniß erhalten, daß Bartholomäus Holzhauser, jene so überaus hervorragende und liebenswürdige Persönlichkeit des siebzehnten Jahrhunderts, dort, wo er sich von dem Boden der Wirklichkeit entfernt in die Sphären visionärer Träume, in der Gedankenwelt des Joachimismus lebt.

München. Franz Kampers.

XIV.

Zur poetischen Literatur.

Franz Klasens „Heinrich Raspe".

Franz Klasens Heinrich Raspe, ein Drama, dessen sittlich reine Tendenz nicht verschleiert, sondern überall markant hervortretend den katholischen Autor verräth, ist, ehe es eine Aufführung erlebte, zum zweitenmale unter die Presse gekommen. Die Thatsache ist ebenso bedeutsam, wie erfreulich. In einer Zeit, wo eine geheuchelte, in ihren Endzielen ungesunde Kraftgenialität die Bühne beherrscht, wagt ein katholischer Dichter, athmend in der Gedankenwelt edelster Romantik, ein tiefes und ernstes Problem der Tagesströmung entsprechend mit einem natürlichen Realismus dramatisch zu behandeln. Damit mußte der Dichter der Kritik einen Erisapfel zuwerfen. Hermann Lingg nannte das dichterische Erstlingswerk „ein tiefes Drama, in dessen Problem ein tiefer Sinn enthalten ist;" andere haben „das Gemisch von Idealismus, Realismus und modernem Naturalismus echtester Art" gegeißelt; — unbeachtet, das dürfte dem Dichter, das dürfte aber auch jedem Freunde einer guten, sittlich reinen Poesie die Hauptsache sein, ist dieses Drama des Katholiken nicht geblieben.

In der vorliegenden zweiten Auflage hat der Verfasser gesucht, alle billigen Ausstellungen der Kritik zu berücksichtigen; wenn er der letzteren nicht überall folgte, so muß man ihm das Dank wissen; denn die Fabel der Handlung ist so durchsichtig, der Charakter des Hauptheldeu und die denselben stützenden Charaktere so plastisch gezeichnet, daß jede tiefer einschneidende Aenderung dem Ganzen mindestens den Vorzug des Kraftvollen, Ursprünglichen genommen haben würde.

Das freischaltende Dichterwort schuf uns in Raspe eine packende Persönlichkeit, einen stolz angelegten Menschen, der keine Liebe unter Menschen findet, den die beste, die Mutter irregeleitet, und den der einzige erwählte Freund elend betrogen hat. Das Drama soll, wie Verfasser im Vorwort sagt, beweisen, wie dieser so eingeführte dramatische Held „in seinem Bestreben, Großes zu leisten, durch Widerstand immer härter gemacht werden kann, und wie, wenn der Widerstand ihm endlich seitens der Gottheit entgegentritt, er eher den verwegenen Kampf gegen die Gottheit aufnimmt, als von seinem vermeintlichen Rechte abläßt.“

Dieses Problem, das der Dichter sich zum Vorwurf wählte, hat er in der sich von Beginn an lebhaft steigernden und consequent entwickelnden Handlung seines Dramas gelöst. Man hat freilich an diesem psychologisch so fein erfundenen Charakter Raspes auszusetzen gehabt, daß er keine genügende Folie habe, aber die rasch fortschreitende Handlung motivirt dennoch deutlich seinen wachsenden Starrsinn. Vielleicht hätte der Dichter diesen Kritikern völlig den Boden entziehen können, wenn er uns in einer nur etwas weiter ausgebauten Exposition ein wenig mehr von dem Vorleben Raspes mitgetheilt hätte, wenn er seinen Helden nicht mit dem widerstrebend gegebenen Treuschwur, sondern mit irgend einer heroischen That eingeführt hätte, die schon seinen Starrsinn — hier vielleicht nach seiner guten Seite hin — hätte erkennen lassen. Jedoch ein technischer Fehler der Exposition liegt auch so nicht vor.

Raspe gelobt ungern seinem in den Kreuzzug ziehenden Bruder, Recht zu thuen im Lande und das Recht seiner Gattin und Kinder zu hüten. Darnach beginnt das Gegenspiel. In wirksamem Dialoge, der uns Raspe näher führt, packt ihn der Versucher, Graf Gleichen, an seiner schwachen Seite, seiner Sorge um den, nach seiner Ansicht durch des Bruders Gemahlin, Elisabeth, gefährdeten Wohlstand Thüringens. Den keimenden Gedanken, daß sein starker Arm hier Wandel schaffen könne, verwandelt die Nachricht vom Tode des Bruders zum Entschluß, und diesen Entschluß sucht er mit stets sich steigerndem Starrsinn in That umzusetzen. Als er in diesem Bestreben vor nichts zurückschreckt, die fromme Dulderin Elisabeth verjagt,

die hilflos Umherirrende sogar morden will, da tritt ihm das „Wunderbare" in der Verklärung Elisabeths entgegen. Auch dem trotzt der Held des Stückes. Das ist der Haupttheil der Fabel; die weitere Handlung zeigt die gänzliche Verhärtung des Charakters Raspes und leitet geschickt seinen tragischen Untergang ein.

An dem „Wunderbaren" hat die Kritik als an einem deus ex machina unseres Erachtens mit Unrecht Anstoß genommen; der dramatisch so wirksame Moment wird durch die ganze Stimmung der voraufgehenden Scene zwischen der in all ihren weichen Gefühlen verletzten Fürstin und dem rücksichtslosen, herrischen Raspe, und nicht zuletzt auch durch die Persönlichkeit der hohen Dulderin, der Heldin duftiger Legenden, trefflich motivirt; ob aber die Erscheinung des Geistes des verstorbenen Landgrafen nöthig war, ob dieselbe nicht durch irgend eine andere psychologische Einwirkung auf den Helden ersetzt werden konnte, darüber wollen wir mit dem Autor nicht rechten, da sie die Handlung nicht stört und ihr Bühneneffekt auch wohl gesichert erscheint.

Der kurze Hinweis auf das Drama, der ganz unter dem Eindruck der durch wiederholte Lektüre des anmuthenden Stückes hervorgerufenen Stimmung niedergeschrieben wurde, hat hoffentlich den Erfolg, daß mancher das sauber ausgestattete Werkchen zur Hand nimmt. Mit der offiziell constatirten Befriedigung, daß unsere katholische Literatur ein über das Mittelmaß erheblich hinausragendes Drama geschaffen hat, ist dem Autor allein nicht gedient. Er will kritisirt sein, um zu lernen, er will gelesen sein, um, in weitere Kreise eingeführt, eine Aufführung erzwingen zu können.

XV.

Priesterherrschaft und klerikale Politik.

In den Straßen von Paris begegnen Einem häufig Geistliche, zwar nicht so häufig, wie in Rom, aber doch viel öfter als in deutschen Groß- und Kleinstädten. Die Geistlichen bewegen sich ganz unbefangen in einer ihm fremden Welt; das Publikum ist den Anblick von Talar und Kutte gewöhnt und das Auftauchen eines Schwarzrockes erregt viel weniger Aufmerksamkeit, als in den Straßen Münchens, wo man im geistlichen Gewande vielen dummen und impertinenten Blicken ausgesetzt ist. Dennoch fühlt man auch in Paris, daß das schwarze Gewand keine Sympathie erregt, es bildet einen starken Contrast gegen das öffentliche Leben und Treiben, gegen den entchristlichten Geist der Welt, den heidnischen Sinn der öffentlichen Meinung. Seine Einfachheit, sein Ernst, seine Würde widerspricht dem prunkenden Luxus, der verführerischen Eleganz, der leichtfüßigen Coketterie dieser feinen Herren und Damen, die nach sinnlichen Reizen haschen und die Sinnlichkeit zur Schau tragen. Man merkt es bald, die Welt duldet den Priester, aber sie liebt ihn nicht, sie mißachtet oder haßt sogar das in dem Priester verkörperte Dogma und die von ihm vertretene Moral. Schon etwas mehr Sympathie genießt die verkörperte Charitas, die Klosterfrau, die Nonne. Die Ordensschwestern bewegen sich mit merkwürdiger Freiheit, schon die mannigfaltige Tracht, die sie tragen, hat nichts Steifes, sie sitzt

ihnen gut und ist geschmackvoll geordnet. Haltung und Gang ist ungezwungen und leicht, sie eilen rasch durch die Menge, die ihnen gerne Platz macht. Möchte die freundliche Aufnahme, deren sich die christliche Charitas erfreut, auch bald wieder dem christlichen Dogma und der Moral die Wege ebnen und möchte die Liebe den Glauben und die Hoffnung bald nachziehen!

Dazu ist freilich zunächst noch immer keine Aussicht. Das Dogma und die Moral möchte man am liebsten in die Kirchen und Sakristeien verschließen. Le prêtre à la sacristie, heißt es noch immer, man hat ihn hinausgeworfen aus der Schule, den hohen und niederen Schulen, verstoßen aus dem öffentlichen Leben, aus dem Rathe der Herrscher und selbst die frommen und wohlthätigen Stiftungen ihrem Einfluß möglichst entzogen. Alle öffentlichen Kundgebungen der Religion hat man verboten, bei Beerdigungen z. B. sieht man wohl einen Polizeimann mit Schiffhut und hüpfenden Frackschwänzen an der Spitze, aber kein christliches Zeichen; der Geistliche darf wohl den Sarg in der Kirche einsegnen und am Grabe den Beerdigungsritus vornehmen, aber sonst ist der ganze Vorgang weltlich und man weiß nicht, ob man eine Freimaurerleiche oder einen christlichen Sarg vor sich hat. Aus allen öffentlichen Gebäuden hat man die christlichen Zeichen entfernt, merkwürdigerweise aber in allen Gerichtssälen das Bildniß des Gekreuzigten hängen lassen. Welchen Eindruck mag dies auf Jene machen, die in den Staatsschulen gelernt haben, die Zeichen der Religion zu mißachten? Wohl hat man die christlichen Schulen höherer und niederer Art dulden müssen, aber wie hat man ihnen das Leben verbittert! Die Staatsschulen sind unentgeltlich und die staatlichen Volksschullehrer frei vom Militärdienst, nicht aber die Schulbrüder, so wenig als die Geistlichen. Alle Leistungen des Staates an Seminarien und Genossenschaften wurden bis auf ein Minimum entzogen, dagegen an den Staatsschulen für höhere Bildung eine Menge von

Freistellen geschaffen. Die Kirchenfabriken hat man ihrer vornehmsten Einnahmequellen beraubt, indem man ihnen die Beerdigungen entzog, und über den geringen Rest, den man ihnen ließ, soll weniger der Geistliche als die politische Gemeinde verfügen. Es fehlt nur noch, daß man auch die Kirchen laisirt und den politischen Gemeinden zuspricht, die dann nach Gutdünken Freimaurerlogen, buddhistische Tempel oder Moscheen daraus machen können!

All das that man, wie man sagte, um eine „Priesterherrschaft“ zu verhindern. Da ist dann alles Priesterherrschaft: sobald sich der Geistliche nur sehen läßt, soll er herrschen wollen und soll Gefahr der Priesterherrschaft drohen. Der Religionsunterricht, die öffentliche Prozession, die Verwaltung des Kirchenvermögens: das Alles ist Priesterherrschaft. Als ob die Geistlichen und die Kirche herrschen oder eine weltliche Herrschaft beanspruchen wollten, wenn sie ihr Recht an der Erziehung und der Leitung des Volkes beanspruchen und wenn sie die Staaten darauf aufmerksam machen, daß die Religion die Grundlage der Sittlichkeit, des Rechtes und der Ordnung ist? Der Geistliche, die Kirche soll überhaupt kein Recht mehr haben, nichts mehr verlangen, nichts mehr gebieten dürfen, er soll höchstens noch lehren, versöhnen und trösten. Recht und Herrschaft ist bei den Gegnern ein und dasselbe. Von einer Priesterherrschaft kann man aber doch nur dann sprechen, wenn der Geistliche über die öffentliche Gewalt verfügt, wenn er über Recht und Gesetz herrscht, wenn ihm die vollziehende Gewalt zu Willen ist, mit einem Wort, wenn eine wirkliche Theokratie besteht.

Eine solche Theokratie bestand einst in Palästina, in den europäischen Kirchen- oder geistlichen Staaten. Das Ideal einer Priesterherrschaft stellt die mosaische Theokratie dar. Im Namen Gottes übten seine Diener und Erwählten, die Priester, Richter und Propheten das Recht, führten das Volk und vertheilten das Land. Alle öffentlichen Einrichtungen und Rechte waren religiös geschützt, geweiht und geheiligt.

ihnen gut und ist geschmackvoll geordne
Gang ist ungezwungen und leicht, sie eil
Menge, die ihnen gerne Platz macht. Möch
Aufnahme, deren sich die christliche Charit
bald wieder dem christlichen Dogma und
ebnen und möchte die Liebe den Glauben
bald nachziehen!

Dazu ist freilich zunächst noch im
Das Dogma und die Moral möchte man
Kirchen und Sakristeien verschließen.
sacristie, heißt es noch immer, man hat
aus der Schule, den hohen und nieder
aus dem öffentlichen Leben, aus dem
und selbst die frommen und wohlthäti
Einfluß möglichst entzogen. Alle öffen
der Religion hat man verboten, be
sieht man wohl einen Polizeimann
hüpfenden Frackschwänzen an der Spi
Zeichen; der Geistliche darf wohl
einsegnen und am Grabe den Beerd
aber sonst ist der ganze Vorgang
nicht, ob man eine Freimaurerleich
Sarg vor sich hat. Aus allen öf
man die christlichen Zeichen entfern
in allen Gerichtssälen das Bildniß
lassen. Welchen Eindruck mag dies
den Staatsschulen gelernt haben,
zu mißachten? Wohl hat man die
und niederer Art dulden müssen,
das Leben verbittert! Die Sta
und die staatlichen Volksschulleh
nicht aber die Schulbrüder, so
Alle Leistungen des Staates an
schaften wurden bis auf ein M
an den Staatsschulen für höhe

etzgebende
nden, das
ar zu milde.
ußen (Exer=
: selten und
der Meuchel=
h ausgerottet
eingeschritten.
Erfüllung der
renz. Alle Be=
s Derartiges an=
nner und Frauen
verhindert, daß
aus aufgenommen
anterie nicht voll=
en um so gesuchter,
andere Beschäftig=
bzogen.
: Regiment nicht be=
o lieber das niedere
eren Stände. Taine
reibung mehrere Ge=
henstaat in schlimmes
n geistlichen Regimente
s sei in einem Dorfe,
pflichtet war, von dem
besteuert worden, habe
bezahlen müssen, ob er
allen Fällen habe die
eren unterstützt und den
Fristen gewährt, z. B.
cklicher Noth und anderer
unterschiede waren nicht
Fuße der Gleichheit mit

Eigenthum und Erwerb, Ehe und Familie, Ehre und Leben: das Grundgesetz der Gottesfurcht, der Dekalog spricht das aus. Nun ist schon das israelitische Volk bald mit seiner Priesterherrschaft unzufrieden geworden, es schämte sich derselben und wollte einen weltlichen Staat, wie die anderen Völker, königliche Pracht und Macht. Samuel mußte daher einen König salben, obwohl er dem Volke vorstellte, daß der König die Söhne und Töchter des Volkes zu seinem Dienste zwingen und es mit Abgaben und Zehnten überbürden werde. Doch gelang es, dies Königthum der Theokratie einzuordnen, ohne die Grundform des Staates zu zerstören.

Durch das Christenthum erhielten alle Staaten einen gewissen theokratischen Anstrich, der erst seit der französischen Revolution mehr und mehr zu verschwinden droht, es kam eine Menge von geistlichen Staaten auf, vor allem der Kirchenstaat, worin theokratische Grundsätze durchgeführt wurden. Aber schon im Mittelalter erhob sich der Widerwille gegen geistliche Gewalt und geistlichen Besitz, und die Könige und Kaiser benützten oft diesen Widerwillen in dem Kampfe gegen Päpste und Bischöfe. Dann war häufig der hohe Adel eifersüchtig auf die Rechte, die der Klerus am Hofe dadurch erlangte, daß er mit seinen reichen Mitteln die Monarchie unterstützte, und das war nicht selten der Grund, warum er sich der Reformation zuneigte, so Schottland und Frankreich, wo so viele hohe Adelige Hugenotten wurden. Später unter Richelieu beklagten sich die Parlamentsjuristen (la noblesse de robe) über den Einfluß, den der Cardinal dem Klerus einräumte: das „Reich Gottes", meinten sie, sei das Princip der Regierung. Sie wurden Jansenisten und ihre Gegner Gallikaner, und beide haben im Bunde die Revolution vorbereitet. Die Revolution machte die Abneigung gegen die Priesterherrschaft unüberwindlich, und mit dem Kirchenstaat fiel der letzte Halt und Ausdruck des theokratischen Gedankens.

Der Kirchenstaat war die letzte große Verkörperung

gelangt, trug man den [illegible] [illegible] und [illegible] denselben wegen des [illegible] [illegible] und verriegelte alle Thüren des [illegible] [illegible] an das Volk [illegible] [illegible] folgte die [illegible] [illegible] Die commendati[illegible] ward zu beten. [illegible] das Domkapitel [illegible] üblichen Gebete und [illegible] Jeder Anwesende [illegible] ein Viertel Wein [illegible] der Cardinalshut [illegible] Fackelgeleite [illegible] 4 [illegible] wurden [illegible] öffentliche [illegible] 2 [illegible] Domdekan Adam [illegible] das Schreiben [illegible] Wahltag eines [illegible] den 20. Oktober 1545 [illegible] war der öffentliche [illegible] Johannes [illegible][1]

Am 4. Oktober 1545 [illegible] für Albrecht im Dom [illegible] vor 4 Uhr [illegible] halbe Stunde [illegible] 5 [illegible] Morgens 6 Uhr [illegible] Exequien [illegible] Die Feier [illegible] novem lectionum [illegible] eingeladen. Um [illegible] Leuchter, jeder [illegible] Stangenkerzen, [illegible] zwei andere [illegible]

1 [illegible]

Das niedere Volk, das durch keine Militär- und Steuerlast bedrückt wurde und keine Aushebung kannte, hat denn auch bis heute dem päpstlichen Regiment ein dankbares Andenken bewahrt und würde es gerne vertauschen gegen die moderne Regierungsweisheit, die das niedere Volk aussaugt und durch Militärlasten und indirekte Steuern erdrückt. Dagegen waren und sind bis heute der geistlichen Herrschaft abgeneigt die gebildeten Mittelstände, der mezzo ceto, die Bourgeoisie, die ehrgeizigen Advokaten und die verkommenen Adeligen. Für diese Stände — das ist wohl anzuerkennen — gab es kein ausreichendes Feld der Bethätigung: die Politik, das höhere literarische und wissenschaftliche Leben war ihnen so gut wie verschlossen und der Zutritt zu den höheren Regierungskollegien, zu den Universitäten meist nur indirekt, durch die Pforten des geistlichen Standes möglich. Wohl gab es zahlreiche Akademien theils von schöngeistigem, theils von wissenschaftlichem Charakter, in denen auch Laien eine Rolle spielten, es gab viele Dichter und Gelehrte unter den Laien, aber besonders hervorragende Werke brachten sie nicht hervor, woran die Censur wohl nicht ohne Schuld war. In Folge mangelnder Beschäftigung warfen sich die Glieder der „besseren" Stände auf den Müßiggang oder auf Intriguen und geheime Gesellschaften. Der Adel verarmte und lebte vom Vermiethen seiner Wohnungen oder gar vom „Verdienste" seiner Frauen. Intriguen aller Art gediehen auf einem Boden, wo so viel von persönlicher Gunst abhing und wo eine mißtrauische Polizei allgegenwärtig war. Mit der List verband sich die Heuchelei und Verstellung, dieser häßlichen Begleiterscheinungen religiöser Gesellschaften.

Das waren gewiß Unvollkommenheiten, aber sie waren nicht ausreichend, das Verdammungsurtheil über die Priesterherrschaft zu sprechen. Der Kirchenstaat hat mitten im 19. Jahrhundert mit seinen erhöhten staatlichen Forderungen den alten Satz glänzend gerechtfertigt: „Unter dem Krumm-

stab ist gut wohnen.“ Alle Priesterherrschaften sicherten einer größeren Masse Glück und Wohlergehen, als die weltlichen Herrschaften, die ihnen folgten. Es mag sein, daß die Priester nicht immer gute Juristen und stramme Beamte sind, daß sie allzuleicht zu Milde und zu persönlicher Auffassung der Rechtsfälle neigen, anstatt die Strenge des allgemeinen unerbittlichen Gesetzes walten zu lassen. Es mag sein, daß manche Priester in wissenschaftlichen Dingen leicht zur Intoleranz neigen und die wahllose Lektüre verabscheuen, aber das allgemeine Wohl lag ihnen immer warm am Herzen und sie sorgten väterlich für ihre Unterthanen, wie es einem Hirten und Wächter geziemt.

Aber selbst zugegeben, daß die weltliche Herrschaft der Priester wenig oder nichts taugt, darf und muß man ihnen allen Einfluß auf öffentliche Dinge entziehen? Eine gewisse Consequenz verlangt das allerdings, die Gegner der Priesterherrschaft haben diese Consequenz gezogen. Heißen sie doch alles gleich Priesterherrschaft, was nur im entferntesten einem Einfluß der Geistlichen auf öffentliche Angelegenheiten, sei es auf die Erziehung oder auf die Leitung des Volkes, gleicht. Priesterherrschaft ist nach ihnen unvermeidlich, sobald man Religion in öffentliche Dinge mischt. Nach ihrer Ansicht hat die Politik und Gesetzgebung nichts mit der Religion zu schaffen. Die Wissenschaft werde durch die Vermengung mit religiösen Gesichtspunkten nur geschädigt und verliere ihre Objektivität und Freiheit. Auch die Erziehung könne die Religion entbehren, die Laienmoral, das natürliche Sittengesetz reiche aus als Grundlage der Staatsordnung. Die Consequenz führt so immer weiter und es war nur folgerichtig, wenn die Franzosen grundsätzlich die Geistlichen von Allem ausschlossen. Wir sind in Deutschland noch nicht so weit gekommen, aber auch hier kann man oft hören, daß die Vermischung von Religion und Politik vor allem jener, aber auch dieser schade. Der politische Katholicismus sei das Verderben der Kirche, er begünstige nur die Herrschafts-

gelüste des Klerus und ertödte den evangelischen Geist der Milde und Liebe. Es sei Priesterherrschaft, ob nun die Geistlichen selbst Staatsorgane inne haben oder ob sie dieselben nur beeinflussen und in ihrem Sinne bestimmen. Die öffentliche Gewalt stehe ihnen in dem einen oder andern Fall zur Verfügung. Nun schade aber die Vermischung von Religion und Politik jederzeit und beraube die Religion ihrer Unparteilichkeit und alles umfassenden Liebe. Wer Politik treibe, der müsse Stellung nehmen in den Verfassungs- und Ständekämpfen und werde, je nachdem er eine Stellung nehme, die Parteien und Stände verletzen, zu deren Ungunsten er sich entscheide. An dieser Behauptung ist ein Körnchen Wahrheit, es hat z. B. dem katholischen Klerus in Frankreich geschadet, daß er die seit den Zeiten des Gallikanismus bestandene fast unlösliche Verbindung mit der absoluten Monarchie und dem Adel allzulange aufrecht erhielt, noch mehr aber, daß er sich spaltete und theils legitimistisch, theils orleanistisch, theils bonapartistisch gesinnt war. Bekanntlich wollte schon Lamennais die politischen von den kirchlichen Interessen losschälen und den Klerus veranlassen, daß er die Sache des Volkes ergreife. Aber er fand nicht den Beifall des hl. Stuhles, da er doch nur eine Politik mit der anderen vertauschte und an Stelle der monarchischen die republikanische, demokratische Politik setzte.

Unter viel günstigeren Bedingungen vollzog sich in Deutschland eine Verbindung von Religion und Politik. Diese Verbindung vollzog sich unter dem Zeichen des Culturkampfes und brachte das Centrum hervor, das von Anfang an sich auf den Boden des Volkes stellte. Aber auch das Centrum entging nicht dem Interessenconflikt: früher von den Manchesterleuten und Freihändlern, der liberalen Bourgeoisie gehaßt, wird es heute von den Agrariern angefochten, und wer wollte es leugnen, daß diese Gegnerschaften oft auch der Religion schadeten? Man darf nur das Treiben des Bauernbundes in Bayern beobachten, um

das einzusehen. Aber auch früher hat die liberale Interessen-solidarität bei manchem das religiöse Gefühl erkältet. Trotzdem halten wir aber in der durch das Centrum gegebenen Verbindung von Religion und Politik fest. Das Centrum bleibt eine Nothwendigkeit und wird fortbestehen, solange noch die Ueberzeugung besteht, daß die Religion die Grundlage des Staatslebens ist und daß man religionslos werden müßte, wenn man ihr jeglichen Einfluß auf öffentliche Dinge absprechen wollte. Daß diese Ueberzeugung die richtige ist, braucht nicht lange ausgeführt zu werden. Ohne Religion gibt es keine Sittlichkeit, keine wahre Gerechtigkeit, keine Staatsordnung, ohne sie lösen sich alle sittlichen und socialen Bande und es ist umsonst, nach einer socialen Wirthschaftspolitik und nach dem Zusammenschluß der Berufsstände zu streben, wenn man die Religion nicht zu Hilfe nimmt. Auch die Politik kann die Moral und Religion nicht entbehren, wenn sie dauernde Erfolge und keine bloßen Scheinerfolge erringen will. Daß die Verbindung von Religion und Politik manche Unzuträglichkeiten und üble Folgen habe, ist unter menschlichen Verhältnissen unvermeidlich. Die Unvollkommenheiten und üblen Folgen, die sich an eine „klerikale“ Politik oder an die „Priesterherrschaft“ anknüpfen, dürfen nicht irre machen. Selbst Moses und die Propheten Samuel und Esdras haben es nicht allen Parteien des Volkes recht machen können und sie waren doch von Gott selbst inspirirt! Die Propheten haben ziemlich lebhaft die Partei der Schwachen und Unterdrückten ergriffen und bei den Vornehmen großen Anstoß erregt.

Auch das Centrum wird es nicht allen Ständen recht machen können, so sehr es sich bemühen wird, einen Ausgleich und Durchschnitt der Interessen zu erreichen. Auf dem Grunde seines religiösen Principes hält es an dem Ideale einer Interessenharmonie fest, und das ist um so mehr anzuerkennen, als sich alle Parteien mehr und mehr in den Dienst der Interessenpolitik begeben. Es ist noch die

einzig ideale Partei, zugleich auch die am meisten staatsmännische und — die am meisten regierungsfähige, da ihr Standpunkt gleich ist wie der einer richtigen Regierung: Gerechtigkeit und Wohlfahrt für Alle. Im Einzelnen ist das freilich schwer auszuführen, da es sich hier immer um einzelne Interessen handelt, bald um die Interessen der Arbeiter, bald um die der Handwerker, bald um die der Bauern. Oder es entstehen scharfe Conflikte zwischen den Bedürfnissen der Consumenten und Producenten, z. B. bei den Getreidezöllen, der Zuckersteuer, der Margarinefrage. Aber so lange die Regierung an die Möglichkeit eines Ausgleichs der Interessen glauben muß, wird man es auch dem Centrum nicht verargen können, wenn es diese Hoffnung festhält. Sein Standpunkt entspricht allein dem religiösen Princip. Die Religion, die Grundlage allen Rechtes und aller Gerechtigkeit, ist allein im Stande, den socialen Frieden und die sociale Harmonie zu gewährleisten und den tollen Interessenkampf und noch Schlimmeres zu verhüten.

Wohin man ohne Religion geräth, das kann man, um auf unsern Ausgangspunkt zurückzukommen, am besten an Frankreich sehen, aber auch in Italien. Da herrschen unerträgliche, unhaltbare Zustände, denn die Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung sind gefährdet. Wenn es nicht immer noch so viele religiöse Menschen gäbe, wäre schon längst alles zusammengestürzt. Einer religionslosen Gesellschaft ist nichts mehr heilig, keine Ehe und Familie. Die religionslose Schule erzeugt Bestien, die nur ihre Gelüste befriedigen wollen. Die Literatur und das Theater predigt ohne Scheu die Unsittlichkeit und Unzucht. In Paris soll bereits der Ehebruch sowohl von Seite der Frau als des Mannes so sehr an der Tagesordnung sein, daß Familien, in denen eheliche Treue herrscht, verspottet werden. Die ehrliche Arbeit gilt nicht viel; der redliche Erwerb aber ist dem Schwindel und Betrug schonungslos preisgegeben. An den Börsen werden Millionen geraubt und diese Räuber

stehen in den höchsten Ehren, beherrschen den Staat und verfolgen die Kirche. Wer den Aufruhr aller menschlichen Leidenschaften sehen will, der möge die Börse in Paris besuchen. Da herrscht ein wahrer Höllenlärm; teuflische Gier erfüllt die Gesichter und wenn der „Korb" nicht wäre, würden die Spieler ohne Zweifel aufeinanderstürzen und handgemein werden. Auch in der Kammer kann man das Aufeinanderplatzen unversöhnlicher Gegensätze beobachten. Man lebt in Paris in dem beständigen Gefühl unentwirrbarer Verwicklung, einer Lage, die keinen Ausweg mehr läßt, als den Weg der Gewalt, der Revolution. Auf die Revolution deuten denn alle Zeichen: die öffentliche Gewalt gleitet mehr und mehr nach links und muß es unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts und der irreligiösen Schule. Die Unzufriedenheit ergreift immer weitere Kreise und hätte schon lange zum Sieg des Socialismus geführt, wenn nicht der Wohlstand des Landes immer noch den besitzenden Klassen ein gewisses Uebergewicht sicherte.

In ihrer Noth rufen die Staatsmänner, ein Jules Simon und sogar Crispi, bereits Gott an! Wenn man aber Gott braucht, dann braucht man auch die Kirche, und wenn man der Religion und Kirche einen Einfluß auf das öffentliche Leben gewähren will, dann muß man auch dulden, was man zweideutig und hämisch „Priesterherrschaft" nennt.

G. Grupp.

XVI.

Beiträge zur Geschichte des Erzbischofs Albrecht II. von Mainz 1514—1545.

Nach ungedruckten Quellen mitgetheilt von Archivar F. W. E. Roth.

(Schluß-Artikel.)

II. Kurfürst Albrecht und Hans Scheniz.

Albrecht bediente sich in den Jahren 1520 bis 1528 eines Bürgers der Stadt Halle, Namens Hans Scheniz, für Handelsgeschäfte, Einkauf von Hofkleidung, Kleinodien, Tapeten, auch Geldanleihen. Schenitz half immer aus des Kurfürsten Geldverlegenheiten. Albrecht nahm deßhalb den ihm brauchbar erscheinenden Mann unter großen Versprechungen als Kammerdiener in seine Dienste und sicherte ihm dreitausend Gulden Einkünfte aus den Stiftslehen innerhalb drei Jahren zu. Als Albrecht zu Halle zwei Klöster nebst Kirchen zur Errichtung eines kurfürstlichen Lusthauses und Anlage eines Gartens dabei abbrechen ließ, machte er den Scheniz zum Leiter des Baues. Derselbe blieb auch künftig Albrechts Berather in Geldangelegenheiten. Dieser ersuchte solchen, derselbe möge Christen und Unchristen, Feinde und Freunde um Geld ansprechen, auf daß Glauben, Treue und Ehre gehalten werde. So lange er lebe, werde er dieses Alles in Gnaden gegen denselben erkennen und im Guten nie nachlassen, denn in der Noth erkenne man die wahren Freunde. Scheniz erfuhr aber nur zu bald das Schwankende der Fürstengunst. Albrechts Hofhaltung kostete unermeßliche Summen. Die vorhandenen Schulden zu tilgen

wurde eine große Landsteuer, dann eine neue Schatzung in den Stiften Magdeburg und Halberstadt ausgeschrieben. Prälaten und Ritterschaft verlangten aber vorerst Rechnungsablage über die erhobenen beträchtlichen Summen. Hierüber war der Kurfürst erzürnt, schob angeblich die Schuld an den Geldaufnahmen dem Schenitz zu und beschuldigte denselben, ihm große Summen zu schulden. Schenitz ward verhaftet, auf dem Giebichenstein eingekerkert und unter dem Vorwand, dem Kurfürsten 53,000 Gulden unterschlagen zu haben, erhängt. Vergeblich verwandte sich für denselben das Reichskammergericht. Die Anhänger und Freunde des Schenitz besaßen jedoch die schriftlichen Belege, daß derselbe kein Betrüger sei. Anton Schenitz, des Hingerichteten Bruder, gab 1538 eine Schrift gegen Albrecht im Druck heraus: „Warhafftiger bericht Anthoni Schenitz, wie sich die sachen zwischen dem Cardinal von Meintz ꝛc. vnd seinem Bruder Hansen Schenitz zugetragen vnd er vom Cardinal, on recht getödtet, vnd seine Güter mit gewalt eingezogen, vnd zur vnbilligkeit gehemmet werden ꝛc. Wittemberg, Hans Lufft, 1538." Quarto, 32 Blätter. Es kam hierauf zum Federkrieg zwischen den Parteien, denn es erschien: „Warhafftiger gegründter Kegenbericht des Magdeburgischen Stadthalters vnd heimverordnete Rethe, wider A. Schenitz, sunst zu Wittemberg, außgangen Schandtbuch, wie sich die sachen mit H. Schenitz seines bruders Rechtfertigung zugetragen ꝛc. Magdeburg. 1538." Quarto, 48 Blätter. Hiergegen richtete Anton Schenitz wiederum: „Notwehre, auff das ertichte Buch, vnter Graff Philipson von Mansfelt Stathalters, vnd beider Stiffte Magdeburg vnd Halberstad Hof Rhete namen außgegangen. Wittemberg, H. Lufft, 1539." Qarto, 68 Blätter. Letztere Schrift blieb ohne Erwiderung Seitens der Kreise Albrechts. Auch Dr. Martin Luther ließ im Jahr 1539 gegen Albrecht eine Rechtfertigungsschrift für Hans Schenitz drucken. Dieselbe war jedoch voll der derbsten Ausfälle gegen Albrecht und blieb deßhalb unbeantwortet.

III. Die Testamente Albrechts.

Im Jahre 1539 herrschte zu Mainz eine pestartige Krankheit verbunden mit starkem Sterben. Deßhalb weilte Albrecht zu Aschaffenburg und ließ von da aus dem Domkapitel in geheimer Sitzung am 7. September 1539 durch den Domdekan die Absicht, sein Testament zu machen, eröffnen. Das Domkapitel fand als Ort der Zusammenkunft Aschaffenburg nicht geeignet und schlug die Abtei Seligenstatt als solchen vor, was der Kurfürst auch billigte. Diese Versammlung kam am 5. November 1539 dort zu Stande, das ganze Domkapitel war anwesend. Albrecht errichtete zu Aschaffenburg am 27. Januar 1540 nach dieser Vorberathung seinen letzten Willen. Das Original desselben bewahrt das Kreisarchiv zu Würzburg.[1]) Dem Mainzer Dom vermachte Albrecht in diesem Testament den größten Theil jenes berühmten Reliquienschatzes, den er aus der Stiftskirche zu Halle a. d. Saale erhalten und nach Aschaffenburg gebracht hatte.[2]) Während sich diese Bestimmungen mehr mit dem Nachlaß Albrechts beschäftigten, ordnete eine besondere Urkunde die Art seiner Gedächtnißfeier als Seelgerede an. Diese Urkunde ist vom gleichen Tag wie Albrechts Testament datirt, nämlich dem Dienstag nach Pauli Bekehr 1540 oder 27. Januar. Diese Anordnung besprach die Art der zu haltenden Seelmessen, ordnete Einzelnes für das gestiftete Reliquienfest an und setzte die einzelnen Beträge für solche Stiftungen fest. Diese Abmachung blieb bisher unbekannt.[3]) Am 27. Januar 1540 erfolgte zugleich eine Erklärung des Notars J. Fabri über das bewußte Haupttestament Albrechts, worin derselbe alle frühern letzte Willenserklärungen widerrief und nur diesem Testament Geltung zusprach.[4]) Am 16. März 1540 wurde der Anhang zum

1) Abdruck in May II, S. 516.
2) May II, S. 336—337.
3) Dompräsenzbuch Mſ.
4) May II, S. 519 (Abdruck).

Testament betreffend das Seelgerede als amtliche Relation aufgezeichnet und trat somit in Kraft. Eine dritte ebenfalls bisher unbekannt gebliebene urkundliche Abmachung erfolgte am dritten Sonntag nach Judica 1540 und betraf die Ueberlieferung des dem Mainzer Dom geschenkten Reliquienschatzes an's Domkapitel. Dieser Schatz war von Aschaffenburg nach Mainz verbracht worden. Dieses bedurfte Zeit, das obige Aktenstück ist die amtliche Inventuraufnahme desselben bei der Auslieferung und schließt sich an das Haupttestament an. Zeigen diese verschiedenartigen Beurkundungen schon das Unfertige des Ganzen und das stückweise Voranschreiten zum Ziel, so erfolgte ein geradezu einschneidender Widerspruch nachträglich am Vortage des Todes Albrechts, dem 23. September 1545. An diesem Tag hob Albrecht jene dem Domkapitel so sehr an's Herz gelegte Bedingung der Unveräußerlichkeit des gestifteten Reliquienschatzes auf und gestattete den Verkauf durch das Domkapitel im Falle des Bedürfnisses. Dieses letzte Aktenstück unterschrieb Albrecht nicht selbst.[1]) Daß Albrechts Ahnung wegen des Reliquienschatzes in Erfüllung ging, ist nur zu bekannt, nur der kleinste Theil des Ganzen kam auf unsere Zeiten.

IV. Die Beisetzungsfeier Albrechts.

Albrecht starb am 24. September 1545 in seiner Residenz St. Martinsburg zu Mainz. Der Tod desselben ward vorerst vom Domkapitel geheim gehalten. Da aber des Verstorbenen Körper nach menschlichem Naturgesetz in Fäulniß überging und üblen Geruch zu verbreiten begann, die Beerdigung beschleunigt werden mußte, beschloß das Domkapitel, den andern Tag, nämlich den 26. September 1545 das Ableben des Kurfürsten während der Predigt im Dom verkünden zu lassen. Sonntags den 27. September erst fand dieses durch den Domprediger statt. Ueberall zeigte

---

1) May II, S. 519.

sich Trauer und Theilnahme wegen des Ablebens Albrechts. Als die Complet beendet, wurde mit allen Glocken des Doms, der Kirchen und Klöster innerhalb und außerhalb Mainz fast eine halbe Stunde lang geläutet. Am Montag den 28. September ward Mittags zwölf Uhr zur Vesper geläutet, während deren der ganze Klerus und die Bettelorden in den Dom beschieden wurden. Als die Horen der Vesper und der Complet beendet, begab sich der Klerus in Procession zur St. Martinsburg, wo die Leiche sich befand. Der feierliche Leichenzug hatte folgende Ordnung: Den Vortritt bildeten zwei Festordner in schwarzen Mänteln und schwarzen Stäben, nämlich Pancratius und Arnoldus Spengeler. Es kamen die Bettelorden der Stadt mit Kreuzen, die Stäbler mit dem großen Kupferkreuze, das Reinhard von Dienheim, Domherr, angethan mit schwarzem Chorhemd trug, dann Schüler. Es reihete sich an der Klerus der Stiftskirche nach ihrer Reihenfolge, das Domkapitel unter dem gedämpften Gesang: Deus eterne, absolve domine, rogamus te, domine. Es kamen nun Mainzer Bürger in schwarzer Kleidung, die einzelnen Bruderschaften der Stadt bildend und brennende Kerzen tragend, Schüler mit brennenden Kerzen. Hierauf folgte die Leiche, getragen von den adeligen Hofbeamten und umgeben von Hofleuten, welche brennende Fackeln trugen. Zwei jüngere Vicare, der Valentinus Dorr und Johannes Kruck räucherten mit Weihrauch um den Sarg, da die Leiche einen üblen Geruch verbreitete. Sie trugen schwarze Mäntel und Kappen. Hinter der Leiche ging der Dompfarrer mit seinem Glöckner, es kamen Adam Küchenmeister, der Domdekan, der Hofmeister, Hofmarschall, Vicedom, der Kanzler mit den Secretären, der Rector der Universität mit den Doctoren, Licentiaten und Magistern, der Stadtrath mit den Beamten der Stadt, Baccalaureaten und Studenten. Den Schluß des Zuges bildeten Bürger und Frauen aus allen Ständen. Als man unter dem Geläute aller Glocken aller Kirchen zum Dom

gelangt, trug man den Sarg mitten in den Chor und stellte denselben wegen des üblen Geruches dort nieder, schloß und verriegelte alle Thüren des Chors, bis die kurze Ansprache an das Volk in deutscher Sprache vollendet war. Dann folgte die Beisetzung der Leiche nach Mainzer Gewohnheit. Die commendatio mortuorum unterblieb, da solche vergessen ward zu beten, die Leiche wurde sofort eingesenkt. Dann las das Domkapitel nach Anlegung der schwarzen Stolen die üblichen Gebete und Psalmen, bis die Beisetzung vollendet. Jeder Anwesende aus dem Domkapitel empfing als Präsenz ein Viertel Wein im Haus zum Scudantz. Der Mantel, der Cardinalshut und das bleierne Kreuz wurden unter Fackelgeleite in die Sacristei verbracht. Auf den 4. Oktober wurden alle abwesenden Domcanoniker in den Dom durch öffentliche Ladung beschieden. Am 2. Oktober hatte Domdekan Adam Küchenmeister von Gamburg und das Kapitel das Schreiben ergehen lassen, da Albrecht gestorben, sei Wahltag eines Nachfolgers auf Dienstag nach St. Lucastag den 20. Oktober 1545 festgesetzt. Ausfertiger des Ladebriefes war der öffentliche Notar und Secretär des Domkapitels Johannes Segen, genannt Cusanus.[1])

Am 4. Oktober 1545 fanden die feierlichen Exequien für Albrecht im Dom statt. Nach geendeter Complet ward vor 4 Uhr in allen Kirchen mit allen Glocken fast eine halbe Stunde lang geläutet. Tags darauf, den 5. Oktober Morgens 6 Uhr ward nur im Dom allein, wie es vor den Exequien von Personen des Domkapitels üblich, geläutet. Die Feier begann mit dem Absingen der vigiliae maiores novem lectionum. Nur die Prälaten der Stiftskirchen waren eingeladen. Um den Sprigel mitten im Chor standen hundert Leuchter, jeder mit einpfündigen Kerzen, sowie vier sogenannte Stangenkerzen, am Hochaltar zwei Leuchter mit vierpfündigen, zwei andere mit dreipfündigen, drei weitere mit anderthalb=

1) Dompräsenzbuch.

pfündigen Kerzen, wie dieses die Ordnung am Feste des heiligen Martin war. Um das Grab Albrechts saßen zwölf arme Mainzer Bürger in Mänteln mit zwölf brennenden schwarzen Fackeln. Zum Todtenamt wurden des Doms große Glocken angeschlagen, alle Stiftsherren der Stadt waren mit Kreuzen anwesend, ebenso die Bettelorden. Das Todtenamt hielt Sebastian von Heusenstam, Doctor und Domscholaster in schwarzem Meßgewand, die Epistel las Christoph von Hohenstein, Domkapitular, das Evangelium Jodocus Weiler, Domherr. Vor dem Eingang zum Dom standen zwölf adelige Hofbeamte mit schwarzen Mänteln und vierundzwanzig brennende schwarze Fackeln in den Händen haltend. Die Ordnung beim Opfern war diese: Zuerst kamen der Dekan, Cantor und die Domkapitulare der Reihe nach, die Prälaten der Collegiatstifte, die Vicare und andern Personen des Doms, der Hofstaat des Verstorbenen, nämlich der Marschall, Hofmeister, Vicedom, Kanzler mit den Secretären. Diese alle trugen Leuchter mit brennenden Kerzen. Die nun folgenden Hofleute kamen ohne Kerzen. Es folgten der Rektor der Hochschule mit den vier Doctoren Johann Antz, Kaspar Tilmann Techtelnbach, Kilian Eler, N. Rucker und dem Pedell Theobald Spengel, sodann der Mainzer Stadtrath und dessen Schreiber, der Schultheiß, die vier Richter des weltlichen Gerichts mit dem Schreiber, die Zöllner und Zollschreiber in Filzbach mit den vier Beamten des Hauses Lahneck, dann alle anderen Beamten, der Marktmeister mit den Seinigen. Zum Agnus Dei wurden alle größeren Glocken des Doms, wie bei Festlichkeiten üblich, geläutet. Nach Beendigung des Todtenamtes war die commendatio mortuorum. Dieselbe hielt der Vicar Johann Jordan und nicht der Scholaster. Der Vorsänger sang das Requiem.

Jeder Domherr erhielt als Präsenz ein halb Viertel Wein, jeder Celebrirende drei Albus. Die Lichter des Opfers des Dom- und Secundarklerus, sowie der genannten Hofbeamten empfing der Domdekan und je zwei Gulden Geld der

Opfernden, welche der Domherr Reinhard von Dienheim auf silberner Schüssel in Empfang genommen, der Glöckner, der auch den Rest der Kerzen um den Sprigel bekam und von dem Opfer an die Celebrirenden austheilen mußte. Eingeladen waren zu dem nun folgenden Leichenschmaus der Dekan, Scholaster, Cantor und die anderen Canoniker des Doms, die Prälaten der Stiftskirche, der Vicedom, Rektor der Hochschule mit den genannten Doctoren und dem Pedell Theobald Spengel, der Stadtrath, die weltlichen Richter mit den Schreibern, die Zöllner mit den Zollschreibern und Aufsehern, die Kassenbeamten mit ihren Leuten, die Stäbler, der Vorsänger mit seinen vier Gehülfen und Choralisten, die Kämmerer mit dem Präsenzmeister nebst Gehülfe, die Glöckner, der Schulrektor mit seinem Baccalaureus aus dem Dom, die Frühmesser, Leviten und Kapläne des eisernen Domchors. Der Leichenschmaus fand im neuen Präsenzhaus von St. Peter neben dem Deutschordenshaus statt. Es wurden gespeist: gebratene Rehkeule, Rindfleisch in einer Brüh, Hecht mit Speck, Hühner in einer gelben Brüh, Wildpretpfeffer, Krebse, eine Weinbrühe, gebratene Hühner, Kalbsbraten, Hasen und gebratene Vögel, Käse und Gebäck mit bestem Wein. — Am 8. Oktober fand der Siebener für den verstorbenen Kurfürsten statt. Jeder der Domherren erhielt ein halb Viertel Wein und jeder Celebrirende drei Albus als Präsenz. Um das Grab saßen wieder zwölf arme Bürger aus Mainz mit brennenden Fackeln, nach dem Todtenamt fand die übliche commendatio mortuorum statt.

XVII.

Peter Melander im 30 jährigen Krieg.

„Melander ist einer der wenigen einsichtsvollen Protestanten, welche schon frühzeitig erkennen, daß nicht Interesse an dem Fortbestand der religiösen Freiheit und der deutschen Libertät die Nachbarmächte zur Fortsetzung des großen Krieges ansporne, sondern die Gier nach deutschem Lande; und er ist vorurtheilsfrei genug, daß er, der eifrige Kalvinist, dem katholischen Kaiser seine Dienste anbietet, um die Fremden vom deutschen Boden vertreiben zu helfen."

Mit diesen Worten leitet Dr. Rud. Schmidt eine biographische Studie[1]) ein, die er dem hessischen General und kaiserlichen Heerführer gewidmet hat. F. W. Barthold hat zuerst in seiner „Geschichte des großen deutschen Krieges" die Ehrenrettung dieses kernhaften und wahrhaft deutsch gesinnten Mannes unternommen und ihn gegen die Verleumdungen hessischer und schwedischer Geschichtsschreiber vertheidigt. W. Hofmann, Custos in Schloß Schaumburg, hat dann in einer Lebensbeschreibung Melanders[2])

1) Ein Kalvinist als kaiserlicher Feldmarschall im 30j. Kriege. Nach den Akten der Wiener Archive dargestellt von Dr. Rudolf Schmidt, Oberlehrer an der Charlottenschule zu Berlin. Berlin, 1895. (172 S.)

2) Peter Melander, Reichsgraf zu Holzappel. Ein Charakterbild aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges von Wilhelm Hofmann. München 1882. (323 S.)

die Auffassung Bartholds durch Beiträge aus dem Aktenschatze des Schaumburger Archives bestätigen und bekräftigen können. Als Dritter stellt sich diesen beiden nun R. Schmidt, Oberlehrer an der Charlottenschule zu Berlin, durch eine Forschung an die Seite, welche auf bisher nicht benützte Briefe und Urkunden des Wiener Haupt-Staatsarchivs und Kriegsarchivs gestützt, vornehmlich die Thätigkeit Melanders im Dienste des Kaisers und Reiches in's Auge faßt.

Auf dem Grund der genannten Biographien ist die nachfolgende Skizze entworfen.

Peter Eppelmann — dies ist sein eigentlicher Name — war ein Westerwälder, geboren 1585 zu Hadamar, als vierter Sohn des Wilhelm Eppelmann, der beim Grafen von Nassau-Hadamar die Stelle eine Rentmeisters bekleidete, aber frühzeitig starb und die Sorge für seine Kinder seinem älteren Bruder hinterließ. Dieser Oheim hatte, dem Zuge jener Zeit folgend, den Namen Eppelmann in den vornehmeren „Melander“ umgewandelt und übertrug nun, selbst kinderlos, auf die Söhne seines verstorbenen Bruders diesen Namen, der dann 1608 noch um den Zusatz „von Holzappel“ vermehrt wurde. In diesem Jahre erhielt nämlich die Familie, die sich von altem Geschlecht herleitete, auf Antrag des Oheims von Kaiser Rudolf II. den rittermäßigen Adelsstand verliehen.

Ueber die Jugend Peter Melanders ist nur wenig bekannt, doch muß er nach allen Anzeichen durch Studien und Reisen sich eine angemessene Ausbildung erworben haben. Er nahm zuerst Kriegsdienste im Ausland. Nach seiner eigenen Aussage hat er in die sechzehn Jahre der Republik Venedig gedient und zwar mit Glück; seine kriegerischen Leistungen in verschiedenen Kämpfen, im Veltlin (wo er den später so berühmt gewordenen G. H. v. Pappenheim zum Gegner hatte) und um Mantua, waren so hervorragend, daß ihm die Lagunenstadt bei seinem Weggang, Ende 1630 oder Anfang 1631, ein Jahresgehalt aussetzte und auch

später wieder Versuche machte, den erprobten Truppenführer auf's neue zu gewinnen.[1])

Bei Beginn des Jahres 1633 erfolgte Melanders Eintritt in die Dienste des Landgrafen von Hessen mit dem Rang als Generallieutnant — er hatte damals ein Alter von 48 Jahren — und in den nächstfolgenden Jahren nahm er an den Kriegsbewegungen in Niedersachsen vielfach eingreifend Theil. An dem siegreichen Ausgang des Treffens bei Oldendorf an der Weser, 8. Juli 1633, gebührt ihm ein Hauptverdienst; der glänzende Erfolg dieses Tages, an welchem die kaiserliche und ligistische Armee unter den Generalen Merode und Gronsfeld eine schwere Niederlage erlitt, wird vornehmlich den geschickten Anordnungen Melanders zugeschrieben.[2]) Seine ausgezeichnete Kriegführung fand nicht nur beim Landgrafen, sondern auch bei den Schweden Anerkennung. Die Königin Christine schenkte ihm im J. 1634 die Herrschaft Pfirt und das Oberamt Landsee im Oberelsaß. Das hinderte aber den wackeren Mann nicht, nach der Schlacht von Nördlingen und noch mehr seit dem Prager Frieden von 1635, bei jeder Gelegenheit seinem Fürsten immer wieder und immer dringender zu einem Vergleich mit dem Kaiser zu rathen. Aus seiner Abneigung gegen die Fremden, die Schweden und Franzosen, machte Melander kein Hehl, und er vornehmlich war es, der mit den Fürsten des niederrheinisch-westfälischen Kreises eifrig über die Bildung einer großen dritten Partei verhandelte, welche die Fremden von Deutschlands Boden fern halten wollte. Der schwache Landgraf schwankte und zuletzt vermochte das Gold

1) Einzelheiten über seine venetianischen Beziehungen, namentlich zu dem edlen Giustiniano, Procurator von S. Marco, finden sich bei W. Hoffmann S. 20–21, 51.

2) Der Landgraf gratulirte dem General Melander zu diesem Sieg durch ein schmeichelhaftes Schreiben, abgedruckt bei W. Hofmann a. a. O. S. 37.

Frankreichs den zögernden Fürsten in der Abwendung und Feindschaft gegen den Kaiser festzuhalten. Schon damals ging Melander mit dem Gedanken um, seine Stelle niederzulegen, und ließ sich nur durch die Bitten der bestürzten Stände bestimmen, auf seinem Posten auszuharren. Als aber nach dem frühzeitigen Tod des Landgrafen Wilhelm (1. Okt. 1637) die ländersüchtige Landgräfin Amalie Elisabeth, die es auf die Erwerbung der westfälischen Stifter abgesehen hatte, nicht nur die in den Jahren 1638 und 1639 neuerdings begonnenen und im besten Fortgang begriffenen Friedensverhandlungen mit dem Kaiser plötzlich abbrach, sondern die hessischen Truppen dem Commando des schwedischen Generals Baner unterstellte, forderte Melander voll Unmuth seinen Abschied, da er sich nicht verpflichtet hätte, der Krone Schweden zu dienen. (Sommer 1640.)

Sieben Jahre hatte Melander an der Spitze des hessischen Heeres gestanden und das hessische Land aus mancher Noth und Gefahr glücklich befreit. „Aufrichtig bedauerten die Stände den Weggang dieses Mannes, der wiederholt ihre und des Landes Interessen am landgräflichen Hofe nachdrücklich vertreten hatte. Besorgniß beschlich die patriotisch Gesinnten, wohin das Staatsschiff nun steuern würde, nachdem der langjährige Führer und Berather sein Amt niedergelegt hätte. Franzosen aber und Schweden frohlockten, daß der deutsch gesinnte Mann, der ihnen längst schon verdächtig und unbequem war, aus den hessischen Diensten schied.“ (Bei Schmidt S. 25.) Die Uneigennützigkeit des patriotischen Mannes geht auch daraus hervor, daß er durch seinen Austritt die ihm verliehene Grafschaft Pfirt und andere Schenkungen verlor. Cardinal Richelieu sagte von Melander, der mehrere französische Anerbietungen, zuletzt die Würde eines Marschalls von Frankreich, abgelehnt hatte: „Cet homme est incorruptible.“ (Nach dem Schaumburger Archiv bei W. Hofmann S. 104.)

Melander hatte sich im Sommer 1638 zu Gröningen

mit der Freiin Agnes von Effern, verwittweten von Plato, vermählt, und seinen Haushalt in der festen Stadt Dorsten eingerichtet. Von Dorsten siedelte er nun im August 1640 nach Düsseldorf, der Residenz des Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg, über und lebte in den nächsten fünf Jahren ohne feste Stellung an verschiedenen Orten am Rhein. In dieser Zeit war er mehrfach in diplomatischen Missionen thätig, namentlich für die Sache des jungen Pfalzgrafen Karl Ludwig, den Sohn des Winterkönigs, der zur Wiedergewinnung der Rheinpfalz Unterhandlungen mit dem kaiserlichen Hofe in Wien angeknüpft hatte. Die Reise nach Wien, zu der sich Melander erboten, hatte für ihn persönlich die Wirkung, daß er in nähere Beziehungen zu einflußreichen Räthen des kaiserlichen Hofes trat. Mit ihrer Unterstützung erlangte er im Jahre 1641 „für sich, für seinen Bruder Jakob und dessen Söhne — er selbst hatte keine erbberechtigten Söhne — den erblichen Grafenstand.“ Am 15. Febr. 1642 ernannte ihn der Kaiser zum Feldmarschall, ohne ihm jedoch zugleich das Commando über einen größern Truppentheil zu übertragen. Diese Auszeichnungen zogen ihm in der Heimat mancherlei Anfeindungen zu. Am Hofe des Pfalzgrafen zu Düsseldorf fand er bei seiner Rückkehr eine kühle Aufnahme, die später, als der dem Namen nach „neutrale“ Pfalzgraf mehr und mehr der antikaiserlichen Partei sich anschloß, zu offener Feindseligkeit wurde. Eine Reise in die Niederlande überzeugte ihn auf's neue, daß, wie er an den kaiserlichen Rath Kurz in Wien schreibt, „die Reichsfeinde keinen Frieden wollen.“ Nach der Rückkehr aus dem Haag verließ Melander Düsseldorf (1642) und siedelte nach Köln über, wo er im Nesselroder Hofe Wohnung nahm.

Um an den Reichs- und Kreistagen sich betheiligen zu können, erwarb er von dem Grafen Johann Ludwig von Nassau gegen die Summe von 70,000 Thalern die freie Grafschaft Esterau (15 Juli 1643); am 14. September 1643 bestätigte der Kaiser in Skalitz den Ankauf der freien Graf-

schaft und gestattete, daß sie fortan Grafschaft Holzappel hieß. Durch diese Erwerbung erlangte der Graf von Holzappel Zutritt zu den Sitzungen der niederrheinisch-westfälischen Kreisstände.[1] Aber einen Wirkungskreis, wie er ihn vor allem wünschte und anstrebte, ein größeres Commando, fand er erst im November 1645, wo er vom Kaiser zum Befehlshaber des Westfälischen Kreises (d. h. zum Kreisobristen am Rhein und in Westfalen) ernannt wurde.

Die damalige Lage des Kreises war eine höchst unerfreuliche: das flache Land zum größten Theil verwüstet und verödet, die meisten festen Orte befanden sich in feindlichen Händen. Unablässig wüthete der kleine Krieg und ließ das Land nicht zur Ruhe kommen. Melanders rege reorganisatorische Thätigkeit, seine Umsicht und kriegerische Entschlossenheit wirkten belebend auf die Truppen und auf die Stände. Der Kurfürst von Köln erklärte hocherfreut, „daß er in manchen Jahren nicht habe soviel thun sehen, als Melander in wenig Wochen verrichtet habe.“ (Bei Schmidt S. 46.) Ebenso schrieb der Kurfürst von Mainz in richtiger Würdigung des Grafen von Holzappel: „Ich finde den Feldmarschall voll guter Intentionen und ist mir noch keiner vorgekommen, welcher das deutsche Interesse also wohl gefaßt hätte.“ (Aus dem Schaumb. Arch. bei Hofmann S. 210.) Es gelang dem Feldmarschall nach großen Anstrengungen, zunächst die linksrheinischen Gebiete zu sichern, die wankende Treue der Kreisstände neu zu befestigen, und dann auch in Westfalen, allen Widerständen und sich kreuzenden Interessen der Stände zum Trotz, die nöthigsten Vorkehrungen zum Schutze des Kreises zu treffen und den Hessen einträgliche Contributionsgebiete zu entreißen. Aber zu einer größeren

1) Als Reichsstand sandte der Graf dann auch später seine Bevollmächtigten zu den Friedensverhandlungen nach Osnabrück, sagt Hofmann S. 140.

erfolgreichen Waffenthat kam es in diesem und dem folgenden Jahre nicht, da es auch an dem nöthigen Zusammenwirken der kaiserlichen Befehlshaber bei der Reichsarmee fehlte

Inzwischen hatten sich in Süddeutschland schwerwichtige Ereignisse vollzogen; die schwedisch-französische Armee unter Wrangel und Turenne war siegreich über Schwaben bis an den Lech und die Isar vorgedrungen und bereitete jenen verheerenden Einbruch in die bayerischen Lande vor, der etliche Monate später den Abschluß des Waffenstillstandes zwischen dem Kurfürsten Maximilian von Bayern und den Kronen von Schweden und Frankreich zur Folge hatte. In dieser kritischen Lage erhielt Melander vom Kaiser den Auftrag, zur Hauptarmee abzugehen und mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm über die zu ergreifenden Maßregeln sich zu besprechen. Am 29. Januar 1647 verließ er Siegburg, nachdem er das Commando über Westfalen und am Niederrhein dem Feldwachtmeister Sparr übergeben hatte, und verfügte sich über Frankfurt und Würzburg in das Hauptquartier zu Sulzbach in der Oberpfalz, wo jetzt Graf Gallas an Stelle des Erzherzogs Leopold Wilhelm den Oberbefehl übernommen hatte. Melander traf hier am 17. Februar ein.

Die nächste Aufgabe, die ihm gestellt wurde, war die Reorganisation der kaiserlichen Armee, die seit dem Herbstfeldzuge stark zusammengeschmolzen war und sich in jämmerlichem Zustande befand, weil es den Truppen an allem, an Lebensmitteln, Kleidungsstücken, Waffen, Pferden und Geräthen fehlte. Es galt ein ganz neues Heer zu bilden. Im Frühjahr trat eine noch größere Aufgabe an den Feldmarschall heran. Graf Gallas, der an den Kaiserhof nach Wien gereist war, erkrankte dort an seinem alten Steinleiden und erlag am 26. April 1647 den Folgen einer Operation. Schon wenige Tage nach dem Tode des Grafen wurde Melander, Graf zu Holzappel, vom Kaiser zum

Oberbefehlshaber ernannt. Er bekam es nun mit der schwedischen Hauptmacht zu thun.

Feldmarschall Wrangel hatte sich mit seinen Streitkräften von Franken her nach dem nördlichen Böhmen gewendet, um von dort aus in das Herz der österreichischen Erblande einzudringen. Sein nächstes Ziel war Eger, welchen wichtigen Grenzort er in seine Gewalt bringen wollte, ehe Melander seine Rüstungen beendet hätte. Dieser sammelte seine Macht, ein Heer von 26,000 Mann, bei Budweis und rückte von dort, als endlich auch der Kaiser in Person eingetroffen war, am 4. Juli mit der Armee nordwärts, um Eger zu entsetzen, das sich aber gerade zwei Tage vor seiner Ankunft ergeben hatte. Es entspannen sich heiße Kämpfe in der Nähe der Stadt, bei denen sich besonders der Reitergeneral Johann von Werth durch die Kühnheit seiner Ueberfälle auszeichnete. Die Schweden fühlten sich aber so wohl verschanzt, daß sie es zu der von Melander erhofften Schlacht nicht kommen ließen. Die Schwierigkeit der Verpflegung nöthigte diesen zuletzt, aus dem Egerthal sich südwärts über Tepel nach Mies zu wenden. Als er jedoch erfuhr, daß Wrangel, der von Eger gleichfalls aufgebrochen war, sich bei Plan festsetzte, zog der kaiserliche Heerführer ebenfalls in dieser Richtung heran, um einem Vorstoß des Feindes zu begegnen.

Bei einem Aufklärungsritte ersah Jan von Werth eine passende Lagerstelle beim Schlosse Triebel, etwa eine halbe Meile vom Lager der Schweden entfernt. Dorthin wandte sich Melander mit dem ganzen Heere und erschien ganz unerwartet vor dem feindlichen Lager. Im Angesichte des Feindes wurde am 19. August zur Mittagszeit das feste Schloß Triebel erstürmt. Von diesem Platze aus brachen die Kaiserlichen zu wiederholten Malen gegen die stark verschanzten feindlichen Stellungen vor, wo sie am 21. August zwei Geschütze erbeuteten. Noch erfolgreicher gestaltete sich der Angriff am 22. August, bei dem Melander die Führung

des mittleren Haufens übernahm, während Montecuculi den rechten, Jan von Werth den linken, dem Feind am nächsten stehenden Flügel führte. Mit der Reiterei plötzlich hervorbrechend, stürzte sich Werth auf die Wachen und auf die vor dem Lager aufgestellten 14 Schwadronen und warf sie über den Haufen: es kam darauf zu einem blutigen, für die kaiserlichen Truppen ruhm- und siegreichen Kampf. Der kecke Ueberfall, der den Schweden einen Verlust von tausend Mann an Todten und Verwundeten und mehr als 300 Gefangenen beibrachte, erhöhte den Muth der Kaiserlichen. Der Generalmajor Helmond Wrangel, der tolle Wrangel genannt, ein Bruder des Commandirenden, vier Obriste, fünf Oberstleutnants, 24 Rittmeister der Schweden waren gefallen. Melander war voll Freude über das gelungene Wagniß; er wie auch Jan de Werth äußerten sich mit freudiger Anerkennung über die Leistungen der Offiziere wie der Gemeinen. (Schreiben Melanders an Piccolomini, den Fürsten von Amalfi vom 23. August, und Schreiben J. de Werths an ebendenselben vom 24. August; bei Schmidt S. 111.) Die 13 erbeuteten Standarten übersandte Melander an den Kaiser Ferdinand durch den Oberst Lana, der sich bei dem Reiterangriff ganz besonders ausgezeichnet hatte.

Politische Umstände verhinderten, daß es zu einem großen Schlage kam; da der Kurfürst von Bayern den Waffenstillstand gekündigt und dem Wiener Hofe sich wieder genähert hatte, so wollte der Kaiser jede größere Angriffsbewegung vor Ankunft der bayerischen Truppen unterlassen wissen. Aber die geschickte Strategie Melanders, von dem Wrangel selbst bekannte, er habe einen Feldherrn gleich dem Grafen von Holzappel noch nicht vor sich gehabt (Hofmann S. 258), und der mit Glück geführte kleine Krieg brachte dem schwedischen Oberbefehlshaber solche Verluste bei, daß er mit seiner geschwächten Armee zu Anfang Oktober Böhmen räumen mußte und über das Erzgebirge nach Thüringen und Sachsen zurückwich.

Der geplante Vorstoß und Einfall in das Innere Oesterreichs war abgeschlagen. Melander rückte dem weichenden Feinde auf dem Fuße nach, bis die vorgeschrittene Jahreszeit weitere Operationen verhinderte, worauf er in Hessen Winterquartiere bezog. Unbegründet sind, nach den Ausführungen der Biographen (Hofmann S. 275—288, Schmidt S. 124 f.), die von feindlichen Historikern verbreiteten Anschuldigungen, daß Melander aus Rache gegen die Landgräfin das hessische Land der Verheerung preisgegeben habe. Das arme Land war lange schon ausgesogen und gegen Ausschreitungen der Soldateska und das Unwesen zügelloser Marodeurs ging der Feldmarschall mit strengen Strafen vor. In Marburg wurde Melander am 29. Dezember, einem Sonntag, durch einen vom Schloß abgefeuerten Schuß am Kopfe verwundet, und mußte in Fulda, wohin er verbracht wurde, seine Heilung abwarten.

Wrangel hatte indessen die Winterpause benützt, seine Streitmacht zu verstärken, und während es zwischen Melander und dem bayerischen Heerführer General Gronsfeld an dem richtigen Einvernehmen fehlte, gelang es dem Schweden, durch die Vereinigung mit den Franzosen unter Turenne, den Schauplatz des Krieges im Frühjahr wieder nach Süddeutschland zu verlegen. Der Plan war, über die obere Donau nach Bayern vorzudringen. Der kaiserliche Feldherr gedachte den heranrückenden Feind hinter der Lechlinie zu erwarten und war im Begriff mit seinen Truppen von Günzburg her sich auf Augsburg zurückzuziehen, wo starke Befestigungen errichtet waren, als die Nachhut unter Montecuculi am Morgen des 17. Mai 1648 bei Zusmarshausen in ein Gefecht verwickelt wurde, das zu einem heftigen und hartnäckig geführten Kampfe sich entspann. Es war gegen die Mittagsstunde, als Melander mit 900 Mann und zwei Geschützen zur Unterstützung der bedrängten Nachhut selbst herbeieilte. Er traf auf Montecuculis tapfer fechtende Reiter gerade im Augenblick höchster Noth; vor der überwältigenden

Uebermacht der Feinde konnte der Rückzug der kleinen Schaar nur mühsam gedeckt werden. In diesem Getümmel geschah es, daß Melander, den sein Muth und seine Kampfeslust zu weit vorgetrieben hatte, durch einen feindlichen Schuß das Leben verlor. Von einer Karabinerkugel durch Schulter und Brust getroffen, sank der Feldherr, ohne ein Wort zu reden, vom Pferde. Er sei „ohne weiteres Reden todt geblieben", heißt es wörtlich in dem Bericht des kaiserlichen Feldzeugmeisters Fernemont an den Kaiser. Die schönen Worte, welche ihn Siri und im Anschluß an ihn Barthold und Andere sterbend noch reden lassen: „Denkt nicht an mich, ich bin todt; suchet über den Fluß zu kommen, wenn ihr das Glück des Kaisers retten wollet; vorwärts, vorwärts!" entsprechen zwar seiner Gesinnung, sind aber eine spätere Erfindung — sagt R. Schmidt. Dem tapfern Oberwachtmeister Subnac gelang es, mit Hilfe zweier Reiter den entseelten Feldherrn vor den anstürmenden Feinden in Sicherheit zu bringen und mit nach Augsburg zu führen, wo die Leiche im Gasthof zur Traube untergebracht und einbalsamirt wurde.

Ueber die Schlacht selbst, die auf Grund von Aktenstücken beschrieben wird, bemerkt R. Schmidt: „Das Gefecht von Zusmarshausen war das letzte größere Treffen des wechselvollen Krieges. Es war für die Kaiserlichen und Bayern verloren gegangen, weil man den feindlichen Angriff von einer anderen Seite erwartet und demgemäß Vorkehrungen getroffen hatte; aber die betheiligten Truppen hatten sich gut geschlagen und auch den Feinden empfindliche Verluste beigebracht. Ausdrücklich hebt Fernemont in seinem Bericht an den Kaiser Ferdinand hervor, daß alle Offiziere bis auf den gemeinen Soldaten durchgehend ihren Valor, Eifer und Treu redlich erwiesen haben. Ebenso waren die Verluste nicht übergroß . . . . Schwerer aber als diese Einbußen an Mannschaften und Gepäck fiel der Verlust des Oberanführers ins Gewicht, den Niemand von den höheren

Offizieren ersetzen konnte. Wäre Melander am Leben geblieben, so würde dieses Rückzugsgefecht nicht die verderblichen Folgen gehabt haben, die sich bald darauf zeigten" — durch die fluchtartige Eile nämlich, mit der Graf Gronsfeld sich bis in das Innere Bayerns zurückzog und zum Schmerze des Kurfürsten Maximilian das Land den Verheerungen des Feindes überließ.

Erst im August ging dem bedrängten Lande ein besserer Stern auf, als Piccolomini den Oberbefehl übernahm und im Verein mit dem bayerischen Feldmarschall Enkevort und dem kühnen Jan von Werth, die mit dem glänzenden Ueberfall bei Dachau am 6. Oktober 1648 die letzte bedeutsame Waffenthat des großen Krieges verrichteten, die Schweden und Franzosen zum Rückzug aus Bayern zwang. Wenige Wochen später, am 24. Oktober, machte endlich der Friede von Münster und Osnabrück dem unheilvollen Krieg ein Ende.

Die Leiche des kaiserlichen Feldmarschalls Melander wurde nach Regensburg verbracht, um daselbst in einer lutherischen Kirche beigesetzt zu werden. Allein die Kirchengemeinschaft versagte dem Kalvinisten die Ruhestatt, die ihm schon in Ortenburg von der dortigen lutherischen Geistlichkeit aus den gleichen Gründen verweigert worden war. Als der Kaiser davon hörte, gab er Befehl, die Beisetzung in Regensburg zu erzwingen. Die Wittwe verzichtete jedoch darauf; sie wollte ihren Gemahl „nicht an einem Ort bestattet wissen, wo man sich so unduldsam gezeigt hatte". So wurde denn die irdische Hülle des braven Heerführers von Regensburg nach seiner Grafschaft Holzappel verbracht. Dort, in der Kirche zu Esten, fand Melander Graf von Holzappel seine letzte Ruhestätte.

XVIII.

Homer als Jugendbildner.

I.

In zwei Programmen der Gymnasien Ellwangen und Ehingen (1894 und 1895) verbreitet sich Professor Franz Xaver Rief über den „Werth der Iliaslektüre für die Jugendbildung". Die Frage beansprucht ein aktuelles Interesse und soll deßhalb auch in diesen Blättern besprochen werden.

Ernste Bedenken hat W. Fischer in einer Broschüre „gegen den Homerkultus in unsern Schulen" geltend gemacht. Die homerische Welt, führt er aus, sei mit Bezug auf die materielle Cultur eine primitive, die dargestellte Götterwelt stehe oft in grellem Gegensatz zu unserm religiösen Bewußtsein und einzelne Punkte der homerischen Ethik müssen uns sehr anstößig erscheinen. Mit Recht legt Rief solchen Ausstellungen gegenüber eine Lanze für den altehrwürdigen Dichter ein. „Das ist wohl wahr," sagte er, „aber die Folgerung, deshalb Homer aus unsern Schulen zu verbannen, ist nicht zutreffend. Der Lehrer hat vielmehr diese Mängel unschädlich zu machen. Bei Ausbrüchen von Rohheit, Rachsucht, Grausamkeit und besonders Treulosigkeit muß durch eine kurze Bemerkung auf den niedrigeren Standpunkt der heidnischen Moral aufmerksam gemacht werden. . . Wenn solche Bemerkungen gemacht und namentlich anstößige Stellen und Gesänge soweit thunlich ausgelassen werden,

so dürfte kaum eine Gefahr vorhanden sein. Die Treulosigkeiten der Götter sind zum Theil so wichtig für die Entwicklung der Handlung, daß man sie nicht ganz unberührt lassen kann. Aber diese Götterwelt erscheint ja unserer Jugend als eine so fernliegende Märchenwelt, daß sich jeder schlimme Einfluß auf das religiöse Empfinden leicht abwenden läßt. Oft ist man versucht, die Götter mit Humor zu behandeln, wie es ja der Dichter selbst gethan hat. Doch darf dabei nicht vergessen werden, daß ein Theil des idealen Charakters der Dichtung auf den Beziehungen der Menschen zu den Göttern beruht, daß auch ein verirrtes religiöses Gefühl noch eine wahre Grundlage haben kann, auf welcher sich jene idealisirende Wirkung aufbaut, daß wir das religiöse Irregehen eines so edlen Volkes zu bedauern haben und unseres geläuterten Gottesbewußtseins durch den Gegensatz froh werden müssen. Daß in materieller Hinsicht die homerische Cultur eine primitive ist, ist selbstverständlich und, weit entfernt, daß dies den Werth der Ilias für die Jugendlektüre heruntersetzt, steigert es denselben vielmehr. Denn daß die Schüler eine frühere Culturwelt kennen lernen, ist doch für ihre geistige Entwicklung von Werth und bietet Gelegenheit zu lehrreichen Vergleichen."

Tritt so unser Verf. für die Homerlektüre ein, so muß doch auch er vor einem übertriebenen Homercultus warnen, wie er sich in weiten Kreisen der modernen Welt symptomatisch für dieselbe breit macht. Ein Herold dieses Cultus ist Ch. Semler, Oberlehrer an der Handelsschule zu Dresden. In drei Schriften feiert er Homers Bedeutung für die moderne Erziehung.[1]) Im vollen Ernst will dieser Jugend-

1) „Das Weltbild der Ilias". „Die ästhetische Erziehung und Homer als Quelle derselben." „Homer als deutsches Volks- und Schulbuch", in den deutschen „Zeit- und Streitfragen" von Holtzendorff, ed. von Jürgen-Bona-Meyer. 1891. S. 585 ff. und separat.

bildner den homerischen Culturbildern einen gleich hohen, in gewissen Beziehungen einen höheren Werth für die Erziehung des deutschen Volkes beilegen, als der heiligen Schrift. In der Volksschule soll — das ist der reformatorische Gedanke, den er gegen die hergebrachte sittlich-religiöse Erziehung der Jugend in's Leben rufen möchte — die Hälfte der bisher auf die biblische Geschichte verwendeten Zeit mit der Auslegung eines Auszugs aus der Odyssee in guter Prosa zugebracht werden. Sehr Hohes verspricht sich Semler von seinem Vorschlag. Homer in der Uebersetzung sei geeignet, die Kluft zwischen Volk und Gebildeten auszugleichen (S. 32). Homer erschließe besser als jedes andere Buch das rein Menschliche (S. 36). Dieses und nur dieses allein soll aber heute in der Religion gelten. Das Wunderbare, Himmel und Jenseits, soll aus derselben ausgeschlossen werden. Zwar bleibe vom Christenthum auch ohne Wunder ein kostbarer Kern. „Das Neue Testament ist ein unvergängliches Ideal der Unschuld der Seele, der Selbstlosigkeit und Opferwilligkeit, des innern Friedens.“ Aber die Lebensbilder Homers seien deutlicher als die der Bibel (S. 20); seelenvollere Aussprüche als die bekannten zwei Sätze, daß nichts süßer sei, als die Heimat, und daß es kein bejammernswertheres Geschöpf gebe, als den Menschen, finden sich selbst im Neuen Testament nicht; ein seelenvolleres Weib als Andromache kenne die ganze christliche Dichtung nicht; weit stehe das Neue Testament, das nur eine himmlische Heimat kenne, zurück hinter der Vaterlandsliebe des Hektor (S. 22). Dem Staat schenke das Neue Testament keine wirksame Theilnahme (S. 23); und vollends, wie sehr stehe das Neue Testament, das sich hauptsächlich an die Mühseligen und Beladenen wende, ab gegen die Freude der homerischen Menschen an Hab und Gut und ihrem Streben nach Besitz (S. 20).

Mit verdientem Sarkasmus, aber auch mit großem sittlichen Ernste weist der Verf. diese Aufstellung zurück.

Wie, Homer soll die Kluft zwischen Volk und Gebildeten ausgleichen? Und doch soll ersteres mit einem prosaischen Odysseetorso sich begnügen, während von den Gebildeten — Semler denkt wohl am meisten an seine Dresdener Handelsschüler — verlangt wird, daß sie sich zum Verständniß Homers vorbereiten durch Anschauung griechischer Statuen und Gipsabgüsse und durch den Besuch der zoologischen Gärten, eine jährliche Reise an's Meer oder — um Homer zu verstehen — in's Hochgebirge. Wie ganz anders einigte und einigt die gemeinsame christliche Lehre, der gemeinsame Gottesdienst, die allen zugängliche religiöse Kunst die Menschen vor Gott! „Noch steigt in jedem Dörflein ja Dein heilig Haus empor, die Orgel und der Chorgesang ertönet jedem Ohr" (Uhlands Lied eines Armen). Und, um noch einen Gedanken aus der Fülle des Gebotenen hervorzuheben, das Neue Testament, das sich an die Mühseligen und Beladenen wende, soll zurückstehen gegen die Freude der homerischen Helden an Hab und Gut. Ach armer Heiland — ruft da der Verf. aus — wie konntest du dich vor allem an die Mühseligen und Beladenen wenden? Solche gibt's ja „auf dem schönen grünen Teppich der Erde" gar nicht! Da faßt doch Wulkow („Die ethischen Erziehungsaufgaben unserer Zeit", Gießen 1894, S. 54) die Sache ernster an, wenn er sagt, daß ein großer Theil des heutigen Mißvergnügens daher zu leiten ist, daß wir uns nicht an den Glauben gewöhnt haben, neben dem oft recht knappen Maß von Freude und Glück auch schwerem Weh und Täuschungen gegenübergestellt zu werden. Allen aber, welche den Menschen und sein Ziel auf diese Erde so wie Semler einschränken wollen, möchten wir die Worte eines wissenschaftlich gewiß sehr bewährten Mannes wie Rudolf Hildenbrand zu beherzigen geben, der sagt: „Die Diesseitigkeit (im Sinn von Wilh. Scherr) ist eine Einseitigkeit — und liebäugelt zu sehr mit einem krankhaften Zug des Zeitgeistes, als daß man dabei nicht bang werden sollte. Die Gebildeten

meinen damit wohl genau in Goethes reinen Pfaden zu steigen (das meint besonders Semler) — welcher Irrthum! Goethe wußte recht gut und erfuhr es tief, daß alles, was das Diesseits gut und schön machen kann, das ist, was aus dem Jenseits in das Diesseits hereinragt. Er wußte es von Herder, von dem er den Ausdruck annahm, daß wir zwischen zwei Welten wandeln und unsern Pfad durch's Dickicht zu suchen haben."

In dritter Linie wendet sich der Verf. dem Bestreben Herbarts und der Herbartianer zu, Homer zur Grundlage des Anfangsunterrichts im Griechischen zu machen, weil er ein so altes Culturbild biete. In seiner Vorrede zu Dissens „kurzer Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen" 1809 meint Herbart selbst, der Gegenstand der Betrachtung stehe zu tief, wenn Jünglinge, die schon in der heutigen Culturwelt vorwärts streben, in Ithaka und Troja aufgehalten werden. Er weist darauf hin, daß auch Knaben ihre Perioden haben, wo sie sich in Zweikämpfen üben, Krieg spielen und Batterien bauen. Das ist gewiß wahr, folgt aber daraus, daß die Ilias die rechte Lektüre für Knaben sei? Wir wollen von der Sprache gar nicht reden. Aber das Culturbild der Ilias, auf das die Herbartianer ein übermäßiges Gewicht legen, kann doch unmöglich seinen Hauptwerth darin haben, daß es Knaben anregt, wie homerische Helden Zweikämpfe mit einander zu führen.

Tiefer begründet sieht die Forderung aus, wenn man sich auf Goethes Ausspruch beruft, der einmal sagt: Wenn auch die Welt im Gewöhnlichen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltcultur durchmachen — und wenn man auf Grund dieser Analogie zwischen der individuellen und generellen menschlichen Entwicklung schließt: weil Homer in der Geschichte der menschlichen Culturentwicklung eine so frühe Stufe einnimmt, müsse er auch für die geistige Schulung

der Einzelnen früh verwendet werden. Das thut z. B. Tuiskon Ziller in seiner „Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht", 2. Aufl., S. 156. Er verlangt, daß der Zögling, indem er die seiner eigenen Entwicklung entsprechenden Hauptmomente in der uns bekannten Entwicklung des Menschengeschlechts durchläuft, den Gesammtgewinn der allgemeinen menschlichen Bildung erwerbe und mit der ganzen Fülle menschlicher Gesinnungsverhältnisse bekannt gemacht werden soll. Er meint daher, daß für den Gedankenkreis eines für die gelehrte Bildung bestimmten Knaben im 9. und 10. Jahr kein literarisches Erzeugniß der alten Welt so angemessen sei, als die Erzählung der Odyssee. „Die bisherigen Entwicklungsstufen (des Menschengeschlechts)", sagt er an anderer Stelle, „sind dieselben, die jeder Einzelne durchmachen muß." Man könnte geradezu meinen, die Häckel'sche Entwicklungstheorie werde auf die geistige Entwicklung übertragen. Aber, wo zeigt denn die menschliche Culturentwicklung einen so stetigen und ebenmäßigen Gang, wie ihn eine gesunde Entwicklung des Einzelnen durchmachen muß? Und warum ist gar keine Rücksicht darauf genommen, daß die Entwicklung der Menschheit bezüglich der verschiedenen Culturgebiete sehr ungleich ist? Bei der materiellen Cultur, welche hauptsächlich durch Erfindungen und Entdeckungen gefördert wird, bauen immer die folgenden Geschlechter auf den Errungenschaften der vorausgehenden auf, große Sprünge werden da nicht gemacht. Auf dem Gebiete der Dichtkunst dagegen konnte vor Jahrtausenden eine phänomenale Dichternatur schon die höchsten sittlichen Probleme und die tiefsten und ewig wahren Gefühle der Menschenbrust zu einer für alle Zeiten mustergiltigen Darstellung bringen, und wenn das von Homer geschehen ist, so ist er der rechte Dichter für das Lebensalter, welches dafür am empfänglichsten ist — und das sind nicht zehnjährige Knaben.

II.

Hat nun der Dichtervater trotzdem einen Werth für die Jugenderziehung? Welches ist dieser Werth?

Auf der berühmten Erzplatte des Archelaus aus der Zeit des Tiberius, welche sich jetzt im britischen Museum befindet, ist die Apotheose Homers dargestellt. Der Dichter wird von Chronos und Oekumene gekrönt. So lange es eine Zeit und eine bewohnte Erde gibt, wird sein Ruhmeskranz nicht erbleichen. „Er ist der Vater der gesammten europäischen höheren Bildung.“ „Die ganze Literatur baut auf ihm auf.“ Für Griechenland aber sind die homerischen Gesänge zur wahren Schule geworden, welche sich bis auf sehr späte Zeiten in Blüthe erhielt. Mit Recht sagt Herder: „Der griechische Geschmack, Kunst, Dichtkunst und Weisheit ist dem Homer und seinen Homeriden fast alles schuldig geworden; dort sind die Keime zu einer großen, blühenden Pflanzung: die Ehre des ganzen griechischen Stammes sproßt aus seinen Gesängen.“ Zunächst wurden die homerischen Gedichte, und besonders die Ilias das Muster für die griechische Poesie, in erster Linie für die epische. „Die Ilias ragt wie ein Riesenbaum empor, aus dessen Samen neue epische Dichtungen geschützt von seinem gewaltigen Laubdach ringsum aufschossen“ (Meyer). Diese epischen Dichtungen aber schlossen die Keime jeder anderen Dichtung und Wissenschaft in sich. Die Abhängigkeit der ältesten Lyriker von Homer geht aus jeder Zeile hervor, die wir von ihnen besitzen und für die Tragiker waren Homers Gesänge die reiche Vorrathskammer. Der gewaltige Aeschylus nannte seine Tragödien Brosamen von dem großen Gastmahl Homers, und Sophokles wird als ein Schüler Homers bezeichnet. Wie aber für die griechische Poesie, so ist Homer eine Hauptquelle für jede von jenem begnadigten Volke geförderte Wissenschaft. Vor allem bildete er nach Inhalt und Form die Grundlage für Alterthumskunde und Geschichte.

Nicht umsonst hat man das Geschichtswerk Herodots eine große Epopöe genannt und Thucydides behandelt Homer in seiner berühmten Einleitung als eine glaubwürdige Geschichtsquelle. Und auch die Mythographen und Geographen, die Sophisten und Philosophen, die Rhetoren und Rhetoriker eigneten sich um die Wette den Vater der Dichter zu. Noch Seneka bezeugt, daß Stoiker und Epikureer, Peripatetiker und Akademiker ihre Lehren aus ihm begründen wollten. Homers Geist ist es, der uns wiederum in den Kunstschöpfungen der Griechen entgegentritt. Ja der blinde Dichter war den Griechen noch mehr. Seine Werke waren ihnen ein heiliges Buch, so viel, als den Juden und Christen die Bibel, als allen Culturvölkern ihre Religionsbücher. Alle ihre religiösen und sittlichen Anschauungen gründeten sich in letzter Linie auf Homer. Die Lebensbilder Homers waren leuchtende Vorbilder oder warnende Beispiele von tiefer sittlicher Wirkung, die homerischen Gnomen in aller Mund und Gedächtniß. Kein Wunder, wenn Homer auch die Grundlage der griechischen Jugendbildung war. Das erhellt aus der berühmten Stelle in Platos Protagoras c. XV, wornach Homer in den Elementarschulen gelesen wurde und von den Schülern viele homerische Stellen, welche das Lob berühmter Männer enthielten, auswendig gelernt werden mußten.

So war's bei den Griechen. Jedoch beschränkt sich die Wirkung der homerischen Gesänge keineswegs auf Griechenland. „Ilias und Odyssee", sagt Grimm, „sind so siegreich durch die Jahrhunderte gegangen und von allen Völkern aufgenommen worden, als bildeten sie einen Theil der eigenen Literatur, weil in Handlung und Rede nur die allgemein menschliche Natur zum Ausdruck kommt". Zuerst hob die Originalschönheit Homers bei den Römern einige empfängliche Gemüther, wie Aemilius Paullus, den jüngeren Scipio u. a. über das starre nüchterne Römerthum empor. Aus den Schriften Ciceros läßt sich eine ganze Sammlung

von Stellen anlegen, die er aus Homer übersetzt hat. Vor allem aber ist Vergil für die römische und die ganze mittelalterliche Welt das zauberhafte Medium geworden, durch das homerische Dichtungsart, wenn auch in getrübtem Strom, in viele Dichtergeister übergeleitet worden ist Vergils Geist führt nicht nur den genialen Dante durch die Reiche der anderen Welt Bojardo und Ariosto, Tasso und Heinrich von Veldeke, der Portugiese Camoens und Voltaires Henriade, wie auch der große britische Epiker Milton haben in Anlage und einzelnen dichterischen Motiven Vergil nachgeahmt. Uns Deutsche aber geht Homer insbesondere näher an. Mit Recht sagt Schreyer: „In mehr als einer Beziehung sind die homerischen Gedichte der Jungbrunnen gewesen, in welchem sich unsere altgewordene Poesie im vorigen Jahrhundert neu verjüngt und zu stolzestem Emporstreben gekräftigt hat". Lessing und Hegel, welche für die Entwicklung unserer Literatur und ästhetischen Wissenschaft so einflußreich gewesen sind, haben ihre Ansichten über die Poesie hauptsächlich auf homerische Technik, begründet. Für Goethe sind Homer, Shakespeare und das deutsche Volkslied die drei Schutz- und Lebensgeister der klassischen deutschen Literatur geworden. Die Vermählung deutscher Gemüthstiefe mit der vollendeten klassischen Form ist die große Frucht der Homerstudien Göthes. Unter denselben Einfluß stellte sich aber auch Schiller. Er las eine Zeit lang überhaupt keinen anderen Dichter als Homer. Und wenn er das Unvergängliche in den klassischen Werken mit der ganzen Tiefe seines Gemüthes erfaßt, mit der ganzen Kraft seiner Phantasie ausgestaltet und demselben seine seelenvollsten Töne abgelauscht hat, so ist ein großer Theil dieser Einwirkung Homer zuzuschreiben.

Was folgt aus dem Gesagten für unser Thema? Soll die Jugend an die Quellen der Bildung, in die hl. Lande griechischer Schönheit und Freiheit geführt werden, so muß sie vor allem mit Homer bekannt werden. Ist sie aber zu ihm in vertrautere Beziehung getreten, so hat sie einen

Schlüssel des Verständnisses gewonnen für die Epen der bedeutendsten Culturvölker, hat einen Grund gelegt für eine umfassende und gründliche allgemeine Bildung. Und ganz besonders für ein gründliches Verständniß unserer eigenen deutschen Literatur ist eine tüchtige sprachliche und ästhetische Schulung durch die Homerlektüre förderlich, ja nothwendig.

III.

Freilich nicht jeder Unterricht, nicht jede Lektüre Homers wird für die Jugend so reife Früchte bringen. So häufig steht man der Thatsache gegenüber, daß, abgesehen von den Philologen, alle andern, welche das Gymnasium durchlaufen, sobald sie die Maturitas erlangt haben, nichts Eiligeres zu thun wissen, als die gelesenen Klassiker, und mit ihnen auch Odyssee und Ilias, zu verkaufen oder in die Rumpelkammer zu werfen, aus welcher sie selten mehr hervorgezogen werden. Möglichst rasch sucht man alles zu vergessen, was doch Jahre lange Mühe und Arbeit gekostet. Woher diese Thatsache? Unser Verfasser deutet an einzelnen Stellen die Ursache an. Er hat, wo und wann er konnte, gebildete Herren nach ihrer Ansicht über Homer gefragt. Manche hat er gefunden, die sehr begeistert waren für den jugendfrischesten aller Dichter. Aber meist fügten sie bei, daß ihnen die Dichtung erst beim späteren Wiederlesen so ausnehmend gut gefallen habe. Nur sehr wenige äußerten ihre volle Befriedigung über die Behandlung in der Schule; manchem war der Lehrer zu trocken, den meisten verlor man zu viel Zeit mit den Formen und Partikeln. Stunde um Stunde verging mit diesen pedantischen Uebungen. Vom Inhalt der Dichtung und ihren Schönheiten war keine Rede. Da kann sich freilich keine Begeisterung entwickeln. Ebenso wenig wird die Jugend große Erfolge erzielen, wenn man schon am Gymnasium etwa homerische Kritik treiben würde, was ernstlich vorgeschlagen worden ist. Die wissenschaftliche Kritik gehört auf die Hochschule und es gibt kaum eine unseligere Ver-

frühung, als dieselbe in den Gymnasialunterricht herei
zuziehen. Wie schwankend und unsicher sind noch die E
gebnisse dieser Kritik! Was für einen Werth sollte es den
für den Unterricht haben, daß unreife Schüler das u
erquickliche Schauspiel sehen, wie seit hundert Jahren deutsc
Gründlichkeit mit so viel Mühe und Schweiß diesen Sisyphus
stein wälzt ohne Aussicht auf schließliche Einigung. D
Jugend ist ohnedies zum hochmüthigen Absprechen nur all
geneigt. Nie darf der Lehrer selbst diese bösen Geist
wecken, indem er so keck und mit so vielen Uebertreibunge
wie es von manchen Homerkritikern geschieht, vor seine
Schülern zu prunken sucht.

Glücklicherweise kann der Verfasser Mittheilungen üb
einen Umschwung in den Ansichten über die Aufgabe de
Gymnasien machen, der nur mit Freude zu begrüßen i
„Wenn das Griechische", schreibt er, „als frühestes Orga
des Geistes in seinen höchsten Bethätigungsweisen in B
tracht kommt, so hat es seinen Hauptwerth für die Jugend
bildung vor allem durch seine großartigen Literaturwerk
Der Werth desselben ist also ein anderer als der des Latei
ischen. In manchen Beziehungen ermöglicht nämlich da
Griechische keine so intensive logische Schulung wie d
Sprache des scharfsinnigsten Volkes, welches der Menschhe
Gesetz und Recht gegeben, die planmäßigste Weltbeherrschun
gelehrt und im öffentlichen Leben (Forum und Senat) g
zeigt hat, wie man seine Gedanken zum klarsten und schärfste
Ausdruck bringt. Leistet hierin das Lateinische das Höchst
so wäre nicht nöthig, noch eine zweite Sprache, das Griech
ische, mit viel Mühe zu erlernen, ebenfalls zum Zweck de
grammatisch-logischen Schulung. Was das Lateinische leiste
soll dem Griechischen nicht noch einmal zugemuthet werde
Die neuen Lehrpläne sprechen es bestimmt aus, daß d
Lektüre der hervorragenden griechischen Klassiker das Haup
ziel des griechischen Unterrichts sei, daß also das Erlerne
der Sprache nur als Mittel zu diesem Zweck erscheint'

Und bei der Lektüre selbst soll der Inhalt der griechischen Schriften und eine Geist und Gemüth bildende Durchdringung desselben die Hauptsache sein. Wie nun aber ist die Lektüre einzurichten, damit sie dieses Ziel erreiche und die Lektüre fruchtbringend mache? Für die Iliaslektüre gibt der Verfasser die Antwort.

IV.

Von dreifachem Gesichtspunkt aus ist die Ilias wichtig für die Jugendbildung: als Sprachdenkmal, als Dichterwerk, als Culturgemälde. Verfasser findet es für nothwendig auch von der Sprache Homers zu reden. Bei dem Werke eines großen Schriftstellers läßt sich Form und Inhalt so wenig trennen als bei einem Gemälde oder einer Bildsäule. Dem Studium der homerischen Sprache wohnt aber besonders für das Alter, in welchem man die Ilias liest, ein besonderer Bildungswerth inne.

Eine der augenfälligsten Eigenschaften dieser Sprache ist der außerordentliche Reichthum an Wörtern und Formen. Der Reichthum der homerischen Sprache entsteht aber dadurch, daß viele Worte von denselben Wurzeln gebildet sind. Durch Beschäftigung mit dieser Sprache wird daher am meisten die Fähigkeit ausgebildet, in den Wörtern rasch die Wurzeln zu sehen. Je weiter der Schüler in der Homerlektüre voranschreitet, um so mehr wird dies der Fall sein. Dann wird die Etymologie zu einem sehr geistbildenden Mittel. Die Schüler begnügen sich bei ihrer Vorbereitung sehr gerne damit, die eine Bedeutung zu notiren, welche sie an der betreffenden Stelle für die zutreffende halten. Schon das verlangt ein selbständiges Urtheil und ist geistbildend, wenn sich der Schüler dabei anstrengt. Aber er schneidet sich gleichsam aus einem Wurzelstock nur ein Schoß heraus und das bleibt für ihn ein todter Zweig. Mit der Erkenntniß der Grundbedeutung dagegen besitzt er den leben-

digen Wurzelstock selbst, aus dem er bei andern Stellen in seinem Geist neue Zweige aufwachsen lassen kann. Ein Geist, der diese Fähigkeit ausgebildet hat, wird vor allem auch in der eigenen Muttersprache, ich will nicht sagen, neue Worte bilden, aber er wird lernen, auch bei ihr auf die Anfänge und Wurzeln zurückzugehen und die Grundbedeutungen der Wörter zu erfassen und so der Gestaltungskraft derselben sich bewußt werden. Bekannt ist ja, wie bei allen Völkern die Sprache verlernt hat, der eigenen Ursprünge sich bewußt zu bleiben.

Von den Grundbedeutungen der Worte aus ist sodann eine vorzügliche sprachliche Schulung der fortgeschrittensten Gymnasisten möglich durch Beachtung der bildlichen Ausdrucksweise. Da gilt es, Freude an der Sprache, Gefühl und Phantasie zu wecken. Zweierlei Arten von Bildern sind zu unterscheiden; in der einen wird die Sinnenwelt vergeistigt, in der andern die geistige Welt versinnlicht. Bei der ersteren legen wir unser eigenes Herz und Gefühl in die leblose Welt hinein. In solcher Bildersprache sind dem alten Homer die modernen Dichter, besonders die Lyriker, weit überlegen. Viel häufiger sind dagegen beim Dichtervater und beim Vater der Geschichte, Herodot, die Bilder, in welchen wir der leblosen Natur ihr Bestes, ihre Kräfte, Formen, Bewegungen entnehmen, um das Geistige sinnenfällig zu machen. Solche Bilder sollten, wenn irgend möglich, auch im Deutschen festgehalten werden; denn da berühren sie uns nicht fremdartig, sondern heimatlich, indem sie die verblichene Anschaulichkeit unserer eigenen Sprache wieder auffrischen helfen. Solche Wendungen gebrauchen nicht bloß die Dichter. Jahrhunderte, ehe die bekannten Dichter kamen, hat der Sprachgeist des Volkes sie aufgenommen und nach ihrem Auftreten daran weiter gearbeitet, und so ist es gekommen, daß wir jetzt ganze Sätze bilden können, wo jedes Wort in übertragenem Sinne gebraucht ist. Ob wir Begriff sagen oder Erwägung oder Beschau-

lichkeit, in unzähligen Wörtern, welche Geistiges bezeichnen, liegt eine sinnenfällige Grundbedeutung. So mußte der menschliche Geist für die Sprache nach und nach die geistige Welt erobern. Aber durch den Gebrauch sind diese Worte gleich abgeschliffenen Münzen geworden, an denen man fast keine Prägung mehr erkennt Da ist nun die Gefahr vorhanden, daß die Münzen verwechselt werden, so daß die Sprache verschwommen wird, oder daß das Sprachgut geistlos und rein mechanisch um einander geschoben wird, daß man in todter Abstraktheit ohne jede Gemüth und Phantasie packende Frische und Anschaulichkeit schreibt. Davor soll nun namentlich die Jugend bewahrt werden, welche auf der Schwelle steht, wo man zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten übergeht. Die Schule soll daher zu einem bewußten Gebrauch solcher überlieferter Redensarten anleiten, zunächst bei der deutschen Lektüre, energischer aber bei der Uebersetzung aus fremder Sprache, am allermeisten beim Uebersetzen aus Herodot und Homer.

Ein besonderer Vorzug der homerischen Sprache ist sodann ihre große Einfachheit und Schlichtheit, und das ist wieder wichtig für die Jugendbildung. Die Schule hat sich ja nach und nach einen Jargon hochtrabender Ausdrücke angewöhnt; dieselben haben, wie alles Fremdartige, etwas Bestechendes für den jungen Menschen und drohen die einfachen, biederen, herzlichen Töne zu verdrängen. Da ist die Homerlektüre besonders geeignet, „die Schüler von den Stelzen herunterzuschrecken, auf welchen sie einhergehen."

Mit der Ursprünglichkeit und Sinnenfälligkeit der homerischen Sprache hängt ferner ihre große Klarheit zusammen. Durch Homer lernt man sich besonders an klare, scharfumrissene Vorstellungen und Begriffe gewöhnen. Die homerische, wie überhaupt die griechische Sprache läßt sich allerdings nicht mit soviel Nutzen für die Ordnung der Begriffe fruchtbar machen, wie das Lateinische. Für Aneignung klarer Begriffe und für die Bereicherung des Begriffsschatzes

dagegen ist die Homerlektüre so fruchtbar als irgend eine andere Schulung.

Wir können in diesen Blättern nicht auch noch davon reden, wie geistig anregend auch die durch die Etymologie gegebene Unterscheidung der vorkommenden Synonyma gemacht werden kann. Noch weniger kann auf die sprachgeschichtlichen Winke über die homerischen Flexionsformen, die Entwicklung der griechischen Satzlehre, die Entstehung des griechischen Satzgefüges in den Sprachen überhaupt, die Grundbedeutung der Casus, die freie Wortstellung bei Homer 2c. eingegangen werden. Verfasser will dadurch beim Schüler ein wissenschaftliches Erfassen der genetischen Entwicklung der Sprache anbahnen. Dem Fachmann sei verrathen, daß er auch hierüber einige Winke findet.

(Zweiter Artikel folgt.)

IXX.

Die Machtstellung des Centrums.

Von der Machtstellung des Centrums zu reden, ist gegenwärtig Mode. Wer hätte vor zwanzig Jahren, da die nationalliberale Partei auf der Höhe ihres Einflusses stand, ja wer hätte am 23. März des vorigen Jahres, da die Entrüstung über die dem Fürsten Bismarck durch die Schuld des Centrums verweigerte Ovation in hellen Flammen aufloderte, sich so etwas träumen lassen? Wäre es damals mit Resolutionen und Leitartikeln zu machen gewesen, das Centrum hätte von dem parlamentarischen Schauplatze verschwinden müssen, und soviel stand jedenfalls fest bei den Bismarckfreunden von rechts und links, daß das Schicksal des ultra-

montan-freisinniger Führung verfallenen Reichstags besiegelt sei, daß er seine totale Unfähigkeit bekunden und in kürzester Frist, beladen mit der Verachtung aller Wohlgesinnten, ein unrühmliches Ende nehmen werde.

Aber es kam anders, und in den Reihen der Conservativen und Nationalliberalen mag man längst eingesehen haben, daß der Aerger wieder einmal ein schlechter Rathgeber gewesen ist, und man einen ungeheueren politischen Fehler beging, als man auf die Betheiligung an der parlamentarischen Geschäftsführung verzichtete. Nicht ohne Sorge hat man hie und da in befreundeten Kreisen dem Uebergange des Präsidiums an das Centrum zugesehen. Man erinnerte sich, daß Windthorst stets der Meinung gewesen war, es sei dies für eine Partei, die nun doch einmal schlechterdings nicht zur Regierungspartei werden könne, kein erstrebenswerthes Ziel. Man fragte sich, ob es die protestantische Mehrheit ertragen werde, daß ein Katholik an der Spitze der deutschen Volksvertretung stehe? Ob das Centrum nicht gut thue, einen Anlaß herbeizuführen, um sich freiwillig von der ersten wieder auf die im Jahre 1879 zum ersten Male von dem Freiherrn von Franckenstein eingenommene zweite Stelle zurück zu ziehen? Der Gang der Ereignisse hat diese Sorgen und Zweifel, vorläufig wenigstens, verscheuchen müssen. Freiherr von Buol-Berenberg hat gezeigt, daß er fest im Sattel sitzt und den Zügel sicher zu führen weiß. Bei der Eröffnung des Kaiser-Wilhelms-Kanals und bei der Jubelfeier des Reichs im Anfang dieses Jahres hat er die ihm obliegenden Repräsentationspflichten in würdiger Weise erfüllt. Seiner Energie war es zu einem großen Theile zu verdanken, daß der Reichstag, allen Obstruktionsversuchen zum Trotz, bis tief in den Sommer zusammenblieb und das große Werk des bürgerlichen Gesetzbuches zu Ende brachte.

Und bei der Vollendung dieses großen Werks, bei der Begründung der Rechtseinheit, wodurch, wie seit zwanzig

Jahren verkündet wurde, die auf den Schlachtfeldern Frankreichs begründete Reichseinheit erst ihre Krönung finden sollte, war das Centrum, waren die ehemaligen Reichsfeinde par excellence die ausschlaggebende Partei! Aus solchen Händen mußte die deutsche Nation die Gaben in Empfang nehmen! Hatte das Centrum im vorigen Frühjahr die Spitze des Telegramms an Bismarck, durch welches Kaiser Wilhelm II. seine Entrüstung über den Reichstag aussprach, in erster Linie auf sich beziehen müssen, so hatte es nunmehr in erster Linie Anspruch auf den Dank und die Anerkennung, welche Fürst Hohenlohe in der Sitzung vom 2. Juli im Namen des Kaisers und der verbündeten Regierungen dem Reichstage für die außerordentliche Opferwilligkeit und Hingebung aussprach, mit welcher dieser das große Gesetzgebungswerk seiner Verabschiedung entgegengeführt habe.

Allem Anscheine nach hat man sich innerhalb der parlamentarischen Kreise mit Anstand in die veränderte Situation zu finden gewußt. Ist doch die Temperatur des hohen Hauses längst eine andere geworden, als sie vor zwanzig Jahren war, von der Glühhitze des Culturkampfes ist nichts mehr zu verspüren, der Kampfesruf gegen den Klerikalismus findet — bis auf Weiteres — in dem Parlamente kein Echo mehr. Auch in den größeren liberalen Zeitungen schien zu Anfang eine ruhigere Beurtheilung der Situation die Herrschaft zu führen. Die Kölnische Zeitung, das Hauptorgan des rheinischen Bourgeois-Liberalismus, deren natürliche Feindseligkeit gegen das Centrum durch die neuerdings eingegangenen Beziehungen mit officiellen Berliner Kreisen eine gewisse Einschränkung erfahren hat, brachte in ihrer Morgenausgabe vom 9. Juli einen Artikel mit der Aufschrift „Centrums-Politik", worin es hieß:

„Jedenfalls war das Centrum gut berathen, wenn es sich durch doctrinäre Quertreibereien nicht in der Taktik beirren ließ, als Träger einer besonnenen und praktischen Politik auf-

zutreten, die das Bessere nicht den Feind des Guten sein ließ. Dabei spielte noch ein sehr verständiger Beweggrund mit. Das Ansehen des deutschen Reichstages ist in den letzten Jahren im Niedergang begriffen, sein geistiges und sociales Niveau ist gesunken, das Zutrauen in seine gesetzgeberische Weisheit hat sich verflüchtigt. Bei der machtvollen Stellung nun, die das Centrum in der nationalen Volksvertretung auch äußerlich einnimmt, kann die Partei unmöglich wünschen, daß der Reichstag in der Werthschätzung der Nation mehr und mehr zum alten Eisen geworfen wird. Das Centrum gab sich also redlich Mühe, den ungünstigen Erwartungen, mit denen man diesen Reichstag begrüßt hatte, eine angenehme Enttäuschung folgen zu lassen. Daß das Centrum vorurtheilslos genug war, lieber mit den Nationalliberalen, als mit den haltlosen conservativen Trotzpolitikern zusammenzuarbeiten, beweist, wie fest und entschieden sein Wille darauf gerichtet ist, sich aus dem Reichstage den Befähigungsnachweis zu erkämpfen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei dieser klugen und anständigen Politik auch die Hoffnung mitspielte, auch die Regierung werde schließlich nicht umhin können, so trefflichen Leuten auf dem Gebiete ihrer besonderen Herzenswünsche durch Auslieferung der Schule an die Kirche, Rückberufung der Jesuiten, Bevorzugung ultramontaner Streber im Staatsdienste zu Willen zu sein. In der That hat die wohlerwogene Haltung des Centrums in weiteren Kreisen Befürchtung für die deutsche Geistesfreiheit erregt. Man meint, die warme Centrumssonne werde dem Wanderer den Mantel eher abschmeicheln, den die Centrumsstürme frühere Jahre nicht abtrotzen konnten. Eine gewisse Gefahr wird ja nach dieser Richtung immer bestehen . . . . Doch liegen keine Anzeichen vor, die eine schwächliche Haltung der Regierung erwarten lassen. Die Regierung kann unmöglich Lust haben, eine Partei besonders dafür zu entlohnen, daß sie ihre Pflicht gethan hat. Damit würde man eine Prämie auf den parlamentarischen Schacher setzen. ‚Weder überflüssige und verletzende Herausforderungen, noch compromittirende Zugeständnisse!‘ Das muß naturgemäß gegenüber dem Centrum die Losung einer Regierungs-Politik sein, die es nicht darauf anlegt, die Kreise der deutschen Bildung und den Protestantismus in die

Opposition zu treiben. Unter dieser Voraussetzung können wir uns ohne trübe Ahnungen der Thatsache freuen, daß in der Struktur der Centrumspartei sich unter dem wohlthätigen Einfluß ruhiger Zeiten leise eine Wandlung vollzieht, die dem Interesse der Nation und ihrer Volksvertretung entspricht."

Also keine Furcht bei den privilegirten Vertretern von „Bildung und Besitz!" Zwar ist das Centrum die ausschlaggebende Partei im Reichstag, wesentlich seinem Eintreten für die deutsche Rechtseinheit ist das Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuches zu verdanken, aber erstens hat sich in der Struktur der Partei — so behauptet wenigstens die Kölnische Zeitung — eine leise Aenderung vollzogen, und zweitens ist gar kein Grund anzunehmen, daß die Regierung — die Kölnische Zeitung sagt nicht, wen sie darunter versteht — dem Centrum auf dem persönlichen Gebiete oder nach der Seite seiner grundsätzlichen Forderungen irgendwelche Concessionen machen werde.

In ganz ähnlichen Gedankengängen bewegt sich der Rückblick auf die „sieben Monate Reichstagsarbeit", welchen die Münchener „Allg. Zeitung" in ihrer Nummer vom 5. Juli brachte. Hier wird mit großem Nachdruck constatirt, „daß der Verlauf und das Ende der parlamentarischen Behandlung des Bürgerlichen Gesetzbuchs, für die dem Reichstag von allerhöchster Stelle so warmer Dank gesagt wurde, im wesentlichen das Werk dieser „ausschlaggebenden„ Fraktion gewesen ist. Das Centrum hat den Vorsitz in der Reichstagskommission in Anspruch genommen und geführt, welcher der Entwurf speciell auf seinen Wunsch zur Vorberathung überwiesen wurde, es hat das Tempo der Berathungen bestimmt, hat von den verschiedenen denkbaren Compromissen dasjenige geschlossen, das nach der Lage der Dinge am leichtesten und sichersten zum Ziele führte, und hat endlich auch wesentlich mit für die Frequenz des Reichstags gesorgt, die eine Fortsetzung der Arbeiten in den Hochsommer hinein ermöglichte. Das sind politische Thaten, bei deren Aufzähl-

ung die Wortführer der Partei denn auch mit einem gewissen Recht sich in die Brust werfen (?) und für die — sei es mit ausdrücklichen Worten, sei es zwischen den Zeilen versteckt — auch eine Rechnung aufgemacht wird, die den verbündeten Regierungen bei passender Gelegenheit präsentirt werden soll.“ Frage man nun, „wie das überraschend positive Resultat des abgeschlossenen Sessionsabschnitts mit der nach allgemeinem Urtheil höchst unerfreulichen Zusammensetzung des gegenwärtigen Reichstags psychologisch in Einklang zu bringen“ sei, so habe man einfach die Thatsache zu constatiren, „daß der starke Wille des Centrums, seine Brauchbarkeit als Stütze der Regierungspolitik zur Anerkennung zu bringen und den Nachweis zu liefern, daß es recht wohl im Stande sei, den verbündeten Regierungen einen gedeihlichen Fortschritt der politischen Arbeit zu garantiren, alle objektiven Hindernisse siegreich hinweggeräumt und eine parlamentarische Situation geschaffen hat, die sich der Vollendung eines großen nationalen Gesetzgebungswerkes wesentlich günstiger erweisen mußte, als diejenige, die etwa eine knappe Cartellmehrheit hätte schaffen und bieten können, zumal bei der durch die agrarischen Wirren so ungünstig beeinflußten, außerordentlich unsicheren Haltung der größten ‚Cartellpartei‘, der conservativen. Die politische Bedeutung dieses Befähigungsnachweises zu verkennen, wäre thöricht und verhängnißvoll; den Regierungen zuzumuthen, daß sie ihr und ihren Consequenzen gegenüber die Augen völlig verschließen, wäre eine mit der Nüchternheit realpolitischer Erwägungen ganz unverträgliche Anmaßung; dem Centrum alle patriotischen Motive für seine Haltung streitig zu machen und zu leugnen, daß es von der Größe der dem Reichstag gestellten Aufgabe irgend etwas verspürt habe, wäre engherzig und ungerecht. Aber der Hinweis darauf, daß es Erwägungen berechnender Taktik in aller erster Linie gewesen sind, welche die Politik des Centrums gegenüber dem großen Gesetzgebungswerke bestimmt haben, und daß es eine Ungeheuerlichkeit wäre,

meinen damit wohl genau in Goethes reinen Pfaden zu steigen (das meint besonders Semler) — welcher Irrthum! Goethe wußte recht gut und erfuhr es tief, daß alles, was das Diesseits gut und schön machen kann, das ist, was aus dem Jenseits in das Diesseits hereinragt. Er wußte es von Herder, von dem er den Ausdruck annahm, daß wir zwischen zwei Welten wandeln und unsern Pfad durch's Dickicht zu suchen haben."

In dritter Linie wendet sich der Verf. dem Bestreben Herbarts und der Herbartianer zu, Homer zur Grundlage des Anfangsunterrichts im Griechischen zu machen, weil er ein so altes Culturbild biete. In seiner Vorrede zu Dissens „kurzer Anleitung für Erzieher, die Odyssee mit Knaben zu lesen" 1809 meint Herbart selbst, der Gegenstand der Betrachtung stehe zu tief, wenn Jünglinge, die schon in der heutigen Culturwelt vorwärts streben, in Ithaka und Troja aufgehalten werden. Er weist darauf hin, daß auch Knaben ihre Perioden haben, wo sie sich in Zweikämpfen üben, Krieg spielen und Batterien bauen. Das ist gewiß wahr, folgt aber daraus, daß die Ilias die rechte Lektüre für Knaben sei? Wir wollen von der Sprache gar nicht reden. Aber das Culturbild der Ilias, auf das die Herbartianer ein übermäßiges Gewicht legen, kann doch unmöglich seinen Hauptwerth darin haben, daß es Knaben anregt, wie homerische Helden Zweikämpfe mit einander zu führen.

Tiefer begründet sieht die Forderung aus, wenn man sich auf Goethes Ausspruch beruft, der einmal sagt: Wenn auch die Welt im Gewöhnlichen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltcultur durchmachen — und wenn man auf Grund dieser Analogie zwischen der individuellen und generellen menschlichen Entwicklung schließt: weil Homer in der Geschichte der menschlichen Culturentwicklung eine so frühe Stufe einnimmt, müsse er auch für die geistige Schulung

der Einzelnen früh verwendet werden. Das thut z. B. Tuiskon Ziller in seiner „Grundlegung zur Lehre vom erziehenden Unterricht", 2. Aufl., S. 156. Er verlangt, daß der Zögling, indem er die seiner eigenen Entwicklung entsprechenden Hauptmomente in der uns bekannten Entwicklung des Menschengeschlechts durchläuft, den Gesammtgewinn der allgemeinen menschlichen Bildung erwerbe und mit der ganzen Fülle menschlicher Gesinnungsverhältnisse bekannt gemacht werden soll. Er meint daher, daß für den Gedankenkreis eines für die gelehrte Bildung bestimmten Knaben im 9. und 10. Jahr kein literarisches Erzeugniß der alten Welt so angemessen sei, als die Erzählung der Odyssee. „Die bisherigen Entwicklungsstufen (des Menschengeschlechts)", sagt er an anderer Stelle, „sind dieselben, die jeder Einzelne durchmachen muß." Man könnte geradezu meinen, die Häckel'sche Entwicklungstheorie werde auf die geistige Entwicklung übertragen. Aber, wo zeigt denn die menschliche Culturentwicklung einen so stetigen und ebenmäßigen Gang, wie ihn eine gesunde Entwicklung des Einzelnen durchmachen muß? Und warum ist gar keine Rücksicht darauf genommen, daß die Entwicklung der Menschheit bezüglich der verschiedenen Culturgebiete sehr ungleich ist? Bei der materiellen Cultur, welche hauptsächlich durch Erfindungen und Entdeckungen gefördert wird, bauen immer die folgenden Geschlechter auf den Errungenschaften der vorausgehenden auf, große Sprünge werden da nicht gemacht. Auf dem Gebiete der Dichtkunst dagegen konnte vor Jahrtausenden eine phänomenale Dichternatur schon die höchsten sittlichen Probleme und die tiefsten und ewig wahren Gefühle der Menschenbrust zu einer für alle Zeiten mustergiltigen Darstellung bringen, und wenn das von Homer geschehen ist, so ist er der rechte Dichter für das Lebensalter, welches dafür am empfänglichsten ist — und das sind nicht zehnjährige Knaben.

II.

Hat nun der Dichtervater trotzdem einen Werth für die Jugenderziehung? Welches ist dieser Werth?

Auf der berühmten Erzplatte des Archelaus aus der Zeit des Tiberius, welche sich jetzt im britischen Museum befindet, ist die Apotheose Homers dargestellt. Der Dichter wird von Chronos und Oekumene gekrönt. So lange es eine Zeit und eine bewohnte Erde gibt, wird sein Ruhmeskranz nicht erbleichen. „Er ist der Vater der gesammten europäischen höheren Bildung.“ „Die ganze Literatur baut auf ihm auf.“ Für Griechenland aber sind die homerischen Gesänge zur wahren Schule geworden, welche sich bis auf sehr späte Zeiten in Blüthe erhielt. Mit Recht sagt Herder: „Der griechische Geschmack, Kunst, Dichtkunst und Weisheit ist dem Homer und seinen Homeriden fast alles schuldig geworden; dort sind die Keime zu einer großen, blühenden Pflanzung: die Ehre des ganzen griechischen Stammes sproßt aus seinen Gesängen.“ Zunächst wurden die homerischen Gedichte, und besonders die Ilias das Muster für die griechische Poesie, in erster Linie für die epische. „Die Ilias ragt wie ein Riesenbaum empor, aus dessen Samen neue epische Dichtungen geschützt von seinem gewaltigen Laubdach ringsum aufschossen“ (Meyer). Diese epischen Dichtungen aber schlossen die Keime jeder anderen Dichtung und Wissenschaft in sich. Die Abhängigkeit der ältesten Lyriker von Homer geht aus jeder Zeile hervor, die wir von ihnen besitzen und für die Tragiker waren Homers Gesänge die reiche Vorrathskammer. Der gewaltige Aeschylus nannte seine Tragödien Brosamen von dem großen Gastmahl Homers, und Sophokles wird als ein Schüler Homers bezeichnet. Wie aber für die griechische Poesie, so ist Homer eine Hauptquelle für jede von jenem begnadigten Volke geförderte Wissenschaft. Vor allem bildete er nach Inhalt und Form die Grundlage für Alterthumskunde und Geschichte.

Nicht umsonst hat man das Geschichtswerk Herodots eine große Epopöe genannt und Thucydides behandelt Homer in seiner berühmten Einleitung als eine glaubwürdige Geschichtsquelle. Und auch die Mythographen und Geographen, die Sophisten und Philosophen, die Rhetoren und Rhetoriker eigneten sich um die Wette den Vater der Dichter zu. Noch Seneca bezeugt, daß Stoiker und Epikureer, Peripatetiker und Akademiker ihre Lehren aus ihm begründen wollten. Homers Geist ist es, der uns wiederum in den Kunstschöpfungen der Griechen entgegentritt. Ja der blinde Dichter war den Griechen noch mehr. Seine Werke waren ihnen ein heiliges Buch, so viel, als den Juden und Christen die Bibel, als allen Culturvölkern ihre Religionsbücher. Alle ihre religiösen und sittlichen Anschauungen gründeten sich in letzter Linie auf Homer. Die Lebensbilder Homers waren leuchtende Vorbilder oder warnende Beispiele von tiefer sittlicher Wirkung, die homerischen Gnomen in aller Mund und Gedächtniß. Kein Wunder, wenn Homer auch die Grundlage der griechischen Jugendbildung war. Das erhellt aus der berühmten Stelle in Platos Protagoras c. XV, wornach Homer in den Elementarschulen gelesen wurde und von den Schülern viele homerische Stellen, welche das Lob berühmter Männer enthielten, auswendig gelernt werden mußten.

So war's bei den Griechen. Jedoch beschränkt sich die Wirkung der homerischen Gesänge keineswegs auf Griechenland. „Ilias und Odyssee", sagt Grimm, „sind so siegreich durch die Jahrhunderte gegangen und von allen Völkern aufgenommen worden, als bildeten sie einen Theil der eigenen Literatur, weil in Handlung und Rede nur die allgemein menschliche Natur zum Ausdruck kommt". Zuerst hob die Originalschönheit Homers bei den Römern einige empfängliche Gemüther, wie Aemilius Paullus, den jüngeren Scipio u. a. über das starre nüchterne Römerthum empor. Aus den Schriften Ciceros läßt sich eine ganze Sammlung

von Stellen anlegen, die er aus Homer übersetzt hat. Vor allem aber ist Vergil für die römische und die ganze mittelalterliche Welt das zauberhafte Medium geworden, durch das homerische Dichtungsart, wenn auch in getrübtem Strom, in viele Dichtergeister übergeleitet worden ist Vergils Geist führt nicht nur den genialen Dante durch die Reiche der anderen Welt Bojardo und Ariosto, Tasso und Heinrich von Veldeke, der Portugiese Camoens und Voltaires Henriade, wie auch der große britische Epiker Milton haben in Anlage und einzelnen dichterischen Motiven Vergil nachgeahmt. Uns Deutsche aber geht Homer insbesondere näher an. Mit Recht sagt Schreyer: „In mehr als einer Beziehung sind die homerischen Gedichte der Jungbrunnen gewesen, in welchem sich unsere altgewordene Poesie im vorigen Jahrhundert neu verjüngt und zu stolzestem Emporstreben gekräftigt hat". Lessing und Hegel, welche für die Entwicklung unserer Literatur und ästhetischen Wissenschaft so einflußreich gewesen sind, haben ihre Ansichten über die Poesie hauptsächlich auf homerische Technik begründet. Für Goethe sind Homer, Shakespeare und das deutsche Volkslied die drei Schutz- und Lebensgeister der klassischen deutschen Literatur geworden. Die Vermählung deutscher Gemüthstiefe mit der vollendeten klassischen Form ist die große Frucht der Homerstudien Göthes. Unter denselben Einfluß stellte sich aber auch Schiller. Er las eine Zeit lang überhaupt keinen anderen Dichter als Homer. Und wenn er das Unvergängliche in den klassischen Werken mit der ganzen Tiefe seines Gemüthes erfaßt, mit der ganzen Kraft seiner Phantasie ausgestaltet und demselben seine seelenvollsten Töne abgelauscht hat, so ist ein großer Theil dieser Einwirkung Homer zuzuschreiben.

Was folgt aus dem Gesagten für unser Thema? Soll die Jugend an die Quellen der Bildung, in die hl. Lande griechischer Schönheit und Freiheit geführt werden, so muß sie vor allem mit Homer bekannt werden. Ist sie aber zu ihm in vertrautere Beziehung getreten, so hat sie einen

Schlüssel des Verständnisses gewonnen für die Epen der bedeutendsten Culturvölker, hat einen Grund gelegt für eine umfassende und gründliche allgemeine Bildung. Und ganz besonders für ein gründliches Verständniß unserer eigenen deutschen Literatur ist eine tüchtige sprachliche und ästhetische Schulung durch die Homerlektüre förderlich, ja nothwendig.

III.

Freilich nicht jeder Unterricht, nicht jede Lektüre Homers wird für die Jugend so reife Früchte bringen. So häufig steht man der Thatsache gegenüber, daß, abgesehen von den Philologen, alle andern, welche das Gymnasium durchlaufen, sobald sie die Maturitas erlangt haben, nichts Eiligeres zu thun wissen, als die gelesenen Klassiker, und mit ihnen auch Odyssee und Ilias, zu verkaufen oder in die Rumpelkammer zu werfen, aus welcher sie selten mehr hervorgezogen werden. Möglichst rasch sucht man alles zu vergessen, was doch Jahre lange Mühe und Arbeit gekostet. Woher diese Thatsache? Unser Verfasser deutet an einzelnen Stellen die Ursache an. Er hat, wo und wann er konnte, gebildete Herren nach ihrer Ansicht über Homer gefragt. Manche hat er gefunden, die sehr begeistert waren für den jugendfrischesten aller Dichter. Aber meist fügten sie bei, daß ihnen die Dichtung erst beim späteren Wiederlesen so ausnehmend gut gefallen habe. Nur sehr wenige äußerten ihre volle Befriedigung über die Behandlung in der Schule; manchem war der Lehrer zu trocken, den meisten verlor man zu viel Zeit mit den Formen und Partikeln. Stunde um Stunde verging mit diesen pedantischen Uebungen. Vom Inhalt der Dichtung und ihren Schönheiten war keine Rede. Da kann sich freilich keine Begeisterung entwickeln. Ebenso wenig wird die Jugend große Erfolge erzielen, wenn man schon am Gymnasium etwa homerische Kritik treiben würde, was ernstlich vorgeschlagen worden ist. Die wissenschaftliche Kritik gehört auf die Hochschule und es gibt kaum eine unseligere Ver-

frühung, als dieselbe in den Gymnasialunterricht hereinzuziehen. Wie schwankend und unsicher sind noch die Ergebnisse dieser Kritik! Was für einen Werth sollte es denn für den Unterricht haben, daß unreife Schüler das unerquickliche Schauspiel sehen, wie seit hundert Jahren deutsche Gründlichkeit mit so viel Mühe und Schweiß diesen Sisyphusstein wälzt ohne Aussicht auf schließliche Einigung. Die Jugend ist ohnedies zum hochmüthigen Absprechen nur allzu geneigt. Nie darf der Lehrer selbst diese bösen Geister wecken, indem er so keck und mit so vielen Uebertreibungen, wie es von manchen Homerkritikern geschieht, vor seinen Schülern zu prunken sucht.

Glücklicherweise kann der Verfasser Mittheilungen über einen Umschwung in den Ansichten über die Aufgabe der Gymnasien machen, der nur mit Freude zu begrüßen ist. „Wenn das Griechische", schreibt er, „als frühestes Organ des Geistes in seinen höchsten Bethätigungsweisen in Betracht kommt, so hat es seinen Hauptwerth für die Jugendbildung vor allem durch seine großartigen Literaturwerke. Der Werth desselben ist also ein anderer als der des Lateinischen. In manchen Beziehungen ermöglicht nämlich das Griechische keine so intensive logische Schulung wie die Sprache des scharfsinnigsten Volkes, welches der Menschheit Gesetz und Recht gegeben, die planmäßigste Weltbeherrschung gelehrt und im öffentlichen Leben (Forum und Senat) gezeigt hat, wie man seine Gedanken zum klarsten und schärfsten Ausdruck bringt. Leistet hierin das Lateinische das Höchste, so wäre nicht nöthig, noch eine zweite Sprache, das Griechische, mit viel Mühe zu erlernen, ebenfalls zum Zweck der grammatisch-logischen Schulung. Was das Lateinische leistet, soll dem Griechischen nicht noch einmal zugemuthet werden. Die neuen Lehrpläne sprechen es bestimmt aus, daß die Lektüre der hervorragenden griechischen Klassiker das Hauptziel des griechischen Unterrichts sei, daß also das Erlernen der Sprache nur als Mittel zu diesem Zweck erscheint".

Und bei der Lektüre selbst soll der Inhalt der griechischen Schriften und eine Geist und Gemüth bildende Durchdringung desselben die Hauptsache sein. Wie nun aber ist die Lektüre einzurichten, damit sie dieses Ziel erreiche und die Lektüre fruchtbringend mache? Für die Iliaslektüre gibt der Verfasser die Antwort.

IV.

Von dreifachem Gesichtspunkt aus ist die Ilias wichtig für die Jugendbildung: als Sprachdenkmal, als Dichterwerk, als Culturgemälde. Verfasser findet es für nothwendig auch von der Sprache Homers zu reden. Bei dem Werke eines großen Schriftstellers läßt sich Form und Inhalt so wenig trennen als bei einem Gemälde oder einer Bildsäule. Dem Studium der homerischen Sprache wohnt aber besonders für das Alter, in welchem man die Ilias liest, ein besonderer Bildungswerth inne.

Eine der augenfälligsten Eigenschaften dieser Sprache ist der außerordentliche Reichthum an Wörtern und Formen. Der Reichthum der homerischen Sprache entsteht aber dadurch, daß viele Worte von denselben Wurzeln gebildet sind. Durch Beschäftigung mit dieser Sprache wird daher am meisten die Fähigkeit ausgebildet, in den Wörtern rasch die Wurzeln zu sehen. Je weiter der Schüler in der Homerlektüre voranschreitet, um so mehr wird dies der Fall sein. Dann wird die Etymologie zu einem sehr geistbildenden Mittel. Die Schüler begnügen sich bei ihrer Vorbereitung sehr gerne damit, die eine Bedeutung zu notiren, welche sie an der betreffenden Stelle für die zutreffende halten. Schon das verlangt ein selbständiges Urtheil und ist geistbildend, wenn sich der Schüler dabei anstrengt. Aber er schneidet sich gleichsam aus einem Wurzelstock nur ein Schoß heraus und das bleibt für ihn ein todter Zweig. Mit der Erkenntniß der Grundbedeutung dagegen besitzt er den leben-

digen Wurzelstock selbst, aus dem er bei andern Stellen in seinem Geist neue Zweige aufwachsen lassen kann. Ein Geist, der diese Fähigkeit ausgebildet hat, wird vor allem auch in der eigenen Muttersprache, ich will nicht sagen, neue Worte bilden, aber er wird lernen, auch bei ihr auf die Anfänge und Wurzeln zurückzugehen und die Grundbedeutungen der Wörter zu erfassen und so der Gestaltungskraft derselben sich bewußt werden. Bekannt ist ja, wie bei allen Völkern die Sprache verlernt hat, der eigenen Ursprünge sich bewußt zu bleiben.

Von den Grundbedeutungen der Worte aus ist sodann eine vorzügliche sprachliche Schulung der fortgeschrittensten Gymnasisten möglich durch Beachtung der bildlichen Ausdrucksweise. Da gilt es, Freude an der Sprache, Gefühl und Phantasie zu wecken. Zweierlei Arten von Bildern sind zu unterscheiden; in der einen wird die Sinnenwelt vergeistigt, in der andern die geistige Welt versinnlicht. Bei der ersteren legen wir unser eigenes Herz und Gefühl in die leblose Welt hinein. In solcher Bildersprache sind dem alten Homer die modernen Dichter, besonders die Lyriker, weit überlegen. Viel häufiger sind dagegen beim Dichtervater und beim Vater der Geschichte, Herodot, die Bilder, in welchen wir der leblosen Natur ihr Bestes, ihre Kräfte, Formen, Bewegungen entnehmen, um das Geistige sinnenfällig zu machen. Solche Bilder sollten, wenn irgend möglich, auch im Deutschen festgehalten werden; denn da berühren sie uns nicht fremdartig, sondern heimatlich, indem sie die verblichene Anschaulichkeit unserer eigenen Sprache wieder auffrischen helfen. Solche Wendungen gebrauchen nicht bloß die Dichter. Jahrhunderte, ehe die bekannten Dichter kamen, hat der Sprachgeist des Volkes sie aufgenommen und nach ihrem Auftreten daran weiter gearbeitet, und so ist es gekommen, daß wir jetzt ganze Sätze bilden können, wo jedes Wort in übertragenem Sinne gebraucht ist. Ob wir Begriff sagen oder Erwägung oder Beschau-

lichkeit, in unzähligen Wörtern, welche Geistiges bezeichnen, liegt eine sinnenfällige Grundbedeutung. So mußte der menschliche Geist für die Sprache nach und nach die geistige Welt erobern. Aber durch den Gebrauch sind diese Worte gleich abgeschliffenen Münzen geworden, an denen man fast keine Prägung mehr erkennt Da ist nun die Gefahr vorhanden, daß die Münzen verwechselt werden, so daß die Sprache verschwommen wird, oder daß das Sprachgut geistlos und rein mechanisch um einander geschoben wird, daß man in todter Abstraktheit ohne jede Gemüth und Phantasie packende Frische und Anschaulichkeit schreibt. Davor soll nun namentlich die Jugend bewahrt werden, welche auf der Schwelle steht, wo man zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten übergeht. Die Schule soll daher zu einem bewußten Gebrauch solcher überlieferter Redensarten anleiten, zunächst bei der deutschen Lektüre, energischer aber bei der Uebersetzung aus fremder Sprache, am allermeisten beim Uebersetzen aus Herodot und Homer.

Ein besonderer Vorzug der homerischen Sprache ist sodann ihre große Einfachheit und Schlichtheit, und das ist wieder wichtig für die Jugendbildung. Die Schule hat sich ja nach und nach einen Jargon hochtrabender Ausdrücke angewöhnt; dieselben haben, wie alles Fremdartige, etwas Bestechendes für den jungen Menschen und drohen die einfachen, biederen, herzlichen Töne zu verdrängen. Da ist die Homerlektüre besonders geeignet, „die Schüler von den Stelzen herunterzuschrecken, auf welchen sie einhergehen.“

Mit der Ursprünglichkeit und Sinnenfälligkeit der homerischen Sprache hängt ferner ihre große Klarheit zusammen. Durch Homer lernt man sich besonders an klare, scharfumrissene Vorstellungen und Begriffe gewöhnen. Die homerische, wie überhaupt die griechische Sprache läßt sich allerdings nicht mit soviel Nutzen für die Ordnung der Begriffe fruchtbar machen, wie das Lateinische. Für Aneignung klarer Begriffe und für die Bereicherung des Begriffsschatzes

dagegen ist die Homerlektüre so fruchtbar als irgend eine andere Schulung.

Wir können in diesen Blättern nicht auch noch davon reden, wie geistig anregend auch die durch die Etymologie gegebene Unterscheidung der vorkommenden Synonyma gemacht werden kann. Noch weniger kann auf die sprachgeschichtlichen Winke über die homerischen Flexionsformen, die Entwicklung der griechischen Satzlehre, die Entstehung des griechischen Satzgefüges in den Sprachen überhaupt, die Grundbedeutung der Casus, die freie Wortstellung bei Homer 2c. eingegangen werden. Verfasser will dadurch beim Schüler ein wissenschaftliches Erfassen der genetischen Entwicklung der Sprache anbahnen. Dem Fachmann sei verrathen, daß er auch hierüber einige Winke findet.

(Zweiter Artikel folgt.)

IXX.

Die Machtstellung des Centrums.

Von der Machtstellung des Centrums zu reden, ist gegenwärtig Mode. Wer hätte vor zwanzig Jahren, da die nationalliberale Partei auf der Höhe ihres Einflusses stand, ja wer hätte am 23. März des vorigen Jahres, da die Entrüstung über die dem Fürsten Bismarck durch die Schuld des Centrums verweigerte Ovation in hellen Flammen aufloderte, sich so etwas träumen lassen? Wäre es damals mit Resolutionen und Leitartikeln zu machen gewesen, das Centrum hätte von dem parlamentarischen Schauplatze verschwinden müssen, und soviel stand jedenfalls fest bei den Bismarckfreunden von rechts und links, daß das Schicksal des ultra-

montan-freisinniger Führung verfallenen Reichstags besiegelt sei, daß er seine totale Unfähigkeit bekunden und in kürzester Frist, beladen mit der Verachtung aller Wohlgesinnten, ein unrühmliches Ende nehmen werde.

Aber es kam anders, und in den Reihen der Conservativen und Nationalliberalen mag man längst eingesehen haben, daß der Aerger wieder einmal ein schlechter Rathgeber gewesen ist, und man einen ungeheueren politischen Fehler beging, als man auf die Betheiligung an der parlamentarischen Geschäftsführung verzichtete. Nicht ohne Sorge hat man hie und da in befreundeten Kreisen dem Uebergange des Präsidiums an das Centrum zugesehen. Man erinnerte sich, daß Windthorst stets der Meinung gewesen war, es sei dies für eine Partei, die nun doch einmal schlechterdings nicht zur Regierungspartei werden könne, kein erstrebenswerthes Ziel. Man fragte sich, ob es die protestantische Mehrheit ertragen werde, daß ein Katholik an der Spitze der deutschen Volksvertretung stehe? Ob das Centrum nicht gut thue, einen Anlaß herbeizuführen, um sich freiwillig von der ersten wieder auf die im Jahre 1879 zum ersten Male von dem Freiherrn von Franckenstein eingenommene zweite Stelle zurück zu ziehen? Der Gang der Ereignisse hat diese Sorgen und Zweifel, vorläufig wenigstens, verscheuchen müssen. Freiherr von Buol-Berenberg hat gezeigt, daß er fest im Sattel sitzt und den Zügel sicher zu führen weiß. Bei der Eröffnung des Kaiser-Wilhelms-Kanals und bei der Jubelfeier des Reichs im Anfang dieses Jahres hat er die ihm obliegenden Repräsentationspflichten in würdiger Weise erfüllt. Seiner Energie war es zu einem großen Theile zu verdanken, daß der Reichstag, allen Obstruktionsversuchen zum Trotz, bis tief in den Sommer zusammenblieb und das große Werk des bürgerlichen Gesetzbuches zu Ende brachte.

Und bei der Vollendung dieses großen Werks, bei der Begründung der Rechtseinheit, wodurch, wie seit zwanzig

Jahren verkündet wurde, die auf den Schlachtfeldern Frankreichs begründete Reichseinheit erst ihre Krönung finden sollte, war das Centrum, waren die ehemaligen Reichsfeinde par excellence die ausschlaggebende Partei! Aus solchen Händen mußte die deutsche Nation die Gaben in Empfang nehmen! Hatte das Centrum im vorigen Frühjahr die Spitze des Telegramms an Bismarck, durch welches Kaiser Wilhelm II. seine Entrüstung über den Reichstag aussprach, in erster Linie auf sich beziehen müssen, so hatte es nunmehr in erster Linie Anspruch auf den Dank und die Anerkennung, welche Fürst Hohenlohe in der Sitzung vom 2. Juli im Namen des Kaisers und der verbündeten Regierungen dem Reichstage für die außerordentliche Opferwilligkeit und Hingebung aussprach, mit welcher dieser das große Gesetzgebungswerk seiner Verabschiedung entgegengeführt habe.

Allem Anscheine nach hat man sich innerhalb der parlamentarischen Kreise mit Anstand in die veränderte Situation zu finden gewußt. Ist doch die Temperatur des hohen Hauses längst eine andere geworden, als sie vor zwanzig Jahren war, von der Glühhitze des Culturkampfes ist nichts mehr zu verspüren, der Kampfesruf gegen den Klerikalismus findet — bis auf Weiteres — in dem Parlamente kein Echo mehr. Auch in den größeren liberalen Zeitungen schien zu Anfang eine ruhigere Beurtheilung der Situation die Herrschaft zu führen. Die Kölnische Zeitung, das Hauptorgan des rheinischen Bourgeois-Liberalismus, deren natürliche Feindseligkeit gegen das Centrum durch die neuerdings eingegangenen Beziehungen mit officiellen Berliner Kreisen eine gewisse Einschränkung erfahren hat, brachte in ihrer Morgenausgabe vom 9. Juli einen Artikel mit der Aufschrift „Centrums-Politik", worin es hieß:

„Jedenfalls war das Centrum gut berathen, wenn es sich durch doctrinäre Quertreibereien nicht in der Taktik beirren ließ, als Träger einer besonnenen und praktischen Politik auf-

zutreten, die das Bessere nicht den Feind des Guten sein ließ. Dabei spielte noch ein sehr verständiger Beweggrund mit. Das Ansehen des deutschen Reichstages ist in den letzten Jahren im Niedergang begriffen, sein geistiges und sociales Niveau ist gesunken, das Zutrauen in seine gesetzgeberische Weisheit hat sich verflüchtigt. Bei der machtvollen Stellung nun, die das Centrum in der nationalen Volksvertretung auch äußerlich einnimmt, kann die Partei unmöglich wünschen, daß der Reichstag in der Werthschätzung der Nation mehr und mehr zum alten Eisen geworfen wird. Das Centrum gab sich also redlich Mühe, den ungünstigen Erwartungen, mit denen man diesen Reichstag begrüßt hatte, eine angenehme Enttäuschung folgen zu lassen. Daß das Centrum vorurtheilslos genug war, lieber mit den Nationalliberalen, als mit den haltlosen conservativen Trotzpolitikern zusammenzuarbeiten, beweist, wie fest und entschieden sein Wille darauf gerichtet ist, sich aus dem Reichstage den Befähigungsnachweis zu erkämpfen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß bei dieser klugen und anständigen Politik auch die Hoffnung mitspielte, auch die Regierung werde schließlich nicht umhin können, so trefflichen Leuten auf dem Gebiete ihrer besonderen Herzenswünsche durch Auslieferung der Schule an die Kirche, Rückberufung der Jesuiten, Bevorzugung ultramontaner Streber im Staatsdienste zu Willen zu sein. In der That hat die wohlerwogene Haltung des Centrums in weiteren Kreisen Befürchtung für die deutsche Geistesfreiheit erregt. Man meint, die warme Centrumssonne werde dem Wanderer den Mantel eher abschmeicheln, den die Centrumsstürme frühere Jahre nicht abtrotzen konnten. Eine gewisse Gefahr wird ja nach dieser Richtung immer bestehen . . . . Doch liegen keine Anzeichen vor, die eine schwächliche Haltung der Regierung erwarten lassen. Die Regierung kann unmöglich Lust haben, eine Partei besonders dafür zu entlohnen, daß sie ihre Pflicht gethan hat. Damit würde man eine Prämie auf den parlamentarischen Schacher setzen. ‚Weder überflüssige und verletzende Herausforderungen, noch compromittirende Zugeständnisse!‘ Das muß naturgemäß gegenüber dem Centrum die Losung einer Regierungs-Politik sein, die es nicht darauf anlegt, die Kreise der deutschen Bildung und den Protestantismus in die

Opposition zu treiben. Unter dieser Voraussetzung können wir uns ohne trübe Ahnungen der Thatsache freuen, daß in der Struktur der Centrumspartei sich unter dem wohlthätigen Einfluß ruhiger Zeiten leise eine Wandlung vollzieht, die dem Interesse der Nation und ihrer Volksvertretung entspricht."

Also keine Furcht bei den privilegirten Vertretern von „Bildung und Besitz!" Zwar ist das Centrum die ausschlaggebende Partei im Reichstag, wesentlich seinem Eintreten für die deutsche Rechtseinheit ist das Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuches zu verdanken, aber erstens hat sich in der Struktur der Partei — so behauptet wenigstens die Kölnische Zeitung — eine leise Aenderung vollzogen, und zweitens ist gar kein Grund anzunehmen, daß die Regierung — die Kölnische Zeitung sagt nicht, wen sie darunter versteht — dem Centrum auf dem persönlichen Gebiete oder nach der Seite seiner grundsätzlichen Forderungen irgendwelche Concessionen machen werde.

In ganz ähnlichen Gedankengängen bewegt sich der Rückblick auf die „sieben Monate Reichstagsarbeit", welchen die Münchener „Allg. Zeitung" in ihrer Nummer vom 5. Juli brachte. Hier wird mit großem Nachdruck constatirt, „daß der Verlauf und das Ende der parlamentarischen Behandlung des Bürgerlichen Gesetzbuchs, für die dem Reichstag von allerhöchster Stelle so warmer Dank gesagt wurde, im wesentlichen das Werk dieser „ausschlaggebenden„ Fraktion gewesen ist. Das Centrum hat den Vorsitz in der Reichstagskommission in Anspruch genommen und geführt, welcher der Entwurf speciell auf seinen Wunsch zur Vorberathung überwiesen wurde, es hat das Tempo der Berathungen bestimmt, hat von den verschiedenen denkbaren Compromissen dasjenige geschlossen, das nach der Lage der Dinge am leichtesten und sichersten zum Ziele führte, und hat endlich auch wesentlich mit für die Frequenz des Reichstags gesorgt, die eine Fortsetzung der Arbeiten in den Hochsommer hinein ermöglichte. Das sind politische Thaten, bei deren Aufzähl-

ung die Wortführer der Partei denn auch mit einem gewissen Recht sich in die Brust werfen (?) und für die — sei es mit ausdrücklichen Worten, sei es zwischen den Zeilen versteckt — auch eine Rechnung aufgemacht wird, die den verbündeten Regierungen bei passender Gelegenheit präsentirt werden soll." Frage man nun, „wie das überraschend positive Resultat des abgeschlossenen Sessionsabschnitts mit der nach allgemeinem Urtheil höchst unerfreulichen Zusammensetzung des gegenwärtigen Reichstags psychologisch in Einklang zu bringen" sei, so habe man einfach die Thatsache zu constatiren, „daß der starke Wille des Centrums, seine Brauchbarkeit als Stütze der Regierungspolitik zur Anerkennung zu bringen und den Nachweis zu liefern, daß es recht wohl im Stande sei, den verbündeten Regierungen einen gedeihlichen Fortschritt der politischen Arbeit zu garantiren, alle objektiven Hindernisse siegreich hinweggeräumt und eine parlamentarische Situation geschaffen hat, die sich der Vollendung eines großen nationalen Gesetzgebungswerkes wesentlich günstiger erweisen mußte, als diejenige, die etwa eine knappe Cartellmehrheit hätte schaffen und bieten können, zumal bei der durch die agrarischen Wirren so ungünstig beeinflußten, außerordentlich unsicheren Haltung der größten ‚Cartellpartei', der conservativen. Die politische Bedeutung dieses Befähigungsnachweises zu verkennen, wäre thöricht und verhängnißvoll; den Regierungen zuzumuthen, daß sie ihr und ihren Consequenzen gegenüber die Augen völlig verschließen, wäre eine mit der Nüchternheit realpolitischer Erwägungen ganz unverträgliche Anmaßung; dem Centrum alle patriotischen Motive für seine Haltung streitig zu machen und zu leugnen, daß es von der Größe der dem Reichstag gestellten Aufgabe irgend etwas verspürt habe, wäre engherzig und ungerecht. Aber der Hinweis darauf, daß es Erwägungen berechnender Taktik in aller erster Linie gewesen sind, welche die Politik des Centrums gegenüber dem großen Gesetzgebungswerke bestimmt haben, und daß es eine Ungeheuerlichkeit wäre,

das bürgerliche Gesetzbuch als ein Geschenk zu bezeichnen, das das deutsche Reich aus der Hand der klerikalen Partei empfange, ist ebenso gerecht wie richtig . . . . Mit vollem Rechte wird betont, daß das bürgerliche Gesetzbuch das Vermächtniß einer besseren Vergangenheit gewesen ist, das auszuschlagen für die Reichstagsmehrheit, und das zu verstümmeln für das Centrum ein höchst bedenkliches Unterfangen gewesen wäre. Daraus ergibt sich aber auch das Maß von Dank, auf das die klerikale Partei Anspruch hat, die Grenzlinie für die Consequenzen, die aus ihrer soeben besprochenen Haltung gezogen werden dürfen; diese Haltung zu würdigen, ist Aufgabe des politischen Taktikers, der aus ihr die Lehre ziehen wird, daß das Centrum vortreffliche Dienste leisten kann, daß es aber nach wie vor ein nationales Unglück wäre, wenn eine verhängnißvolle politische Constellation es zum Herrn der Situation machen sollte. Daß die Leiter der Reichspolitik Taktiker genug sind, um sich das mit voller Klarheit selbst zu sagen und ihre Zügelführung darnach einzurichten, davon darf man erfreulicher Weise überzeugt sein."

Man sieht, realpolitische Erwägungen, eine Dosis Resignation und zuletzt die Hoffnung, daß man in Regierungskreisen sich der Gefahr nicht verschließen werde, welche die politisch bedeutsame Stellung des Centrums in sich berge, wirken hier zusammen, um für liberale Augen die Verhältnisse in einem relativ günstigen Lichte erscheinen zu lassen. Wenn die Kölnische und Allgemeine Zeitung dabei die Meinung vertreten, als habe das Centrum jetzt zum erstenmale, wie ein diplomatischer Ausdruck besagte, „seine politische Leistungsfähigkeit bekundet", so darf doch in aller Bescheidenheit daran erinnert werden, daß es dem Fürsten Bismarck im Jahre 1879 nur durch die Unterstützung des Centrums möglich wurde, den Umschwung in der Wirthschaftspolitik herbeizuführen, und daß ebenso die gesetzgeberischen Maßregeln zu Gunsten der Arbeiter mit der Hilfe und theilweise unter der Führung desselben zu Stande gekommen sind.

Die friedliche Stimmung hielt übrigens nicht lange an. Man erfuhr, der Staatssekretär des Reichsmarineamts sei in Begleitung der Abgeordneten Dr. Lieber und von Leipziger auf den verschiedenen Werften erschienen, um mit ihnen die Schiffsbauten zu besichtigen und die vorhandenen Einrichtungen zu prüfen. Obwohl dies nun im Grunde gar nichts so Befremdliches haben konnte, da die beiden Abgeordneten in den letzten Jahren als Referent und Correferent über den Marine-Etat fungirten, auch alsbald bekannt wurde, daß der Plan der Reise seit Monaten festgestanden habe, reichte es doch hin, den liberalen Zeitungen die Laune zu verderben. „Wer das Wesen des Centrums und des Ultramontanismus nur einigermaßen durchschaut", so klagte in ihrem Abendblatt vom 11. Juli die Allg. Zeitung, „kann und muß sich ja gewiß sehr ernste Gedanken machen angesichts der unerhörten Annäherung der Fraktion an die Regierung, die sich in den letzten Jahren vollzogen hat, und man wird es sicherlich Niemandem übel nehmen, wenn er wünscht, daß bald einmal wieder ein recht helles Licht auf den schroffen Abgrund fiele, der zwischen den beiden Weltanschauungen sich aufthut: derjenigen, auf welche der moderne Cultur- und Rechtsstaat, das deutsche Reich und das neue Kaiserthum sich aufbaut, und derjenigen, von welcher das Centrum trotz aller Compromisse und Concessionen sich niemals losmachen kann, weil es eben mit ihr sein Wesen aufgeben würde." Und in der Nationalzeitung wurden Culturkampferinnerungen wach. Sie hatte herausgebracht, daß die soeben veröffentlichte Encyklika Leo's XIII. über die Einheit der Kirche den Anspruch festhalte, wornach jeder Getaufte der Jurisdiktion des Papstes unterstehe, und hielt es an der Zeit, daß man sich in's Gedächtniß zurückrufe, wie seiner Zeit Wilhelm I. unter dem lauten Beifall der protestantischen und liberalen Welt Pius IX gegenüber diese „Anmaßung" zurückgewiesen habe. Ein telegraphisches Bureau war beflissen, diesen Auslassungen die weiteste Verbreitung zu geben. Nun blies auch

Fürst Bismarck in die Kohlen. Die Abneigung gegen das Centrum, die er durch seine Organe in Hamburg und Berlin schüren half, entsprach seinen Herzensneigungen, aber sie waren doch nur Mittel zum Zweck. Das Feuer, das er gerne entfacht hätte, war bestimmt, die verhaßten Minister Bötticher und Marschall zu verschlingen. Sie wurden als Begünstiger der Machtstellung des Centrums denuncirt. Und damit es in der plötzlich inscenirten Hetze an Ueberraschungen nicht fehle, erschien als Vertheidiger des Centrums — o quae mutatio rerum! — Herr von Kardorff auf dem Plane und stellte in einer Zuschrift an die Post demselben das Zeugniß loyaler und reichsfreundlicher Haltung aus.

Die Allgemeine Zeitung, welche inzwischen einen badischen Geheimrath als Chefredakteur gewonnen, ihre Neigung zu tiefsinnigen geschichtsphilosophischen Betrachtungen aber nicht verloren hatte, kam in ihrer Nummer vom 19. Juli neuerdings auf „die parlamentarische Machtstellung des Centrums“ zurück. Die weitausholende Erörterung, welche zeigen soll, auf welche Weise und durch welche Umstände das Centrum zu seiner ausschlaggebenden Stellung gelangt ist, bringt wenig Neues und manches Unrichtige. Wir erfahren, daß das philosophische Jahrhundert der Aufklärung sich übernommen hatte, indem es sich an Gütern vergriff, „welche das hülfsbedürftige Menschenherz sich niemals rauben läßt“; daß daher in ganz Europa eine Reaktion gegen diese Geistesrichtung entstehen mußte, welche speciell in Deutschland die Romantik und mit und aus dieser den „Neu-Katholicismus“ entstehen ließ, „wie ihn schon das Seherauge Goethe's in seinen Anfängen richtig erkannte.“ Aber diese religiöse Richtung stieß nun in Deutschland mit Auffassungen zusammen, welche in der „neuerworbenen deutsch-klassischen Bildung wurzelten.“ Aus ihnen schöpfte das mächtig emporgekommene „deutsche Bürgerthum“ seine Nahrung. Mit seiner toleranten, jeder Betonung des Confessionellen, des Dogmatischen abholden Gesinnung, bot dieses Bürgerthum

der neuen kirchlichen Richtung keinen Raum. „Die Herrschaft wird sie hier nie erringen. Indessen die Kirche wußte zu resigniren: sie verzichtete auf die Gebildeten und wendete sich an die breiten Massen, wo ihr der Erfolg nicht fehlen konnte." „Des Landvolks und der kleinen Leute in der Stadt war man sicher, und wurde ihrer immer sicherer, je enger man den Horizont der nunmehr wesentlich aus diesen Ständen hervorgehenden Geistlichen umgrenzte." Und nun kam die Einführung des allgemeinen und direkten Wahlrechts. Man begreift, was das für eine Richtung bedeuten mußte, die ihre Stütze von Anfang an in den „breiten Massen" gefunden hatte. „Wenn denn doch die Reichsverfassung durch das allgemeine Wahlrecht die Massen zum Mitregieren zu berufen schien, warum sollte das Centrum nicht mit Ausdauer und Geduld schließlich Prince-Consort der Regierung werden?" Dazu kam dann die Unterstützung aller nichtdeutschen Elemente, Polen und Protestler, „welche instinktiv herausfühlten, daß der von kirchlich-politischen Impulsen getriebenen Partei der neue Nationalstaat mindestens nicht Selbstzweck sein könne."

Sodann aber: „Der innere feste Zusammenhalt, die Hauptstärke des Centrums, hängt auf das innigste mit der Thatsache zusammen, daß im neuen Reiche die Katholiken nicht mehr die Mehrheit bildeten. Jede religiöse Minderheit wird unwillkürlich die Reihen enger schließen, wie hätte das in der Kirche ausbleiben können! Die Kämpfe über die Abgrenzung der Machtsphären zwischen der Kirche und dem seinem früheren weitgehenden Beaufsichtigungsrecht entsagenden (!) Staat, der doch für den Frieden der untereinander wohnenden Confessionen zu sorgen hatte und mit den hiezu nöthigen Befugnissen sich ausstatten mußte, reizten das katholische Selbstbewußtsein, und es gelang dem Centrum nach und nach, alle ländlichen Wahlkreise mit überwiegend katholischer Bevölkerung für sich zu erobern."

Zu Herrschaft aber führte erst die enge Verbrüderung

mit der radikalen Linken, des sogenannten Freisinns und der Demokraten, wobei auf Seiten der letzteren die Abneigung gegen den Fürsten Bismarck und theoretische Liebhabereien die treibenden Motive waren. „Endlich kam der Tag des Sieges; das Wachsthum der Socialdemokratie, die man nur da bekämpfte, wo Aussicht war, selbst zu siegen, oder einem aus dem Centrumsgefolge zum Siege zu verhelfen, das Aufkommen der Antisemiten, die Schwäche der Conservativen und Nationalliberalen ließ den Tag erscheinen, da nach Bismarcks Rücktritt die Reichsregierung nur noch mit Hülfe des Centrums die Geschäfte fortführen konnte. Von der Opposition war man zum Regiment übergegangen. Der Weg allerdings zur Herrschaft hatte Opfer gekostet."

Völlig einwandfrei ist von allen diesen Behauptungen nur, was über die Minoritätsstellung der deutschen Katholiken und deren Einfluß auf den festen Zusammenhalt der Centrumspartei gesagt wird. Das alte Reich umfaßte zahlreiche katholische Länder mit katholischen Regierungen, gab es doch neben den drei geistlichen Kurfürsten dreiundzwanzig Erzbischöfe und Bischöfe, welche Landesherren waren und auf dem Reichstage Sitz und Stimme hatten. In dem Deutschland der Bundesakte waren nur noch zwei Staaten mit überwiegend katholischer Bevölkerung und katholischen Herrscherhäusern, Oesterreich und Bayern. Die Ereignisse des Jahres 1866 haben durch die Hinausdrängung Oesterreichs die Verhältnisse abermals zu Ungunsten der Katholiken verschoben. Und daß man in Bayern den Beruf empfunden hätte, die katholische Vormacht in dem neuen Deutschland zu sein, davon weiß die Geschichte nichts zu melden. Eine politische Vertretung ihrer Interessen und Angelegenheiten besitzen die deutschen Katholiken erst wieder in den aus den Volkswahlen hervorgegangenen parlamentarischen Parteien. Das ist die große und gar nicht hoch genug zu schätzende Bedeutung, welche für uns das Centrum und gerade auch das Centrum im Reichstage besitzt. Es

gibt keine katholischen Cabinette mehr, welche die deutsche Politik beeinflussen könnten oder auf die sie Rücksicht zu nehmen hätte, aber dafür 100 Centrumsabgeordnete im Reich, 93 in Preußen, 72 in Bayern. Und das ist es, was wir dem Culturkampf danken, daß er uns die Nothwendigkeit eines festen Zusammenschlusses zu Schutz und Abwehr lebendig zum Bewußtsein gebracht hat.

Insbesondere auch die Nörgler im eigenen Lager mögen sich das gesagt sein lassen. Alle menschlichen Dinge sind unvollkommen. Kein Zweifel, daß manches von dem, was seitens der Centrumsfraktionen in den letzten fünfundzwanzig Jahren geschehen ist, sich vor der Kritik als unzulänglich oder fehlerhaft herausstellen mag. Aber halten wir fest, was wir haben! Mit der Beseitigung des Centrums würden die deutschen Katholiken aufhören, ein politischer Faktor zu sein, der Protestantismus hätte erreicht, was er im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert nicht erreichen konnte, er wäre zur alleinherrschenden Macht in Deutschland geworden. Selbstverständlich aber bleibt das Centrum nur solange ein bedeutsamer Faktor, als es eine politische Partei bleibt und das Gewicht seiner einheitlichen Geschlossenheit auch in anderen als kirchlich-religiösen Fragen in die Wagschale werfen kann. Eine freie Vereinigung katholischer Abgeordneter, die sich nur in Fragen dieser Art zusammenfänden, übrigens aber nach allen Richtungen der Windrose auseinander stimmten, wäre auch auf dem kirchlich-religiösen Gebiet zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt.

Es ist deßhalb auch eine durchaus schiefe, von den Thatsachen längst widerlegte und nur aus anmaßlicher Voreingenommenheit hervorgegangene Behauptung, daß sich die katholische Kirche in Deutschland unter Verzicht auf die gebildeten Kreise lediglich auf die breite Masse des Volkes stütze und demgemäß das Centrum seine Wähler in der ländlichen Bevölkerung und den kleinen Leuten in der Stadt besitze. Seit fünfundzwanzig Jahren gehören die Vertreter

aller Städte in der Rheinprovinz und in Westfalen, welche eine überwiegend katholische Bevölkerung haben, dem Centrum an, und zwar nicht nur im Reichstage, sondern auch in dem aus der Dreiklassenwahl hervorgegangenen preußischen Abgeordnetenhause. Die „kleinen Leute“ allein würden das schwerlich fertig gebracht haben. Richtig ist nur, daß gewisse Kreise der städtischen Bevölkerung dem Centrum am fernsten stehen, die Finanzwelt und die Großindustrie, daß diese aber im besonderen Maße als Vertreter der Bildung anzusehen wären, hat noch niemand behauptet. Im Uebrigen hat eben dies von jeher zu den Vorzügen der Centrumspartei gehört, daß sie nicht einseitig das Interesse eines einzelnen Standes oder einer einzelnen Klasse vertrat. Gerade weil sie die verschiedensten Bevölkerungselemente zu ihren Mitgliedern zählte, welche ursprünglich nur durch das ideale Band gemeinsamer religiöser Ueberzeugung zusammengehalten waren, ist ihr die politische Aufgabe zugefallen, in dem Interessenkampfe der Gegenwart vermittelnd und ausgleichend thätig zu sein.

Unrichtig und hundertmal zurückgewiesen ist sodann der alte, noch aus dem Bismarck'schen Arsenal stammende Vorwurf der Verbrüderung mit der radikalen Linken. Daß im Präsidium neben dem Centrum nur die Deutschfreisinnigen vertreten sind, ist allein die Schuld der conservativen und nationalliberalen Fraktionen, welche es beim Wiederzusammentritt des Reichstags im vergangenen Herbste ausdrücklich abgelehnt haben, die ihnen angebotene Stelle einzunehmen. Und gerade bei den Verhandlungen, welche der unterbrochenen Session den Hauptcharakter gegeben haben, den Berathungen über die Gewerbeordnungsnovelle, das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs, die Margarinevorlage und, last not least, das bürgerliche Gesetzbuch standen Centrum und Linke in heftigstem Gegensatz.

Von allen unrichtigen Behauptungen die unrichtigste ist aber die, daß das Centrum nunmehr zum Regiment gelangt

ja? Wo denn? Vielleicht in Bayern? Dort sollte es ja freilich so sein, denn dort ist eine katholische Dynastie, die Bevölkerung ist zu fünf Siebentel katholisch, die Centrumsfraktion ist trotz Bauernbund und Socialdemokratie noch immer die stärkste Partei in der Abgeordnetenkammer. Aber bekanntlich regiert in Bayern nach wie vor ein liberales Ministerium, und man hat nicht gehört, daß dasselbe während des kürzlich geschlossenen Landtags in seiner Dauerhaftigkeit irgend welchen Schaden gelitten hätte. Von einem Centrumsregiment im Reiche sollte aber ein ernsthafter Publicist doch wirklich nicht reden. Es ist auch gar nicht wahr, daß die Wortführer der Partei sich, wie der Artikel der Allgem Ztg. vom 5. Juli besagt, „in die Brust werfen". Dazu hätte es doch ganz anderer Errungenschaften bedurft, als die bei der endgültigen Ausgestaltung des bürgerlichen Gesetzbuchs gewonnenen. Ja wenn es gelungen wäre, die obligatorische Civilehe zu beseitigen und die christliche Auffassung von der Ehe wiederum im Rechte zur vollen Anerkennung zu bringen! Aber dazu bestand leider gar keine Aussicht.

Die Kreuzzeitung hatte gewiß Recht, wenn sie hervorhob, die Bedeutung des Centrums im Reichstage beruhe darauf, daß sich ohne dasselbe eine regierungsfähige Majorität nicht bilden lasse, aber damit sind auch schon deutlich die Grenzen der angeblichen Machtstellung bezeichnet. Das Centrum ist zur Zeit in gewissem Sinne die ausschlaggebende Partei, aber es ist jetzt nicht und wird auch in Zukunft niemals die herrschende sein, weil es für sich allein nur eine Minorität bildet und nur die in der Minderheit befindliche katholische Bevölkerung in Deutschland vertritt.

Das weiß man ja nun auch ganz wohl im Parlament, wie in den Redaktionen der liberalen Blätter, und auch in Friedrichsruh. Wohin Fürst Bismarck zielt, wenn er in jenen Organen in bewußter Uebertreibung von der Machtstellung des Centrums reden läßt, ist schon gesagt worden. Was den Schmerz der andern veranlaßt, das ist in Wahr-

heit nicht sosehr die Stärke des Centrums, die ja heute nicht größer ist, wie vor zwanzig Jahren, sondern der trostlose Niedergang des Liberalismus. Wo ist das stolze Heer aus dem Anfang der siebziger Jahre geblieben, wo die Cartellmehrheit vom Jahre 1887? Sie sind verschwunden, und statt dessen hat kürzlich der achtundvierzigste Socialdemokrat seinen Einzug in den neuen Reichstagspalast gehalten.

Hinc illae lacrimae! Gerade eben schreibt die Allgem. Zeitung:[1]) „Wer im liberalen Deutschland noch eine Spur von Willenskraft sich bewahrt, der wird Front machen gegen eine Entwicklung des Centrums, welche uns mit gar nicht geleugneter Tendenz schließlich, wie jetzt Belgien, vor die Frage stellen will: Centrum oder Socialdemokratie? Wo soll denn zwischen diesen beiden Despoten die Freiheit eine Stätte haben?" Gewiß, diese Perspektive ist nicht erfreulich, aber ist nicht der Liberalismus selbst an seinem Niedergange Schuld? Die Herrschaftsperiode der liberalen Bourgeoisie ist rasch vorübergegangen. Ueberall wo sie gesät hat, da rüstet sich jetzt das Proletariat, um zu ernten.

Wir haben Grund zu der Annahme, daß man auch innerhalb des Centrums die Dinge so anschaut und sich von dem übertreibenden Gerede, das gegenwärtig die Spalten der Tagesblätter füllt, den Kopf nicht verwirren läßt. Man kennt dort sehr wohl die Grenzen seines Vermögens, wie man den Grund seiner Stärke kennt. Eine Minoritätspartei, aus dem Bedürfniß nach Schutz und Abwehr entstanden, stark genug, um der Bethätigung katholischer Ueberzeugung den Raum zu sichern, und besonnen genug, um niemals den thörichten Versuch zu machen, die eigenen Grundsätze einer widerstrebenden Majorität aufzudrängen; lediglich auf die eigene Kraft gestellt und dem eigenen Programm folgend, aber gerade darum jederzeit in der Lage, im gegebenen Fall die Verbündeten zu nehmen, wo und wie sie sich finden: — das

---

1) Morgenblatt vom 23. Juli d. Js.

ist das Centrum bisher gewesen und das wird es in Zukunft sein. Aus diesem Grunde kann es „Dienste“ leisten und auch gelegentlich, innerhalb der bezeichneten Grenzen, „Herr der Situation“ werden.

Die Allgem. Zeitung sieht in dieser letzteren Möglichkeit ein nationales Unglück. Sie und ihre Gesinnungsgenossen werden sich daran gewöhnen müssen. Wir Katholiken im deutschen Reiche sind da, und wir haben nicht vor, uns als quantité négligeable behandeln zu lassen. Das Vorhandensein und nun zumal die ausschlaggebende Stellung des Centrums sind ein thatsächlicher Protest gegen die Auffassung, welche zur Zeit Fürst Bismarck geflissentlich verbreiten läßt, als sei das neue Reich ein specifisch protestantisches Reich. Angesichts des katholischen Reichstagspräsidiums und der Mitwirkung des Centrums bei dem Zustandekommen des bürgerlichen Gesetzbuchs kann nur leidenschaftliche Voreingenommenheit und blinder Haß noch länger eine derartige, den wirklichen Verhältnissen in's Gesicht schlagende Behauptung colportiren.

Das Vorhandensein des Centrums ist uns Unterpfand und Wahrzeichen unserer politischen Gleichberechtigung. Wir nehmen aber auch Akt von dem Zugeständnisse der gegnerischen Presse, welche nach der Arbeit der letzten Monate demselben nicht mehr länger das Zeugniß gleicher politischer Befähigung vorenthält. Wenn sich die Kölnische Zeitung mit unseren „Herzenswünschen“ zu schaffen macht und darunter die „Bevorzugung ultramontaner Streber im Staatsdienste“ aufführt, so verräth zwar die Ausdrucksweise weder Geschmack noch Gerechtigkeitssinn, aber die Sache acceptiren wir. Aus der politischen Gleichberechtigung und der gleichen Befähigung folgt doch wohl der Anspruch auf gleiche Berücksichtigung. Das allein ist der Sinn unserer Paritätsbeschwerden und Paritätsforderungen. Wir hoffen und verlangen allerdings, daß das Maß von Einfluß, welches sich das Centrum im Bereiche der Gesetzgebung erkämpft hat, nicht durch den Aus-

von Spinges, hat es gethan und dadurch alles gerettet. Die Schlacht beginnt von neuem; Kathi erscheint bald von der Kirche her mit der Herz Jesu-Fahne und führt so die volle Entscheidung herbei. Das Endtableau stellt eine Gruppe der tapferen Landesvertheidiger um das Mädchen von Spinges dar, das auf einem Felsen stehend die Herz Jesu-Fahne entfaltet. Der Prälat Stöckl, der den Gedanken zur Weihe an das heiligste Herz zuerst angeregt hatte, weist auf die Fahne, während jener Rector magnificus sich verlegen abwendet. Die Tiroler Fahne mit dem Adler senkt sich; am Boden liegen todte und verwundete Franzosen. So faßt dieses malerische Tableau das ganze Spiel in einem anschaulichen lebenden Bilde trefflich zusammen.

Es wurde in Tirol der Wunsch laut, „es möchten dem patriotischen Festspiele die Bretter der Meraner Volksschaubühne zur Verfügung gestellt werden, und so das kleine dramatische Werklein zum Tiroler Volksbuche sich bilden." [1]) Vielleicht ließe sich noch zur Ergänzung beifügen, es möchte insbesondere die Tiroler Jugend mit der in edler Sprache, wenn auch zumeist in der heimatlichen Mundart verfaßten Dichtung bekannt und vertraut werden. Dann wird am besten des Dichters eigener Wunsch sich erfüllen, es möchten „seine einfachen Scenen auf das Gemüth des Volkes wirken und ihm zeigen, wo auch heute noch die Wurzeln seiner Kraft liegen." Wer die Festberichte aus Tirol, insbesondere aus Bozen und Innsbruck, gelesen hat, der wird nicht daran zweifeln, daß des Dichters Wunsch in seinem Vaterland den begeistertsten Widerhall findet und auch über die Tiroler Berge hinaus mit freudiger Theilnahme vernommen wird.

1) Es ist schon ein einfacherer Separatabdruck des Spieles erschienen und so eine größere Verbreitung ermöglicht.

XX.

Ein neues Werk über den gregorianischen Gesang.[1]

Der Streit über die Choralausgaben, der nun schon seit mehr als zwei Jahrzehnten mit Heftigkeit geführt wird, ist ohne Zweifel eine beklagenswerthe, ja widerwärtige Beigabe zu den sonst so erfreulichen Bemühungen, den echten Kirchengesang wieder herzustellen. Wenn nun ein Buch erscheint, das eine Einführung sein will — nicht in die officiellen, vom hl. Stuhle approbirten Ausgaben, vielmehr in die von den Benediktinern von Solesmes nach den Manuscripten edirten alten Originalmelodien, um die eigentlich der ganze Streit sich dreht —, was anders sollte man da erwarten, als erneuten Zank über veraltete Streitpunkte? Und doch ist in dem Buche alle Polemik glücklich vermieden; man müßte denn darin etwas Polemisches finden, daß gewisse Angriffe auf die alten Melodien kurzer Hand zurückgewiesen werden. Das kann dem Buche nur zum Vortheil gereichen. — Doch was ist denn die Absicht des Verfassers? Er will das Verständniß der ursprünglichen Choralformen erschließen, will dadurch indirekt mithelfen, daß der Choralgesang in seiner jetzigen Form besser verstanden und besser zum Vortrag gebracht werde.

---

1) Einführung in die gregorianischen Melodien; ein Handbuch der Choralkunde von Peter Wagner. Mit 13 Tabellen und zahlreichen Notenbeispielen. Freiburg (Schweiz). Universitätsbuchhandlung (B. Veith). 1895. gr. 8°. VIII u. 310 S. M. 6.

von Spinges, hat es gethan und dadurch alles gerettet. Die Schlacht beginnt von neuem; Kathi erscheint bald von der Kirche her mit der Herz Jesu-Fahne und führt so die volle Entscheidung herbei. Das Endtableau stellt eine Gruppe der tapferen Landesvertheidiger um das Mädchen von Spinges dar, das auf einem Felsen stehend die Herz Jesu-Fahne entfaltet. Der Prälat Stöckl, der den Gedanken zur Weihe an das heiligste Herz zuerst angeregt hatte, weist auf die Fahne, während jener Rector magnificus sich verlegen abwendet. Die Tiroler Fahne mit dem Adler senkt sich; am Boden liegen todte und verwundete Franzosen. So faßt dieses malerische Tableau das ganze Spiel in einem anschaulichen lebenden Bilde trefflich zusammen.

Es wurde in Tirol der Wunsch laut, „es möchten dem patriotischen Festspiele die Bretter der Meraner Volksschaubühne zur Verfügung gestellt werden, und so das kleine dramatische Werklein zum Tiroler Volksbuche sich bilden." [1]) Vielleicht ließe sich noch zur Ergänzung beifügen, es möchte insbesondere die Tiroler Jugend mit der in edler Sprache, wenn auch zumeist in der heimatlichen Mundart verfaßten Dichtung bekannt und vertraut werden. Dann wird am besten des Dichters eigener Wunsch sich erfüllen, es möchten „seine einfachen Scenen auf das Gemüth des Volkes wirken und ihm zeigen, wo auch heute noch die Wurzeln seiner Kraft liegen." Wer die Festberichte aus Tirol, insbesondere aus Bozen und Innsbruck, gelesen hat, der wird nicht daran zweifeln, daß des Dichters Wunsch in seinem Vaterland den begeistertsten Widerhall findet und auch über die Tiroler Berge hinaus mit freudiger Theilnahme vernommen wird.

---

1) Es ist schon ein einfacherer Separatabdruck des Spieles erschienen und so eine größere Verbreitung ermöglicht.

…schauen, daß keine Psalmtöne für diese Tonarten sich finden; hätte es im gregorianischen Gesange solche gegeben, unmöglich hätten sie verloren gehen können. Es spricht ferner dagegen, daß es verhältnißmäßig nur wenige Melodien gibt, welche diesen neuen Tonarten angehören könnten, und daß diese ohne Schwierigkeit in die vier resp. acht alten Tonarten eingereiht werden können. — Von besonderem Interesse sind die Capitel über Melodik und Rhythmus. Das hier Gebotene ist ungemein lehrreich und größtentheils zum ersten Male gesagt. Gerade diese Capitel und besonders das letzte über „Wort und Ton im gregorianischen Gesang“ scheinen mir dem Buche einen hervorragenden Werth zu verleihen. Der Verfasser zeigt da den innern Zusammenhang, die Gliederung, den harmonischen Aufbau der Melodien. Er deckt das feine Gefüge der Jubilationen auf; zeigt, wie der einstimmige Gesang sein gutes Recht hat auf derartige melodische Gestaltungen. Er weist nach, wie diese Melodien — weit entfernt, sinnlose Schnörkeleien, Ueberwucherungen einfacher Weisen zu sein — vielmehr Erzeugnisse sind eines hoch entwickelten musikalischen Könnens. Es sind diese Erörterungen wirklich das, was der Titel des Buches besagt: eine Einführung. Mit kundiger Hand wird der Leser in die Werkstätte der Künstler, die diese herrlichen Melodien geschaffen, eingeführt; er sieht da eine ganz neue Kunstwelt vor seinen Augen sich aufthun — das musikalische Kunstwerk des frühen Mittelalters.

Gerade hier bringt der Verfasser auch die Punkte zur Sprache, die man in jüngster Zeit öfters dem alten Choral zum Vorwurf gemacht hat. Bekanntlich hat die von den Benediktinern von Solesmes edirte Paléographie musicale den Nachweis erbracht, daß die Melodien der Responsorien, Gradualien, Alleluiaverse nichts anderes sind als reichentwickelte Psalmodien, daß also auch für diese Gesänge, geradeso wie für die einfache Psalmodie, bestimmte Typen sich finden, die ohne die geringste Aenderung mit den verschiedensten Texten verbunden werden. Wir haben es von Anfang an bedauert, daß diese Erörterungen der Oeffentlichkeit übergeben wurden ohne gleichzeitige Widerlegung der Einwände, die sich jedem von

von Spinges, hat es gethan und dadurch alles gerettet. Die Schlacht beginnt von neuem; Kathi erscheint bald von der Kirche her mit der Herz Jesu-Fahne und führt so die volle Entscheidung herbei. Das Endtableau stellt eine Gruppe der tapferen Landesvertheidiger um das Mädchen von Spinges dar, das auf einem Felsen stehend die Herz Jesu-Fahne entfaltet. Der Prälat Stöckl, der den Gedanken zur Weihe an das heiligste Herz zuerst angeregt hatte, weist auf die Fahne, während jener Rector magnificus sich verlegen abwendet. Die Tiroler Fahne mit dem Adler senkt sich; am Boden liegen todte und verwundete Franzosen. So faßt dieses malerische Tableau das ganze Spiel in einem anschaulichen lebenden Bilde trefflich zusammen.

Es wurde in Tirol der Wunsch laut, „es möchten dem patriotischen Festspiele die Bretter der Meraner Volksschaubühne zur Verfügung gestellt werden, und so das kleine dramatische Werklein zum Tiroler Volksbuche sich bilden.“[1] Vielleicht ließe sich noch zur Ergänzung beifügen, es möchte insbesondere die Tiroler Jugend mit der in edler Sprache, wenn auch zumeist in der heimatlichen Mundart verfaßten Dichtung bekannt und vertraut werden. Dann wird am besten des Dichters eigener Wunsch sich erfüllen, es möchten „seine einfachen Scenen auf das Gemüth des Volkes wirken und ihm zeigen, wo auch heute noch die Wurzeln seiner Kraft liegen.“ Wer die Festberichte aus Tirol, insbesondere aus Bozen und Innsbruck, gelesen hat, der wird nicht daran zweifeln, daß des Dichters Wunsch in seinem Vaterland den begeistertsten Widerhall findet und auch über die Tiroler Berge hinaus mit freudiger Theilnahme vernommen wird.

---

1) Es ist schon ein einfacherer Separatabdruck des Spieles erschienen und so eine größere Verbreitung ermöglicht.

ihre so schillernden Behauptungen niederschrieben und damit dem Princeps musicae einen Ehrenkranz zu winden vermeinten? Fast möchte man es bezweifeln, wenn man Sätze liest, wie den folgenden: „Aus den von Solesmes her gelieferten Beweisen erkennen wir, daß . . . . der alte Choral eben erst nur einen Anlauf zur Lyrik mit schwachen, kindlichen Kräften nahm“ (Edmund Langer in der christlichen Akademie). Man muß wie unser einer seit einer langen Reihe von Jahren mit den alten Melodien vertraut sein, muß diese Jubilationen mit ihren glühenden Affekten tagtäglich gesungen haben, um das Ungeheuerliche einer solchen Behauptung richtig zu würdigen. Ich möchte an die Herren die Aufforderung richten, auch nur eine einzige Melodie des alten Graduale zu nennen, welche Palestrina charakteristischer gemacht, der er den rechten Empfindungsgehalt erst hätte verleihen müssen. Behaupten läßt sich das ja sehr leicht, und man glaubt es auch gerne, wenn man hört, daß ein solcher Meister die Bearbeitung gemacht. Und doch ist die Behauptung ganz und gar falsch! Ich sage nichts gegen die officielle Ausgabe, aber d i e Melodie muß noch erst gefunden werden, die Palestrina wirklich verschönert, verbessert, die er dem Texte charakteristischer angepaßt! Behaupten und beweisen ist eben nicht dasselbe! —

Man hat von Schablonen gesprochen! Gibt es deren im officiellen Graduale vielleicht keine mehr? Werden nicht auch da, gerade so wie im alten Graduale, die Traktusmelodien des zweiten und achten Tones auf die verschiedensten Texte angewendet? Es ist wahr: die Schablonen stimmen nicht mehr ganz überein; im Wesentlichen sind sie doch dieselben geblieben, und schwerlich wird Jemand den Muth haben zu behaupten, die wenigen Aenderungen am ursprünglichen Typus machten die Melodie charakteristischer! Nur ein paar Beispiele für hunderte, die ohne Mühe geboten werden könnten! Auch im officiellen Graduale wird der Traktus des Charsamstags „Laudate Dominum omnes gentes“ mit ungefähr denselben Tonformeln gesungen, wie der Traktus am Sonntag Septuagesima „De profundis clamavi ad te Domine“. Der Text „Quoniam confirmata est“ in demselben Traktus des Charsamstags hat un-

unserer heutigen rasch lebenden und leicht vergessenmachenden Zeit —, soll mich veranlassen, hier einige zeitgemäße Erinnerungen an gewisse interessante politische Vorgänge aus den Tagen Bismarck-Camphausen wachzurufen, woraus sich dann die Leser davon überzeugen mögen, in welchen Widerspruch mit den thatsächlichen Verhältnissen sich das von den „Hamburger Nachrichten“ erlassene Dementi setzt, welches die Beziehungen Bismarcks zu Camphausen im schönst collegialischen Lichte erscheinen lassen möchte.

Der in den letzten Oktobertagen 1869 erfolgte Eintritt Camphausens in das preußische Ministerium war weniger der Initiative des Fürsten Bismarck, als vielmehr dem damals zunehmenden Einfluß des Ministers Delbrück zuzuschreiben. [1]) Dies geht auch aus einem Briefe hervor, den Bismarck von Varzin aus am 20. November 1869 seinem damaligen Stellvertreter im Ministerium, dem Kriegsminister Grafen von Roon, zugehen ließ, worin er diesem nahelegt, gegen Delbrück möglichst nachsichtig zu sein, „da dieser zu seinem Handwerkszeug gehöre, wenn er (Bismarck) bequemer arbeiten solle.“ [2])

Camphausens Ernennung zum preußischen Minister hatte weder nach rechts noch nach links befriedigt. Die Nationalliberalen sahen ihn ohne volles Vertrauen kommen; denn „bei ihnen hatte er,“ wie Roon an seinen Neffen Moritz von Blanckenburg am 4. Dezember 1869 schrieb, „Anstoß gegeben durch das, wodurch er sich bei uns (den Conservativen) empfohlen hat.“ [3]) Die Liberalen hatten schon lange auf einen definitiven Systemwechsel gehofft, und in dem zwar für waschächt liberal ausgegebenen neuen Finanzminister wollten Bennigsen und Genossen doch nicht Fleisch von

1) Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier. Bd. II, S. 68.

2) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kriegsministers Grafen von Roon. Bd. II, S. 410.

3) v. Roons Denkwürdigkeiten II, 416.

antwortet ihnen mit Verunglimpfungen der alten ehrwürdigen Melodien, die klar erkennen lassen, wie sehr den Betreffenden diese alten Gesänge eine terra incognita sind. Eine Verständigung scheint noch in weiter Ferne zu liegen.

Was ist denn aber von den alten Melodien in ihrer Verwendbarkeit für den Gottesdienst zu halten? Expertus loquor: sie sind schwer, sehr schwer zu singen; sie sind bedeutend schwerer als die Melodien der Editio medicea. Schon deßhalb wird man zugeben müssen, daß die römische Behörde gut daran gethan, wenn sie der Christenheit als officielles liturgisches Gesangbuch nicht den liber Gradualis des Dom Pothier bieten wollte, vielmehr eine einfachere, leichtere Edition wählte. Es ist ja bekannt, welche Schwierigkeiten selbst der vereinfachte Choralgesang den Kirchenchören bereitet; was erst würde man zu hören bekommen, wenn diese Chöre die reichen, ausgedehnten Jubilationen, wie sie die Handschriften bieten, zum Vortrag bringen müßten. Aber wenn auch ein Chor diese Melodien gut und correkt singen könnte, selbst dann ließen sich Bedenken erheben gegen den Vortrag der ganz reichen Gesänge, der Alleluiaverse, der Gradualien, auch vieler Offertorien, wenn diese nämlich fern vom Altar auf einer Orgelbühne gesungen werden müssen. Nur am Altare werden diese Melodien verstanden! Nur der liturgische Sänger, der mit kirchlichen Gewändern angethan, in die hl. Handlung mit seinen Gesängen eingreift, hat ein Recht, die hl. Texte mit solcher Unmittelbarkeit der Empfindung, mit so überströmender Begeisterung vorzutragen. Nur am Altar gesungen, machen diese Melodien den Eindruck eines gesungenen Gebetes und gebeteten Gesanges. Auf einer Chorbühne vorgetragen, sind sie selbst bei der besten Wiedergabe unverständlich; vielleicht könnten sie sogar abstoßend wirken. Diese Gesänge lassen sich eben nicht „aufführen!“

Schreiber dieses wurde einmal von einem im Kloster wohnenden Gaste gefragt: „Was für eine Messe führen Sie heute beim Hochamte auf?“ — „Bei uns gibt's keine Aufführungen,“ ward ihm zur Antwort. — „Aber ich dachte, Sie singen in Ihrer Abtei täglich das Hochamt? — „Allerdings,“

entgegnete ich, „wir singen es, aber wir führen es nicht auf!“ — Man thut dem Choral Unrecht, will man ihn aufführen; man degradirt ihn, wenn man ihn mit der übrigen, auch der besten Kirchenmusik auf eine Stufe stellt. Der Choral ist nicht Kirchenmusik im gewöhnlichen Sinne; er ist weit mehr, er ist die feierliche Form des liturgischen Gebetes. — Ganz gerade so wie der celebrirende Priester die Orationen, die Präfation, das Paternoster singt, wie der Subdiakon die Epistel, der Diakon das Evangelium in feierlichem Gesangstone vorträgt, gerade so singt die Schola cantorum, der liturgische Chor, den Introitus, das Kyrie, Gloria, Graduale. Bei all dem handelt es sich nur um liturgische Gebetsstücke, die in der ihnen eigenthümlichen melodischen Form vorgetragen werden, aber keineswegs um kirchenmusikalische Piecen. Der Begriff „Kirchenmusik“ ist erst aufgekommen, als mit dem Eindringen des mehrstimmigen Gesanges in die Liturgie die rechte Auffassung vom Choralgesange zu schwinden begann. Seitdem ist man freilich berechtigt, von kirchenmusikalischen Aufführungen beim Gottesdienste zu sprechen. Die Zeiten sind eben vorbei und werden nie wiederkehren, wo nicht nur in Kathedralen, in Stifts- und Klosterkirchen, auch in den Pfarrkirchen ein zahlreicher Klerus sich alltäglich zur Feier des hl. Opfers und zum canonischen Stundengebete versammelte. Da brauchte man allerdings keinen eigenen Gesangschor, da brauchte man keine kirchenmusikalischen Aufführungen: der Klerus sang selbst, sein Gebet war Gesang, sein Gesang Gebet. Das ist jetzt anders geworden; nur an wenigen Gebetsstätten mehr hat der Choralgesang die ideale Stellung, die ihm rechtmäßig gebührt, und nur an diesen scheint es am Platze, der alten, ungekürzten Melodien sich zu bedienen. Wo der Choral, wie es an den meisten Kirchen geschieht und gar nicht anders sein kann, auf einer Chorbühne neben anderen Musikarten aufgeführt wird, ist es ganz gewiß besser, sich an die officielle Ausgabe zu halten. Rome est mère et maitresse, tout ce qu'elle fait est bien! sagt der große Abt von Solesmes, Dom Guéranger; das gilt gewiß auch von den römischen Choralbüchern! Es mag ja sein, daß sie in vielen Stücken zu wünschen übrig

lassen. Was liegt daran? Daß man sich nur mehr bemühte, den Choral auch musikalisch schön zu singen! Da fehlt's jedenfalls noch viel mehr, als an den Choralbüchern.

Und gerade in dieser Hinsicht zu helfen, in das Verständniß zunächst des alten Chorals und eben dadurch auch des neuen Chorals einzuführen, ist die Endabsicht des besprochenen Buches. Man kann nur wünschen, daß dasselbe große Verbreitung finde und sein Ziel wirklich erreiche.

Prag. Emaus. P. A. Schachleiter, O. S. B.

XXI.

Ein literarisches Denkmal zur Herz Jesu-Säkularfeier in Tirol.

Unter den vielen festlichen Kundgebungen, die der freudigen Begeisterung Tirols für seine hundertjährige Bundesfeier mit dem göttlichen Herzen Jesu dankbaren Ausdruck verliehen, steht der geschmackvoll ausgestattete „Festgruß“ nicht an letzter Stelle und verdient es deßhalb, auch über die Grenzen Tirols hinaus bekannt zu werden. Herausgegeben von dem in der literarischen Welt bestbekannten Dichter und Gelehrten Joseph Seeber enthält der Festgruß Beiträge von weiteren fünf Tiroler Sängern, deren Namen hier ebenfalls nicht zum ersten Male genannt werden: K. Domanig, A. Heyl, Dr. Ambros Mayr, L. Müller, Br Norbert.

Wohl sind es nur Gelegenheitsgedichte, die der schöne Festgruß bietet, lose an einander gereiht, ohne einen andern verbindenden Gedanken als den der Bundeserneuerung selbst; trotzdem wird manches der kleinen Gedichtchen einen mehr als vorübergehenden Werth behaupten, insbesondere wird Seeber's

Fünf Tage nachher antwortete Blanckenburg auf diesen Roon'schen Brief:

„Ueberraschen thut mich gar nicht, was Du über Bismarck schriebst; daß er die Fehler, die in Behandlung der Conservativen gemacht sind, nicht wieder gut machen will, das weiß ich von Varzin her; daß er die Meinung hat, daß die vorschreitende Einigung Deutschlands es erfordert, daß wir immer liberaler werden müssen, das spricht er geradezu aus." In einem weiteren Schreiben an Roon bemerkte er: „Die Opposition der Conservativen gegen Bismarck nimmt reißend zu — man kann es schon Erbitterung nennen." [1])

Die Conservativen, die eine Beilegung ihres Confliktes mit dem Ministerpräsidenten nur durch die Vermittlung Blanckenburgs für möglich hielten, suchten diesen nun zur Uebernahme der Stelle eines Fraktionschefs zu überreden; so glaubten sie die Schroffheit Bismarcks gegen ihre Fraktion zu brechen und zugleich den Einfluß Camphausens zu paralysiren. Allein Blanckenburg erwiderte ablehnend: „Führer dieser Opposition gegen Bismarck will und werde ich nimmer sein und Führer der murrenden, widerwilligen, ihm noch aus allerhand Gründen folgenden Rest-Conservativen mag ich nicht sein." [2]) Dagegen stellte er seine Hilfe in Aussicht, wenn Graf Moltke an die Spitze der conservativen Fraktion träte, den er als die hierzu geeignetste Persönlichkeit empfahl. Deßhalb schrieb er am 9. Januar 1870 an den Kriegsminister Roon: „Sehr lieb wäre es mir, wenn Du, gelegentlich General Moltke sehend, diesem von mir Eröffnungen machtest, dahingehend, daß meine einzige Hoffnung wäre, daß er die Leitung in der Art in die Hand nähme, wie Stolberg früher. Es würden dabei die eigentlichen Corporaldienste von Denzin geleistet, und ich würde mich ihnen gewiß nicht entziehen. Aber wir müßten ihn gerade in erster Linie haben als feinstes Deckblatt, das wir noch

1) Roon l. c. II, 420. 2) II, 420.

seinen kühnen Tod eine breite Gasse in die feindlichen Reihen, und „den Franzmann faßt Entsetzen, erstarrt sinkt seine Hand, — Ihm war, als ob der Himmel den Rachegott gesandt." Auch „das Heldengrab" der bei Spinges Gefallenen erhält sein Loblied:

„Wir stellen aufs Grab des Landes Schild,
Des Landes ewiges Wohl:
Des Herzens Jesu liebliches Bild,
Es segne das Grab und Tirol!"

„Zwei Tiroler Embleme", das Edelweiß und die Alpenrose, finden eine sehr sinnige Deutung als „des Glaubens Blume" und die „Rose der Freiheitsliebe". Das Lied auf „die Herz Jesu-Fahne" verräth mit jedem Worte seinen Dichter, den schlichten, innigen Ton des Bruders Norbert:

„Vor allen Fahnen eine
Ist dem Tiroler werth,
So fleckenlos ist keine,
So rein und unversehrt."

Ebenso zart und fromm klingt sein Sonett: „Tirols Wolkensäule" in dem ungezwungenen alttestamentlichen Vergleiche mit der herzlichen Schlußbitte:

„Herz Jesu, bleib' uns Unterpfand des Sieges!"

Noch viele andere Lieder zum Preise des heiligsten Herzens Jesu bringt der „Festgruß", die bald allgemeiner, bald eingehender die mannigfaltigsten Anklänge an die begeisterte Feier aufweisen; vielleicht werden sich manche derselben als fromme Gesänge im Tiroler Volke forterhalten. Natürlich darf die „Landesmutter", die seligste Jungfrau nicht fehlen. Ihres „Schoßes reinstem Grunde — Jesu göttlich Herz entstieg", und so drängt sich wie von selbst das Gebet auf des Sängers Lippen:

„Mutter du von Jesu Herzen,
Sei uns Landesmutter mild,
Unsre Berge sei'n die Kerzen,
Die da glüh'n vor deinem Bild.
Laß sie glüh'n in Glaubenswonne,
Von der ganzen Welt geseh'n —
Mutter! Laß uns deine Sonne,
Jesu Herz, nie untergeh'n!"

Den Schluß der 43 hübschen Gedichtchen bildet Seebers vielgesungenes „Bundeslied", vier kräftige Strophen voll frommer Vaterlandsliebe, mit dem Refrain:

„Drum geloben wir aufs neue:
Jesu Herz, dir ew'ge Treue!"

Die kleinen Liedchen beweisen nicht bloß, daß in dem heutigen Tirol der alte Väterglaube und die stolze Heldentreue in froher Begeisterung sich noch frisch erhalten, sie zeigen auch, daß der „Tirolerskalde" von Säben und der Harfner von Wolkenstein stetsfort Verehrer und nicht unebenbürtige Nachahmer in dem herrlichen Alpenlande gefunden haben, wie es in einem Gedichtchen: „Einladung" mit bescheidener Anspielung angedeutet wird. Nur muß im Interesse der genaueren Wahrheit der Anspruch auf Walther von der Vogelweide stark angezweifelt werden; doch verzeiht auch ein jeder Nicht-Tiroler recht gerne den kleinen Ueberschwall des patriotischen Gefühls.

Den zweiten Theil des „Festgrußes" bildet Seebers dramatisches Gedicht: „Spinges", oder wie der Dichter ergänzend beifügt: „Scenen aus dem Befreiungskampfe Tirols 1796/97". „Wenn auch äußerlich zu drei Akten zusammengefaßt, sollen sie nicht ein Drama im strengen Sinne des Wortes, sondern mehr oder minder lose aneinander gereihte Skizzen der historischen Vorgänge sein. Es fehle der gemeinsame Mittelpunkt, der Hauptheld, oder dieser sei vielmehr das Tirolervolk selbst, als dessen Symbol allerdings Katharina Lanz, das Mädchen von Spinges erscheine". Was hier der Verfasser seinem Stücke wie zur Entschuldigung vorausschickt, gereicht dem kurzen Spiele vielleicht eher zum Vortheil, wie ein Hinweis auf die beliebten „Meraner Volksschauspiele" zur Genüge zeigt, wenn nicht überhaupt für das Volksschauspiel lose aneinander gereihte Scenen stets wirksamer sein müssen, als ein kunstgerechtes Theaterstück.

Der Inhalt des Festspieles bewegt sich um den Heldenkampf bei Spinges. Damit wird die Bundesleistung mit dem Herzen Jesu zu Bozen in innere Verbindung gebracht, so wie es damals und heute mit vollstem Rechte in Tirol geglaubt wurde und wird. Sonach beginnt die Handlung mit

der Darlegung der drohenden Kriegsgefahr und der Stimmung des Volkes. Das Losungswort: „Für Kaiser und Vaterland!“ schließt die erste Scene der Schützen und Bürger. Ganz unvermittelt reiht sich der zweite Auftritt als Versammlung eines engern Ausschusses der Tiroler Landstände an; hier wird nach lebhafter Berathung und nicht ohne Widerspruch, besonders von Seiten des Rector magnificus der Innsbrucker Hochschule, der denkwürdige Bund Tirols mit dem heiligsten Herzen Jesu als die einzig mögliche Rettung des Landes beschlossen. Ein nachfolgendes Tableau soll die Erfüllung des Gelöbnisses darstellen.

Der zweite Aufzug, wiederum zwei Scenen mit einem Schlußtableau, zeigt den übermüthigen Feind mitten in Tirol, wie er mit stolzer Verachtung und mit spöttischem Hohn des Landes Religion und Freiheit niedertreten will; aber schon rüstet sich im geheimen das Aufgebot der kühnen Vertheidiger, der Tiroler Landsturm. Haspinger, der junge Student, entfaltet die Tiroler Fahne mit dem Adler und läßt die Bauern schwören: „Festhalten wollen wir bis zum letzten Blutstropfen an unserer Fahne, an unserer Treue, festhalten an Gott, Kaiser und Vaterland!“ Als abschließendes Tableau könne Defreggers Bild „Das letzte Aufgebot“ verwendet werden.

Der Tag der Entscheidung wird mit dem 3. Akte eröffnet. Schon hat sich der französische Uebermuth um ein Bedeutendes gesenkt, schon sehen Napoleons Feldherrn im Lager zu Aicha nicht ohne heimliches Bangen die Feuerzeichen der allgemeinen Erhebung auf den Höhen lodern, schon treffen sie Vorsichtsmaßregeln für einen sicheren Rückzug; da entrollt sich in den drei folgenden Scenen voll dramatischer Kraft und Anschaulichkeit der Entscheidungskampf bei Spinges: erst eine Art Vorbereitung im Hause des Meier auf Spinges, wobei der „kleine Hans“ eine ähnliche Rolle spielt, wie sie Seidl an „Speckbachers Söhnlein“ verherrlicht hat; da erschallt hinter der Scene das Spingeser Schlachtlied. Der Kampf wüthet mörderisch; den Tirolern geht die Munition aus und ihre Kraft erschöpft sich; die Schützen stehen unentschlossen. Jetzt hört man von der Kirche her „Sturm“ läuten: Kathi, das Mädchen

von Spinges, hat es gethan und dadurch alles gerettet. Die Schlacht beginnt von neuem; Kathi erscheint bald von der Kirche her mit der Herz Jesu-Fahne und führt so die volle Entscheidung herbei. Das Endtableau stellt eine Gruppe der tapferen Landesvertheidiger um das Mädchen von Spinges dar, das auf einem Felsen stehend die Herz Jesu-Fahne entfaltet. Der Prälat Stöckl, der den Gedanken zur Weihe an das heiligste Herz zuerst angeregt hatte, weist auf die Fahne, während jener Rector magnificus sich verlegen abwendet. Die Tiroler Fahne mit dem Adler senkt sich; am Boden liegen todte und verwundete Franzosen. So faßt dieses malerische Tableau das ganze Spiel in einem anschaulichen lebenden Bilde trefflich zusammen.

Es wurde in Tirol der Wunsch laut, „es möchten dem patriotischen Festspiele die Bretter der Meraner Volksschaubühne zur Verfügung gestellt werden, und so das kleine dramatische Werklein zum Tiroler Volksbuche sich bilden.“ [1]) Vielleicht ließe sich noch zur Ergänzung beifügen, es möchte insbesondere die Tiroler Jugend mit der in edler Sprache, wenn auch zumeist in der heimatlichen Mundart verfaßten Dichtung bekannt und vertraut werden. Dann wird am besten des Dichters eigener Wunsch sich erfüllen, es möchten „seine einfachen Scenen auf das Gemüth des Volkes wirken und ihm zeigen, wo auch heute noch die Wurzeln seiner Kraft liegen.“ Wer die Festberichte aus Tirol, insbesondere aus Bozen und Innsbruck, gelesen hat, der wird nicht daran zweifeln, daß des Dichters Wunsch in seinem Vaterland den begeistertsten Widerhall findet und auch über die Tiroler Berge hinaus mit freudiger Theilnahme vernommen wird.

---

1) Es ist schon ein einfacherer Separatabdruck des Spieles erschienen und so eine größere Verbreitung ermöglicht.

XXII.

Erinnerungen aus der Ministerzeit Bismarck-Camphausen.

Jüngst fanden in der freisinnigen und Centrums-Presse aus Anlaß des vor einigen Wochen erfolgten Ablebens des preußischen Finanzministers a. D. Otto v. Camphausen Erörterungen über dessen Verhältniß zum ersten Reichskanzler statt. Diese wurden zunächst durch einen, offenbar von Friedrichsruh aus inspirirten, Artikel vom 20. Mai hervorgerufen, in welchem das Leiborgan des Fürsten Bismarck, die „Hamburger Nachrichten", des Kanzlers offenkundige Urheberschaft am Sturze Camphausens in Abrede zu stellen suchte. Es ist ja ein bekanntes Bestreben des Fürsten Bismarck, durch seine literarischen Freunde dafür Sorge tragen zu lassen, daß möglichst jede Erinnerung an seine mißlungenen Projekte und an viele seiner ethisch wie rechtlich höchst anfechtbaren Unternehmungen in der Geschichte ausgelöscht und die Schuld an gewissen sehr unerquicklichen politischen Vorgängen den Ministercollegen oder den Führern dieser oder jener parlamentarischen Fraktion anstatt ihm selbst zugeschrieben werde. Dafür haben wir in dem vor hin erwähnten Artikel ein sehr charakteristisches Beispiel.

Das hohe Interesse, welches die „Histor.-polit. Blätter" wichtigeren Fragen aus jener an großen politischen Ereignissen und bedeutsamen Persönlichkeiten so reichen Geschichtsperiode der siebziger Jahre entgegenbringen — zum Zweck der Feststellung der historischen Wahrheit und zum Nutzen

unserer heutigen rasch lebenden und leicht vergessenmachenden Zeit —, soll mich veranlassen, hier einige zeitgemäße Erinnerungen an gewisse interessante politische Vorgänge aus den Tagen Bismarck-Camphausen wachzurufen, woraus sich dann die Leser davon überzeugen mögen, in welchen Widerspruch mit den thatsächlichen Verhältnissen sich das von den „Hamburger Nachrichten“ erlassene Dementi setzt, welches die Beziehungen Bismarcks zu Camphausen im schönst collegialischen Lichte erscheinen lassen möchte.

Der in den letzten Oktobertagen 1869 erfolgte Eintritt Camphausens in das preußische Ministerium war weniger der Initiative des Fürsten Bismarck, als vielmehr dem damals zunehmenden Einfluß des Ministers Delbrück zuzuschreiben.[1] Dies geht auch aus einem Briefe hervor, den Bismarck von Varzin aus am 20. November 1869 seinem damaligen Stellvertreter im Ministerium, dem Kriegsminister Grafen von Roon, zugehen ließ, worin er diesem nahelegt, gegen Delbrück möglichst nachsichtig zu sein, „da dieser zu seinem Handwerkszeug gehöre, wenn er (Bismarck) bequemer arbeiten solle.“[2])

Camphausens Ernennung zum preußischen Minister hatte weder nach rechts noch nach links befriedigt Die Nationalliberalen sahen ihn ohne volles Vertrauen kommen; denn „bei ihnen hatte er,“ wie Roon an seinen Neffen Moritz von Blanckenburg am 4. Dezember 1869 schrieb, „Anstoß gegeben durch das, wodurch er sich bei uns (den Conservativen) empfohlen hat.“[3]) Die Liberalen hatten schon lange auf einen definitiven Systemwechsel gehofft, und in dem zwar für waschächt liberal ausgegebenen neuen Finanzminister wollten Bennigsen und Genossen doch nicht Fleisch von

1) Poschinger, Fürst Bismarck und die Parlamentarier. Bd. II, S. 68.
2) Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Kriegsministers Grafen von Roon. Bd. II, S. 410.
3) v. Roons Denkwürdigkeiten II, 416.

ihrem Fleische erkennen. Noch weniger konnte Camphausen auf das Vertrauen der Conservativen rechnen, die in ihm und in Delbrück die Uebergangsstufe zum definitiven liberalen Ministerium erblickten. Die Gegnerschaft gegen die Bismarck'sche Regierungspolitik, die in den letzten sechziger Jahren bei den Conservativen wiederholt öffentlich zum Ausdruck kam,[1]) erhielt in Camphausens Ernennung nochmals frische Nahrung. Es war mit Delbrück-Camphausen-Wehrmann in Bismarcks unmittelbarster Umgebung ein Triumvirat geschaffen, das der conservativen Kammerfraktion und besonders dem hochconservativen Minister Grafen von Roon stark zu denken gab. „Wie sind Sie mit Camphausen zufrieden?" fragte Bismarck bei Roon brieflich von Varzin aus an, worauf dieser erwiderte: „Mit Camphausen bin ich bis jetzt wohl zufrieden, kann Ihnen aber nicht verbergen, daß mir Delbrück-Camphausen-Wehrmann in Ihrer nächsten Umgebung Gedanken macht, die ich heute nicht näher besprechen möchte."[2])

---

1) Die allmähliche Abwendung der Conservativen von Bismarck datirte von jenen Tagen her, als im August 1866 Herr von Kleist-Retzow an der Spitze einer Deputation von Gesinnungsgenossen bei dem preußischen Ministerpräsidenten in Prag erschien, um denselben zu bewegen, die äußeren Erfolge seiner Politik zu einem Siege des conservativen Princips auch in der inneren Politik zu verwerthen. Allein Bismarck gab der Deputation eine ausweichende Antwort und stellte an sie die Frage: „Haben Sie die Einwilligung des Kronprinzen?" Kleist-Retzow verstand die Frage und ließ die Angelegenheit fallen. Bismarck näherte sich seit jener Zeit immer mehr den Mitgliedern des im Jahre 1859 durch Herrn v Bennigsen gegründeten Nationalvereins, die unter Anschluß der meisten Mitglieder der früheren von Lasker und Twesten geführten Fortschrittspartei im Jahre 1866 die sog nationalliberale Partei bildeten. Ueber die Ursache der Entfremdung des Kanzlers und der conservativen Fraktion sprechen sich die „Hamburger Nachrichten" in einem Leitartikel vom 21. März 1892 „Fürst Bismarck und die Conservativen" näher aus.

2) Roon l. c. S. 411 und 412.

Die Conservativen waren damals führerlos; unter ihnen war der vorhin erwähnte Moritz von Blanckenburg der geistig hervorragendste; zum Heerführer fehlte ihm keineswegs die Fähigkeit, wohl aber die Neigung. Er stand mit Bismarck, mit dem er von Jugend auf befreundet war, schon in dessen Gesandtenzeit über parlamentarische Fragen in Correspondenz,[1]) und mit den Jahren gestalteten sich ihre Beziehungen immer intimer, zumal nachdem Blanckenburgs Onkel, Graf Roon, Kriegsminister geworden war. Aus dem conservativen Lager war — abgesehen von Graf Roon — „Freund Moritz" der einzige, mit dem Bismarck auch in der Zeit seiner völligen Entfremdung gegen seine früheren unbedingt Getreuen das innige Verhältniß fortsetzte. Blanckenburg gab sich damals bei seinen öfteren Besuchen in Varzin redlich Mühe, die Sache der Conservativen gegen die Einflüsse Camphausens und Delbrücks beim Ministerpräsidenten warm zu halten, und suchte nach dem eingetretenen Zerwürfniß durch sein schwerwiegendes Wort die Verbindung zwischen seiner Partei und Bismarck wieder herzustellen. Jedoch war seine rege vermittelnde Thätigkeit gegenüber dem nun einmal gereizten Bismarckschen Blut eitle Liebesmühe. In einem seiner Briefe an seinen Oheim Roon schrieb Blanckenburg, nachdem er kurz vorher Varzin aufgesucht hatte, folgendes: „Mögen nun aber die Conservativen noch schlechter sein, wie Bismarck sie schildert — ohne dieselben wird er nimmermehr Preußen in anständiger Form in Deutschland aufgehen machen; will er das Werk allein mit den Liberalen vollziehen, so führt es unfehlbar zur Republik. Man kann den Liberalen nicht gerecht werden, wenn man nicht ihr ganzes Programm erfüllt, und dazu gehört in erster Linie die Zerstörung der Kirche und der Schule. Die Conservativen müssen das Bewußtsein behalten oder wieder bekommen, daß sie die eigentliche Stütz-Partei

---

1) Kohl's Regesten I, 96.

sind, mit der Deutschland erobert wird. Dazu aber sehe ich nicht allein keine Anstalten — sondern ich besorge, daß die Verbindungen, die noch bestehen, abgebrochen werden. Ich habe übrigens, da es mir in Varzin unmöglich wurde, mich völlig auszusprechen, in diesen Tagen an Bismarck etwas ausführlicher geschrieben, als ich das sonst zu thun pflege"[1])

Die Correspondenz zwischen Grafen Roon und Blanckenburg im Jahre 1870 läßt das Verhältniß Bismarcks zu seinen früheren conservativen Freunden in einem stets weniger erfreulichen Lichte erscheinen, wobei Roon immer wieder auf seine Mitarbeiter in der Regierung, auf Camphausen und Delbrück zurückkommt und bei diesen zwei nicht am wenigsten die arbeitenden Kräfte finden will, welche Bismarck auf der abschüssigen Bahn des Liberalismus weiter treiben. Roon wird bei jenem Triumvirat um den Ministerpräsidenten immer unzufriedener; er kann seinen Aerger über die großen Verkehrtheiten Bismarcks nicht zurückhalten. So äußerte er sich in einem Briefe vom 16. Januar 1870 an Blanckenburg:

„Bismarck scheint in dem alten Irrthum befangen, daß er durch geistige Regsamkeit und persönliche Liebenswürdigkeit alle Schwierigkeiten der Lage überwinden werde. Es wird daher mit den Nationalliberalen fortcoquettirt, und die alten Freunde und Gesinnungsgenossen werden ziemlich ignorirt; Bismarck meint durch diplomatische Dialektik und menschliche Klugheit übrigens Alle gewinnen und über den Gänsezucker führen zu können, und bekundet durch dies alles entweder eine so souveräne Verachtung aller seiner Umgebungen oder so unbegreifliche Illusionen, daß mir dabei ganz graulich zu Sinne wird. Er will à tout prix möglich bleiben, *jetzt und künftig, weil er wohl die Empfindung hat, daß der begonnene Bau unter dem Hohngelächter der Welt zusammenfällt, sobald er die Hand davon thut.* Das ist auch nicht unrichtig — aber — *die Mittel zum Zweck! Werden sie um seinetwillen geheiligt?*"[2])

---

1) Roon's Denkwürdigkeiten II, 408, 409. 2) Roon l. c. II, 419.

Fünf Tage nachher antwortete Blanckenburg auf diesen Roon'schen Brief:

„Ueberraschen thut mich gar nicht, was Du über Bismarck schriebst; daß er die Fehler, die in Behandlung der Conservativen gemacht sind, nicht wieder gut machen will, das weiß ich von Varzin her; daß er die Meinung hat, daß die vorschreitende Einigung Deutschlands es erfordert, daß wir immer liberaler werden müssen, das spricht er geradezu aus.“ In einem weiteren Schreiben an Roon bemerkte er: „Die Opposition der Conservativen gegen Bismarck nimmt reißend zu — man kann es schon Erbitterung nennen.“ [1])

Die Conservativen, die eine Beilegung ihres Confliktes mit dem Ministerpräsidenten nur durch die Vermittlung Blanckenburgs für möglich hielten, suchten diesen nun zur Uebernahme der Stelle eines Fraktionschefs zu überreden; so glaubten sie die Schroffheit Bismarcks gegen ihre Fraktion zu brechen und zugleich den Einfluß Camphausens zu paralysiren. Allein Blanckenburg erwiderte ablehnend: „Führer dieser Opposition gegen Bismarck will und werde ich nimmer sein und Führer der murrenden, widerwilligen, ihm noch aus allerhand Gründen folgenden Rest-Conservativen mag ich nicht sein.“ [2]) Dagegen stellte er seine Hilfe in Aussicht, wenn Graf Moltke an die Spitze der conservativen Fraktion träte, den er als die hierzu geeignetste Persönlichkeit empfahl. Deßhalb schrieb er am 9. Januar 1870 an den Kriegsminister Roon: „Sehr lieb wäre es mir, wenn Du, gelegentlich General Moltke sehend, diesem von mir Eröffnungen machtest, dahingehend, daß meine einzige Hoffnung wäre, daß er die Leitung in der Art in die Hand nähme, wie Stolberg früher. Es würden dabei die eigentlichen Corporaldienste von Denzin geleistet, und ich würde mich ihnen gewiß nicht entziehen. Aber wir müßten ihn gerade in erster Linie haben als feinstes Deckblatt, das wir noch

1) Roon l. c. II, 420. 2) II, 420.

hätten für unsere Vierradener Einlagen." Darauf antwortete Roon seinem Neffen: „daß sich dieser Plan schwerlich verwirklichen dürfte, da nämlich dies Deckblatt Moltke sich nicht gut rollen lasse." [1])

Noch einmal schöpften die Conservativen gegen den von Tag zu Tag mächtiger werdenden Einfluß Camphausens Hoffnung für ihre Sache. Als nämlich Kriegsminister von Roon an Stelle des beurlaubten Reichskanzlers am 1. Januar 1873 das preußische Ministerpräsidium übernahm, da unterzog sich der alte Offizier dieser Bürde nur unter den beiden Bedingungen, daß, um auch in allgemeinen politischen Angelegenheiten auf eine wirksame Unterstützung seiner eigenen Anschauungen im Ministerium rechnen zu können, der in allen Hauptfragen mit ihm übereinstimmende General von Kameke stimmführendes Mitglied des Staatsministeriums würde, und daß das unmittelbar vorher frei gewordene Portefeuille des landwirthschaftlichen Ministers an einen Mann seiner Wahl und politischen Gesinnung verliehen werden sollte. Fürst Bismarck war mit beiden Bedingungen einverstanden, wie dies aus seinen Briefen an Roon hervorgeht. [2]) Roon und Bismarck wünschten Moritz von Blanckenburg berufen zu sehen; ersterer hoffte dessen große Umsicht und Gewandtheit in den allgemeinen politischen Angelegenheiten, sowie seinen wichtigen und besonnenen Einfluß auf die conservative Partei und auf Bismarck sehr nützlich verwerthen zu können.

Indessen lehnte Blanckenburg diese Berufung ab, zumal die liberalen Mitglieder des Staatsministeriums Camphausen, Delbrück und Falk, mit aller Energie sich gegen seine Candidatur wehrten; diese wollten von einem neuen Collegen nichts wissen, der mit Roon in innigster vertrauter Freundschaft verbunden war. „Daß ich", so schrieb Blanckenburg an Roon am 11. November 1873, „in dies Ministerium,

---

1) Roon, l. c. II, 417, 419. 2) II, 605.

das ‚Bismarck' heißen wird und ‚Camphausen' sein wird, nicht eintreten konnte, darüber war ich nicht einen Augenblick zweifelhaft; . . . . ich sollte in ein Ministerium treten, in dem doch höchstens Kameke noch mit mir wäre; denn Bismarck wird in Preußen Camphausen wirthschaften lassen, darüber habe ich nicht den geringsten Zweifel. Was weiter werden soll im Vaterlande? Bismarck hat in Pommern jede Brücke, die ich noch wieder hätte bauen können, zerstört. Er geht nun liberale Wege. Wir müssen jetzt nach Allem, was geschehen ist, den liberalen Kelch bis auf die Hefe leeren."[1])

Bei der Zusammensetzung des Ministeriums war es nicht zu verwundern, daß die Partei der Herren Bennigsen-Gneist-Lasker einen sichtlich wachsenden Einfluß auf Bismarck und die Leitung der inneren Politik gewann, was eine stets zunehmende Verstimmung der Conservativen zur Folge hatte. Die Durchführung der im Landtag 1872 angenommenen, durchaus im Geiste und nach den Vorschlägen des nationalliberalen Professors Gneist ausgearbeiteten neuen preußischen Verwaltungsreform, bei deren Berathung im Herrenhaus ein Pairsschub von 25 Mann die von Kleist-Retzow energisch geführte Opposition der Conservativen unschädlich machen mußte, ferner das Schulaufsichtsgesetz, die Civilehe und andere kirchliche Kampfgesetze hatten die conservative Fraktion von der Nothwendigkeit der Verweigerung der Heeresfolge überzeugt, auf welche Bismarck ein unbedingtes Recht zu haben glaubte. Diese oppositionelle Haltung der Partei hatte eine ungemein hochgradige Erbitterung des Reichskanzlers gegen seine alten Freunde und Kampfgenossen hervorgerufen. Im Sommer 1873 zogen sich die Zorneswolken immer drohender zusammen, bis endlich in den Herbsttagen über den Häuptern der conservativen Herren unter Donner und Blitz das lang vorhergesehene

1) Roon l. c. II, 607, 608.

Gewitter sich entlud, welches das alte Fraktionsgebäude bis in die Fugen erzittern machte.

In jenen Tagen vollzog sich der offene Bruch mit der Fraktion. Was Bismarck im Jahre zuvor den gegen das unchristliche Schulaufsichtsgesetz agitirenden Conservativen durch seine Vertrauensmänner mittheilen ließ, daß er nämlich, falls sie nicht für das Gesetz stimmten, das Haus auflösen und sodann die conservativen Candidaten bekämpfen lassen würde, das führte er bezüglich der zweiten Drohung bei den im Spätjahre 1873 vorgenommenen Wahlen zum preußischen Landtag in hartnäckiger Befehdung dieser Partei durch. Die Folge war, daß die Neuwahlen zum Abgeordnetenhaus vom 4. November 1873 Bismarck eine daselbst seit sieben Jahren entbehrte liberale Majorität brachten. Neben 88 Mitgliedern des Centrums und 74 Conservativen zogen 182 Nationalliberale und 40 Freiconservative zur heißen parlamentarischen Campagne im Landtag ein.

Von nun an entfernte sich Bismarck immer verhängnißvoller von seinen früheren conservativen Anschauungen, um Schulter an Schulter mit Camphausen, Delbrück, Falk, Gneist, Bennigsen und Lasker, und zwar theils führend und theils folgend, auf den Grundlagen eines volks- und kirchenfeindlichen Liberalismus ein neues Gebäude der Regierungspolitik im Innern des Landes und des Reiches aufzuführen. Daß die Abneigung der Conservativen gegen den Fahnenflüchtigen, dem sie ja früher so unbegrenzt ergeben waren, mit dem sie Jahre lang durch Dick und Dünn gegangen und den sie nun eines ihrer Ideale nach dem anderen über Bord werfen sahen, zu jener Zeit in Presse und politischen Versammlungen in oft äußerst heftigen Ausfällen sich Luft machte, hat gewiß in der rücksichtslosen Schroffheit, mit welcher damals der Kanzler die Partei Kleist-Retzow behandelte, seinen parlamentarischen Entschuldigungsgrund. Die Jahre 1873/76 waren die Zeiten, in denen unter den Conservativen die saftigsten Kraftaus-

drücke gegen Bismarck im Schwunge waren. Hatte ja doch im Mai 1873 Graf Fred Frankenberg, der bekannte unermüdliche Schleppträger des ersten Reichskanzlers und eifrige „katholische“ Berather desselben bei Inscenirung des Culturkampfes, öffentlich erklärt: daß in seiner Gegenwart der conservative Graf Friedrich Stolberg die Aeußerung gethan habe: „Wenn Bismarck gehängt werden soll, so werde ich mit am Strick ziehen.“ Und einige Zeit später gab ein anderer altconservativer Abgeordneter auf einem pommerschen Wollmarkt seiner Erbitterung gegen den Kanzler dadurch Ausdruck, daß er seinen Freunden zurief: „Er werde Bismarck noch so klein machen, daß er jedem ehrlichen pommerschen Krautjunker aus der Hand fressen möchte.“

Andererseits ließen es gewisse conservative Kreise auch nicht an ernstlichen Vorstellungen gegenüber dem Reichskanzler fehlen; so hielt es ein alter adeliger Herr aus Pommern im Jahre 1873 für Recht und Pflicht, den Fürsten in einem sehr salbungsvoll gehaltenen Brief wegen seiner Stellung zur Schulaufsichtsfrage zur Einkehr und zum Gebet zu ermahnen. Bismarck aber kanzelte den sehr wohlmeinenden Laien=Prediger damit ab, daß er ihn in seiner Antwort, die er acht Jahre darnach in einer Unterhaltung Moritz Busch theilweise vorlas,[1]) unter anderem auf Psalm 12, 4 und 5 verwies, wo es heißt: „Es möge vertilgen der Herr alle heuchlerischen Lippen und die großsprecherischen Zungen, die da sagen, unsere Zungen werden recht behalten, uns gebühret zu reden; wer ist unser Herr?“ — Allein über all diese conservativen Drohungen und frommen Stoßseufzer konnte sich Bismarck sehr leichten Herzens hinwegsetzen; er fuhr fort, mit der denkbarsten Schroffheit die Partei zu behandeln, überschüttete sie mit beißendem Spott und gab sie dem öffentlichen Hohne preis. Er konnte diese brüske Behandlungsweise auch gefahrlos riskiren, denn er wußte

1) Moritz Busch, Unser Reichskanzler I, 157—158.

ja im Voraus, daß die unbedingt Getreuen nicht für alle Zeit ihm schmollen werden, daß es vielmehr seinerseits nur eines Winkes bedürfe, um zur beliebigen Zeit „die hart gerittenen, jetzt allerdings durchgegangenen Junker wieder einzufangen und weichmäulig zu machen.“ Die unmittelbar folgenden Jahre hatten diese Berechnung Bismarcks bestätigt; denn die Conservativen fühlten mit der Zeit doch zu sehr, daß sie ohne den Halt an des Kanzlers Rockschößen bedeutungslos im parlamentarischen Leben erscheinen.

Für Camphausen war das Zerwürfniß des Ministerpräsidenten mit der conservativen Fraktion nicht ungelegen gekommen. Konnte er doch jetzt um so sicherer hoffen, daß nun endlich der Systemwechsel im liberalen Sinne vor sich gehen werde, und dürfte er nun auch bei der zunehmenden Verstimmung Bismarcks gegen seine alten Freunde die Richtigkeit der Prophezeiung in Zweifel gezogen haben, welche die „Vossische Zeitung“ bei seinem Eintritt ins Ministerium in Bezug auf den conservativen Kriegsminister halb höhnisch, halb elegisch in einem Leitartikel brachte: „Einen eisernen Stock, eine Säule, die fest steht, wenn auch die Welt in Trümmer fällt, behalten wir gewiß: den Herrn von Roon, den treuen Wächter des Soldatenthums gegen Jedermann.“ [1])

Dem Grafen Roon wurde das wiederholt eingereichte Entlassungsgesuch am 9. November 1873 vom Kaiser „mit schwerem Herzen“, wie es in der betreffenden Kabinetsordre heißt, bewilligt. Camphausen fühlte sich mit dem Abgang Roons freier und bei Ausführung culturkämpferischer Pläne Bismarcks nicht mehr beengt durch eine gewisse äußere Rücksichtsnahme auf den sehr conservativen Collegen. Eine für unsere Tage besonders zeitgemäße Erinnerung in Betreff der Einführung der Civilehe in Preußen möge hier erwähnt sein. Camphausen war es nämlich, dem beim Zustande-

---

1) Vossische Zeitung vom 29. Oktober 1869.

kommen des Civilehegesetzes noch in letzter Stunde eine besondere Rolle zufiel. Gar vielfältig und lange andauernd zogen sich im Spätjahre 1873 die Verhandlungen über diese Gesetzesvorlage sowohl im Staatsministerium, als besonders im königlichen Kabinet hin. Der Kaiser vermochte sich lange nicht über die sehr schweren Bedenken gegen Einführung der obligatorischen Civilehe hinwegzusetzen, und mehr als einmal verbreitete sich in jenen Herbsttagen das Gerücht, die ganze Gesetzesvorlage sei als gescheitert zu betrachten. Die damals von dem kirchenfeindlichsten Liberalismus völlig beherrschte öffentliche Meinung zeigte darob in der Presse und im Parlament sehr ersichtliche Spuren trüber Resignation. Man spottete über die „Bulletins", die in der Tagesliteratur über das Befinden der Civilehe von Zeit zu Zeit erschienen. Bei Lasker, Bennigsen, Gneist und ihren Freunden war bereits große Muthlosigkeit eingetreten. Endlich erfuhr man in den letzten Novembertagen, daß es dem Fürsten Bismarck gelungen sei, die Bedenken des Monarchen im Allgemeinen wenigstens beseitigt zu haben, ohne daß aber die inneren Kämpfe des alten Kaisers vollständig wären gehoben worden. Wiederum gingen einige Tage der Zögerung vorüber, bis endlich am 9. Dezember — da der Reichskanzler sich damals in Varzin aufhielt — Camphausen sich eine Audienz beim König erbat, um in derselben dessen definitive Zustimmung zur Ehegesetzesvorlage zu gewinnen. Dieser Vortrag Camphausens beschleunigte den königlichen Entschluß in dieser hochwichtigen Frage, indem der Monarch bereits am nächsten Vormittag seine bejahende Entscheidung dem Cultusministerium zugehen ließ. Sogleich nach dem Eintreffen der Entschließung des Königs traten die Minister im Abgeordnetenhaus zu einer Conferenz zusammen, in Folge deren sodann der Cultusminister Nachmittags die heiß ersehnte Vorlage unter dem brausenden Jubel der liberalen Majorität dem Hause überreichte.

Solche Liebesdienste, wie sie Camphausen nicht selten

seinem Chef in den ersten sechs Jahren seines Amtes zu erweisen sich bemüht hatte, wurden von diesem jedoch nie entsprechend gewürdigt. Zu einem vertrauenerweckenden, innigen Verhältnisse konnten sich die Beziehungen des Ministerpräsidenten zu diesem Ressortminister während ihres mehr als achtjährigen Zusammenarbeitens niemals gestalten, wenngleich von ernstlichen Zerwürfnissen durch die Klugheit beider nichts in die große Oeffentlichkeit gedrungen war.

Ein geradezu gespanntes Verhältniß zwischen Bismarck und Camphausen trat mit dem Jahre 1876 ein. In dieses Jahr fällt des Kanzlers Umkehr in der Wirthschaftspolitik. Die durch den Liberalismus zu Stande gekommenen Gesetze über Freihandel, Gewerbefreiheit, Freizügigkeit hatten zur Folge, daß das Kapital, das Geschäft, die Spekulation, das Judenthum auf Kosten solider Arbeit bereichert und andererseits die heimische Industrie, der Kleinbürger- und Bauernstand zu Gunsten des internationalen Großhandels tief geschädigt und zu Grunde gerichtet ward. Das durch Camphausen, Delbrück und die Koryphäen des Nationalliberalismus zu Stande gekommene Aktiengesetz hatte eine fast unbeschränkte Associationsfreiheit zu kapitalistischen und industriellen Zwecken gewährt und dem damals herrschenden System der sog. Gründungen, d. h. der Gründungen von großen auf den bedenklichsten Grundsätzen sich aufbauenden Finanz-Instituten durch Private, Thür und Thor geöffnet. Das Großkapital suchte durch Heranziehung einflußreicher liberaler Politiker mittelst des Systems der Betheiligung seine berüchtigten Gründungen auf die Beine zu bringen. Männer von hohem politischem Einfluß, wie Miquel, Bamberger, Bennigsen, Buhl, Bunsen, Hammacher, Schauß, Wagener u. s. w. saßen unter den Verwaltungsräthen dieser kapitalistischen Unternehmungen, die mit Hilfe jener autoritativen Namen zur Bereicherung Weniger dem Volke in bedenklichster Weise das Geld aus den Taschen zogen. „Es war damit,“ wie mit

Recht R. Meyer sagt,[1]) „der erste Schritt zur Corruption der Politiker durch die Börse am hellen Tage geschehen."

Aber gar bald rächte sich furchtbar vor Aller Augen dieses verwerfliche liberal-manchesterliche Treiben. In Folge dieser freihändlerischen, liberalen Politik war in ganz Deutschland trotz des Milliardensegens eine allgemeine drückende wirthschaftliche Noth seit dem Jahre 1873 herbeigeführt worden. Dem Gründerthum und der Ueberproduktion, entsprossen aus dem Geld- und Creditüberfluß der Milliardenzeit, folgte seit 1873 ein heftiger, in seinen Wirkungen lange andauernder und verheerender Rückschlag; auf die reißende Fluth kam die desto tiefer gehende Ebbe. Die wilde Spekulation schlug fast plötzlich in eine allgemeine Lähmung des Verkehrslebens um; Handel und Gewerbe stockten; der Nothstand drückte auf alle Produktions- und Erwerbszweige, und besonders ward die Landwirthschaft mit großen und dauernden Nachtheilen belegt. Ueberall in der Geschäftswelt trat Niedergang und Stillstand ein, und hatte es in den unmittelbar zwei vorausgegangenen Jahren der Fülle und des Ueberflusses zu viel Arbeit und zu wenig Hände gegeben, so gab es seit 1873 der Hände zu viel und der Arbeit zu wenig. Die brachgelegten großen industriellen Werke mußten Tausende von Händen unfreiwillig feiern lassen, und dieser jahrelange Arbeitsmangel war, wie immer, so auch hier, nicht nur von leiblicher Noth, sondern auch vom größten sittlichen Elende begleitet. Dieser allgemeine Nothstand der Arbeiterbevölkerung mußte jeden einsichtigen Politiker mit ernsten Besorgnissen erfüllen.

Jetzt ward Bismarck, der bisher mit Delbrück und Camphausen dieser unglücklichen Manchesterpolitik von Herzen ergeben war, bei diesen verheerenden Wirkungen der Gründerära gezwungen, endlich vom Jahre 1876 an ernster mit der Frage sich zu beschäftigen, wie diesem rapid vor sich

---

1) Politische Gründer S. 54.

gehenden wirthschaftlichen Auflösungsprozeß in Deutschland entgegengearbeitet werden und dem gesunkenen Nationalwohlstand wieder aufgeholfen werden müsse. Und da mit den täglich bei der Regierung einlaufenden Klagen über wirthschaftliche und sociale Noth des Landes immer und immer wieder die Anklage gegen die durch die bisherige liberale Mehrheitspartei herbeigeführte freihändlerische Politik sich verband, so verschloß Fürst Bismarck sich nicht länger der Einsicht, daß eine Umgestaltung der seitherigen freihändlerischen Gesetzgebung in eine schutzzöllnerische für Deutschland als ein unaufschiebbares Bedürfniß betrachtet werden müsse. Das Studium der wirthschaftlichen Frage, das der Reichskanzler seit 1876 betrieb, hatte ihn belehrt, daß das seitherige handelspolitische System zum großen Theile den Verlust des Landeswohlstandes herbeigeführt habe, und daß ein eigensinniges Beharren auf den von der Manchester-Partei festgehaltenen nationalökonomischen Principien die damals an den Tag getretenen traurigen Ergebnisse in der deutschen Geschäftswelt nur noch verallgemeinern und andererseits ein immer rascheres Anwachsen der Socialdemokratie verursachen müsse. So mußte eben der Kanzler, von der Noth der Verhältnisse gedrängt, auf wirthschaftlichem Gebiete nolens volens in jene Wege einlenken, die bereits seit Jahren die Partei des Centrums als die für den Gesammtwohlstand des Reiches ergiebigsten gekennzeichnet hatte: insofern nämlich diese Partei vor allem die nothwendigen Zölle zum Schutz für die deutsche Industrie und Landwirthschaft auf ihr Programm schrieb, um so die schrankenlose Concurrenz des Auslandes zu Gunsten der einheimischen Produktion zu brechen oder doch wenigstens einzuschränken.

(Fortsetzung folgt.)

das jugendliche Herz, das noch mehr empfänglich ist für die mächtigen Gefühle, welche Vater und Sohn verbinden und welche hier von einem so mächtigen Einfluß sind. Die Krone erhält das Wachsthum des Achill durch den veredelnden Läuterungsproceß, der sich durch das ganze Gedicht hindurchzieht. Bei Achill lösen sich die rauhen und heftigen Leidenschaften in die sanftesten und reinsten Gefühle auf. Die Art und Weise, wie sich dieser Proceß dem Gemüth des in den Gegenstand versunkenen Zuhörers mittheilt, gehört zu den höchsten Schönheiten und Vollkommenheiten der erhabenen Dichtung.

Noch eine Reihe von Zügen dient zur Vervollständigung des Charakterbilds, hier sei nur noch einer herausgehoben. Der Held, so herrlich erblüht, wie der Baum in üppiger Trift, darf nicht mehr heimkehren ins Vaterhaus, ist dem herben Geschick früh verfallen, das auch die Göttin mit all ihrer Mutterliebe nicht wenden kann. Dieses Bild hat nicht der Dichter geschaffen, es ist der Sage des Volkes entwachsen, es ist die Personifikation des Wehgeschicks der armen Sterblichen, daß das Herrlichste so früh dahinschwindet. Wenn davon gesungen wird, so klingen die tiefinnersten und urältesten Saiten des Menschenherzens mit und es ist gut, daß auch die Fasern der jugendlichen Herzen wie diese Saiten gestimmt werden, welche über so manchem sinnlichen Taumel so leicht den Ernst des Lebens vergessen.

So verweilt Professor Rief hauptsächlich bei dem für den Unterricht so werthvollen Charakterbild des Achill und stellt die andern Charaktere dazu in Beziehung. Kurz vervollständigt er dann noch das Bild des Agamemnon, in welchem die entgegengesetzten Eigenschaften zur Geltung kommen: der kleinlichen Gesinnung gegenüber die aufopfernde Liebe für den Bruder, bei all seiner unköniglichen Schwäche doch wieder Löwenmuth und Löwenstärke. Hektors Charakter kann vom Schüler sehr leicht gezeichnet

werden nach den zunächst liegenden Beziehungen: sein Verhalten als Sohn und Bruder, als Schwager und Gatte, als Kriegsmann und Vaterlandsvertheidiger. Für die übrigen Charaktere ist der Rath gegeben, die Schüler durch kurze Fragen die Hauptzüge je am betreffenden Ort herausfinden und an andern Stellen neue Züge zu den wiederholten reihen zu lassen, um an der geeignetsten Stelle eine lebendige Zusammenfassung zu geben. Diese Charakteristiken enthalten die reichsten Bildungselemente, z. B. das Bild des helltönenden Redners von Pylos, dessen Rath, was der Schüler finden muß, so bedeutungsvoll ist, dessen Alter so gewaltige Helden Ehrfurcht zollen — oder das Bild des Odysseus, der Beredtsamkeit mit Thatkraft verbindet, oder dasjenige des so bescheidenen und doch thatkräftigen Diomed. Ergreifend ist das Bild der Helena. Es läßt sich leicht zusammensetzen aus der Stimmung, welche gegen sie in Troja herrscht, aus den Urtheilen der trojischen Greise und des Priamus, aus dem schneidenden Verdammungsurtheil, das sie sich selber spricht. Nützlich für die Schule ist es auch, wenn die Charaktere gegen einander gehalten werden. Achill und Agamemnon, Achill und Hektor, die beiden Greise Nestor und Phönix, Hektor und Andromache im Gegensatz zu Paris und Helena. Und hingewiesen sei noch auf den Reichthum an plastisch so klar gezeichneten Gestalten in so engem Rahmen.

Als Kunstwerk ersten Ranges stellt sich uns die Ilias endlich dar, wenn wir noch die Eigenart des geistigen Schaffens und Dichtens bei Homer und die Ausprägung des innerlich Geschauten und Gestalteten in Erzählung, Rede, Sprache und Vers in Betracht ziehen. Der Verfasser gebraucht hiefür den Ausdruck: Darstellung im weitesten Sinne des Wortes.

Man hat zur Charakterisirung der Dichter und ihres geistigen Arbeitens bestimmte Schlagwörter und Formeln eingeführt. Die Schule pflegt z. B. Goethe's Dichtungen

gens in Stücke hauen und mittags sich mit heilen Gliedern zu Tisch setzen.“ Die Ilias erscheint ihm so rund und fertig, man mag sagen, was man will, daß nichts dazu und nichts davon gethan werden kann. Schiller aber hat nicht nur die schönen Verse gedichtet: Immer zerreißet den Kranz des Homer und zählet die Väter des vollendeten Werks. Hat es doch eine Mutter nur und die Züge der Mutter, deine unsterblichen Züge, Natur! Dies könnte nun trotz mangelnder Einheit der Fall sein. Aber Schiller fällt an anderer Stelle auch das Urtheil: „Die herrliche Continuität und Reciprocität des Ganzen und seiner Theile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten“. Wenn also solche Koryphäen ästhetischer Beurtheilung die Ilias als ein einheitliches Kunstwerk angeschaut und sich daran gefreut und gebildet haben, so wird dasselbe wohl auch die Schule ohne Schaden thun können.

Freilich kann unmöglich die ganze Ilias mit ihren nahezu 16000 Versen gelesen, es muß eine Auswahl getroffen werden, aber diese läßt sich leicht so anlegen, daß die Schüler nach Goethes Verlangen das Gedicht als Ganzes denken, als Ganzes freudig empfinden. Und welches ist nun das einheitliche Band, das alle Theile verbindet, welches ist die Idee, die dem ganzen Werke zu Grund liegt? Was sagt der Dichter selbst am Anfang? Er will den verderblichen Groll des Achill darstellen. Nicht zehnjährige Kämpfe sind Gegenstand der Poesie, sondern das menschliche Herz mit seinen Freuden und Leiden, seinem Zorn und Haß und seiner Liebe war zu allen Zeiten die Quelle, aus der alle wahre Poesie geflossen. Das leidenschaftliche Herz des Achill ist der Gegenstand der Dichtung. Aber sein Zorn ist verderblich für die Achäer und für ihn selbst, da er ihm den schneidenden Schmerz über den Verlust des Patroklus und so vieler Freunde bringt, daß er ihn selbst verwünschen muß. Das Verderbliche der Maßlosigkeit, des übermäßigen Selbstgefühls ist der mora-

lische Gedanke dieser Epopöe, nicht als ob der Dichter zu moralisiren beabsichtige; es ist die überwältigende Moral der Thatsachen, wie sie dem Dichter in der Volkssage vorlagen. Mit tiefem Verständniß hat er die sein Volk beherrschende Idee aufgegriffen und gleichsam zur Seele seiner großartigen Schöpfung gemacht. Für den Schüler muß es sehr eindrucksvoll sein, wenn er in dem jugendfrischesten und gewaltigsten Heldengedicht des Griechenvolks dieselbe echt griechische Idee wiederfindet, welche er in Herodots historischer Epopöe als Seele der sittlichen Weltordnung erkannt hat. Bei der Lektüre der Tragiker, besonders von Sophokles Antigone, tritt ihm dieser Gedanke noch einmal allgewaltig vor die Seele:

> Besonnenheit ist von den Gütern des Glücks
> Das erhabenste Gut.
> Der Verwegene büßt das verwegene Wort
> Mit schwerem Geschick.

Diese Idee soll deshalb dem Schüler auch gleich in der ersten Iliasstunde klar vor Augen treten. Im Verlauf der Lektüre läßt sie sich neu einprägen, vertiefen und eindringlicher darstellen. Und das ist um so ersprießlicher, als gerade für das jugendliche Alter eine Warnung vor dem Uebermuth und die Mahnung zur Mäßigung und Selbstverleugnung namentlich angesichts jugendlicher Ausschreitungen ihren Eindruck auf Herz und Gemüth nicht verfehlen dürfte.

Wie kommt aber die Idee im Aufbau der Dichtung zu ihrer Entfaltung? Diese Frage führt zur Betrachtung der Composition der Ilias. Ein Hauptvorzug ist, daß sich das Ganze, wie schon Aristoteles hervorgehoben, leicht überschauen läßt. Die Hauptbegebenheiten bleiben in ihrer Aufeinanderfolge von selbst im Gedächtniß. Es ist für die Schule ein großer Vortheil, wenn die Schüler Freude daran bekommen, über den Inhalt eines gelesenen Buches stets Bescheid geben zu können. Wie oft fehlt es aber daran?

Und doch muß in ihnen gewissermaßen ein Drang geweckt werden, daß sie stets wissen wollen, was sie gelesen haben. Wenn dieser Drang, den Gegenstand zu beherrschen, fehlt, so werden sie stets im Finstern tappen und nicht lernen, auch das, was sie selber schreiben, möglichst übersichtlich zu gestalten. Die Ilias reizt nun durch die Gesammtanlage geradezu zum Ueberschauenwollen trotz ihrer großen Ausdehnung an.

Aber nicht blos das Nebeneinanderstehen der Theile, sondern auch ihr innerer Zusammenhang ist immer wieder zu berücksichtigen und die wichtigeren Fragen zu beantworten: in welcher Beziehung stehen die einzelnen Theile zur leitenden Idee, wie flammt der Zorn des Achilles auf, wie erwächst aus der gegenseitigen Eigenart der beiden Fürsten die Verwickelung der Handlung, wie steigert sie sich, wie wird die Katastrophe vorbereitet, wie tritt sie mit dem Tode des Patroklus ein, wie erfolgt der unerwartete Umschwung im Groll des Achilles, wie führt der neue Zorn zum Tod des Hektor und wie erfolgt die Beruhigung des Gemüthes? Die Dichtung verliert den Achill nie ganz aus den Augen und so bleibt die künstlerische Einheit gewahrt. Diesen Causalnexus, der von Anfang bis zu Ende besteht, aufzuzeigen, wird stets eine anregende Arbeit in der Schule bleiben.

Dabei wird auch die Composition der Einzelpartien zu beachten sein, damit der Schüler den Stoff vollständig beherrscht. Er wird dadurch vorbereitet, auch bei der Lektüre schwierigerer Klassiker, der demosthenischen Reden oder platonischer Dialoge, ebenso nach einer klaren Uebersicht über den Gedankengang zu streben und so zum Verständniß zu gelangen. Zugleich gewährt diese Betrachtung des Aufbaues der Einzelpartien die überraschendsten Einblicke in die Werkstätte des dichterischen Schaffens. Wie wunderbar ist z. B. der erste Gesang der Ilias angelegt; wie großartig vollzieht sich die Volksversammlung in ihren drei Stadien; wie meisterhaft sind die beiden Hauptcharaktere einander

gegenübergestellt, so daß keiner zurück kann, welche Perspektiven sind eröffnet in die Vergangenheit, wie in die Zukunft, wie wird die Phantasie auf den weiteren Verlauf begierig gemacht, wie bleibt das Herz am Schluß trotz der versöhnenden Handlungen im Himmel und auf Erden voll düsterer Ahnungen! In jedem Betracht zeigt Homer eine dichterische Kraft ersten Ranges. Wie ist vollends im letzten Kampf des Achill das Kunstmittel der Steigerung angewandt! Wie müssen dem Hörer immer lebhafter die Pulse schlagen, wenn dem Furchtbaren nach einander drei Priamussöhne erliegen, der jugendliche Polydor, der reifere Lykaon und endlich Hektor, auf dem das ganze Gewicht seiner Verantwortung und Pflicht lastet? Welch großartiges Gemälde hat der Dichter aus dem letzten entscheidenden Kampf zwischen Hektor und Achill gemacht: im Vordergrund auf dem Schlachtfeld die beiden Helden und in gespannter Theilnahme die Achäer; dahinter die Stadt mit ihren Mauern und Thürmen, darauf voll Furcht und Beben das geflüchtete Trojervolk und die unglücklichen Eltern Hektors; darüber die Götterwelt voll Mitleids mit Hektor und über allem thronend von Ewigkeit zu Ewigkeit und unabänderlich das Schicksal, dessen Wage Zeus in der Hand hält und befragt. Wo gibt es in der ganzen Schulliteratur etwas, wodurch das Verständniß für eine kunstvolle Anlage mehr geweckt und mehr Freude daran erzeugt würde?

Homers Dichtung läßt sodann immer wieder die Wahrheit des Satzes variatio delectat erkennen und empfinden. Viel Abwechslung erreicht der Dichter durch die eingeflochtenen Episoden. Für die Darstellung der Idee nicht nothwendig, sondern nur lose an das Ganze angeknüpft, so daß sie auch für sich bestehen könnten, gewähren sie einerseits einen Ruhepunkt. Wie beruhigend wirkt z. B. zwischen den aufregenden Kampfscenen das friedliche Bild von dem Waffentausch zwischen Diomed und Glaukos oder die liebliche Idylle in der Werkstätte des Hephaistos. Andererseits

Einwirkung geschieht durch die Sprache in Schrift und Rede und zwar nicht nur durch die Ueberzeugung des Verstandes, sondern auch durch Bewegung des Gemüthes und Anregung des Willens. Verstand und Gemüth müssen jedoch, um auch den Willen in Bewegung zu setzen, vor allem gefesselt werden. Dies ist aber ohne die Entfaltung von Phantasie entfernt nicht so gut möglich; das gilt von der Erzählung eines Schwanks im geselligen Kreise bis zu der großartigen oratorischen Leistung auf der Kanzel und im Parlament, von der Leistung des Dichters und Künstlers, die ohne Phantasie nicht denkbar ist, ganz abgesehen. Jeder gute Erzähler muß eine Art Epiker sein. Jede Schilderung von Zuständen und Verhältnissen soll klar und gleichsam greifbar die kleinsten Einzelzüge an einander reihen. Die Vorbedingung dafür aber sind klare und scharfumrissene Einzelvorstellungen, wie sie Homer gibt. Klare Begriffe sind nicht möglich ohne ein gut entwickeltes Anschauungsvermögen. Eine selbstthätige Zusammenfassung, Verbindung und Umgestaltung der Vorstellungen, eine reiche Combinationsgabe, wie sie eine geistreiche Beleuchtung der wissenschaftlichen und praktischen Probleme verlangt, ist ebenfalls nicht möglich ohne das Vorhandensein eines gewissen Reichthums von sonnenhellen Vorstellungen. Also lassen wir die Jugend den Dichter bearbeiten, der die klarsten Vorstellungen gibt.

Ein Hauptmerkmal der homerischen Poesie ist ihre wunderbare Naturwahrheit (Realität). Wenn von irgend einem Dichter, so gilt von Homer Schillers Wort: „Ihm gaben die Götter das reine Gemüth, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.“ Wir erblicken bei ihm die Natur der Dinge nicht etwa durch farbige Gläser, sondern so, wie sie zu allen Zeiten und an allen Orten einem gesunden Auge sich dargestellt hat und immer wieder darstellen wird. Da findet sich kein phantastisches Schönheitsideal, kein Hirngespinnst, nirgends eine Spur von aufgedunsenem Helden-

Ilias mustergiltig. Die Darstellung der Idee der Dichtung, der Aufbau der Haupthandlung und die Entfaltung des Charakters des Haupthelden, diese dreifache Aufgabe fließt dem Dichter fast in eine zusammen. Der erste und erhabenste Charakter der Ilias ist ja Achill. Das Bild „dieses unvergleichlichen Jugendhelden der hellenischen Dichtung", diese unvergängliche Blüthe des griechischen Geistes, muß auch auf die stammverwandte deutsche Jugend eine fesselnde Wirkung ausüben. Daß aber diese Wirkung sich vollauf geltend mache, muß ein Hauptbestreben des Unterrichts sein.

Das Bild ist ein werdendes und wachsendes, wie kein anderes dichterisches Charakterbild. Die treibende Kraft bei der Entwicklung ist der Hauptcharakterzug des Achill, nämlich die Leidenschaftlichkeit seines Wesens. Diese wird von guten Eigenschaften in Bewegung gesetzt, und es ist lehrreich, durch Rückschlüsse aus seinem Thun das die Schüler finden zu lassen. Aber er wird durch das glühende Herz und den stürmischen Willen zum Uebermaß getrieben. Als echter Idealist faßt der Held alles Gemeine und verabscheut das Niedrige. Diese Charakterseite zeigt sich besonders dem Agamemnon gegenüber. Wie im ersten Gesang stufenweise an demselben engherziges Ehrgefühl, Habsucht, Schamlosigkeit, Verblendung sich dem erregten Gefühl des Achill vormalen, so schwillt seine Leidenschaft an. Nachdem er durch Wegnahme der Briseis aufs tiefste in seinem Ehrgefühl gekränkt ist, steigert sich dasselbe nach und nach bis zur krankhaften Ueberreizung. Es ist eine herrliche Uebung, die Schüler aus der wunderbaren Rede des Achill im 9. Gesang die ganze große Reihe der Stimmungen, aus welchen diese Ueberreizung wetterleuchtend funkelt, heraussuchen und sie dann einen tieferen Blick in die Seele des Helden thun zu lassen, dem entweder, wie es ihm geoffenbart wurde, das Leben oder der Ruhm verloren ist, so daß dieses klagende Verloren durch sein Dasein hallt. Zugleich kann da dem Jüngling nahe gelegt werden, wie die Stör-

ung der geistigen Harmonie durch Seelenstimmungen veranlaßt ist, welche für jeden Studirenden, namentlich den ideal angelegten, zu gefährlichen Klippen werden können. Wie nahe liegt für jeden die Gefahr einer zu großen Steigerung des Ehrgefühls wie bei Achill!

Noch stärker als die Ehrliebe ist bei Achill die Liebe zum Freund. Der Groll über die verletzte Ehre muß nach dem Fall des geliebten Freundes einem noch glühenderen Zorn über dessen Mörder weichen. Hier setzt wieder ein für die Jugend sehr fesselndes Motiv ein, das Freundschaftsmotiv. Das Wort Freundschaft berührt jedes jugendliche Herz aufs wärmste; die Namen der berühmten Freundschaftsideale haben für sie einen guten Klang. Gewaltig ist der Schmerz des Peliden über den Verlust des theueren Freundes. Selbst sein Leben will er geben für den Freund. Denn obwohl ihm Thetis im ergreifenden Zwiegespräch versichert: „Sogleich nach Hektor ist dir das Geschick bereitet“, so geht er doch unentwegt diesem Geschick entgegen. Gern wird der Lehrer Freude an diesem homerischen Freundschaftsideal zu erwecken suchen. Und wenn sich ihm vielleicht im Hinblick auf manche verkehrte Freundschaft das Horazische: par nobile fratrum! auf die Lippen drängt, so wird er nicht unterlassen, zu bemerken, daß auch nach Homer die Tugend die Grundlage so edler Freundschaft ist, nicht bloß nach Cicero. Von dem Charakterbild des Patroklus fällt wie von dem des Agamemnon und Hektor eine neue Bestrahlung auf das Bild des Achill. Patroklus ist der Liebling Aller, nicht bloß des Achill. Auch die Vorliebe des Dichters genießt er. Deßhalb verherrlicht er ihn vor allen Helden, wie Achill durch einen Siegesgesang. Natürlich nur ein Tapferer kann der Freund des Tapfersten sein. Aber bei dem jähen Wesen des Achill ist eine dauernde Freundschaft nur möglich für einen nachgiebigen Charakter. Der hervorstechendste Zug an Patroklus ist daher eine Liebenswürdigkeit, die sich stets von der wohlwollendsten Liebe leiten läßt.

Die leidenschaftliche Natur des Achill wird nun aber durch die Freundesliebe fortgerissen bis zur grimmigen Wuth gegen Hektor, bis zur Mißhandlung seines Leichnams. Rache für Patroklus ist es was seine ganze Seele erfüllt. Dem modernen und christlichen Gefühl erscheint das anstößig. Aber für Achill hat das Bewußtsein, Rache üben zu müssen, die Macht einer religiösen Idee. Und von dieser getragen, steigt er zu einer Höhe empor, auf welcher er selbst die erhabene Gestalt Hektors unter sich hat. Agamemnon, Patroklus, Hektor müssen das Bild Achills leuchtend emporheben; welch eine Steigerung! Auf Hektors Heldengestalt läßt der Dichter die wärmsten Lichter fallen: der Held, „der für seine Hausaltäre kämpfend ein Beschirmer fiel", ist vor allen geeignet, auch die jugendlichen Herzen einzunehmen und zur Vaterlandsliebe zu begeistern; aber über ihn wird der Held erhoben, dessen gewaltige Heldenseele nur von einem Gefühl beherrscht wird. Da Achill in all seiner Furchtbarkeit daherkommt und alles flieht, hält Hektor wie festgebannt von Pflicht und Mannesehre noch Stand; aber er ist nicht stark genug, der Stunde des Verderbens [illegible]
Achill dagegen kennt [illegible]
Augen und zeigt doch [illegible]
und die würdevollste Rede [illegible]
die entschiedensten. [illegible]
Charaktere das [illegible]
der profanen [illegible]

Seine höch[illegible]
rakter durch das [illegible]
nicht nur dadurch [illegible]
troklus an [illegible]
löst wird. [illegible]
liebe, so ist das [illegible]
sucht. Der [illegible]
der Seele des [illegible]
Herzen [illegible]

das jugendliche Herz, das noch mehr empfänglich ist für die mächtigen Gefühle, welche Vater und Sohn verbinden und welche hier von einem so mächtigen Einfluß sind. Die Krone erhält das Wachsthum des Achill durch den veredelnden Läuterungsproceß, der sich durch das ganze Gedicht hindurchzieht. Bei Achill lösen sich die rauhen und heftigen Leidenschaften in die sanftesten und reinsten Gefühle auf. Die Art und Weise, wie sich dieser Proceß dem Gemüth des in den Gegenstand versunkenen Zuhörers mittheilt, gehört zu den höchsten Schönheiten und Vollkommenheiten der erhabenen Dichtung.

Noch eine Reihe von Zügen dient zur Vervollständigung des Charakterbilds, hier sei nur noch einer herausgehoben. Der Held, so herrlich erblüht, wie der Baum in üppiger Trift, darf nicht mehr heimkehren ins Vaterhaus, ist dem herben Geschick früh verfallen, das auch die Göttin mit all ihrer Mutterliebe nicht wenden kann. Dieses Bild hat nicht der Dichter geschaffen, es ist der Sage des Volkes entwachsen, es ist die Personifikation des Wehgeschicks der armen Sterblichen, daß das Herrlichste so früh dahinschwindet. Wenn davon gesungen wird, so klingen die tiefinnersten und urältesten Saiten des Menschenherzens mit und es ist gut, daß auch die Fasern der jugendlichen Herzen wie diese Saiten gestimmt werden, welche über so manchem sinnlichen Taumel so leicht den Ernst des Lebens vergessen.

So verweilt Professor Rief hauptsächlich bei dem für den Unterricht so werthvollen Charakterbild des Achill und stellt die andern Charaktere dazu in Beziehung. Kurz ver vollständigt er dann noch das Bild des Agamemnon, i welchem die entgegengesetzten Eigenschaften zur Geltu kommen: der kleinlichen Gesinnung gegenüber die a opfernde Liebe für den Bruder, bei all seiner unköniglich Schwäche doch wieder Löwenmuth und Löwenstärke. tors Charakter kann vom Schüler sehr leicht gezeid

werden nach den zunächst liegenden Beziehungen: sein Verhalten als Sohn und Bruder, als Schwager und Gatte, als Kriegsmann und Vaterlandsvertheidiger. Für die übrigen Charaktere ist der Rath gegeben, die Schüler durch kurze Fragen die Hauptzüge je am betreffenden Ort herausfinden und an andern Stellen neue Züge zu den wiederholten reihen zu lassen, um an der geeignetsten Stelle eine lebendige Zusammenfassung zu geben. Diese Charakteristiken enthalten die reichsten Bildungselemente, z. B. das Bild des helltönenden Redners von Pylos, dessen Rath, was der Schüler finden muß, so bedeutungsvoll ist, dessen Alter so gewaltige Helden Ehrfurcht zollen — oder das Bild des Odysseus, der Beredtsamkeit mit Thatkraft verbindet, oder dasjenige des so bescheidenen und doch thatkräftigen Diomed. Ergreifend ist das Bild der Helena. Es läßt sich leicht zusammensetzen aus der Stimmung, welche gegen sie in Troja herrscht, aus den Urtheilen der troïschen Greise und des Priamus, aus dem schneidenden Verdammungsurtheil, das sie sich selber spricht. Nützlich für die Schule ist es auch, wenn die Charaktere gegen einander gehalten werden. Achill und Agamemnon, Achill und Hektor, die beiden Greise Nestor und Phönix, Hektor und Andromache im Gegensatz zu Paris und Helena. Und hingewiesen sei noch auf den Reichthum an plastisch so klar gezeichneten Gestalten in so engem Rahmen.

Als Kunstwerk ersten Ranges stellt sich uns die Ilias endlich dar, wenn wir noch die Eigenart des geistigen Schaffens und Dichtens bei Homer und die Ausprägung des innerlich Geschauten und Gestalteten in Erzählung, Rede, Sprache und Vers in Betracht ziehen. Der Verfasser gebraucht hiefür den Ausdruck: D a r s t e l l u n g im weitesten Sinne des Wortes.

Man hat zur Charakterisirung der Dichter und ihres geistigen Arbeitens bestimmte Schlagwörter und Formeln eingeführt. Die Schule pflegt z. B. Goethe's Dichtungen

mehr realistisch, die Schiller'schen im Gegensatz dazu mehr idealistisch oder jene mehr objektiv, diese mehr subjektiv zu nennen. Mit dem Wörtchen mehr ist freilich schon ausgedrückt, daß es sich um etwas Relatives handelt. Denn bekanntlich ist kaum eine Dichtung Schiller's so ideenreich, als gewisse Partien von Goethe's Faust und bei der Wahl seiner Stoffe hält sich Schiller mehr an das objektive Gebiet der Geschichte, während bei Goethe fast überall (Lyrik, Werther, Tasso, Iphigenie, Faust) Seelenstimmungen das Hauptthema bilden, so daß in diesem Betracht gerade umgekehrt Schiller der objektivere und Goethe der subjektivere wäre. Schiller selbst hat die antike Dichtung als mehr naiv, die moderne als mehr sentimental bezeichnet, aber er sagt zugleich, daß jedes große Genie naiv sei, also auch die modernen großen Dichter. Bei jedem großen Genie werden sich verschiedene Seiten finden, und bei Unterscheidungen kann es sich ja blos um das Mehr oder Weniger handeln. So ist auch bei Homer neben dem Objektiven das Subjektive, neben dem Realistischen das Idealistische vertreten.

Das Epos ist die objektivste Dichtungsart Der epische Dichter macht das Thatsächliche der Außenwelt zum Gegenstand seiner Darstellung. Die Innenwelt tritt dieser gegenüber zurück. Der Dichter unterläßt es, seine eigenen subjektiven Gefühle im Gesang ausklingen zu lassen, oder seine Urtheile über Gegenstände und Handlungen einzumischen. Dies zeigt sich dem Schüler bei der Iliaslektüre sofort. Nachdem der Sänger die Muse angerufen, tritt seine Persönlichkeit hinter der im breiten Strom dahinfließenden Erzählung zurück. Nur selten kommt sie noch zur Geltung, so wenn der Dichter einzelne Personen wie Menelaus und Patroklus in gemüthlicher Antheilnahme in der zweiten Person anredet oder Ausrufe des Bedauerns einmischt, oder Ausblicke in die Zukunft eröffnet. Der Hinweis auf die Ausnahme macht den Schülern die epische Regel um so klarer. Je weniger nun aber die Subjektivität des Dichters, Gefühl und Reflexion

die Dichtung beherrschen, desto mehr kommt das Organ der objektiven Anschauungsweise, die Einbildungskraft zur Geltung. Die Frucht ist die vielgerühmte Anschaulichkeit der homerischen Darstellung. Mögen andere Dichter Vorzüge vor Homer besitzen: durch seine unvergleichliche Einfachheit und Anschaulichkeit übertrifft er die Dichter aller Zeiten und Völker. Die ganze Außenwelt der Gegenstände, Gestalten und Handlungen stellt sich wunderhell, ganz plastisch vor sein und unser Auge. Es ist dieser höchst entwickelte Sinn für plastische Auffassung und Wiedergabe der Wirklichkeit der charakteristische Vorzug des griechischen Geistes, wodurch in der epischen Dichtung, wie in der Bildhauerkunst für alle Zeiten unübertreffliche Musterwerke geschaffen wurden. Die Hauptursache dieses Vorzuges ist die Beschaffenheit der Heimat dieses gottbegnadigten Volkes. Unter dem leuchtenden Himmel Griechenlands, in der durchsichtigen kristallklaren Atmosphäre erscheint alles in plastischer Gegenständlichkeit, kein dunstiger Flor verschleiert den Blick in die Ferne. Von solchem Himmel gleichsam geschult, vergegenwärtigt uns Homer die Außenwelt in südländisch fesselndem Gepräge. Zum Ausdruck kommt diese Anschaulichkeit vor allem in den zahlreichen schmückenden Beiwörtern, wie sie gleich Perlen durchs ganze Gedicht zerstreut sind. Auf einfachste Weise verbindet Homer zwei Stämme (Subjekt und Adjektiv), und zwar so, daß der Sinn des neuen Wortes, wie Croiset sagt, avec éclat vor das Auge der innerlich nachzeichnenden Phantasie tritt, besonders wenn die Beiwörter die Erscheinung des Gegenstandes durch einen Vergleich noch sinnenfälliger machen.

Anschaulichkeit erreicht Homer ferner durch seine herrlichen Gleichnisse. Der weitaus überwiegenden Mehrzahl nach dem Gebiete der Natur entnommen, und vielfach weit über den Vergleichungspunkt hinaus durch Hinzufügung einer Reihe von Zügen ausgeführt, welche die Schärfe der Zeichnung erhöhen, werden sie zu warmen, prächtig detaillirten

und doch knapp gehaltenen Naturschilderungen, in sinnlich greifbarer Klarheit vor die Seele hingestellt wie die Vögel des Himmels und die Lilien des Feldes in den Gleichnissen des Herrn im Evangelium. Der Lehrer muß auch hier beim Uebersetzen dafür sorgen, daß der Geist der Schüler nicht äußerlich an den Wortformen haften bleibt, sondern daß ein innerliches Anschauen der scharf gezeichneten Naturgegenstände eintritt. Die schaffende Phantasie wird angeregt und sucht ihrerseits für die menschliche Handlung und die nach außen tretenden Gemüthsaktionen die entsprechenden Beziehungen im Naturleben zu finden. Es ist denn auch eine Erfahrungsthatsache, daß homerische Gleichnisse das Erste sind, was die Jugend selbst nachzugestalten sucht.

Wie aber Homer in seinen Gleichnissen die Naturbilder völlig sichtbar gestaltet, so ist es überhaupt sein Bestreben, alles wie im hellen Sonnenlicht, dem Betrachter objektiv gegenüber zu stellen. Die Gestalten der auftretenden Personen, der Helden und Götter stehen wie leibhaftig da oder schreiten vielmehr handelnd an unserem Auge vorüber. Und nicht bloß einzelne Gestalten, auch ganze Gruppen zaubert uns der Dichter in den hellen Sonnenschein des Mittags. Wie reich ist z. B. nur der erste Gesang an solchen Gruppen vollkommenster Art! Wer könnte, wenn er diesen Gesang gelesen hat, z. B. den Priester vergessen, der vor dem Bilde eines Gottes betet, oder den Achill, der nach dem Schwerte greift, und nur durch die plötzlich erscheinende Göttin zurückgehalten wird, oder den gekränkten Helden, wie er in seinem Schmerze auf's Meer hinaus nach der lieben Mutter ruft. Und aus andern Gesängen — sollen wir an die reizenden und rührenden Bilder erinnern, wie der kleine Astyonax, durch den Helmbusch des Vaters erschreckt, sich an die Brust der Amme schmiegt und die Eltern mit thränenfeuchten Augen darüber lächeln, oder wie Hektor sein Söhnlein zu Zeus emporhebt und jenes ergreifende Gebet spricht? Wo irgend

welche Anlage für künstlerisches Empfinden ist, kann sie nicht besser als durch solche Bilder geweckt und ausgebildet werden. Zur Förderung dieses plastischen Sehens empfiehlt Verfasser die Demonstration der griechischen Kunstwerke. In Ermanglung von griechischen Skulpturen oder Gypsabgüssen sollten wenigstens große Photographien vorgezeigt und erklärt werden, vor allem die herrliche Neapler Homerbüste, und die hervorragenden Göttergestalten, dann eine Reihe anderer Figuren und Gruppen, wie eben die Lektüre es mit sich bringt. Der Eindruck der Weissagungen von Achills Tod läßt sich z. B. verstärken durch Vorzeigen der berühmten Pasquino-Gruppe in der Loggia dei Lanzi in Florenz, wo Ajas den Leichnam des Achill trägt. Die Spiele im 23. Gesang geben Veranlassung, Myrons Diskuswerfer, den Borghese'schen Fechter und die berühmten Ringer der Ufficien in Florenz vorzuweisen. An berühmte Reliefs, besonders die Parthenonmetopen, erinnert Nestors Erwähnung der Kentauren- und Lapithenkämpfe. Leicht läßt sich schließlich eine Art Ueberblick über die ganze griechische Kunstentwicklung geben. Wie reich kann die Frucht solcher Demonstrationen im Anschluß an die Iliaslektüre sich gestalten: Entwicklung des Schönheitssinns, Uebung im künstlerischen Sehen, Eindringen in das Wesen der griechischen Kunst, culturgeschichtliche Erkenntniß des Zusammenhangs zwischen Poesie und bildender Kunst, und Erfassen des Unterschieds zwischen den beiden Stilgesetzen.

Was aber den Werth der homerischen Anschaulichkeit überhaupt für die Jugendbildung betrifft, so dient sie dazu, das Anschauungsvermögen des jungen Menschen selbst, das innere Sehen durch die Phantasie auszubilden. Es gehört freilich Naturanlage dazu und die Naturen sind hierin verschieden. Aber ohne Anlage ist kein Schüler und jede Naturanlage muß entwickelt werden. Wer nun das Gymnasium durchläuft, der ist berufen, einmal auf die Nebenmenschen einzuwirken und eine Führerrolle zu übernehmen. Diese

Einwirkung geschieht durch die Sprache in Schrift und Rede und zwar nicht nur durch die Ueberzeugung des Verstandes, sondern auch durch Bewegung des Gemüthes und Anregung des Willens. Verstand und Gemüth müssen jedoch, um auch den Willen in Bewegung zu setzen, vor allem gefesselt werden. Dies ist aber ohne die Entfaltung von Phantasie entfernt nicht so gut möglich; das gilt von der Erzählung eines Schwanks im geselligen Kreise bis zu der großartigen oratorischen Leistung auf der Kanzel und im Parlament, von der Leistung des Dichters und Künstlers, die ohne Phantasie nicht denkbar ist, ganz abgesehen. Jeder gute Erzähler muß eine Art Epiker sein. Jede Schilderung von Zuständen und Verhältnissen soll klar und gleichsam greifbar die kleinsten Einzelzüge an einander reihen. Die Vorbedingung dafür aber sind klare und scharfumrissene Einzelvorstellungen, wie sie Homer gibt. Klare Begriffe sind nicht möglich ohne ein gut entwickeltes Anschauungsvermögen. Eine selbstthätige Zusammenfassung, Verbindung und Umgestaltung der Vorstellungen, eine reiche Combinationsgabe, wie sie eine geistreiche Beleuchtung der wissenschaftlichen und praktischen Probleme verlangt, ist ebenfalls nicht möglich ohne das Vorhandensein eines gewissen Reichthums von sonnenhellen Vorstellungen. Also lassen wir die Jugend den Dichter bearbeiten, der die klarsten Vorstellungen gibt.

Ein Hauptmerkmal der homerischen Poesie ist ihre wunderbare Naturwahrheit (Realität). Wenn von irgend einem Dichter, so gilt von Homer Schillers Wort: „Ihm gaben die Götter das reine Gemüth, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.“ Wir erblicken bei ihm die Natur der Dinge nicht etwa durch farbige Gläser, sondern so, wie sie zu allen Zeiten und an allen Orten einem gesunden Auge sich dargestellt hat und immer wieder darstellen wird. Da findet sich kein phantastisches Schönheitsideal, kein Hirngespinnst, nirgends eine Spur von aufgedunsenem Helden-

ihnen. Es ist nicht bloß die Natur des schönen Griechenlands in allen Stücken wiedergegeben, so daß Licht und Luft so vertheilt sind, als ob die Natur selbst waltete, daß jedes Geschöpf das Maß an Farbe, Form und Kraft erhält, welches ihm zukommt; auch das ganze Menschenleben mit allen Zweigen menschlicher Thätigkeit ist so richtig aufgefaßt und dargestellt, als ob der Dichter in allem selbst Fachmann gewesen wäre. Die Schlachtgemälde sind z. B. von ihm entworfen, wie wenn er überall selbst mitgekämpft hätte. Die zahlreichen Verwundungen sind geschildert, als ob der Dichter auch ein Meister in der Chirurgie gewesen wäre. Namentlich ist überall, ein Charakterzug der griechischen Kunst überhaupt, das schönste Maß eingehalten. Also kann auch unsere Jugend von ihm richtige Anschauung und schönes Ebenmaß lernen.

Diese große Naturwahrheit ist insbesondere auch den Regungen des dichterischen Gemüths eigen. Nirgends zeigt sich ein Anflug von krankhafter Sentimentalität. Wie Hektor und Andromache haben die Menschen gefühlt und gefürchtet, seitdem Menschen gelebt haben. Hektors Abschied ist und bleibt Gegenstand der Bewunderung, nicht bloß wegen der Tiefe der Empfindung, sondern auch wegen der Wahrheit derselben. Wie sehr fällt Schillers Nachahmung gegenüber dem großen Vorbild ab! Es ist theatralisches Pathos gegenüber den ergreifenden Tönen der Natur. Die Jugend lerne den Unterschied erfassen, damit sie wahre Empfindung von affektirter unterscheide. Sie lerne bei Homer gesundes Empfinden und Fühlen. Trotz aller Wehmuth, welche über die Ilias ausgegossen ist, lassen doch die Menschen derselben sich nicht beugen. Frisch und thatkräftig ziehen sie ihrer Aufgabe nach und ihrem Schicksal entgegen. So soll sich die Jugend nicht kraftlähmenden Gefühlen, gefühlseligen Träumereien hingeben. Es sollen ihr die traurigen Erfahrungen eines unheilvollen Wertherfiebers erspart bleiben.

Wir übergehen die Ausführungen des Verfassers über

Einwirkung geschieht durch die Sprache in Schrift und Rede und zwar nicht nur durch die Ueberzeugung des Verstandes, sondern auch durch Bewegung des Gemüthes und Anregung des Willens. Verstand und Gemüth müssen jedoch, um auch den Willen in Bewegung zu setzen, vor allem gefesselt werden. Dies ist aber ohne die Entfaltung von Phantasie entfernt nicht so gut möglich; das gilt von der Erzählung eines Schwanks im geselligen Kreise bis zu der großartigen oratorischen Leistung auf der Kanzel und im Parlament, von der Leistung des Dichters und Künstlers, die ohne Phantasie nicht denkbar ist, ganz abgesehen. Jeder gute Erzähler muß eine Art Epiker sein. Jede Schilderung von Zuständen und Verhältnissen soll klar und gleichsam greifbar die kleinsten Einzelzüge an einander reihen. Die Vorbedingung dafür aber sind klare und scharfumrissene Einzelvorstellungen, wie sie Homer gibt. Klare Begriffe sind nicht möglich ohne ein gut entwickeltes Anschauungsvermögen. Eine selbstthätige Zusammenfassung, Verbindung und Umgestaltung der Vorstellungen, eine reiche Combinationsgabe, wie sie eine geistreiche Beleuchtung der wissenschaftlichen und praktischen Probleme verlangt, ist ebenfalls nicht möglich ohne das Vorhandensein eines gewissen Reichthums von sonnenhellen Vorstellungen. Also lassen wir die Jugend den Dichter bearbeiten, der die klarsten Vorstellungen gibt.

Ein Hauptmerkmal der homerischen Poesie ist ihre wunderbare Naturwahrheit (Realität). Wenn von irgend einem Dichter, so gilt von Homer Schillers Wort: „Ihm gaben die Götter das reine Gemüth, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.“ Wir erblicken bei ihm die Natur der Dinge nicht etwa durch farbige Gläser, sondern so, wie sie zu allen Zeiten und an allen Orten einem gesunden Auge sich dargestellt hat und immer wieder darstellen wird. Da findet sich kein phantastisches Schönheitsideal, kein Hirngespinnst, nirgends eine Spur von aufgedunsenem Helden-

thum. Es ist nicht bloß die Natur des schönen Griechenlands in allen Stücken wiedergegeben, so daß Licht und Luft so vertheilt sind, als ob die Natur selbst waltete, daß jedes Geschöpf das Maß an Farbe, Form und Kraft erhält, welches ihm zukommt; auch das ganze Menschenleben mit allen Zweigen menschlicher Thätigkeit ist so richtig aufgefaßt und dargestellt, als ob der Dichter in allem selbst Fachmann gewesen wäre. Die Schlachtgemälde sind z. B. von ihm entworfen, wie wenn er überall selbst mitgekämpft hätte. Die zahlreichen Verwundungen sind geschildert, als ob der Dichter auch ein Meister in der Chirurgie gewesen wäre. Namentlich ist überall, ein Charakterzug der griechischen Kunst überhaupt, das schönste Maß eingehalten. Also kann auch unsere Jugend von ihm richtige Anschauung und schönes Ebenmaß lernen.

Diese große Naturwahrheit ist insbesondere auch den Regungen des dichterischen Gemüths eigen. Nirgends zeigt sich ein Anflug von krankhafter Sentimentalität. Wie Hektor und Andromache haben die Menschen gefühlt und gefürchtet, seitdem Menschen gelebt haben. Hektors Abschied ist und bleibt Gegenstand der Bewunderung, nicht bloß wegen der Tiefe der Empfindung, sondern auch wegen der Wahrheit derselben. Wie sehr fällt Schillers Nachahmung gegenüber dem großen Vorbild ab! Es ist theatralisches Pathos gegenüber den ergreifenden Tönen der Natur. Die Jugend lerne den Unterschied erfassen, damit sie wahre Empfindung von affektirter unterscheide. Sie lerne bei Homer gesundes Empfinden und Fühlen. Trotz aller Wehmuth, welche über die Ilias ausgegossen ist, lassen doch die Menschen derselben sich nicht beugen. Frisch und thatkräftig ziehen sie ihrer Aufgabe nach und ihrem Schicksal entgegen. So soll sich die Jugend nicht kraftlähmenden Gefühlen, gefühlseligen Träumereien hingeben. Es sollen ihr die traurigen Erfahrungen eines unheilvollen Wertherfiebers erspart bleiben.

Wir übergehen die Ausführungen des Verfassers über

hier so nachdrücklich hervorgehoben wird, das war, wenn auch mit etwas anderen Worten, in den Histor.-polit. Blättern gleichfalls gesagt worden. In dem Artikel „Lehrfreiheit und Parität noch einmal“ [1]) ist bemerkt, daß uns mit der Beseitigung des „statistischen Mißverhältnisses“ nicht geholfen wäre, sondern daß es gelte, „die Zahl der an den Universitäten thätigen Katholiken von kirchlicher Ueberzeugung und offenem Bekenntniß zu vermehren“. Und ebenso ist dort in Bezug auf den Professoren-Ring, dessen Existenz von der Staatsregierung und den Vertretern der Universitäten geleugnet zu werden pflegt, bemerkt: „Könnte der unsichtbare Ring nicht darin bestehen, daß sich das seiner weit überwiegenden Mehrzahl nach dem Liberalismus huldigende deutsche Professorenthum in stillschweigender Uebereinstimmung und ohne sich selbst ausdrücklich Rechenschaft zu geben, von vornherein ablehnend gegen katholische Gelehrte von ausgesprochen kirchlicher Gesinnung verhielte?“

Es ist also nur im Sinne jener Ausführungen, wenn der D-Correspondent der Augsb. Postzeitung fortfährt: „Nur eine wirklich unparteiische und zielbewußte Regierung könnte durch ein energisches Eingreifen gegen einen solch schreienden Mißstand Abhilfe schaffen . . . Ist aber das zu erwarten, so lange die Dinge stehen, wie sie jetzt stehen? Die Regierung sieht keinen Ring. Warum? Darum. Sie ist ja dazu da und wird vom Liberalismus gestützt und gehalten, um die Errungenschaften des Liberalismus in den hochwichtigen Personalien zu retten. Denn der Ring zeigt sich nicht blos an den Universitäten, auch im ganzen höheren Staatsdienst werden die eifrigen Katholiken als Parias behandelt. . . . . Das Ministerium ist eben anerkannt liberal oder wenigstens liberalisirend, der Liberalismus aber kann nirgends aus der Haut fahren, am wenigsten in den Per-

1) Bd. 117, S. 914 ff.

Erscheinungen blos haben möchte, wie er sich dieselben auf Grund seiner Erziehung, seiner Vorurtheile und Neigungen gedacht hat, zu jener Wahrhaftigkeit, welche nur das ausspricht, was sie nach ruhigem Verweilen und Prüfen wirklich gesehen hat.

(Schluß folgt.)

XXIV.

Zur Regel St. Benedikts.

Wie ein Markstein aus grauer Vorzeit ragt in unsere Tage des hl. Benediktus Regel, nicht als verwitterte Antiquität, die sich genügen lassen muß, in einem Alterthumsmuseum ein Plätzchen zu finden, sondern als stets giltiger Wegweiser, der noch jetzt Tausenden den Pfad zum Himmel zeigt. Dem erfreulichen Aufschwung, den die praktische Beobachtung des monastischen Gesetzbuches durch das Wiederaufblühen des Benediktinerordens in unserer Zeit genommen, folgt allmählich auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem ehrwürdigen Denkmal. Und wahrlich verdient es ein eingehenderes Studium auch in dieser Hinsicht. Entstanden in der Zeit der großen politischen und socialen Umwälzungen, aus denen das christlich-germanische Mittelalter hervorging, war die Benediktinerregel durch Jahrhunderte die maßgebende Norm des für die staatliche, kirchliche und sociale Entwicklung so bedeutungsvollen Mönchthums. Auch für die Geschichte der Sprache ist die Zeit, in welcher der hl. Benedikt lebte und schrieb, von großem Interesse. Aus der Verbindung und Verwandlung, die das in dieser Zeit überwiegende Vulgärlatein mit den neuen Elementen eingeht, erwachsen

thatsächlichen Untergrund zu entziehen. Auch wenn der oben geschilderte Systemwechsel einmal eintreten sollte, würde damit noch nicht, wie der D-Artikel der Augsburger Postzeitung voraussetzt, der Mangel an geeigneten Kräften beseitigt sein. Die katholischen Gelehrten werden dann nicht plötzlich vom Himmel fallen, und recht energisch möchten wir uns doch dagegen verwahren, daß ein katholisches Ministerium sich damit begnügen könne, minderwerthige Kräfte, falls sie nur gute Katholiken wären, auf die Lehrstühle der Hochschulen zu berufen.

Solange aber ein solches Ministerium nicht besteht, wäre das Verlangen, daß bei der Besetzung von Professuren katholische Gesinnung den Vorrang vor wissenschaftlicher Tüchtigkeit haben müsse, nicht nur in sich thöricht, sondern auch ganz und gar aussichtslos. Was wir zur Zeit verlangen können, ist nur das, daß bei wissenschaftlich gleichwerthigen Bewerbern der entschiedene Katholik nicht hinter anderen zurückstehe, und darum kommt alles darauf an, die Zahl der entschiedenen Katholiken zu vermehren, welche den wissenschaftlichen Wettbewerb mit Erfolg bestehen können. Wer der Meinung huldigt, daß dieselben schon jetzt in genügender Anzahl vorhanden seien und nur durch die Ungunst der im Besitze der Macht befindlichen Faktoren von den akademischen Lehrstühlen ferngehalten würden, der kennt die Verhältnisse nicht. Sicherlich gibt es in unserem Lager Einzelne, die im Bewußtsein ihres Könnens sich mit dem Gedanken an die akademische Laufbahn getragen haben, durch die sich ihnen entgegenstellenden Hindernisse aber von der Ausführung zurückgehalten wurden; es gibt andere, bei denen eine Besserung der Aussichten sofort jenes Bewußtsein wecken und das Ergreifen wissenschaftlicher Berufsthätigkeit herbeiführen würde. Es gibt endlich eine dritte Gruppe, die kleinste unter den Dreien, welche muthig und entsagungsvoll den Kampf mit der Ungunst der Verhältnisse aufgenommen hat und unter allen bitteren Erfahrungen als

Redaktionen der Schrift vorhanden sind, woher die Verschiedenheiten rühren, welcher der verschiedenen Textgestalten der Vorzug zu geben ist, welchen Werth die Lesarten der andern Handschriften haben u. A. m. Alle Handschriften heranzuziehen, wird, besonders bei weit verbreiteten Werken, weder möglich noch nothwendig sein; doch muß jedenfalls bezüglich der älteren Exemplare möglichste Vollständigkeit angestrebt werden. Daß aber auch relativ sehr junge Handschriften noch von Interesse sein können, zeigt z. B. gerade bei der Benediktinerregel der von Mabillon erwähnte Codex von St. Ulrich in Augsburg aus dem Jahre 1510.[1])

Der kritische Apparat hat im Verein mit der Einleitung oder speciellen Abhandlungen die Aufgabe, ein klares Bild der handschriftlichen Ueberlieferung zu vermitteln. Die Entscheidung der Frage, wie weit in der Mittheilung der Lesarten zu gehen ist, ob etwa auch rein sprachliche, orthographische Differenzen oder gar offenbare Schreibfehler u. A. anzumerken sind, hängt hauptsächlich vom Zwecke der Ausgabe ab. Der Historiker wünscht vor allem die für den Inhalt in Betracht kommenden Varianten zu kennen, der Philolog, Diplomatiker, Paläograph legt besonderen Werth auf formale Unterschiede. Allen Ansprüchen kann nur eine Ausgabe genügen, die bis ins Einzelnste die handschriftlichen Differenzen klarlegt. Für die Benediktinerregel liegt eine solche bisher nur für den Cod. Sang. 916 vor.[2]) Sie kann auch nur für eine oder einige Handschriften geliefert werden, da sonst der kritische Apparat zu schwerfällig würde. Es bleibt mithin wie beim Text so auch bei der Herstellung des kritischen Apparates für die subjektive Auffassung und Arbeit des

1) Vetera Analecta. Paris 1723. S. 19.

2) H. Hattemer: St. Gallens altdeutsche Sprachschätze. Denkmale des Mittelalters. St. Gallen 1844—46. I S. 26—130 und die Ergänzung Steinmeyer's in Zeitschr. für deutsches Alterthum XVII, 433 ff.

mit dem charakteristischen Ausspruche: „Habilitiren kann er sich, das fordert die Freiheit der Wissenschaft". Daß in der Gegenwart ein junger Gelehrter, wenn er nur wirklich ausreichende Belege seines Könnens und Wissens beibringt, bei dem Versuche, sich an einer deutschen Universität — mit Ausnahme von Rostock — zu habilitiren, lediglich seiner katholischen Gesinnung wegen a limine zurückgewiesen werden sollte, ist nicht wahrscheinlich, am wenigsten in Bayern, wo die Autonomie der Fakultäten keine so uneingeschränkte ist, wie anderwärts. Thatsächlich hat sich noch kürzlich in München in der philosophischen Fakultät sogar ein Priester der Augsburger Diöcese als Privatdocent für Philosophie habilitirt. Daß er dabei auf irgend welche Schwierigkeiten gestoßen wäre, hat man nicht gehört.

Etwas anderes ist es natürlich mit dem Vorwärtskommen. Ein Wagniß ist die akademische Carriere immer, auch hervorragende Gelehrte, für welche ihr religiöses Bekenntniß kein Hinderniß war, haben manchmal lange auf Beförderung warten müssen. In erheblichem Nachtheile den anderen gegenüber werden katholische Privatdocenten so lange sein, als sie, wie bisher, die verschwindende Minderzahl bilden. So lange es sich nur um wenige Vereinzelte handelt, gehört schon ein gewisses Maß von gutem Willen auf Seiten der Fakultäten dazu, sie bei ihren Vorschlägen zu berücksichtigen. Wo nicht ganz hervorragende Leistungen vorliegen, wird es immer leicht sein, die Bevorzugung anderer Bewerber aus sachlichen Erwägungen zu rechtfertigen. Wenn dagegen einmal auf allen möglichen Gebieten junge katholische Gelehrte mit Erfolg thätig wären, wenn sich für die verschiedensten Fächer an drei, vier Universitäten katholische Privatdocenten befänden, so würde die Nichtberücksichtigung sofort als grundsätzliche Ausschließung erscheinen, und solche gebührend zu brandmarken und auf Remedur zu dringen, würde alsdann die naheliegende und sicher auch erfolgreiche Aufgabe unserer parlamentarischen Vertretungen sein.

rührende, endgiltige Redaktion nachzuweisen sucht. In dem nicht sehr umfangreichen kritischen Apparat will Schmidt nur die Lesarten bieten, welche einige Wahrscheinlichkeit für ihre Richtigkeit aufweisen.[1]) Die für die Oxforder Recension charakteristischen Lesarten sind durch [D.] gekennzeichnet.

Eine zweite Edition der Benediktinerregel veranstaltete im vorigen Jahre der bekannte Philologe Professor Wölfflin in München.[2]) Er sieht in St. Benedikts Regel in erster Linie ein wichtiges Denkmal für die Gestaltung der lateinischen Sprache im 6. Jahrhundert n. Chr. Zur Grundlage seines Textes nimmt er die Oxforder Handschrift, welche besser die spätlateinischen Formen bewahrt hat, und fügt die Lesarten der Tegernseer und der St. Galler Handschrift 916, an einigen Stellen auch die von Fragmenten aus St. Emmeran (8. Jahrhundert) und des Commentars von Hildemar bei. Im Vorwort sucht Wölfflin ebenfalls mehrere Redaktionen zu unterscheiden, aber nicht wie Schmidt auf Grund der handschriftlichen Ueberlieferung, sondern auf innere Gründe gestützt. Seine Hauptthese indes, die Regel habe ursprünglich mit Kapitel 66 geschlossen, ist weder neu noch wahrscheinlich und bereits von Grützmacher beseitigt.[3])

1) Restat, ut pauca de hac editione addamus. Ut sententia nostra exigit, secuti sumus textum Tegernseensem, simulque conati eum ope ceterorum codicum corrigere. Lectiones vero alterius classis proprias plerumque in annotationibus hoc signo [D.] distinximus. — Si cui fortasse delectus lectionum a nobis exhibitus non arriserit, omnes alias variationes aliqua veri specie gaudentes in annotationibus congessimus, ex quibus ipse, si placet, meliorem sibi eligat. Prol. p. XXVIII.

2) Benedicti regula monachorum recensuit E. Woelfflin. Lipsiae 1895.

3) Die Bedeutung Benedikts von Nursia und seiner Regel in der Geschichte des Mönchthums. Berlin 1892. S. 15 ff. — Gegen die Angriffe, welche Wölfflin in seiner Vorrede gegen Schmidt

Diese kurze Charakteristik zeigt uns schon, daß Wölfflin der Aufgabe einer umfassenderen Durchforschung der Handschriften überhaupt nicht näher getreten ist. Er begründet das selbst damit, daß sich voraussetzen lasse, die alten Benediktiner hätten ihre Regel stets sorgfältig abgeschrieben.[1]) [illegible] wir nun auch dieser guten Meinung von unsern Benediktinern beipflichten, so dürfte sie doch nur dann zu dem gewünschten Schluß berechtigen, wenn feststünde, daß nicht von vornherein verschiedene Recensionen existirten, deren jede für eine Reihe von Handschriften den Architypus bildete. Dieser Fall liegt aber nach den auch von Wölfflin stillschweigend anerkannten Forschungen P. Schmidt's bei der Benediktinerregel vor. Es ist nun allerdings möglich, daß die Differenzen für Wölfflin's speziellen Zweck zu unerheblich sind, um eine weitere Untersuchung der Handschriften nöthig zu machen — das Urtheil darüber müssen wir den Fachkennern überlassen[2]) — jedenfalls darf eine für allgemeinwissenschaftliche Forschungen berechnete Ausgabe darauf

---

[illegible], vertheidigt sich dieser in den „Studien und Mittheilungen a. d. Bened. u. Cisterz. Orden XVI (1895) S. 681 ff mit bestem Erfolg. Wenn Wölfflin von Schmidt schreibt: „Atque utinam, qui Regulam ‚iuxta antiquissimos codices recognitam' Ratisb. a. 1880 edidit, Edmundus Schmidt, lectiones Sangallenses ex Hattemeri libro deprompsisset, quoniam ei non contigit, ut codicem ipse oculis perlustraret. Si verum quaeris, plurima mirum in modum turbavit." (Praef. p. VI sq.), so fällt, wie wir weiter unten sehen werden, dieser Vorwurf in seinem ganzen Umfang auf Wölfflin selbst zurück.

1) In his autem codicibus acquiescendum esse putavi, non solum quia sunt antiquissimi et diligenter collati, sed etiam quia monachos Benedictinos S. P. Regulam accuratissime descripsisse credibile est. Ed. W. Praef. p. VII.

2) Unserem unmaßgeblichen Urtheil nach hätte u. A. Cod. Sang. 914 s. VIII gerade nach der philologischen Seite noch manches neue Material geliefert, z. B. für die Verwechslung von b und v, für [illegible] der [illegible], Assimilation u. s. w.

nicht verzichten. In dieser Hinsicht hat die Schmidt'sche Ausgabe einen Vorzug, der indes dadurch wieder gemindert wird, daß auch Schmidt keine systematischen, umfassenden Nachforschungen angestellt hat[1]) und bei den benutzten Handschriften die Forschung nicht so weit geführt hat, als zu wünschen war. Wie bezüglich des benutzten Materials, so dürfte auch für den Text die Ausgabe P. Schmidt's vom allgemein-wissenschaftlichen Standpunkt aus den Vorzug verdienen, wenigstens so lange die Schmidt'sche Hypothese, daß die Tegernseer Handschrift eine zweite, von St. Benedikt selbst verbesserte Redaktion der Regel darstellt, nicht mit stichhaltigen Gründen beseitigt ist.

Der kritische Apparat kann bei beiden Ausgaben größeren Anforderungen nicht genügen. Wölfflin hat zu wenig Handschriften benutzt, Schmidt gibt zu wenig Varianten und ohne die nöthige Systematik. Schlimmer ist, daß die Angaben der beiden Editionen sich ziemlich oft widersprechen. Vielfach ist dieser Widerspruch mehr negativ, indem Wölfflin eine Lesart der Handschrift angibt, die sich bei Schmidt nicht findet und umgekehrt. Es kommen aber auch öfters positive Differenzen vor. Eine nähere Untersuchung des Verhältnisses der beiden Editionen zu einander und zu der von ihnen benutzten Handschrift war mir bezüglich des Cod. Sang. 916 durch die Güte des derzeitigen Bibliothekars Dr. Fäh ermöglicht. Es ergab sich das schon oben mitgetheilte Resultat, daß der Text von Hattemer-Steinmeyer vorzüglich edirt ist, daß Wölfflins Ausgabe die wünschenswerthe Genauigkeit der Collation vermissen läßt,[2]) während bei

---

1) Er hätte sonst kaum den im Scherrerschen Katalog der Handschriften von St. Gallen S. 333 ff. ausführlich beschriebenen Cod. 914 übersehen können.

2) Zum Belege dieser Behauptung, die auf Grund der Ausgabe von Hattemer nebst deren Ergänzung von Steinmeyer leicht zu verificiren ist, nur einige Beispiele aus dem Prologe. (Die

wirklich die Meinung des verehrten Verfassers sein? Sollte er wirklich einem Pessimismus huldigen, der sein „es hilft nichts, die Dinge werden doch nicht anders“ jeder energischen Aktion entgegenstellt, einem Pessimismus, ohne dessen Ueberwindung das Centrum in Deutschland niemals zu seiner heutigen Bedeutung gelangt wäre?

Und woher wissen wir denn, daß nach einer Katastrophe, wie der Verfasser sie im Auge hat, die Verhältnisse wirklich bessere werden? Gewiß, die französische Revolution, auf die er sich beruft, hat die verrottete alte Gesellschaftsordnung mitsammt dem fürstlichen Absolutismus beseitigt, aber ist denn das Neue, was sie an die Stelle gesetzt hat, auch wirklich ein besseres gewesen? Hat sie nicht den liberalen Principien auf dem Staats- und Wirthschaftsleben zum Siege verholfen und auch bereits die Keime des Socialismus in sich getragen? Datirt nicht von daher die Herrschaftsperiode der Bourgeoisie, die sich, weiß Gott, der Kirche und dem Christenthum nicht förderlicher erwiesen hat, als die der privilegirten Stände des ancien régime? Mußte nicht alles Gute im Gegensatz zu den Errungenschaften der großen Revolution mühsam durchgesetzt werden? Man kann in geschichtlichem Rückblick große Katastrophen als Heilmittel in der Hand der Vorsehung erkennen, aber folgt daraus, daß wir auch für die Zukunft von solchen und nur von solchen die Rettung zu erwarten hätten? Und müßte man, wenn der Eintritt einer solchen Katastrophe in naher Zukunft zu erwarten wäre, müßte nicht insbesondere der, welcher von ihrem Eintritt die Eröffnung einer „reinen Bahn für bessere Gestaltungen“ erhofft, alles daran setzen, die Bauleute bereit zu halten, durch deren Thätigkeit solch bessere Gestaltungen doch allein herbeigeführt werden könnten?

In den Schlußausführungen des geehrten Verfassers kann ich nur den Ausdruck eines sehr bedenklichen Quietismus erblicken, gegen den ich mich mit aller Entschiedenheit verwahren möchte. Nein, wir dürfen nicht

anderer Forscher auch bei den sorgfältigsten und umfassendsten Studien nicht zu erreichen vermag. Dabei aber wollen wir nicht verkennen, daß die bisherigen Leistungen, wenn sie auch nicht allen Ansprüchen gerecht werden, doch werthvolle, für den zukünftigen Herausgeber unentbehrliche Materialien bieten. Wenn wir speziell bezüglich der Ausgabe Professor Wölfflins eine von der sonst laut gewordenen etwas abweichende und weniger günstige Meinung vertreten, so unterschätzen wir doch keineswegs die Förderung, welche das sprachliche Verständnis der heiligen Regel durch ihn erfahren, wie auch die Sorgfalt und Liebe, welche er der Schrift zuwendet, alle Anerkennung verdient. Welchen Anstoß Wölfflins Ausgabe für weitere Forschungen gegeben, ersieht man aus einer Reihe von Aufsätzen, die in neuester Zeit über die Regel St. Benedikts erschienen sind und über die wir vielleicht später berichten werden. H. P.

mehr ersehen; 85 a ist die erste Lesart tabernacula, erst später ist über das a ein i gesetzt; 79 b corda nostra et corpora; 83 b ist die Lesung des Textes adibeat, in der Uebersetzung zua tue: iubeat ist erst später am Rande corrigirt. Gleich darauf folgt adiutorium om tre, dessen Sinn durch die deutsche Uebersetzung helfa cocouuelihera erda klar ist. Eine jüngere Hand setzte darunter ministra'. 84 b hieß es ursprünglich et sic, deutsch indi so: das c wurde dann ausradirt; 88 b hat die Handschrift agendum modo est, eine spätere Hand hat est unterpunktirt und vor modo eingeschaltet; 93 b paulolum; 94 b aequitates, erst später e ausradirt und i darüber gesetzt; 95 b conuersationem, eine jüngere Hand hat das u in s geändert, aber das zweite s belassen; 97 b liest der Cod. fugias, nicht refugias, 98 b angusto itenere: eine jüngere Handschrift hat itenere unterpungirt und am Rande inicio corrigirt; 100 b dulcidine: das folgende via fehlt; 101 b die merkwürdige Lesart ab ipsius notitiam magisterio discentes, die erst eine jüngere Hand in die jetzt übliche ab ipsius magisterio nunquam discedentes geändert hat. Der deutsche Uebersetzer hat für notitiam die Uebertragung chundidu, für discentes lirnente; 104 b participemus, das erst nachträglich in participemur corrigirt wurde.

XXV.

Wider den Quietismus.

Mehrfach ist in letzter Zeit in diesen Blättern die mangelhafte Parität in der Besetzung der höheren Staatsstellen erörtert, in Verbindung damit aber zugleich auf das ungenügende Angebot von Katholiken für diese Stellen und das Zurückbleiben der deutschen Katholiken in den gebildeten Berufen hingewiesen, ein Zurückbleiben, das in der confessionellen Statistik der für diese Berufe vorbereitenden Schulen seine ebenso unbestrittene als erschreckende Bestätigung findet. Dabei wurden insbesondere die Verhältnisse in Bayern einer näheren, den geschichtlichen Zusammenhängen nachgehenden Erörterung unterzogen und die blauweißen Grenzpfähle nur insoweit überschritten, als der bedauerliche Mangel an geeigneten katholischen Kräften für die Lehrstühle an den Universitäten zur Sprache kam.

Nochmals auf das Thema zurückzukommen, veranlaßt weniger die im vorigen Hefte zum Abdruck gebrachte Zuschrift, welche ausschließlich die Zustände in Preußen berücksichtigt und nochmals mit allem Nachdrucke bei dem grundsätzlichen Ausschlusse der Katholiken aus dem hohen Staatsdienst verweilt, als einer überkommenen Regierungsmaxime im Staate Friedrichs II. Die in jenen früheren Aufsätzen mitgetheilten Thatsachen und ausgeführten Erwägungen werden dabei nicht berührt. Dagegen wendet sich ausdrücklich gegen die letzteren ein Artikel der Augsburger Postzeitung vom

23. Juli ds. Js., in welcher vorher eine befreundete und gesinnungsverwandte Feder bemüht gewesen war, jene Thatsachen und Erwägungen zur Kenntniß weiterer Kreise zu bringen. Die Wichtigkeit der Sache, und — wenn die Deutung des als Correspondenzzeichen vorgedruckten Buchstabens D zutrifft — die Bedeutung des Verfassers nöthigt, die hier entwickelten gegensätzlichen Gedanken einer Besprechung zu unterziehen.

Der an den genannten Orten wiederholt ausgesprochenen Ueberzeugung, eine zahlreichere Bewerbung katholischer Candidaten um akademische Lehrstühle sei das wirksamste und nothwendigste Mittel, um den Katholiken auf den Hochschulen die ihnen gebührende und im Interesse unserer studirenden Jugend dringend wünschenswerthe Vertretung zu verschaffen, stellt der hervorragende süddeutsche Parlamentarier, den man mit Recht oder Unrecht hinter dem Buchstaben D gesucht hat, sogleich den Zweifel entgegen, daß „dieser Appell, wenn er auch noch so oft wiederholt wird, nach unten und oben die erwartete Wirkung bringen" werde. Folgendes wird sodann zur Begründung hinzugefügt: „Die Hauptursache an der auffallenden Minderzahl der katholischen Docenten auch an stiftungsgemäß katholischen Universitäten liegt jedenfalls in dem schon vielfach genannten Ringe. Denn trotz aller Ableugnung besteht ein solcher, wenn auch nicht verbrieft und protokollarisch festgestellt, außer in den Freimaurerakten, so doch thatsächlich und thut seine Wirkung jedesmal, wenn es sich um die Berufung eines entschieden und ausgesprochen katholischen Candidaten handelt, was ja doch das eigentliche punctum saliens in der angeregten Frage bildet. Was wäre uns mit einer bloß numerischen Gleichstellung gegenüber den Protestanten gedient, wenn eine solche überwiegend durch Taufschein- und Auchkatholiken zu Stande käme?"

Die Freimaurerakten mögen auf sich beruhen, es ist bekanntlich schwer, Sicheres daraus zu erfahren. Aber was

Jugend bildet jeder scheinbare Conflikt zwischen den mehr angewöhnten als innerlich erfaßten religiösen Anschauungen und den Ergebnissen der Wissenschaft eine gefährliche Klippe. Man befestige also in ihr die Grundüberzeugung, daß es einen wirklichen Widerspruch zwischen den verschiedenen Manifestationen der einen aus Gott stammenden Wahrheit nicht geben könne, man hüte sich, geringschätzig von der modernen Forschung, ihren Methoden und Errungenschaften zu reden, man stelle es als höchstes Ziel des Strebens hin, den Dienst der Wissenschaft mit dem Geiste des Evangeliums zu verbinden, man wecke in begabten Jünglingen, welche sich nicht stark genug fühlen, alle Opfer des geistlichen Standes auf sich zu nehmen, die Liebe zur ernsten Beschäftigung mit der Wissenschaft und dem Beruf, als weltlicher Lehrer und Gelehrter für Religion und Kirche einzutreten, und der Erfolg kann nicht ausbleiben.

Daß bei dieser Auffassung ein gewisser Optimismus mit unterläuft, soll zugegeben werden. Aber alles Große und Gute in der Welt ist aus Begeisterung entstanden und von der Begeisterung ist der Optimismus untrennbar. Sie erzeugt ihn und nährt sich an ihm. Und darum bleibt als ceterum censeo: wir müssen die Liebe und Begeisterung für wissenschaftliche Bethätigung im Dienste der christlichen Wahrheit in allen Schichten der Bevölkerung wecken und steigern, wir müssen uns mit der Ueberzeugung durchdringen, daß dem Apostolat, welches unsere Missionäre mit den Mitteln der Entsagung und der hingebendsten Opferbereitschaft unter den heidnischen Völkern ausüben, in der modernen Welt ein anderes Apostolat an die Seite zu treten hat, ausgeübt von Männern, denen keine Tiefen und keine Höhen der Wissenschaft ferne geblieben und die darum im Stande sind, den modernen Unglauben mit den Waffen und auf dem Felde zu schlagen, deren er sich mit allzuviel Erfolg zu bedienen pflegt. Darum brauchen es noch keineswegs Apologeten und Polemiker zu sein. Was wir nöthig haben,

sonalien; denn eine Hauptrolle spielt ja von jeher bei dieser politischen Richtung der exclusive Egoismus."

Kein Zweifel, daß bei uns in Bayern — und der verehrte Verfasser hat bei seinen Ausführungen offenbar nur die bayerischen Verhältnisse im Auge — das Ziel aller politischen Aktion ein Systemwechsel bleibt, durch welche das Ministerium nach Herkunft und leitenden Grundsätzen mit der überwiegenden Majorität des Volkes in Uebereinstimmung gebracht würde, während es seit einem Menschenalter nur die Krönung der liberalen Beamtenschaft bildet. Aber zur Zeit besteht, aus Gründen, die hier nicht zu erörtern sind, keine Aussicht, daß ein solcher Systemwechsel eintreten werde. Und darum wird man sich einstweilen weiter helfen müssen, wie man sich bisher geholfen hat. Man wird fortfahren müssen, das liberale Ministerium zu Concessionen zu nöthigen, welche den berechtigten Interessen und Wünschen der katholisch-conservativen Mehrheit entsprechen. Das ist in den letzten Jahren mit gutem Erfolg auf dem wirthschaftlichen Gebiete geschehen, ein verständig geleitetes, ebenso kluges als nachhaltiges Vorgehen wird auch auf anderen Gebieten zu gleich günstigen Resultaten führen.

In Bezug auf die hier zur Erörterung stehende Einzelfrage, eine ausgiebigere Berücksichtigung katholischer Lehrkräfte bei den Universitätsstellen, ist aber einleuchtendermaßen dieses günstige Resultat daran geknüpft, *daß solche Lehrkräfte vorhanden sind*. Auch durch Kammerbeschluß können den Hochschulen entschiedene Katholiken nur dann „aufoctroirt" werden, wenn dazu geeignete Persönlichkeiten zur Verfügung stehen. Und das ist eben der Punkt, um den es sich handelt. Bisher ist der Beschwerde, daß auf den Universitäten das liberale und kirchenfeindliche Element nahezu uneingeschränkt die Herrschaft führe, regelmäßig die Erklärung entgegengestellt worden, daß es ausreichend qualificirte katholische Bewerber nicht gebe. Unsere nächste und wichtigste Aufgabe ist, *dieser Behauptung jeden*

thatsächlichen Untergrund zu entziehen. Auch wenn der oben geschilderte Systemwechsel einmal eintreten sollte, würde damit noch nicht, wie der D-Artikel der Augsburger Postzeitung voraussetzt, der Mangel an geeigneten Kräften beseitigt sein. Die katholischen Gelehrten werden dann nicht plötzlich vom Himmel fallen, und recht energisch möchten wir uns doch dagegen verwahren, daß ein katholisches Ministerium sich damit begnügen könne, minderwerthige Kräfte, falls sie nur gute Katholiken wären, auf die Lehrstühle der Hochschulen zu berufen.

Solange aber ein solches Ministerium nicht besteht, wäre das Verlangen, daß bei der Besetzung von Professuren katholische Gesinnung den Vorrang vor wissenschaftlicher Tüchtigkeit haben müsse, nicht nur in sich thöricht, sondern auch ganz und gar aussichtslos. Was wir zur Zeit verlangen können, ist nur das, daß bei wissenschaftlich gleichwerthigen Bewerbern der entschiedene Katholik nicht hinter anderen zurückstehe, und darum kommt alles darauf an, die Zahl der entschiedenen Katholiken zu vermehren, welche den wissenschaftlichen Wettbewerb mit Erfolg bestehen können. Wer der Meinung huldigt, daß dieselben schon jetzt in genügender Anzahl vorhanden seien und nur durch die Ungunst der im Besitze der Macht befindlichen Faktoren von den akademischen Lehrstühlen ferngehalten würden, der kennt die Verhältnisse nicht. Sicherlich gibt es in unserem Lager Einzelne, die im Bewußtsein ihres Könnens sich mit dem Gedanken an die akademische Laufbahn getragen haben, durch die sich ihnen entgegenstellenden Hindernisse aber von der Ausführung zurückgehalten wurden; es gibt andere, bei denen eine Besserung der Aussichten sofort jenes Bewußtsein wecken und das Ergreifen wissenschaftlicher Berufsthätigkeit herbeiführen würde. Es gibt endlich eine dritte Gruppe, die kleinste unter den Dreien, welche muthig und entsagungsvoll den Kampf mit der Ungunst der Verhältnisse aufgenommen hat und unter allen bitteren Erfahrungen als

bitterste oft genug erleben muß, daß man innerhalb des „Rings“ ihre wissenschaftlichen Leistungen abschätzig beurtheilt, weil man ihre katholische Gesinnung perhorrescirt. Aber — und dies begründet oder vermehrt unsere Schwäche — wir sind zur Zeit nicht in der Lage, jedesmal, wenn eine Professur zu besetzen ist, möge es sich nun um Strafrecht oder pathologische Anatomie, um physikalische Chemie oder Germanistik, um Archäologie oder forstliche Botanik handeln, die entschiedenen Katholiken aufzuweisen, welche als ausreichend qualificirte Bewerber in Berücksichtigung zu ziehen wären. Man vergegenwärtige sich nur einmal die Ausgestaltung unserer heutigen Wissenschaft nach allen möglichen Richtungen hin und den Umfang, den in Folge dessen der Lehrkörper unserer Hochschulen angenommen hat, man vergleiche damit, was wir gegenwärtig in Deutschland an katholischen Gelehrten besitzen, und man wird sich überzeugen, daß der Appell, welchen die „Histor. polit. Blätter“ und im Anschlusse daran zwei frühere Artikel der „Augsb. Postzeitung“ an die katholische studirende Jugend gerichtet haben, sich eifriger als bisher dem wissenschaftlichen Berufe zuzuwenden, aus der Einsicht in die wirkliche Sachlage entsprungen ist.

Aber Herr D. sagt: „Da hilft es nichts, wenn mehr Candidaten auftreten; sie werden entweder a limine abgewiesen, oder man läßt sie Jahrzehnte als Privatdocenten sitzen. Unter solchen Verhältnissen müßte ein Bewerber schon ganz namhafte Privatmittel besitzen, wenn ihn die Lust anwandeln sollte, auf ein so langwieriges und undankbares Werbegeschäft sich einzulassen.“

Als sich vor nahezu 25 Jahren, da eben der Culturkampf ausgebrochen war, ein junger Historiker in Bonn habilitiren wollte und in der Fakultät sich Stimmen gegen die Zulassung erhoben wegen der ausgesprochen katholisch-kirchlichen Richtung des Candidaten, entschied Hr. von Sybel, gewiß kein Freund der Ultramontanen, zu dessen Gunsten

mit dem charakteristischen Ausspruche: „Habilitiren kann er sich, das fordert die Freiheit der Wissenschaft". Daß in der Gegenwart ein junger Gelehrter, wenn er nur wirklich ausreichende Belege seines Könnens und Wissens beibringt, bei dem Versuche, sich an einer deutschen Universität — mit Ausnahme von Rostock — zu habilitiren, lediglich seiner katholischen Gesinnung wegen a limine zurückgewiesen werden sollte, ist nicht wahrscheinlich, am wenigsten in Bayern, wo die Autonomie der Fakultäten keine so uneingeschränkte ist, wie anderwärts. Thatsächlich hat sich noch kürzlich in München in der philosophischen Fakultät sogar ein Priester der Augsburger Diöcese als Privatdocent für Philosophie habilitirt. Daß er dabei auf irgend welche Schwierigkeiten gestoßen wäre, hat man nicht gehört.

Etwas anderes ist es natürlich mit dem Vorwärtskommen. Ein Wagniß ist die akademische Carriere immer, auch hervorragende Gelehrte, für welche ihr religiöses Bekenntniß kein Hinderniß war, haben manchmal lange auf Beförderung warten müssen. In erheblichem Nachtheile den anderen gegenüber werden katholische Privatdocenten so lange sein, als sie, wie bisher, die verschwindende Minderzahl bilden. So lange es sich nur um wenige Vereinzelte handelt, gehört schon ein gewisses Maß von gutem Willen auf Seiten der Fakultäten dazu, sie bei ihren Vorschlägen zu berücksichtigen. Wo nicht ganz hervorragende Leistungen vorliegen, wird es immer leicht sein, die Bevorzugung anderer Bewerber aus sachlichen Erwägungen zu rechtfertigen. Wenn dagegen einmal auf allen möglichen Gebieten junge katholische Gelehrte mit Erfolg thätig wären, wenn sich für die verschiedensten Fächer an drei, vier Universitäten katholische Privatdocenten befänden, so würde die Nichtberücksichtigung sofort als grundsätzliche Ausschließung erscheinen, und solche gebührend zu brandmarken und auf Remedur zu dringen, würde alsdann die naheliegende und sicher auch erfolgreiche Aufgabe unserer parlamentarischen Vertretungen sein.

Allerdings aber wird man auf Mittel und Wege sinnen müssen, katholischen Gelehrten, die nicht von Haus aus mit Glücksgütern gesegnet sind, die Wartezeit des Privatdocententhums zu ermöglichen oder zu erleichtern. Der Vorschlag des Herrn Bischofs von Würzburg in der bayerischen Reichsrathskammer, über welchen in diesen Blättern berichtet wurde,[1]) hat dort zunächst keinen Anklang gefunden. Man wird auf denselben zurückkommen, und man wird, wo aus Staatsmitteln Stipendien für katholische Privatdocenten nicht zu erlangen sind, sich an die nie versagende werkthätige Unterstützung des katholischen Klerus und der katholischen Bevölkerung wenden müssen.

Damit aber dies mit Erfolg geschehen könne und damit zugleich für die flüssig gemachten Mittel die geeignete Verwendung nicht fehle, muß zunächst das Bedürfniß allseitig erkannt, muß der hohe Werth wissenschaftlicher Bethätigung noch mehr als bisher in unseren Kreisen gewürdigt werden.

Seit zwanzig Jahren besteht die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Auf ihrem Programme hat von Anfang an die Verleihung von Stipendien an Privatdocenten gestanden. Nach Informationen, die für zuverlässig gelten dürfen, war der Vorstand im vorigen Jahre zum ersten Male in die Lage gesetzt, ein solches Stipendium zu bewilligen. Ist dies nicht ein deutliches Zeichen, daß zur Zeit das Angebot an geeigneten katholischen Kräften noch geringer ist, als sich aus der Ungunst der Verhältnisse erklären läßt?

In dem Aufsatze „das Bildungsdeficit der Katholiken in Bayern“[2]) sind die Gründe dargelegt worden, welche das Zurückbleiben der katholischen Bevölkerung in den höheren Berufsarten und in dem Besuche der der Vorbereitung auf

1) Bd. 117, S. 916.
2) Bd. 117, S. 676 ff.

dieselben dienenden Schulen geschichtlich begreiflich machen. Auch der Verfasser des D-Artikels beschäftigt sich mit diesen Thatsachen. Er meint, wenn bei dem Bildungswettbewerb das katholische Landvolk erheblich schwächer betheiligt sei, so möge sich dies theilweise daraus erklären, daß der Landmann gemeiniglich einen gut befähigten Sohn nur dann dem Studium zuwenden will, wenn er hoffen darf, daß derselbe sich der Theologie widmen werde, während gegen andere höhere Berufsarten auf dem Lande vielfach eine instinktive Abneigung herrsche. Außerdem träfen die „merkwürdigen Altersbeschränkungen" vor allem die Landkinder, die aus verschiedenen Gründen meist erst in späteren Jahren auf die Studienlaufbahn geleitet werden, und so scheine „doch auch so ein bischen System in der Einrichtung des Mittelschulwesens zu bestehen, um das katholische Landvolk möglichst fernzuhalten."

Und sodann die Hauptschwierigkeit: „Ist denn unser ganzes Schulwesen und namentlich unser Mittelschulwesen dazu angethan, um eine hinreichende Anzahl von Leuten zu liefern, welche mit einer entsprechenden wissenschaftlichen Befähigung auch noch treue Anhänglichkeit an Gott und Religion besitzen? Wie steht es denn mit der Bethätigung der Religiosität an unseren Gymnasien? Eine Kraft, die nicht geübt wird, muß verkommen, und so müssen auch unsere jungen Leute am Gymnasium in religiöser Hinsicht verkümmern, wenn nicht die elterliche Erziehung es verhindert. Aber wie viele Eltern sind nicht in der Lage, selbst ihre Söhne in diesem Punkte zu überwachen! Und so muß man oft genug die traurige Wahrnehmung machen, daß nicht bloß die Söhne von solchen Eltern, welche selbst religiös kalt und gleichgültig sind, sondern auch die Söhne guter Katholiken am Gymnasium dem religiösen Indifferentismus und Kaltsinn, ja oft geradezu dem völligen Unglauben verfallen. Thatsache ist, daß die Mehrzahl unserer

Gymnasiasten in sehr mangelhafter religiöser Verfassung jene Anstalt verläßt, deren Aufgabe es sein soll, dieselben zu religiös-sittlicher Tüchtigkeit zu erziehen."

Es müßte also zuerst der Geist an diesen Unterrichtsanstalten ein ganz anderer werden, aber wie läßt sich solches erhoffen? „Das Centrum, das Organ vor allem des katholischen Volkes, mag den Gegnern und Staatslenkern noch manche werthvolle Concession abnöthigen; aber so lange die Regierung und der durch alle Erfahrungen unverbesserliche Liberalismus in jedem Mehr von Religion eine Vergiftung des Volkes zu fürchten scheint, sowie Redemptoristen und Jesuiten unter Polizeiaufsicht stellt oder gar des Landes verweist, während alle Kräfte und Elemente der Corruption und des Umsturzes frei schalten und walten dürfen, solange hoffe Niemand eine Besserung weder auf den Hochschulen noch im Volksschulwesen. Wohl heißt es: Deus sanabiles fecit nationes; aber unter solche Volksheilmittel zählte auch der dreißigjährige Krieg und die französische Revolution. Auch gegenwärtig wird selbst der vertrauensseligste Optimist kaum zu hoffen wagen, daß unsere gegenwärtige Regierung und Regierungen das Zeug in sich haben, um die sociale Krisis zu einem gedeihlichen Abschluß, zu einer glücklichen Lösung zu leiten; er wird sich der Besorgniß nicht entziehen können, daß unsere kurzsichtigen Staatsmänner mit ihrem verknöcherten System einer ohnmächtigen Staatsallmacht sammt ihrem Anhang in den oberen Volksschichten und im unkurirbaren Kapitalismus erst von der Sturmfluth der Revolution hinweggefegt werden müssen, wenn wieder eine reine Bahn für bessere Gestaltungen, für ein gerechtes, vernünftiges, religiöses Volks- und Erziehungswesen gewonnen und geschaffen werden soll."

Also warten wir die neue große Revolution ab und verzichten wir inzwischen darauf, für eine Vermehrung der katholischen Gelehrten und eine Verstärkung des katholischen Elements an den Universitäten zu wirken! Sollte das

wirklich die Meinung des verehrten Verfassers sein? Sollte er wirklich einem Pessimismus huldigen, der sein „es hilft nichts, die Dinge werden doch nicht anders" jeder energischen Aktion entgegenstellt, einem Pessimismus, ohne dessen Ueberwindung das Centrum in Deutschland niemals zu seiner heutigen Bedeutung gelangt wäre?

Und woher wissen wir denn, daß nach einer Katastrophe, wie der Verfasser sie im Auge hat, die Verhältnisse wirklich bessere werden? Gewiß, die französische Revolution, auf die er sich beruft, hat die verrottete alte Gesellschaftsordnung mitsammt dem fürstlichen Absolutismus beseitigt, aber ist denn das Neue, was sie an die Stelle gesetzt hat, auch wirklich ein besseres gewesen? Hat sie nicht den liberalen Principien auf dem Staats- und Wirthschaftsleben zum Siege verholfen und auch bereits die Keime des Socialismus in sich getragen? Datirt nicht von daher die Herrschaftsperiode der Bourgeoisie, die sich, weiß Gott, der Kirche und dem Christenthum nicht förderlicher erwiesen hat, als die der privilegirten Stände des ancien régime? Mußte nicht alles Gute im Gegensatz zu den Errungenschaften der großen Revolution mühsam durchgesetzt werden? Man kann in geschichtlichem Rückblick große Katastrophen als Heilmittel in der Hand der Vorsehung erkennen, aber folgt daraus, daß wir auch für die Zukunft von solchen und nur von solchen die Rettung zu erwarten hätten? Und müßte man, wenn der Eintritt einer solchen Katastrophe in naher Zukunft zu erwarten wäre, müßte nicht insbesondere der, welcher von ihrem Eintritt die Eröffnung einer „reinen Bahn für bessere Gestaltungen" erhofft, alles daran setzen, die Bauleute bereit zu halten, durch deren Thätigkeit solch bessere Gestaltungen doch allein herbeigeführt werden könnten?

In den Schlußausführungen des geehrten Verfassers kann ich nur den Ausdruck eines sehr bedenklichen Quietismus erblicken, gegen den ich mich mit aller Entschiedenheit verwahren möchte. Nein, wir dürfen nicht

warten bis die Vorsehung durch ein gewaltiges Ereigniß, von dem wir nichts wissen und nichts wissen können, die Menschheit zur Raison bringt! Wir wollen uns gewiß in aller Demuth von der Unzulänglichkeit menschlichen Thuns durchdringen, aber zugleich und zwar auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens an dem Satze festhalten, daß Gott nur denen hilft, die sich selbst helfen, ein Satz, der im Grunde ja nur der volksthümliche Ausdruck für die christliche Vorschrift pflichtmäßiger Bethätigung im Dienste Gottes ist.

Und ebenso wie gegen die quietistische Grundanschauung muß ich mich gegen die einzelnen Ausführungen des verehrten Verfassers wenden. Daß die unverhältnißmäßig geringe Betheiligung der bayerischen Katholiken am höheren Schulunterricht neben anderem auch auf eine fehlerhafte Schulpolitik zurückzuführen ist, wird in dem Artikel über das Bildungsdeficit der Katholiken in Bayern ausdrücklich hervorgehoben. Man wird also darauf bedacht sein müssen, diese Fehler zu verbessern, nicht aber noch durch Maßregeln zu steigern, die, wie die jüngst beschlossene Erhöhung des Schulgelds an den Gymnasien, gerade so wie die von dem Verfasser beklagten Altersbeschränkungen, für den Ausschluß der katholischen Landbevölkerung wirken müssen. In jenem Artikel ist unter Anführung von Zahlen und vergleichsweiser Heranziehung des überwiegend protestantischen Großherzogthums Hessen der Nachweis erbracht, daß das Zurückbleiben der Katholiken insbesondere auch mit einer ungünstigen Vertheilung der Lehranstalten zusammenhängt.[1])

Was aber die erwähnte instinktive Abneigung des katholischen Landmannes gegen alle höheren Berufsarten mit Ausnahme des geistlichen Standes betrifft, so mag sein, daß eine solche besteht und es lassen sich ja — leider — auch Gründe genug erdenken, welche sie begreiflich machen. Aber

1. A. a. O. S. 686 ff.

lichen Gesinnung erlitten haben, und es ist ebenso anzunehmen, daß sie in ihrer jetzigen amtlichen Stellung kirchenfeindlichen Bestrebungen keinen Vorschub leisten werden. Man wird im Gegentheile in ihnen die Organe erblicken dürfen, durch die es nach und nach gelingen muß, das vermißte Element positiv-christlicher Denk- und Empfindungsweise in unser gelehrtes Schulwesen wiederum zurückzuführen.

Die katholischen Studentenkorporationen haben gezeigt, daß es Mittel und Wege gibt, den schädlichen Einfluß zu mildern, der von liberalen und kirchenfeindlichen Hochschullehrern auf die akademische Jugend ausgeübt wird. Sie mögen nicht alles leisten, was man von ihnen wünscht und vielleicht auch zu erwarten berechtigt wäre, niemand aber wird leugnen, daß sie in den letzten fünfundzwanzig Jahren ganz erheblich zur Erhaltung religiöser Ueberzeugung und kirchlicher Gesinnung in den Kreisen der Studirenden an den Universitäten beigetragen haben. Was ihnen mit ihren doch immerhin recht unvollkommenen Mitteln möglich gewesen ist, sollte das nicht auch an den Gymnasien möglich sein, wo doch die Verhältnisse im allgemeinen günstiger liegen und ganz andere Kräfte wirksam gemacht werden können? Da ist einmal der tägliche Einfluß des Hauses, der, wenn nur die Eltern und ihre Vertreter consequent ihre Pflicht thun, einem etwaigen schädlichen Einflusse der Schule mindestens ein sehr starkes Gegengewicht bietet. Da ist sodann der Religionslehrer. Ich habe immer das Amt eines Religionslehrers am Gymnasium für ein schwieriges, aber auch ganz besonders wichtiges und segensreiches gehalten, und sollte meinen, daß gerade von dieser Seite das allermeiste geschehen könnte, die Zahl der katholischen Gelehrten zu mehren, ja daß der Eifer für die Sache der katholischen Wissenschaft sich als ein wirksames Hilfsmittel zur Erhaltung des katholischen Glaubens erweisen müsse. Für die wißbegierige und wirkliches oder vermeintliches Wissen gerne überschätzende

Jugend bildet jeder scheinbare Conflikt zwischen den mehr angewöhnten als innerlich erfaßten religiösen Anschauungen und den Ergebnissen der Wissenschaft eine gefährliche Klippe. Man befestige also in ihr die Grundüberzeugung, daß es einen wirklichen Widerspruch zwischen den verschiedenen Manifestationen der einen aus Gott stammenden Wahrheit nicht geben könne, man hüte sich, geringschätzig von der modernen Forschung, ihren Methoden und Errungenschaften zu reden, man stelle es als höchstes Ziel des Strebens hin, den Dienst der Wissenschaft mit dem Geiste des Evangeliums zu verbinden, man wecke in begabten Jünglingen, welche sich nicht stark genug fühlen, alle Opfer des geistlichen Standes auf sich zu nehmen, die Liebe zur ernsten Beschäftigung mit der Wissenschaft und dem Beruf, als weltlicher Lehrer und Gelehrter für Religion und Kirche einzutreten, und der Erfolg kann nicht ausbleiben.

Daß bei dieser Auffassung ein gewisser Optimismus mit unterläuft, soll zugegeben werden. Aber alles Große und Gute in der Welt ist aus Begeisterung entstanden und von der Begeisterung ist der Optimismus untrennbar. Sie erzeugt ihn und nährt sich an ihm. Und darum bleibt als ceterum censeo: wir müssen die Liebe und Begeisterung für wissenschaftliche Bethätigung im Dienste der christlichen Wahrheit in allen Schichten der Bevölkerung wecken und steigern, wir müssen uns mit der Ueberzeugung durchdringen, daß dem Apostolat, welches unsere Missionäre mit den Mitteln der Entsagung und der hingebendsten Opferbereitschaft unter den heidnischen Völkern ausüben, in der modernen Welt ein anderes Apostolat an die Seite zu treten hat, ausgeübt von Männern, denen keine Tiefen und keine Höhen der Wissenschaft ferne geblieben und die darum im Stande sind, den modernen Unglauben mit den Waffen und auf dem Felde zu schlagen, deren er sich mit allzuviel Erfolg zu bedienen pflegt. Darum brauchen es noch keineswegs Apologeten und Polemiker zu sein. Was wir nöthig haben,

sind vor allem Fachgelehrte, die auf ihrem nächsten Gebiete Tüchtiges leisten und ebenbürtig in der Reihe der anderen dastehen. Indem sie in ihrem eigenen Leben die Vereinbarkeit religiös-kirchlicher Ueberzeugung mit ächter Wissenschaftlichkeit zum Ausdrucke bringen, wirken sie oft tiefer und nachhaltiger für die Vertheidigung der christlichen Wahrheit als lange apologetischen Abhandlungen.

Darum fort mit allem Pessimismus und Quietismus! Sagen wir es alle Tage in der Presse, in den Vereinen, in den Versammlungen, daß ein energischer Wettbewerb der Katholiken auf allen Gebieten des geistigen Lebens, daß die Beseitigung des Bildungsdeficits und die Vermehrung der berufsmäßigen Vertreter der Wissenschaft die große, die unaufschiebbare Aufgabe der Gegenwart bildet.

XXVII.

Zeitläufe.

Das russische Trugspiel und die europäische Schande in der Türkei.

Den 12. August 1896.

Diese Blätter haben den laufenden Jahrgang eröffnet mit der Ueberschrift: „Neujahr im Orient". — Der Anfang hat sich fortgesetzt in einem Meer von Blut und Thränen. Die stumpfe Gleichgültigkeit, die überall kalt bleibt, wo sie kein Interesse für die eigenste Selbstsucht erspäht, wurde endlich selbst da aufgerüttelt, wo dieses menschenfeindliche Schlagwort verkündigt und in Gebrauch gesetzt worden ist. Eben von dorther, wo man auch stets seine Interessen von

England gefährdet, aber von Rußland ungehindert, wenn nicht gefördert, sieht, wurde vor ein paar Wochen geschrieben:

„Während heute an allen Ecken und Enden des türkischen Reichs die Flammen emporschlagen, und gleichzeitig auf der Balkan-Halbinsel, in Armenien, Syrien, auf Kreta und in Egypten die Gegensätze aufeinander platzen, geht die Aktion wie vorher entschieden dahin, zu beruhigen und zu vertuschen. Für Armenien geschieht nichts, obgleich jetzt festgestellt ist, daß in den Metzeleien des vorigen Jahres über 30,000 armenische Christen umgekommen sind. Welcher Jammer hinter diesen Zahlen steckt, braucht wohl nicht ausgeführt zu werden. Daß dergleichen Dinge unter den Augen Europa's möglich waren, bleibt eine Schmach für die Christenheit, und die Verantwortung fällt den beiden Rivalen England und Rußland voll zu. Heute sind die Botschafter aller Mächte in Konstantinopel einträchtig oder doch in äußerlicher Eintracht am Werk, um den drohenden Ausbruch von Feindseligkeiten in Macedonien niederzuhalten und den Aufstand in Kreta zum Stehen zu bringen. Ob das letztere möglich sein wird, ist die entscheidende Zukunftsfrage. Wie groß trotz aller äußeren Eintracht die faktischen Gegensätze sind, ergibt sich aus der Thatsache, daß der Versuch Englands, den Aufständischen durch eine Missionsgesellschaft, deren Organ der britische Consul in Canea war, Unterstützungen zuzuwenden, von den übrigen Großmächten einhellig abgewiesen ward. Man wollte den Aufständischen den Glauben nehmen, daß sie in den Engländern Helfer hätten." [1])

Das allein ist schon sehr bezeichnend. Man müßte aber England überhaupt verleumden wollen und die Vorgänge vom Oktober vorigen Jahres vergessen haben, wenn man behaupten wollte, daß die Schmach und Schande in Armenien und die Verantwortung dafür „den beiden Rivalen England und Rußland" zufalle. Nein, sie fällt der russischen Perfidie allein zu. Die englisch-französisch-russische Aktion in Sachen

---

1) Berliner „Kreuzzeitung" vom 22. Juli d. J.

Armeniens wurde von Rußland in dem Augenblicke gesprengt, als sich die Mächte des Dreibunds gewinnen ließen, an seine Seite zu treten und England an seinem Entschlusse zu hindern, gegenüber der Doppelzüngigkeit und den Wortbrüchen der Pforte Ernst zu machen. Daß das Deutsche Reich dabei die Hauptrolle spielte, versteht sich auch aus der Ansprache des Kaisers von Oesterreich an die Delegationen vom 1. Juni: „Das feste und zielbewußte Auftreten des Dreibundes in allen wichtigen, das europäische Interesse tangirenden Fragen hat viel dazu beigetragen, daß der europäische Friede, trotz mancher im vergangenen Jahre im Orient aufgetauchter beunruhigenden Symptome, nicht gestört wurde. Die von Meiner Regierung im engen Einverständnisse mit unseren bewährten Bundesgenossen diesfalls entfalteten Bemühungen erfreuten sich der sympathischen Mitwirkung aller Großmächte. Sie förderten speciell in Bezug auf die Erhaltung des status quo auf der Balkanhalbinsel eine Einmüthigkeit zu Tage, deren zu erhoffende Fortdauer die friedliche Entwicklung der internationalen Beziehungen gewärtigen läßt". Rußland zu Liebe opferte man also in Berlin das Bismarck'sche Gebot Gottes, daß „wir in der Türkei kein Interesse haben".

„Die russische und französische Politik in Ostasien ist von Deutschland offen, man könnte beinahe sagen, geräuschvoll unterstützt worden; in den türkischen Wirren blieb es wenigstens scheinbar fast gleichgiltig. Die Rede des Kaisers gibt nun die überaus werthvolle Mittheilung, daß eine so weitverbreitete Ansicht mit den wirklichen Ereignissen und Thatsachen im vollen Widerspruch stehe. Das feste und zielbewußte Auftreten des Dreibundes in allen wichtigen Fragen habe viel dazu beigetragen, daß der europäische Friede trotz der beunruhigenden Symptome im Orient nicht gestört wurde. Schon die Worte klingen merkwürdig und wecken eine Gedankenreihe. Das feste, zielbewußte Auftreten! Wer fest auftritt, hat einen ernsten Widerstand zu besiegen, eine große Gefahr zu beseitigen. Es muß im letzten Winter manche Augenblicke gegeben haben, in welchen der

Ausbruch einer schweren Krise im Orient nur durch die Energie des Dreibundes verhütet wurde. Ein Nachhall dieser Sorgen und der harten Kämpfe in Konstantinopel ist aus der Rede des Kaisers zu vernehmen. Die englische Flotte kreuzte in der Nähe der Dardanellen, Marquis v. Salisbury griff den Sultan mit rücksichtsloser Heftigkeit an, der englische Botschafter in Wien berichtete, seine Regierung wolle die Reformen nicht bloß durch, sondern, wenn es sein müßte, auch gegen den türkischen Herrscher einführen. England hatte sich so weit vorgewagt, daß es kaum einen Rückzug hatte. In diesem Momente hat wohl das feste Auftreten des Dreibundes in Konstantinopel den Frieden gerettet." [1])

Graf Goluchowski, der Minister des Aeußern in Wien, hat in langer Rede seine Erklärungen über die Vorgänge am Beginn des vorigen Winters abgegeben. Daß er selbst bis dahin für das Auftreten Englands „Feuer und Flamme" war, und den Lord Salisbury zu energischen Maßregeln ermuthigte, davon sagte er nichts; [2]) ebensowenig von der Veranlassung des Umfalles und von den Einflüssen, die aus Berlin mitgespielt haben mußten. Ueber die Zustände in der türkischen Regierung äußerte er sich übrigens nicht minder hart und trostlos, wie dieß in der bekannten Rede des englischen Ministers geschehen war. Im Uebrigen ist England in der Ausführung des Grafen über die Geschichte und die Ursachen der „Spaltung in der Reform-Aktion der drei Mächte" gar nicht eigens genannt:

„Was war die Folge der Intervention der drei Mächte, welche in der armenischen Frage vorangingen? Die Reformen wurden bewilligt, blieben aber ein todter Buchstabe; dagegen entfesselte schon deren Ankündigung den muselmanischen Fana-

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 2. Juni d. J.

2) S. „Histor.-polit. Blätter", Bd. 117, S. 519 ff.: „Der Continent unter der Vorherrschaft Rußlands; England abseits", und S. 692 ff.: „Die Wendung für die deutsch-östliche Großmacht".

tismus, und dieser führte in letzter Analyse jene Gräuelthaten und Schreckensszenen herbei, die, leider muß man sagen, einen Schandfleck in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts bilden. Die Fürsorge des Sultans für seine Völker vermochte nichts dagegen; die besten Absichten des Großherrn scheiterten an dem unbesiegbaren Widerstande der vielfach corrupten türkischen Verwaltung. Jeder Tag brachte neue Hiobsposten, von allen Seiten strömte das Blut, gewaltsame Bekehrungen zum Mohamedanismus wurden gemeldet, und gerade in dem Augenblicke, wo die größte Einigkeit unter den Mächten, welche die Reformaktion eingeleitet hatten, nothwendig gewesen wäre, trat eine Spaltung unter ihnen ein über die der geschaffenen Sachlage gegenüber anzuwendenden Mittel. Während nämlich einerseits eine ausgesprochene Neigung zu Coërcitiv-Maßregeln bestand, um bei der Pforte die Ausführung weitgehender Reformen zu erzwingen, scheute man andererseits vor solchen Mitteln zurück und vertrat vielmehr den Standpunkt, daß dem Sultan vor Allem die erforderliche Muße gewährt werden solle, um seine Autorität wiederzugewinnen, und ihm die Möglichkeit zu bieten, die vielfach getrübte Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Die Gegensätze hatten sich in dieser Hinsicht so weit zugespitzt, daß die Gefahr eines einseitigen Eingreifens immer drohender wurde, und damit wäre das Signal zu einer Conflagration, zu einem Aufrollen der ganzen orientalischen Frage gegeben worden. Der Erkenntniß dieser Gefahr konnte sich das k. und k. Kabinet, welches bis dahin die strengste Zurückhaltung beobachtet hatte (?), nicht mehr verschließen und seiner Initiative, sowie der Friedensliebe der anderen Mächte, welche bei diesem Anlasse zum Ausdruck gelangte, ist es zuzuschreiben, daß die Frage ihren akuten Charakter sehr bald verloren hatte. Sämmtliche Kabinete nahmen das Princip offener Aussprache und der in dieser Weise zu erzielenden Einmüthigkeit an. Und damit war die sicherste Gewähr für die Erhaltung des Friedens geschaffen. Im hohen Grade bedauernswerth wurde allerdings die Lage der Armenier, aber unter den gegebenen Umständen blieb nichts Anderes übrig, als von zwei großen Uebeln das geringere zu wählen. Seit diesem Augenblicke waren die Mächte nur mehr

bestrebt, auf dem einmal betretenen Terrain zu verbleiben und sich gegenseitig zu controliren, damit keine von ihnen dem Princip der Einmüthigkeit und der solidarischen Vorgangsweise zum Schaden aller anderen untreu werde."

Die Besprechung der Rede in einer russischen Zeitschrift schließt mit der bissigen Bemerkung: „Mit Einem Worte: es steht vorzüglich in der Welt; was die Millionen Christen in den Grenzen des türkischen Reichs anlangt, so hat die Diplomatie des Grafen Goluchowski für sie ein altes probates Mittel vorräthig: den status quo."[1] Bezüglich der Beziehungen zu Rußland hat der Graf noch ausdrücklich seine volle Befriedigung mit dessen Erklärungen ausgesprochen: „Denn was haben wir seit Jahren und Jahren angestrebt? Nichts Anderes als eine Consolidirung der durch internationale Abmachungen geschaffenen Zustände im Orient, die Erhaltung der Türkei, die Unabhängigkeit, Erstarkung und freie Entwicklung der einzelnen Balkanstaaten, endlich den Ausschluß — eines prädominirenden Einflusses irgend einer Großmacht zum Nachtheil der übrigen."

Man hätte fragen können: wer lacht da? Es ist doch unwidersprochen, daß nicht nur Bulgarien unter russischen Einfluß sich ergeben hat, sondern die Pfortenregierung selbst mit dem Sultan unter die Vormundschaft Rußlands gerathen ist, weil sie England fürchtet und von anderen Mächten nichts zu hoffen hat. Dennoch sind die Auseinandersetzungen des Herrn Ministers in den Delegationen gänzlich unangefochten geblieben. Der magyarische Referent (Jude) jubelte: „Die bekannte Frage, wo denn Europa sei, ist gegenstandslos geworden, denn dieses Europa war wirklich vorhanden, und hat in einem kritischen Moment sich vortrefflich bewährt; der Dreibund bildet den Kern dieser imposanten Macht, in

---

1) Aus dem Petersburger „Jewropejsky" in der Münchener „Allg. Zeitung" vom 19. Juli d. Js.

dem Dreibunde nahm unsere Monarchie wieder die ihr gebührende hervorragende Stellung ein." Der cisleithanische Referent frohlockte, daß „es gerade die Initiative Oesterreich-Ungarns war, durch welche vielleicht schwere Verwickelungen im türkischen Reiche erfolgreich hintangehalten wurden."

Was den Dreibund betrifft, so hatten sich diesseits sofort Bedenken erhoben, wie denn der dazu komme, sich mit der Erhaltung des status quo in der Türkei zu befassen, und „in diesen Dingen die Geschäfte Oesterreichs zu besorgen oder besorgen zu helfen: dieß sei ein vollständiges Räthsel".[1]) Auch das große Wiener Judenblatt berührte dieses Räthsel: „Den Zusammenhang zwischen der Wendung in der russischen Politik und dem Dreibunde können wir nur ahnen. Graf Goluchowski wurde sehr gedrängt, darüber Aufschluß zu geben, aber seine Offenheit hat auch ihre Grenzen. Leicht glitt er über Fragen hinweg, die ohne klare Antwort bleiben müssen; diesem brennenden Dornbusch darf sich kein profaner Sterblicher nahen." Aber in demselben Augenblick verräth das Blatt das Geheimniß: „Die Pforte macht jetzt eine Politik gegen die Natur, indem sie sich an die Rockschöße des Erbfeindes hängt; unser türkischer Nachbar hat sich unter den russischen Fittich geflüchtet; als im Monat Februar die Warnungen von London nach Konstantinopel ergingen, hat man dort gemeint, durch die Flucht in den Schatten der russischen Freundschaft ihnen die Spitze abbrechen zu können." In Berlin mag man dafür allerdings den Dank Rußlands ansprechen; aber sollte man auch in Wien diese Wendung wirklich für unbedenklich, und die im Februar ds. Js. vielbesprochenen Erklärungen der Petersburger „Nowosti" für baare Münze angesehen haben?[2])

---

1) Münchener „Allgem. Zeitung" vom 5. Juni ds. Js.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 10. u. 11. Juni ds. Js.

Die „Gemeinsamkeit" der Mächte bestand eigentlich darin — nichts thun, als dem Sultan Vorschläge zu machen und sich von ihm an der Nase herumführen zu lassen. Sobald die Botschafter in irgend einer Weise selbständig einen Schritt thun wollten, mußten sie fürchten, unter einander in Zwist zu gerathen. England allein hätte Ernst machen und für die armen Armenier Hülfe erzwingen wollen, nachdem es aber von den anderen Mächten abgewiesen war unter der Führung Rußlands, konnte es bei diesen nur um die Zustimmung nachsuchen, die Pforte um Barmherzigkeit für die armenischen Christen anzubetteln: mit welchem Erfolg, ist bekannt. Das war der „europäische Friede", welchen insbesondere auch die ganze Judenpresse — handelte es sich doch nur um Christen — verherrlichte, der doch unendlich viel wünschenswerther und nothwendiger sei als die Theilnahme für die Leiden der Armenier, Kretenser und Macedonier. [1]) Die Mächte verhandelten unermüdet durch ihre Botschafter in Konstantinopel, und unterbreiteten dem Sultan ihre Rathschläge und Anforderungen, welcher mit den Augen unablässig den Engländer scheel ansah und dem neuen „guten Freund", dem Russen, zulächelte. Während aus Armenien fast täglich neue Berichte ankamen über die türkischen Mördereien, Schändungen, Plünderungen und Räubereien, wurde vor drei Monaten über das gepriesene Concert der Mächte aus sicherlich unbefangener Quelle nach Berlin berichtet:

„Allerdings kann man bei der Art, wie sich die Einflüsse am Bosporus kreuzen, nicht von einem Tage auf den andern wissen, welcher Einfluß am nächsten der maßgebendere sein werde. Auch schöpft man Verdacht, daß mancherlei Coulissenvorgänge im Spiele seien, und daß, wenngleich der russische Vertreter bei den Besprechungen Uebereinstimmung mit den Vertretern der anderen Mächte an den Tag legte — was er wohl schon deshalb thun mußte, weil es sich um Vergewaltig-

---

1) Vgl. Wiener „Neue Freie Presse" vom 5. Juni d. Js.

ungen christlicher Unterthanen handelte — er doch im Verkehr mit dem Sultan seinen Einfluß nicht in der gleichen Richtung geltend machte oder nicht geltend zu machen im Stande war. Der erwähnte Verdacht ist sehr begreiflich, wenn man sich der Phasen erinnert, welche die armenische Angelegenheit im vorigen Jahre durchgemacht hat, und während welcher aus den später zu Tage getretenen Thatsachen nur zu deutlich hervorging, daß die Pforte, ungeachtet des gemeinsamen Vorgehens aller Mächte, auf die Unterstützung Rußlands und Frankreichs rechnete. Aus der vorjährigen Campagne ist Rußland als Freund und Beschützer der Pforte hervorgegangen, und da kann man sich denn nicht wundern, wenn in den Pfortenkreisen der Glaube vorhält, es werde sich aus Schritten der Mächte, an denen auch Rußland betheiligt ist, wie bei dem neuesten Collektivschritte, nichts ergeben, wodurch der Türkei ein Leid zugefügt werden könnte. Dies mag wohl der Schlüssel dafür sein, daß der türkische Minister des Aeußern, Tewfik Pascha, den Muth gefunden hat, die Collektivvorstellungen der Mächte wegen des muhamedanischen Kaimakams von Zeitun in einer Weise zu beantworten, die alles eher, als die Absicht, den Beschwerden Folge zu geben, verrieth und so gefaßt war, daß sie das Verharren bei dem bisherigen Vorgehen zwischen den Zeilen lesen ließ." [1])

Uebrigens kann man den Sultan in Person nicht einmal für alle die unmenschlichen Greuel verantwortlich machen. Er ist selber hülflos und von seiner Umgebung hinter das Licht geführt. Als der Aufruhr in Kreta bereits in vollen Flammen stand, schickte das große Judenblatt in Wien einen seiner Redakteure nach Konstantinopel zur Erkundigung bei dem Großvezier und anderen türkischen Staatsmännern. [2]) Er fand hier alles in bester Ordnung und „in einer Stimmung kaum getrübten Behagens." Die Pforte sei genügend ge-

1) Londoner Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 16. Mai ds. Js.

2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 28. Juni ds. Js.

rüstet, um allen diesen Unruhen beizukommen, die nöthigen Maßregeln seien getroffen. „Schädlich sind nur die Interventionen anderer Mächte, denn sie nähren den Geist des Widerstandes bei den Aufrührern und untergraben die Autorität unserer Regierung; aber wir werden Ordnung machen." Das hörte der Jude gern im Interesse des „Friedens", wie er ihn versteht. „Auf religiöser Grundlage ruht eine schrankenlose und schwärmerische Ergebenheit für den Chalifen": erzählt er weiter. Ja, aber sie ist in blutgierigen Fanatismus ausgeartet, und die berufenen Vertheidiger leiden Noth wie der Sultan selber.

Die zusammengerafften Redifs (Reserven und Landwehren) können ihren Sold nicht erhalten, sogar den deutschen Instruktions-Offizieren bleibt man den Gehalt schuldig. Der Sultan mußte schon Sammlungen milder Beiträge für seine Feldsoldaten veranstalten. Die hungernden Leute desertiren, was übrig bleibt, erhält weder Nahrung noch Kleidung, und behülft sich mit Raub und Mord an den Christen. Wenige Tage vor dem genannten jüdischen Bericht hat ein wirklicher Kenner der dortigen Verhältnisse dieselben wahrheitsgemäß geschildert:

„Die Pforte wäre, selbst wenn sie den besten Willen hätte, gar nicht mehr in der Lage, den Vorstellungen der Mächte, die es ihrerseits gewiß gut meinen, anders als auf dem Papier Folge zu geben. Es fehlen ihr die Mittel dazu in jedem Sinne. Weder hat sie Geld, noch verfügt sie über halbwegs brauchbare Personen. Nur auf dem Gebiete des Heerwesens hat sie Dank der Leistungen deutscher Offiziere seit zwei Jahrzehnten bedeutende Fortschritte gemacht; allein das allein thut's nicht mehr, wenn es auch genügt, um den gänzlichen Zusammenbruch hinauszuschieben. Vor etwa 25 bis 30 Jahren konnte jeder Europäer, wie ich aus eigener unmittelbarer Erfahrung weiß, sich wenigstens in Kleinasien, Syrien u. s. w. ziemlich frei bewegen, d. h. ohne für seine persönliche Sicherheit und sein Eigenthum fürchten zu müssen. Bewaffnet zu reisen, war damals nicht üblich. Und jetzt? Nicht einmal die unmittelbare Umgebung von

Konstantinopel, die zu jener Zeit der Schauplatz beständiger Ausflüge und Besuche war, darf mehr als ganz sicher gelten. Wenn das so fortgeht, kann unter Anderem auch die Ertragsfähigkeit der mit deutschem Capital und deutschen Kräften gebauten Anatolischen Eisenbahn bedenklich in Mitleidenschaft gezogen werden. Es versteht sich aber freilich von selbst, daß dies Erwägungen sind, die hinter andere zurücktreten müssen, wie sie namentlich durch die furchtbaren Ausbrüche eines früher ganz unbekannten muhamedanischen Fanatismus hervorgerufen werden. Zu Ende der sechsziger Jahre war selbst im Innern von Kleinasien davon nichts zu spüren. Der Europäer mußte sogar den Eindruck großer Duldsamkeit erhalten. Heute erscheint der ‚Franke' selbst in dem Türkenviertel von Stambul schon gefährdet! Ob dies zum Theil nicht auf die heimliche Propaganda gewisser Sekten, von denen die der nordafrikanischen Senussi am bekanntesten ist, zurückgeführt werden muß, läßt sich schwer entscheiden. Das Wesentliche ist aber wohl die Empfindung, daß am Mittelpunkt der Reichsgewalt Erschlaffung eingetreten. Damit erhalten die alten, lange unterdrückten, aber nicht ausgestorbenen Instinkte des Hasses gegen den ‚ungläubigen Westen' wieder Luft und frische Nahrung. Wir haben schon Entsetzliches erlebt, noch viel Schlimmeres aber kann sehr leicht folgen." [1])

Gerade in den letzten Tagen des September vor. Js., als der Anschluß des Dreibundes oder, genauer ausgedrückt, der ihm angehörenden Mächte, insbesondere Oesterreichs, an Rußland und die Zurückdrängung Englands vorbereitet war, nahmen die „armenischen Gräuel" ihren eigentlichen Anfang. Auch der französische Bericht über die Metzeleien geht auf die ersten Tage des Oktober zurück.[2]) Die weiteren schauerlichen Schilderungen bis zum Anfang des laufenden Jahres rührten von dem englischen Consularbeamten Fitz-

---

1) Zuschrift der Berliner „Kreuzzeitung" vom 23. Juni d. Js.

2) Martyrologe Arménien. Tableau officiel des massacres d'Arménie. Par le P. F. Charmetant, directeur général de l'oeuvre d' Orient etc. Paris.

maurice her, welcher die auf Einladung der Pforte nach Aleppo gesandte türkische Untersuchungscommission begleitete. Sie wurden an alle Botschafter in Konstantinopel mitgetheilt.[1]) Eine Ergänzung der von den Botschaftern der Mächte der Pforte vorgelegten Berichte von Seite der katholischen kirchlichen Behörde[2]) sagt ausdrücklich, daß eine revolutionäre Partei unter den Armeniern die Auflehnung gegen die türkische Herrschaft geschürt habe, die Regierung habe die Empörung mit bewaffneter Hand niedergeworfen, wozu sie berechtigt gewesen sei. Die Erzählung fügt aber bei:

„Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß in dem Kampfe gegen die Revolution der infernale Haß der Türken gegen die christlichen Armenier sich entfesselt hat. Die türkische Soldateska hat sich nicht damit begnügt, die Empörer zu züchtigen; sie hat darüber hinaus ein grausames Blutbad in der an der Revolution nicht betheiligten Bevölkerung angerichtet. Da hat sich wieder einmal der Islam in seiner ganzen Verfolgungssucht gegen das Christenthum gezeigt. Man hat die flüchtigen Armenier verfolgt und von ihnen ausdrücklich verlangt, zum Islam überzutreten; den Christen wurde die Wahl gestellt, entweder ihren Glauben zu verleugnen oder grausam niedergemetzelt zu werden. Durch die Consulatsberichte ist unter anderm festgestellt, daß Offiziere und Soldaten sich an der grausamen Metzelei betheiligten. Greise wurden in ihren Häusern lebendig verbrannt, die überlebenden mußten Muselmanen werden. So nahm die Bekämpfung der Revolution den Charakter einer grausamen Christenverfolgung an."

Nachdem nun Rußland das beabsichtigte Vorgehen Englands beiseite geschoben hatte, nahmen die Schlächtereien und Vergewaltigungen der Armenier erst recht ihren Fortgang und erstreckten sich auch bis auf Konstantinopel. Von

---

1) Abgedruckt in der Wiener „Reichspost" vom 24. Mai ds. Js.

1) Abgedruckt in der Kölnischen Zeitschrift: „Das heilige Land". 1896. Heft 3. S. 112.

den altgewohnten Zusammenstößen mit den Kurden in Armenien hatte man überhaupt kaum mehr gehört, sondern es war überall die Soldateska des Sultans, welche die Gräuel verübte. Die Mächte begnügten sich mit Anzeigen beim Sultan und Ersuchen um Abhilfe, welche regelmäßig mit Ausreden oder Vertröstung, wenn nicht gar mit der Beschuldigung der Armenier beantwortet wurden, daß sie angefangen hätten. Unmittelbar ehe die neue Christenmetzelei in der Unglücksgegend von Wan zum Ausbruche kam, wurde aus Constantinopel nach Berlin geschrieben: „In der That sind die Großmächte bisher wenig oder gar nicht aus dem Rahmen diplomatischer Verhandlungen herausgetreten und die türkische Regierung scheint davon überzeugt zu seyn, daß die sechs Großmächte auch weiterhin mit leeren Versprechungen und Zusicherungen vollständig zufrieden zu stellen seien. Den zarten Mahnungen der Großmächte an die Erfüllung der Abmachungen (wegen Zeitun) begegnete die Pforte lediglich mit weiteren Versprechungen".[1] Dabei blieb es auch, nachdem noch immer weitere Gräuel, wie die im folgenden Berichte aus Aleppo, angemeldet worden waren:

„Es ist kaum anzunehmen, daß man in Europa aus den Zeitungen die schrecklichen Vorgänge genau erfährt, die sich bei den hiesigen Christenverfolgungen zugetragen haben, und doch wäre es so nöthig, die ganze große Welt von dem in Kenntniß zu setzen, was uns hier so nahe berührt. Weiß man denn nicht in Europa, daß hier Tausende von Menschen hingeschlachtet worden sind und noch täglich mehr auf's Grausamste gemordet werden? Weiß man nicht, daß Tausende von Wittwen und Waisen nackt und hungernd ihre bittersten Feinde um Gnade anflehen? Es ist zu entsetzlich, das Elend, das rings um uns herrscht, zu schildern! Was dem Tode entgangen ist, hat ent-

---

1) Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 19. Mai ds. Js.

[illegible] Türke werden mußten oder [illegible] sich durch hohen Schnee geflüchtet. Der Kleider beraubt und ohne Nahrung wurden die Armen dann eine Beute des Todes. Noch täglich werden Gefangene auf öffentlichen Plätzen meistbietend verkauft! Kleine Mädchen werden mit 2 Mk., Jungfrauen und Frauen bis zu 20 Mk. bezahlt. [illegible] so systematisch verfolgt und ausgerottet worden, wie diese armen Armenier. Es ist ein großer Schrecken im ganzen Lande. Europa hat es nicht gesehen, hat nicht vernommen den Todesschrei von so viel Christen. Um Aleppo herum ist keine Stadt, kein Dorf, wo nicht Metzeleien stattgefunden. Die Bazare in Aleppo [illegible] Tausende, ja sogar Kirchengeräthe werden unter dem Hammer der Türken zu Spottpreisen verkauft. Die unglücklichen Frauen und Kinder [illegible] an Kleidung und Brod. Eine [illegible] Mann und Söhne man er= [illegible] fünf kleinen Mädchen, mit [illegible] bedeckt, im Schnee erfroren, Eins an [illegible] jeder Kleidung beraubt. Einer andern [illegible] den alten Mann und ihre sechs Söhne vor ihren Augen getödtet. Sie selbst wurde wahnsinnig und ist jetzt das Gespött und der Zeitvertreib der türkischen Soldaten. Das sind nur geringe Beispiele von dem Elend, das hier herrscht. Es ist nicht möglich, eine getreue Schilderung davon zu machen; man würde es nicht glaubhaft finden. So viel wir nur helfen konnten, haben wir gethan; aber die Noth ist zu groß und ausgedehnt, der Unbekleideten und Hungrigen zu viele. Täglich wenden sich die Unglücklichen, vom Elend getrieben, dem Islam zu. Es fehlt an Mitteln, all' den Unglücklichen zu helfen, ihnen Wohnung zu geben, die Frauen aus den Harems der Türken zurückzukaufen, die armen unschuldigen Waisen dem Hungertode zu entreißen, dem sie schaarenweise preisgegeben sind, und die zahllosen Leichen zu beerdigen, die von Hunden und Schakalen halb verzehrt werden" [1])

[1]) Correspondenz der Kölnischen „Volkszeitung" vom 21. Mai ds. Js.

Selbst in Frankreich ist die Schande des „civilisirten Europa“ nicht ohne Eindruck geblieben, und zwar nicht nur in katholischen Kreisen. Die sklavische Abhängigkeit von Rußland, in welche die ehemalige Schutzmacht der orientalischen Christenheit hineingezwungen worden ist, erlaubt freilich nur ein schüchternes Aufbäumen; aber selbst ein Mann wie Clémenceau wagte offen zu erklären: „Wir haben empfangen, wir haben gegeben; wir haben einige Milliarden dem Russenreiche gewidmet, welche der Entwicklung der französischen Industrie oder des Ackerbaues sehr gut zu statten gekommen wären. Wir haben unsere Freunde unterstützt, wodurch dieselben im äußersten Orient große Erfolge errungen haben, und nachdem Rußland den Großtürken unter seine Protektion genommen, haben wir 50.000 Armenier massacriren lassen, ohne ein Wort zu sagen. Dank unserer unverzeihlichen Schwäche sieht man heute die Orientfrage wieder aufleben“.[1]) Man erinnerte sich auch wieder an die furchtbare Niedermetzelung der Christen in Damaskus im Juli 1860, denen Napoleon sofort mit der französischen Flotte zu Hülfe kam, ohne den Sultan lange zu fragen, der gerade jetzt schon zum zweiten Male im Jahre auch selbst wieder im Kampfe mit den aufrührerischen Drusen gegen seine Regierung steht:

„Wie kommt es, daß so viel Ohnmacht oder Faulheit von einer Regierung bekundet wird, welche Frankreichs Ueberlieferungen und Rechtsstellung zur Beschützerin der Christen des Orients machen, woher so viel Gleichgültigkeit im Publikum, so geringes Mitgefühl in den Zeitungen, so wenig Großmuth in allen Schichten der Gesellschaft? Kaum ein paar amtliche Vorstellungen in Konstantinopel von französischer Seite, kaum ein paar Klagen in der Presse, kaum ein paar gesammelte Pfennige, in den verbreitetsten Blättern nicht Ein Wort der Entrüstung, im Parlament nicht Eine mißbillige Abstimmung,

---

1) Aus der Pariser „Justice“ s. Wiener „Neue Freie Presse“ vom 10. Juli d. Js.

nicht ein einziger Akt des Einspruchs im Namen der Rechte Frankreichs. 1860, als in Syrien die Drusen die Christen niedermetzelten, war es ganz anders; da hatte die französische Regierung noch den Muth des thätigen Einspruches, damals würde sie sich eine ‚Loyalität', wie die heute von der Pforte bekundete, nicht haben gefallen lassen. Da hatte das französische Volk noch Herz genug, um den Verfolgten des Libanon beizuspringen. Heute ist das Alles anders. Und das gerade, als ob die Dinge in einem Lande vorgekommen wären, wo Frankreich gar kein Recht der Einmischung besessen hätte! Man hätte Frankreichs Soldaten dort sehen müssen, wo jetzt nur seine Consuln mit beschränkten Mitteln zu helfen suchen. Möglich, daß Rußlands gegenwärtiges Interesse darin liegt, auf den Islam sich zu stützen; aber muß denn Frankreich diese Politik mitmachen? Unsere Regierer scheinen es zu glauben, viele Leute, auch Katholiken, sind gleichfalls dieser Ansicht, und binnen kurzem wird Paris in seinen Mauern eine Moschee zu Ehren des Gottes Mohammed's sich erheben sehen als Zeichen der Union der Republik mit dem Halbmond. So entwickeln sich die Ideen, daß man sich nicht einmal mehr darüber empört, wenn eine dem christlichen Geiste so entgegengesetzte Politik in Frankreich an die Stelle der Kreuzzugs-Traditionen tritt. Paßt es Rußland, sich mit der osmanischen Macht zu verbinden, so ist das kein Grund für uns, auf die nationale Tradition, auf die große Politik des civilisirten Europa zu verzichten." [1])

Worauf die Haltung Rußlands abzielt, kann nicht zweifelhaft seyn. Keiner anderen Macht ist dieses Ziel verderblicher als der österreichischen Monarchie, und gerade Oesterreich gibt sich seit dem vorigen Herbst als Handlanger für Rußland her. Seit dem Ausbruch der armenischen Verwicklung haben diese Blätter betont, daß es Rußland darauf ankomme, nichts zu einer Lösung zu thun, sich auf die Seite

---

1) Aus der Pariser „Vérité" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 21. Juni ds. Js.

des Sultans als falscher Freund zu stellen, um ihn unter seiner Aufsicht abwirthschaften zu lassen. Die Birne will man reifen lassen, und inzwischen konnten auch die russischen Geschäfte in Ostasien zum Abschluß gebracht werden. Vor einem halben Jahre hätten die Russen ein europäisches Mandat zur Besetzung Armeniens haben können, auch England hätte nicht widersprochen,[1] aber Rußland wollte nicht. Die Armenier waren eben nicht russenfreundlich, sie strebten eine autonome Stellung unter der ottomanischen Obergewalt an. Um jeden Preis mußten ihnen die Selbständigkeits-Gelüste ausgetrieben werden; darum sah Rußland ihrer Züchtigung durch die türkischen Schlächtereien mit kaltem Gleichmuth befriedigt zu.

„Die armenische Frage in der Türkei und ihre Lösung ist von höchster Wichtigkeit mit Bezug auf den Vormarsch Rußlands durch das türkische Armenien nach dem Westen zu, nach der europäischen Türkei. Ein autonomes Armenien kann zur unübersteigbaren Mauer werden, an welcher der Einfall des russischen Despotismus abprallt. Diese Bedeutung eines unabhängigen Armeniens wird durch eine officielle cynische Erklärung des russischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten bestätigt, eine Erklärung, welche im englischen Blaubuch verzeichnet steht. Als ächter Vertreter der despotischen russischen Regierung, welche seit 1893 mit ausgesuchtem Machiavellismus all ihren Einfluß aufgeboten hat, um in der Türkei auch die Verwirklichung der unbedeutendsten Forderungen der Armenier zu hintertreiben, erklärte der Fürst Lobanoff-Rostowsky dem britischen Gesandten in Petersburg in einer Unterredung: Rußland könne ‚kein zweites Bulgarien‘ dulden.“[2]

Bis auf den heutigen Tag treffen immer noch neue Schauderberichte über türkische Unthaten aus Kleinasien ein.

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 14. Februar d. Js.

2) Der Armenier Avetis Nazarbek in der Stuttgarter „Neuen Zeit“ 1895/96. Bd. II Nr. 42 S. 503.

Inzwischen hat die Bewegung in Armenien Propaganda gemacht bis in die europäische Türkei. Zuerst steckte sie Macedonien an von der bulgarischen Grenze aus, und nachdem Rußland sich die Beunruhigung in Sophia verbeten hatte, fing der Aufstand in Kreta lichterloh zu brennen an. Nicht nur mittelbar ist Griechenland dabei betheiligt, sondern auch von seinen nördlichen Grenzen brachen sogenannte Banden in Macedonien ein. Die blutige Anarchie in Kreta ist derart angewachsen, daß sich auch hier der „Gemeinsamkeit der Mächte" die Frage aufdrängen mußte: was nun?

Und nun ging der geschlossene Ring aus dem Leim. Abermals trat Oesterreich voran mit dem Vorschlage, daß die Insel Kreta durch die Flotten der Mächte abgeschlossen und die Zuzüge aus Griechenland gesperrt werden sollten. Aber jetzt sagte England nein: es wolle sich an der Blockade nicht betheiligen. Wer die Erfahrungen in's Auge faßt, die England seit fast Jahresfrist mit dem famosen Mächte-Concert gemacht hat, wird sich sagen müssen: England sei dieß einfach seiner Ehre schuldig. Oder ist die Frage an die Veranstalter der Blockade nicht berechtigt, welche Garantien sie geben könnten, daß „Europa etwas mehr thue, als das Licht zu halten, während der Sultan auf Kreta die muselmänischen Methoden in Anwendung bringe, die kürzlich in Armenien beobachtet worden seien?"[1]) Und von Lord Salisbury selbst wird die Aeußerung berichtet: „Dieselbe Politik der Aufpolsterung des türkischen Reichs wurde in Kleinasien befolgt; dieselbe Politik hinderte die britische Regierung, einen Druck auf den Sultan auszuüben, der wahrscheinlich die armenischen Gemetzel verhindert haben würde."

---

1) Aus der Londoner „Times" s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 8. August d. Js.

XXVII.

Die katholischen Orden und Congregationen.

Einer außerordentlich mühsamen und fleißigen Arbeit hat sich Herr Dr. Max Heimbucher, Lycealprofessor in Bamberg, unterzogen, indem er in einem zweibändigen Werke „die Orden und Congregationen der katholischen Kirche“ [1]) behandelt. Das Buch ist aus Vorlesungen entstanden, welche der Verfasser als Privatdocent an der Universität München in den Jahren 1889—91 gehalten hat. Der uns vorliegende erste Band behandelt die älteren Orden und gibt uns zugleich ein anschauliches Bild der gesammten Entstehung, Entwicklung und Ausgestaltung des ascetischen Lebens in seinen mannigfaltigen Erscheinungen der ersten fünf Jahrhunderte der Kirche. Der Schluß- (zweite) Band wird den Karmeliter- und Jesuitenorden, sowie die Congregationen der katholischen Kirche behandeln. Nach der Versicherung des Verfassers ist auch der zweite Band im Manuscript bereits fertig gestellt und wird noch im Laufe des Jahres 1896 ausgegeben.

Unter Orden versteht der Verfasser die von der Kirche gebilligten dauernden Vereinigungen von solchen Gläubigen, welche durch beständige Beobachtung der drei Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams unter einer gemeinschaftlichen Regel nach der christlichen Vollkommenheit streben. Diese Gelübde sind lebenslänglich, ewig; sie werden unter päpstlicher Approbation in feierlicher Weise in die Hände der Ordensobern abgelegt und ziehen bestimmte kirchenrechtliche Wirkungen nach sich. Wer die feierlichen Gelübde abgelegt hat, ist unfähig, Vermögen für sich zu besitzen oder zu erwerben; aufgehoben werden etwaige frühere Sponsalien und nach der

---

1) Verlag von F. Schöningh, Paderborn 1896. I. Bd. S. 584. (6 Mk.)

feierlichen Profeß kann keine Ehe mehr giltig eingegangen werden. Der Stand (ordo) der Religiosen ist lebenslänglich. Die päpstliche Dispens wird nur sehr selten ertheilt.

Von den feierlichen Gelübden der Orden unterscheiden sich die einfachen Gelübde der Congregationen. Die einfachen Gelübde werden bei den meisten Congregationen auf bestimmte Zeit abgelegt, um nach Umfluß derselben erneuert zu werden. Einzelne Congregationen haben zwar lebenslängliche einfache Gelübde, aber letztere unterscheiden sich von den feierlichen Gelübden in den kirchenrechtlichen Wirkungen.

Heimbucher behandelt in der Einleitung Begriff und Eintheilung der Orden und zeigt ihren Ursprung in den Worten des Heilandes: „Willst du vollkommen sein, so gehe hin, verkaufe alles, was du hast und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Dann komm und folge mir nach" (Matth. 19, 21). Daran reiht er eine Würdigung des Ordenslebens „Zahlreiche Heilige und große Männer sind aus den Orden hervorgegangen, sind durch ihr abgetödtetes Leben und durch uneigennütziges Wirken im Dienste ihrer Mitmenschen erhabene Vorbilder für ihre Zeitgenossen und für die später Lebenden geworden. Nicht zu ermessen sind die Verdienste der Orden um alle Zweige der Wissenschaft und Kunst, um Förderung des Unterrichtswesens und der Literatur, um die Armen und Bedrängten aller Art."

Von dieser allgemeinen Würdigung geht der Verfasser zur geschichtlichen Darstellung des Entstehens und der Entwicklung des Ordenslebens über. Er führt uns die Lebensbilder des hl. Paulus des Einsiedlers, Antonius des Großen, des hl. Pachomius, des hl. Basilius vor, er entwickelt die Bedeutung der Anachoreten und Cönobiten, der Styliten und Inklusen, ferner der Frauenklöster im Orient. Dann geleitet Heimbucher uns in das Abendland und zeigt uns im Zeitalter der Kirchenväter das Mönchthum und die Klostergründungen in Italien, Frankreich, Deutschland, Irland, England und Schottland. Die ersten Frauenklöster des Abendlandes werden in ihren Einrichtungen geschildert.

Einen einheitlichen Charakter erlangte das Ordensleben im Abendlande durch die Regel des hl. Benedikt, welche für

alle Orden und Congregationen in der ersten Hälfte des Mittelalters maßgebend und bestimmend wirkte. Der ganze zweite Abschnitt (S. 92—202) ist der Darstellung der Geschichte des Benediktinerordens gewidmet in Männer- und Frauenklöstern. Mit großer Sorgfalt ist das geschichtliche Material gesammelt und sind die Verdienste dieses Ordens gewürdigt. Dann folgen jene Orden, welche auf Grundlage der Benediktinerregel sich gebildet haben: die Camaldulenser, Vallombrosaner, Grammontenser, der Orden von Fontevrauld, die Cisterzienser, die Feuillanten, Trappisten und Karthäuser.

Eine sehr merkwürdige Erscheinung in der Geschichte des Ordenslebens sind die Reformdekrete der vierten Lateransynode von 1215, bei welcher sich über 800 Aebte und Klostervorstände eingefunden hatten. Das Concil bestimmte für alle Orden die Abhaltung von Generalkapiteln alle drei Jahre, wobei das Cisterzienserkapitel als Vorbild dienen sollte. Dann wurde in Canon 13 festgesetzt: „Damit nicht allzu große Verschiedenheit der Orden Verwirrung in der Kirche veranlasse, verordnen wir, daß künftighin Niemand mehr einen neuen Orden ersinnen darf. Wer Mönch werden oder ein Kloster gründen will, muß in einen bereits approbirten Orden eintreten oder eine schon genehmigte Ordensregel annehmen.“

Diese Verordnung klingt wie eine geschichtliche Ironie, wenn man bedenkt, daß soeben die Franziskaner und Dominikaner vor der Thüre standen, der zweiten Hälfte des Mittelalters ein ganz neues Gepräge aufdrückten und durch Einführung der Institution des Principes des Erbettelns des täglichen Unterhaltes ein vollständig neues System der Ordensregeln in die Praxis einführten. Es ist unmöglich, einen so lebenskräftigen Organismus, wie die Kirche, auf einen bestimmten geschichtlichen Typus festlegen zu wollen. Für neue Bedürfnisse schafft die religiös-kirchliche Lebenskraft auch neue Organe. Daraus ergibt sich die Absurdität jener protestantischen und altkatholischen Bestrebungen, welche das Christenthum ein für alle Mal auf die Urkirche in den ersten zwei Jahrhunderten festbannen und fixiren möchten.

Mit den Bettelorden beginnt eine vollständig neue Ausgestaltung des Ordenslebens. Ausführlich schildert Heimbucher

Geschichte und Bedeutung des Franziskaner- und Kapuziner-Ordens, behandelt ferner Gründung, Ausbreitung und Regel der Klarissen, dann des III. Ordens, endlich der Genossenschaft der Minimen und des Ordens von der Buße. Nach den Franziskanern und Kapuzinern reiht Heimbucher die Geschichte des Augustinerordens an, deren Darstellung wohl besser vor dem Orden des Franziskaner behandelt worden wäre. Der Verfasser entwickelt die Geschichte der wichtigeren Congregationen der Augustinerchorherren (Prämonstratenser und Trinitarier) und Chorfrauen, der Augustiner Eremiten und Eremitinnen, endlich der männlichen und weiblichen Genossenschaften mit Augustinerregel, als Nolasker, Serviten, Pauliner, Alexianer, Hieronymiten, Jesuaten, Ambrosianerbrüder, Apostelbrüder, barmherzige Brüder, Bethlehemiten, Deutschordenspriester, Assumptionisten, Tertiarier und Tertiarierinnen des Augustinerordens, ferner Brigittinen, Ambrosianerinnen, Ursulinerinnen, Angeliken, Annunziaten, Salesianerinnen, den Frauenorden für Büßerinnen und eine Reihe anderer Genossenschaften mit Augustinerregel für Krankenpflege, Erziehung und Unterricht.

Den Schlußabschnitt (V) bildet die Darstellung der Regel, Geschichte und Bedeutung des Dominikanerordens in seinen männlichen und weiblichen Zweigen und des dritten Ordens des hl. Dominikus.

Diesen umfassenden Inhalt des ersten Bandes hat Heimbucher nicht blos mit emsigem Fleiße gesammelt, sondern auch schön und anziehend dargestellt, so daß es dem verdienstvollen Werke an Lesern nicht fehlen wird. Einen besonderen Vorzug des Buches bietet die erschöpfende Angabe des Quellenmaterials und der wichtigeren einschlägigen Literatur, wodurch das Werk auch als Nachschlagebuch einen hohen Werth erhält. Das Buch wird dadurch sicherlich den Anstoß zu weiteren Detailstudien geben auf dem weiten Gebiete der Ascetik und ihrer Geschichte.

München. Dr. Ratzinger.

XXVIII.

Zur Volksgesundheitspflege im Mittelalter.

(Badewesen und Seelbad.)

Band CVIII, 811 dieser Blätter brachte eine Zusammenstellung historischer Angaben über Badeanstalten in den Städten Deutschlands während des Mittelalters und in Verbindung damit weitere Angaben über die ganz dem religiösen Sinne jener Zeit entsprechenden Stiftungen von Freibädern für Arme (Seelbäder), darunter auch für arme Schulkinder.[1])

Es darf uns nicht verdrießen, dieser merkwürdigen Erscheinung fort und fort nachzugehen, bis wir jede derartige Anstalt und Stiftung kennen; wir müssen so weit kommen, daß wir eine geographische Karte erhalten, auf welcher jede Stätte mit einer derartigen Anstalt verzeichnet steht, wie eine Karte nicht ausbleiben darf, wo jedes Kloster, jede Schule, Spital, Ablaßbrücke, jeder Predigtstuhl vor Luthers Auftreten festgelegt ist: dadurch erhalten wir eine Nubes testium, ohne welche wir den hartnäckigen Verächtern und Verleumdern des Mittelalters niemals imponiren. Wie klein steht das

1) „Für völlig Unbemittelte sorgten fromme Herzen; es war ein vielgeübtes Werk, Bettler zu baden", sagt Martin S. XX der Einleitung zu seinem Neudruck von: Badenfahrt von Thomas Murner. 1887 (Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen. 2. Heft.)

heutige Volksbadewesen da gegenüber den mittelalterlichen Badeeinrichtungen![1])

In erster Linie sollen jene Einrichtungen zusammengestellt werden, welche mit kirchlichen Anstalten oder Dienern der Kirche in Verbindung stehen.

Am 9. Januar 1432 überläßt der Frühmesser Johann Volk gegen ein in die Frühmeßstiftung jährlich zu leistendes Reichniß von zwei Gulden die von ihm erbaute und hergestellte Badstube an die Stadt Eltmann (in Unterfranken mit 1350 Einwohnern) zum Eigenthum.[2])

Der Frankfurter Stiftsherr zu St. Bartholomäus, Hartmann Möller (Mollitoris) bestimmte fünf Gulden jährlicher Zinsen, auf einigen Gemeindeweiden benachbarter Dörfer ruhend und auf Martini fällig, zur Stiftung von Seelbädern zu Butzbach in Oberhessen. Im Jahre 1517 lösten diese Gemeinden diesen Zins mit 100 Gulden ab.[3])

Ums Jahr 1470 feierte der Stiftsherr Claus Neberger zu St. Bartholomäus zu Frankfurt a/M. sein Jubiläum und „hat den ganzen Stift und ander sine gute Frunde darzu geladen und diesen allen den ganzen Tag gütlichen gethan und den andern Tag gebatt (gebadet) in dem Sweis- und Wasserbaden.“[4])

Wenn das große Gastmahl, welches das Speirer Domkapitel jährlich dem Stadtrath und anderen Stadtbeamten

---

1) Quarinonius, Greuel der Verwüstung. Ingolstadt 1610. S. 947 sagt: „sintemal kein Stadt, kein Markt, kein Dorf gering ist, welches nicht sein Bad hat“.

2) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1860, Nr. 11. Heffner, Archiv für Unterfranken XVII, 173: „aus dieser Thatsache (Stiftung des Frühmessers Volk) erhellt, daß damals auch schon die kleineren Städte Unterfrankens Badestuben besaßen oder einrichteten.“ — Weißmain in Oberfranken mit jetzt 1500 Einwohnern hatte 1348 seine Badstube. Das. S. 165.

3) Archiv für hessische Geschichte. N. F. I, 374.

4) Quellen zur Frankfurter Geschichte I, 190.

im Zehnthofe zu Eßlingen gab, vorüber war, so gestattete man den Dienstboten in bestimmter Ordnung ein Bad zu nehmen.[1])

Das St. Martinsstift zu Bingen verleiht dem Meister Peter von Ingelheim seine Badstube und das Haus bei der Judenpforte erblich 1435.[2])

Otto veröffentlicht im Archiv für hessische Geschichte, Neue Folge I, 372, interessante Nachrichten von den Badstuben zu Butzbach in der Provinz Oberhessen. „Wer das Mittelalter kennt, weiß, wie hoch unsere Vorfahren das Bad schätzten: man lädt den Gast häufig nicht zu Tisch, sondern ‚ins Bad', das natürlich mit einem Schmause verbunden war. . . . Ein erquickendes Bad erschien nicht allein als kaum entbehrliche Zugabe jedes größeren Schmauses, sondern es galt auch dem geringsten Handwerker für ein dringendes leibliches Bedürfniß. Die Gründung der Butzbacher Badstube beruhte auf einer Stiftung des Grafen Philipp VII. zu Falkenstein (gest. 1410) an das Markusstift daselbst. Bei Umwandlung desselben in ein Kugelhaus nahmen die Kugelherren Besitz von der Badstube, gestatteten jedoch gegen Entgelt die Benutzung derselben seitens der Bürger und hielten hier die gestifteten Seelbäder ab. Rechte und Pflichten an der Badstube überlassen die Besitzer später der Stadt."[3])

Der Rath der Stadt ließ sich die Erhaltung der städtischen Badeanstalt etwas kosten. Einmal begab er sich nach Kloster

1) Mone in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins II, 291, wo Mone weitere Nachrichten über Badewesen, jedoch nicht Seelbad, zusammenstellt. S. 259 bemerkt er richtig: Die Klöster hatten gewöhnlich eigene Badstuben, so Schönau bei Heidelberg noch 1559.

2) Original in Darmstadt Weidenbach, Binger Regesten Nr. 460.

3) Die Schlichtung einer Streitigkeit zwischen Stift und Stadt wegen der Badstube fällt ins Jahr 1479. Wagner, die Stifte in Hessen I, 339.

Arnsburg,[1]) um die dortigen Badeeinrichtungen zu besichtigen und beschloß, diese für die Neueinrichtung der städtischen Anstalt zum Muster zu nehmen. In der That erhielt sie auch eine ziemlich umständliche und kostspielige Heizvorrichtung. Sie bestand aus zwei von einander gesonderten Räumen, einem Männer- und einem Frauenbad. Der anderwärts vorkommende Brauch gemeinsamen Badens fand hier nicht statt.

Leopold, Bischof von Bamberg, schenkt 1337 die „an dem Steinbrunn" gelegene Badstube der Domkirche. Einen zwischen der Bamberger Kirche und dem Kloster Ebrach wegen dieser Badstube entstandenen Streit entscheidet 1353 Abt Otto des genannten Klosters.[2])

Am 24 März 1386 verkauft Lienhart Wolffarts zu Passau seine mit Gilten belastete Badstube am Neumarkt an das Kloster St. Nikolaus unter gewissen Bedingungen.[3])

Merkwürdig ist die folgende Schenkung einer Badstube zu Vilshofen vom Jahre 1347: Rath und Gemeinde geben ihrem Pfarrer Ott zu einem Trost aller ihrer Verwandten die obere Badstube unter der Verbindlichkeit, daß er oder einer seiner Vicare alle Montage mit den Schülern mit Weihbrunn (Weihwasseraustheilung) und Gesang umb die Kirichen gehe, — weil hier die Verstorbenen beigesetzt waren,[4]) für deren Seelenruhe die Geistlichkeit beten sollte.

We (der Rath der Stadt Hannover) hebbet dem Rychardе gegeven de Macht und Gnade, dat alle arme notdürftige Lute . . . .. de in de ere godes willen baden und secke ryuegen, schollen hebben vrig (frei) bad alle donredage . . . to ewighen tiden . . . . to love unde to eren unserm heren

---

1) Cistercienserkloster, Tochter Eberbachs (Rheingau). Die Cistercienser bewiesen überhaupt im Wasserbauwesen besonderen Eifer und Erfolg.

2) Reg. boic. VII, 172; VIII, 267. Eine Badestube in Bamberg 1319, bei Looshorn, Geschichte von Bamberg II, 884.

3) Das. X, 179.

4) Reg. boica. VIII, 147.

gode unde to salicheit und troste Rychards .... Ok schole we bestellen, dat dat vorgescrevene Zelebad alle jarlikes to twen tiden .... van dem Predichstole (herab) gekundiget werde 1393.

Ferner werden Selebade zu Prizwalk 1485, zu Havelberg 1585 und so fort genannt. „He gaff zu S. Remberte eyn ewich szelebath 1521.“[1])

1502 Juni 1 erschien der Thürmer Lorenz vor dem Rathe zu Würzburg mit der Bitte, ihm bisweilen zu erlauben, in die Kirche und zum Bad zu gehen; denn es falle ihm schwer, Tag und Nacht den Dienst zu versehen. Hierauf gestattete ihm der Rath, über acht Tage eine Stunde lang in die Kirche zu gehen und alle 14 Tage in das Bad.[2]) Jedesmal aber solle er seine Frau zum Bürgermeister schicken und um Urlaub bitten.

Für Wismar in Norddeutschland finden sich kurz vor der Reformation mehrere Stiftungen: 1502 macht Wilk Soltkow ein Vermächtniß, nämlich zwei Stück Tuch zu Kleidern und 20 Paar Schuhe für arme Leute, wobei ein Seelbad ausbedungen wurde. — 1508 Niclas Meyer macht eine ähnliche Stiftung, dazu noch eine solche für arme Jungfrauen. — 1516 Vermächtniß der Frau Marg. Bornecken.[3])

Im sächsisch-thüringischen Gebiete finden wir eine Seelbadstiftung zu Meinungen (jetzt Meiningen), wo 1370 Juli 25 ein Bürger, Günther von Roth, vier Selenbad, jährlich auf Dienstag nach der Vierfronfasten zu halten zu einem Seelgeräth für seine Angehörigen[4]) stiftet. Zu Römhild und Schleusingen kommen solche Bäder noch bis in späte Zeit vor.[5])

---

1) Aus Ludendorf — cod. dipl. brandenb. — Staphorst, Brem. Wörterb. — Cassel, Urk. 555.

2) Archiv für Unterfranken XVII, 197.

3) Schröder, Wismar. Erstlinge 1780 S. 33. 35.

4) Güthens Meinung. Chronik S. 164.

5) Dietmann, Henneb. Kirchen- und Schulgesch. 1781 S. 7.

Arnsburg,[1]) um die dortigen Badeeinrichtungen zu besichtigen und beschloß, diese für die Neueinrichtung der städtischen Anstalt zum Muster zu nehmen. In der That erhielt sie auch eine ziemlich umständliche und kostspielige Heizvorrichtung. Sie bestand aus zwei von einander gesonderten Räumen, einem Männer- und einem Frauenbad. Der anderwärts vorkommende Brauch gemeinsamen Badens fand hier nicht statt.

Leopold, Bischof von Bamberg, schenkt 1337 die „an dem Steinbrunn" gelegene Badstube der Domkirche. Einen zwischen der Bamberger Kirche und dem Kloster Ebrach wegen dieser Badstube entstandenen Streit entscheidet 1353 Abt Otto des genannten Klosters.[2])

Am 24 März 1386 verkauft Lienhart Wolffarts zu Passau seine mit Gilten belastete Badstube am Neumarkt an das Kloster St. Nikolaus unter gewissen Bedingungen.[3])

Merkwürdig ist die folgende Schenkung einer Badstube zu Vilshofen vom Jahre 1347: Rath und Gemeinde geben ihrem Pfarrer Ott zu einem Trost aller ihrer Verwandten die obere Badstube unter der Verbindlichkeit, daß er oder einer seiner Vicare alle Montage mit den Schülern mit Weihbrunn (Weihwasseraustheilung) und Gesang umb die Kirichen gehe, — weil hier die Verstorbenen beigesetzt waren,[4]) für deren Seelenruhe die Geistlichkeit beten sollte.

We (der Rath der Stadt Hannover) hebbet dem Rycharde gegeven de Macht und Gnade, dat alle arme notdürftige Lute . . . ., de in de ere godes willen baden und secke rynegen, schollen hebben vrig (frei) bad alle donredage . . . to ewighen tiden . . . . to love unde to eren unserm heren

1) Cistercienserkloster, Tochter Eberbachs (Rheingau). Die Cistercienser bewiesen überhaupt im Wasserbauwesen besonderen Eifer und Erfolg.

2) Reg. boic. VII, 172; VIII, 267. Eine Badestube in Bamberg 1319, bei Looshorn, Geschichte von Bamberg II, 884.

3) Das. X, 179.

4) Reg. boica. VIII, 147.

gode unde to salicheit und troste Rychards .... Ok schole we bestellen, dat dat vorgescrevene Zelebad alle jarlikes to twen tiden .... van dem Predichstole (herab) gekundiget werde 1393.

Ferner werden Selebade zu Prizwalk 1485, zu Havelberg 1585 und so fort genannt. „He gaff zu S. Remberte eyn ewich szelebath 1521.“[1])

1502 Juni 1 erschien der Thürmer Lorenz vor dem Rathe zu Würzburg mit der Bitte, ihm bisweilen zu erlauben, in die Kirche und zum Bad zu gehen; denn es falle ihm schwer, Tag und Nacht den Dienst zu versehen. Hierauf gestattete ihm der Rath, über acht Tage eine Stunde lang in die Kirche zu gehen und alle 14 Tage in das Bad.[2]) Jedesmal aber solle er seine Frau zum Bürgermeister schicken und um Urlaub bitten.

Für Wismar in Norddeutschland finden sich kurz vor der Reformation mehrere Stiftungen: 1502 macht Wilk Soltkow ein Vermächtniß, nämlich zwei Stück Tuch zu Kleidern und 20 Paar Schuhe für arme Leute, wobei ein Seelbad ausbedungen wurde. — 1508 Niclas Meyer macht eine ähnliche Stiftung, dazu noch eine solche für arme Jungfrauen. — 1516 Vermächtniß der Frau Marg. Bornecken.[3])

Im sächsisch-thüringischen Gebiete finden wir eine Seelbadstiftung zu Meinungen (jetzt Meiningen), wo 1370 Juli 25 ein Bürger, Günther von Roth, vier Selenbad, jährlich auf Dienstag nach der Vierfronfasten zu halten zu einem Seelgeräth für seine Angehörigen[4]) stiftet. Zu Römhild und Schleusingen kommen solche Bäder noch bis in späte Zeit vor.[5])

---

1) Aus Ludendorf — cod. dipl. brandenb. — Staphorst, Brem. Wörterb. — Cassel, Urk. 555.
2) Archiv für Unterfranken XVII, 197.
3) Schröder, Wismar. Erstlinge 1780 S. 33. 35.
4) Güthens Meinung. Chronik S. 164.
5) Dietmann, Henneb. Kirchen- und Schulgesch. 1781 S. 7.

Der Dom zu Mainz verwahrt ebenfalls eine Handschrift von Gregors Moralia mit der eingetragenen Notiz, im Jahre 1235 hat Propst Otto vom Kloster St. Moritz zu Halle in Sachsen dieses Buch schreiben lassen; in demselben Jahre ist ein Ornat gekauft worden für 26 Mark und das Badehaus domus balnei erbaut worden.[1]

Eine das oberdeutsche Rechtsbüchlein enthaltende Handschrift schließt mit folgendem Wunsche des Schreibers:

Daz buch hat ein ende ... Got geb uns sein Gnad und [illegible] samstag ein guet bad. Amen.[2]

Um diese Zusammenstellung nicht allzusehr auszudehnen, will ich die weitere Badewesen-Literatur — abgesehen von Janssen — summarisch hier anführen, so weit sie collectiv den Gegenstand behandelt.

Die Seelbadstiftungen in Hamburg findet man behandelt in den Monographien: Die milden Privatstiftungen zu H. 1845 in erster, 1870 in zweiter Auflage, desgleichen in Koppmann, Hamburgs kirchliche und Wohlthätigkeitsstiftungen im Mittelalter 1870 S. 50. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß Anna, des Bürgermeisters Henning Büring Wittwe, noch im Jahre 1535 „twee Seelbäder" stiftete, trotzdem sie ihr erstes Testament vom Jahre 1504 wegen der neuen Lehre Luthers annullirt hatte.[3]

In Pitzschmann, Von den Seelen-Bädern der Alten, besonders zu Zittau, in den Oberlausitzischen Beiträgen zur Gelahrtheit 38. Stück S. 593 (1740) finden sich die Orte Zittau 1340, 1396, Schweinitz bei Wittenberg 1400, Halle

1) Gudenus, Sylloge p. 340. Die Handschriften des Klosters St. Moritz zu Halle kamen 1546 nach Mainz durch Anordnung des Erzbischofs und Cardinals Albrecht von Brandenburg.

2) Homeyer, die deutschen Rechtsbücher des Mittelalters 1856 S. 143 Nr. 589. Man beachte den Reim gnad — bad.

3) Staphorst I, 4, S. 487.

1502, Freiberg und Liegnitz in Schlesien 1475. 1487, auch Lübeck, Pirna, Meissen.[1])

Der Bezirksarzt Heffner, später zu Würzburg, hat im 17. Bande des Archivs des historischen Vereins von Unterfranken S. 155—246 ein reiches werthvolles Material über die Baderzunft im Mittelalter und später, besonders in Franken mitgetheilt, aus gedruckten wie ungedruckten Quellen.[2])

Als eine mir und Anderen entgangene Quelle für einschlägige Nachrichten erweisen sich die sprachgeschichtlichen Werke, zunächst die Wörterbücher, welche das Wort „Selbad" nicht übergehen können so wenig als „salbadern", denn letzteres ist aus dem ersteren entstanden.

Unsicher und ungenügend ist die Erklärung in Kluge's Etymologischem Wörterbuch, wo es heißt: „Salbader wird aus einer Jenenser Lokaltradition erklärt, deren Held ein dortiger Bader war, der seine Gäste mit schalen Erzählungen unterhielt. Andere wollen lieber an salvator Heiland anknüpfen, so daß salbadern den Namen Salvator und sonst nichts im Munde führen hieße, was unwahrscheinlich ist."

Von den anderen Werken dürfte vor allen zu nennen sein: Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch und Schmeller-Frommann, Bayerisches Wörterbuch.[3])

F. Falk.

1) Für Werdau richtete 1397 Heinr. Reuß von Plauen Seelbäder ein. Machatschek, Geschichte des Königreichs Sachsen S. 160 Note, wo auch der „Seelhäuser", z. B. zu Bischheim in O.-Lausitz, d. i. Heilanstalten für arme Kranke gedacht ist. — Für die sächsischen Anstalten (Chemnitz 1324, Dresden 1394, Freiberg 1396 u. s. w.) liegen jetzt im Cod. dipl. Sax. reg. Bd. 5. 6. 12 die urkundlichen Belege vor.

2) Badstube in Worms 1366 in Baur, hess. Urkunden III, 462 — zu Einbeck in Harland, Gesch. v. Einbeck 1854 I, 252.

3) Beachtung verdient auch der aus Kraus' Realencyklopädie herüber genommene Artikel: Baden, Bäder im Christenthum (d. i. ältere christliche Zeit) unseres Kirchenlexikons.

XXIX.

Erinnerungen aus der Ministerzeit Bismarck-Camphausen.

II.

Parallel mit diesen neuen schutzzöllnerischen Gedanken lief bei Bismarck der Plan einer tüchtigen finanziellen Kräftigung des Reiches und der Einzelstaaten. Die neue Handelspolitik sollte nicht nur die durch das frühere freihändlerische System geschwächte Industrie schützen; es sollten auch durch die Finanzzölle und die zu erstrebende Tabaksteuer den ebenfalls durch die seitherige Wirthschaftspolitik geleerten Staatskassen zur Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts der Einnahme- und Ausgabe-Etats die nöthigen Mittel zugeführt werden. Bismarck befreundete sich seit anfangs 1876 immer mehr mit dem Gedanken, auf dem Gebiete der Finanzen ebenso Großes leisten zu wollen, als wie auf dem des Aeußeren. Er hätte gerne auch auf dem finanziellen Gebiete Deutschland an die Spitze der europäischen Staaten gestellt; dem äußeren Ansehen und der Macht des neuen deutschen Reiches sollte seine Fähigkeit entsprechen, sich den gesteigerten Staatsbedürfnissen völlig gewachsen zu erweisen. So trug sich Bismarck mit einem reichhaltigen, in die damals obwaltenden Verhältnisse tief eingreifenden wirthschaftlichen Programm.

Allein diese schutzzöllnerischen Anwandlungen des über Nacht bekehrten Reichskanzlers öffneten zwischen ihm und seinen blind freihändlerischen Ministercollegen, nebst der

manchesterlich gesinnten liberalen Partei eine von Tag zu Tag tiefer und breiter werdende Kluft, und die allgemeine heimliche Erbitterung gegen diese Umkehr der Bismarck'schen Wirthschaftspolitik kam in dem Gegenübertreten der Hauptträger des freihändlerischen Systems sowohl im Ministerium als im Parlament mitunter in sehr erregten Worten zum Ausdruck. „Meine Aufgabe ist schwierig," sagte der Kanzler einmal auf einer parlamentarischen Soiree zur Zeit des ersten Beginnes jener wirthschaftlichen Reformperiode,[1] „ich bin nicht eigentlich Techniker auf diesen Gebieten, und *meine jetzigen Rathgeber* (er meinte Delbrück und Camphausen) *haben keine schöpferischen Ideen.* Sie bewegen sich in ausgefahrenen Geleisen. Ich bin darauf angewiesen, selbst die Reformgedanken zu denken *und mir die Werkzeuge zu ihrer Ausführung zu nehmen, wo ich sie finde.*"

Von dieser Zeit an waren die Tage Delbrücks und Camphausens gezählt, zumal in jener kritischen Periode beide Ministercollegen sich einmal in strenges Schweigen hüllten, als die liberale Partei bei der Etatsaufstellung unter Richters Führung den Voranschlag des Regierungstisches mit neuen Steuern nebst Defizit zu Falle brachte und den des „Fachmannes" Richter ohne Steuern durchsetzte. Ueber jenes bedeutungsvolle Schweigen grollte der Kanzler diesen zwei Collegen gewaltig.[2]) Da Delbrück fühlte, daß ihm sein Ministerstuhl unter dem Zeichen der neuen Wirthschaftspolitik mit jedem Tage unsicherer werde, so erbat er sich seine Entlassung, die ihm auch rascher zukam, als er es ahnte (31. Mai 1876). Damit war Bismarck wohl

1) Poschinger, die Tischgespräche des Reichskanzlers S. 71.
2) Näheres hierüber in „Bismarck nach dem Kriege" von · . · S. 183—196. Unzweifelhaft ist der anonyme Verfasser dieses interessanten Buches der erste Amanuensis des Kanzlers: Geh. Rath Wagener.

von dem Generalstabschef der Freihändler erlöst; dagegen verblieb ihm der ebenfalls lebhaft manchesterlich fühlende College Camphausen im Ministerium und außerdem das ganze Heer im freihändlerischen Geiste groß gewordener Geheimräthe im Reich und in Preußen nebst der großen liberalen Partei im Reichstage. Mit diesem Apparate einer schutzzöllnerischen Bewegung vorzuarbeiten, wäre vergebliche Mühe gewesen. Bismarck mußte sich deßhalb anderweitig um Hilfstruppen umsehen. Allein, wie später in der Kirchenpolitik, so war auch bei Durchführung seiner wirthschaftlichen Pläne ein Canossagang unvermeidlich. Denn gar bald erkannte der Kanzler, daß er im Reichstag nur das von ihm schwer verleumdete Centrum und die von ihm seit Jahren verachtete conservative Partei bei Durchführung der geplanten schutzzöllnerischen Reformen zu naturgemäßen Bundesgenossen betrachten könne.

Die Realpolitik des Fürsten Bismarck scheute diesen Canossagang nicht und fand auf diesem Wege — wenn auch dabei viele andere Umwege noch betreten wurden — die beiden genannten Parteien, mit denen er sich von da an auf guten Fuß zu stellen suchte. Bereits im Juni 1876 begann des Kanzlers Hauptorgan, die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ eine lebhafte Agitation für eine conservative Gestaltung der Dinge in Preußen und im Reich, sowie für eine Sprengung der liberalen Majorität. Es war zunächst für den ungemein leidenschaftlichen und reizbaren Charakter Bismarcks keine so leichte Sache, mit den Conservativen wieder gut zu werden, zumal sich mit der Zeit die Differenzen zwischen dem Kanzler und einer Anzahl seiner früheren Getreuen immer schroffer gestaltet hatten. Nun sollte eine noch im Sommer 1876 vorgenommene Reorganisation der conservativen Partei die Kluft zwischen ihr und dem Fürsten überbrücken. Das nicht ungeschickt abgefaßte neue Programm trug bereits den Keim der Versöhnung zwischen beiden in sich. Allein als Bismarck das Mitgliederverzeichniß dieser

nen organisirten Partei zur Hand nahm, fand er darin mehr als Einen, der ihn als Kanzler von der Tribüne im Parlament und in der Presse bis vor kurzem aufs heftigste angegriffen hatte. Wie war nun mit einer Partei, die derartige feindselige Elemente aufgenommen hatte, ein dauernder Bund zu flechten? Wie sollte Bismarck mit seinem alten Duzfreunde, dem streng conservativen Kleist-Retzow auskommen können, mit dem er sich bei den Cultusdebatten aufs gründlichste überworfen hatte? Jedoch ein Besuch der Abgeordneten von Helldorf und von Seydewitz, als Vorstand der neu constituirten Fraktion der Conservativen, im Kanzlerpalais am 24. Februar 1877 [1]) vermochte dort vermittelnd und versöhnend zu wirken.

Nicht lange darnach war auch der alte Kleist-Retzow unter den Gästen des Reichskanzlers bei den sogenannten parlamentarischen Abenden wieder zu finden. Poschinger schreibt über diese Wiederannäherung: „Bald nach der Aufnahme Kleist-Retzow's in die conservative Partei vollzog sich dessen Wiedereintritt in das Haus des Fürsten Bismarck. Es wurde die Form einer Tischeinladung des Parlamentariers gewählt. Nach den Verhandlungen zu schließen, welche dieser Einladung unter Mitwirkung des Grafen Udo Stolberg vorausgegangen waren, blieb es zweifelhaft, ob Kleist-Retzow förmlich wie ein anderer Abgeordneter, oder als Verwandter begrüßt werden würde. Schließlich sprach die Stimme des Herzens doch kräftiger, als der Wunsch, den Abgeordneten für seine oppositionellen Abstimmungen zu bestrafen; genug, als derselbe in den Saal trat, begrüßte ihn die Fürstin Bismarck auf das herzlichste mit einer verwandtschaftlichen Anrede.“ [2]) Aus dieser Zeit stammen die ersten, aber freilich noch recht schwachen Anknüpfungspunkte in den Beziehungen

1) Poschinger, Bismarck und die Parlamentarier II, 237.
2) l. c. II, 239.

Bismarcks zur conservativen Partei, die sich beide erst nach einem Jahre wieder vollständig gefunden hatten.

Mit je größerer Energie nun Bismarck für seine neuen wirthschaftlichen Ideen eiferte, um so vielfältiger wurden auch bei der liberalen Majorität des Reichstages die Stimmen laut, die sich seinen Reformplänen widersetzten, und ebenso erhoben sich nachdrucksvoller die Einwände, mit welchen die von Herrn Camphausen inspirirten Organe fast tagtäglich auftraten. Diese Zeitungskritik erbitterte den Kanzler in hohem Grade. So sagte er einmal einem befreundeten Abgeordneten, „er fühle manchmal das Gelüste, sein Amt niederzulegen und sich um ein Abgeordnetenmandat zu bewerben, um dann den Ministern das Leben so sauer als möglich zu machen.“[1])

Da zeigte sich nun Ende März 1877 in der inneren deutschen Politik ein Vorgang, der zum Ausgangspunkt einer die neue Wirthschaftspolitik fördernden Bewegung wurde, die schließlich mit der unfreiwilligen Demission des Finanzministers Camphausen endete. Es war die Kanzlerkrisis. Am 29. März theilte Bismarck bei der Tafel seinen Gästen mit, daß er dem Kaiser seine Entlassung eingereicht habe und dabei beharren werde, „da seine Kräfte der ungeheuern Last nicht mehr gewachsen seien,“[2]) wie er dem Kaiser gegenüber, der ihm Tags darauf persönlich zum Geburtstage gratulirte, sein Demissionsgesuch noch mündlich begründete. Kaiser Wilhelm, der den Entlassungsgrund nicht gelten lassen wollte und von der Arbeitsfähigkeit des erst 62jährigen „eisernen“ Kanzlers wohl überzeugt war, gab dem Gesuche nicht statt, worauf dann Bismarck am folgenden Tage eine schriftliche Wiederholung seiner Bitte im Kabinet einreichte.

Auf diese Weise wußte der Fürst von seiner Machtfülle in negativer Weise Gebrauch zu machen, um nämlich durch

---

1) Tischgespräche, l. c. 71.
2) Die Parlamentarier, l. c. II, 242.

diese Drohung mit Niederlegung der Amtsgeschäfte die sonst anhänglichen, aber auf dem Gebiete der beabsichtigten Wirthschaftspolitik ihm widerstrebenden Elemente des Reichstags und Ministeriums sich gefügig zu machen. Damals brachte die „Post“ einen Artikel, worin gesagt war — sie wußte es nämlich sehr genau aus der Wilhelmstraße — „daß Fürst Bismarck sich unter Umständen entschließen könne, zu bleiben, wenn er solche Helfer zur Seite hätte, die auf seine Intentionen bezüglich der wirthschaftlichen Reformen völlig, willig und wirksam eingingen, oder aber, wenn eine Mehrheit des Reichstages sich bilden könnte, welche für dieselben Intentionen mit geschlossener Kraft ohne Schwanken eintreten, die Leiter der betreffenden Dienstzweige von ihren Scrupeln befreien und dieselben zu einem schnelleren Gang der Reformarbeit in die nach der Ueberzeugung des Fürsten richtige Bahn drängen würde.“ Und der Reichskanzler selbst sagte damals in einem größeren Freundeskreise anknüpfend an ein bereits früher[1]) einmal gebrauchtes Gleichniß aus dem Jägerleben: „Wenn ein Jäger, den die Jahre zu drücken anfangen, durch Herumstreifen auf Kartoffelfeldern matt und müde geworden ist und nach Hause zu gehen verlange, so verliert er die Lust an der Sache; er denkt an den Mittag und den Lehnstuhl und gibt die Völker auf, die er vielleicht noch aufstöbern könnte; man wird ihn nicht dadurch zurückhalten, daß man ihm etwa sage, in der Nähe wären Rebhühner zu schießen. Wird ihm aber gemeldet, es seien einige starke Keiler aufgespürt, in der nächsten Waldbucht lagerten Sauen, so erwacht wieder die alte Passion und er fühlt sich wieder jeder Anstrengung gewachsen. So werde auch er wieder für eine Sauhatz Muth und Kräfte haben. Er hoffe seit Jahren auf solche Keiler; aber diejenigen, deren Beruf es wäre, sie vorzutreiben, thäten das nicht, vielmehr verscheuchten sie dieselben.“[2])

1) l. c. I, 71.

2) l. c. I, 101 und bei Wagener, l. c. 203.

Damit hatte der Reichskanzler den wahren und eigentlichen Grund seines Demissionsgesuches angedeutet. Dieser lag darin, daß Bismarck hinsichtlich der beabsichtigten volkswirthschaftlichen Reformen auf dem Gebiete der Steuer- und Zollgesetzgebung, die er in dem Jagdbild mit dem zu erlegenden Hochwild verglich, bei seinen Ministercollegen, und in erster Linie bei Camphausen theils auf Indifferentismus, theils auf hartnäckigen Widerstand gestoßen war, und ebenso wenig bei der liberalen Majorität des Reichstages Unterstützung gefunden hatte.

In jenen bewegten Tagen der Kanzlerkrisis brachte die „Kölnische Zeitung" einen Artikel, durch den sich Fürst Bismarck in hohem Grade beleidigt fühlte. Es waren in spöttelnd ironischem Ton die Hindernisse der Wirthschaftsreform behandelt worden; unter anderem hieß es auch: „Sobald Fürst Bismarck im Stande sein wird, vollständige und motivirte Pläne vorzulegen, welche die Kritik bestehen, wird es ihm in dieser großen Frage der handelspolitischen Reform unseres Erachtens an einer großen und festen Majorität im Reichstage nicht länger fehlen." Der leicht verletzte Kanzler sah in diesem Winke eine ungehörige Zumuthung; er wies es von sich, seine Reformgedanken in faßlicher Form dem Ressortminister bekannt zu geben; er weigerte sich, selbst mit solchen Vorschlägen vorzugehen; er wollte nicht selbst seine Wünsche in Pläne umgestalten und als Gesetzentwürfe der Volksvertretung unterbreiten, er erwartete dies vielmehr von seinem Collegen Camphausen. Der Umstand nun, daß sein Versuch, diesen Finanzminister zu solcher Initiative zu veranlassen, erfolglos blieb, bewog ihn hauptsächlich, um seinen Abschied zu bitten.[1]) In einem Freundeskreise sagte er damals: „Es handelt sich für mich nur um die Ermittelung, ob meine jetzigen Collegen diejenigen Reformen, welche ich für unabweislich halte, aus freien Stücken und freier Ueber-

1) Post 19. April 1877.

zeugung so betreiben wollen, daß sie mich in der Richtung schieben und tragen werden, nicht aber ich sie. Wollen sie ersteres, so würde ich sehr gerne meinen Credit und meinen Namen in der Firma lassen, um diese Reformen durchführen zu helfen.“ [1])

Bismarck hatte sich über den oben erwähnten Artikel der „Kölnischen Zeitung“ um so mehr echauffirt, als er über die Person des Artikelschreibers genau unterrichtet zu sein glaubte. Der Kanzler wollte mit Bestimmtheit die Feder des freihändlerischen Ministercollegen Camphausen erkennen, „des Mannes von ebensoviel Selbstgefühl als Vielseitigkeit.“ Von jener Stunde an war die Kluft zwischen dem preußischen Finanzminister und dem Ministerpräsidenten unüberbrückbar geworden. Es erfolgten nun in der Bismarckpresse die härtesten Angriffe auf Camphausen, „der zu dem Schlosse in Koblenz Beziehungen entfaltete und gleichzeitig in einem hohen Berliner Kreise, wo man sehr liberal und sehr lichtfreundlich ist, als Grundpfeiler und Eckstein des Constitutionalismus und des kräftigen Protestantismus hoch angesehen sei, der nun sich stützend auf diesen weitgehenden Einfluß den großen Plänen des Kanzlers entgegentrete, und dabei vom Koblenzer Schlosse und vom kronprinzlichen Höfe gestützt werde“. [2])

Die Versuche Bismarcks, den Finanzminister zum Scheiden zu zwingen, gelangen ihm damals noch nicht, da Camphausen zäh an seinem Amte hing, und zumal die liberale Presse gegen derartige Denunciationen der Bismarck'schen Organe energisch protestirte. So scheute sich die in jenen Tagen angesehene liberale „Ostsee-Zeitung“ gar nicht, Bismarck zu sagen: „der Finanzminister habe sich dem Reichstage gegenüber regierungsfähiger gezeigt als der Kanzler“, und warf die weitere Frage auf: „wo denn die grandiosen Reform-

1) Poschinger I, 102.
2) Wagener l. c. 205. 210.

pläne des Kanzlers, wo die ebenso regierungsfähigen Männer seien, aus den Gedanken des Fürsten Bismarck Gesetzentwürfe zu machen?" Und die „Kölnische Zeitung" frug damals ironisch: „Hat denn unser müder Jäger die mächtigen Sauen, auf die zu jagen ihn noch verlangt, und ebenso die Lage und Gelegenheit der ‚Waldbucht', in der sie lagern, schon selber erschaut? Die Stimmen derer, welche als Treiber bisher sich anbieten, weisen bis jetzt mit gleichem Halloh leider in ganz entgegengesetzte Richtungen!"

Am 10. April 1877 erfolgte der Abschluß der Kanzlerkrisis mit Bewilligung eines unbeschränkten Urlaubs, während dessen eine definitive Entscheidung getroffen werden sollte, ob der Kanzler oder der Finanzminister gehen werde. Wie wenig ernst es Fürst Bismarck mit dem erbetenen Abschied genommen hatte, ging daraus hervor, daß er während des Urlaubs keineswegs den Zusammenhang mit der Leitung der Reichsgeschäfte aufgeben und auch nicht auf die Gegenzeichnung der kaiserlichen Anordnungen verzichten wollte; er war um keinen Preis geneigt, das Heft aus der Hand zu geben. Die zehn Monate Urlaub vom April 1877 bis Februar 1878, die der Kanzler auf seinen Gütern, hauptsächlich in Varzin zubrachte, stellten sich vielfach als ein Dienst im Schlafrock heraus.

Der Fürst benützte diese lange „Ferienzeit" auch dazu, sich mehr und mehr in nationalöconomische Fragen, denen er seither ziemlich fremd gegenüberstand, zu vertiefen, um sich auf ein selbständiges wirthschaftliches Programm nach seinen einzelnen Theilen vorzubereiten, was er noch kurz zuvor ablehnte und als Sache des Ressortministers betrachtet haben wollte. Dieses Studium hatte er nöthig, nachdem ihm Delbrück nicht mehr zur Seite war, an den er sich bei Beurtheilung wirthschaftlicher Fragen eng anlehnte. Bismarck äußerte einmal im Freundeskreise hierüber folgendes: „Wenn ich für eine Aufgabe, wie die Consolidirung des deutschen Reiches in seinen ersten Anfängen um die Mitwirkung eines

Staatsmannes von der Bedeutung in seinem Gebiete, wie Herr Delbrück es ist, mich bewarb, so liegt doch ganz klar, daß ich damit nicht die Prätension verbinden konnte, daß der Herr Präsident Delbrück die wirthschaftlichen Geschäfte, in denen er die erste Autorität in ganz Deutschland war, nach meiner Leitung und meiner Anweisung führen sollte, sondern es war natürlich cum grano salis gegeben, daß ich vertrauensvoll mich seiner Führung überließ. Die mächtige Hilfe, welche die Mitwirkung einer Kraft, wie die des Herrn Delbrück, der ersten Einrichtung des Reiches gewährt hat, war durch nichts anderes zu ersetzen. Wir hatten keinen Mann von seiner Bedeutung. Ich habe meinerseits mich damals in eine Beurtheilung wirthschaftlicher Fragen nicht eingelassen, sondern bin der Autorität gefolgt."[1] Allein Bismarck hatte für diese Autorität Delbrück doch gar wenig Pietät übrig; in dem Augenblick, „wo das Reich der Dienste desselben entrathen konnte", mußte er ebenfalls unbarmherzig über den Stock springen.

Diese seine Unselbständigkeit in Beurtheilung wirthschaftlicher Fragen gestand der Reichskanzler auch noch später einmal auf einem parlamentarischen Diner (28. Februar 1879). Man kam auf die Zollpolitik zu sprechen, wobei der Fürst sich äußerte: „Es sei richtig, daß er sich früher um wirthschaftliche Fragen nicht gekümmert habe; er habe nichts zu antworten gewußt, wenn ihn jemand um den Stand des schwedischen Eisens gefragt hätte. Es erinnere ihn das an einen Vorfall. Zu Rothschild sei ein Geschäftsfreund gekommen mit der Frage: „Wie ist Ihre Ansicht über schwedisches Eisen?" Rothschild habe sich darauf sehr verwundert an einen seiner Commis gewandt mit der Frage: „Meyer, wie denke ich über schwedisches Eisen?" Von dem Augenblicke ab, wo Delbrück ihn verlassen (!), sei er auf sich allein angewiesen gewesen. Er habe seitdem jede freie Stunde zum

1) Wagener l. c. 171.

Studium der Volkswirthschaft benutzt, und habe sich heut keine bestimmte, feste Ansicht und Meinung gebildet."[1])

Von den bis jetzt veröffentlichten Briefen Bismarcks aus jener Urlaubszeit sind jene besonders von Bedeutung, die er von Varzin aus in jenen Tagen an den Staatsminister von Bülow richtete, in welchen der Groll und der Unmuth über den wenig gefügigen Camphausen unverkennbar zum Ausdruck kam. In einem Schreiben vom 21. Dezember ließ der Reichskanzler dem Finanzminister durch die Adresse Bülow in ziemlich unverblümter Form sagen, sich zu entschließen: entweder rechtzeitig ein diskutirbares Finanzreformprogramm herzustellen und es verantwortlich im Reichstage zu vertreten oder aber auf die „schöne und unabhängige Stellung eines preußischen Ressortministers" zu verzichten; „denn," so schrieb er, „der Beruf, Finanzprogramme selbst zu entwerfen .... oder zurückzutreten .... liegt mir nicht ob."[2]) Den Nachsatz auszusprechen, unterließ der Kanzler, Camphausen konnte sich ihn unschwer hinzudenken.

In jene Urlaubszeit fallen auch die in der politischen Geschichte unter dem Namen „Varziner Verhandlungen" bekannt gewordenen Unterredungen Bismarcks mit dem national-liberalen Führer Herrn von Bennigsen. Auf Einladung des Reichskanzlers begab sich Bennigsen am 26. Dezember 1877 nach Varzin. Es handelte sich damals um Besprechungen wichtiger innerpolitischer Fragen. Gleichzeitig traf auch der Flügeladjutant des Kaisers, Graf Lehndorf, in Varzin ein.

Im Sommer 1877 stand die liberale Aera noch in höchster Blüthe; Ende jenes Jahres kriselte es dort bereits bedenklich. Wegen der Kundgebungen einer neuen Wirthschafts-politik gab es im liberalen Lager an allen Ecken und Enden versteckte Opposition gegen Bismarck. Was ferner das intime Verhältniß der nationalliberalen Partei zum Reichskanzler

---

1) Poschinger I, 134.
2) Wagener, l. c. S. 220.

mehr und mehr verstimmte und die Fraktion von ihm allmählich entfernte, war ihre Ausschließung von den Sitzen in der Regierung, eine Ausschließung, die mit der kundgegebenen Hinneigung Bismarcks zu den conservativen schutzzöllnerischen Reformen nun eine ständige zu werden drohte. Schon seit Jahren gab die nationalliberale Partei ihre Forderung in der Presse kund, daß ihr ein verantwortlicher Antheil an der Regierung zufallen müsse. Nach ihren Herzenswünschen sollten die Männer, die sie an die Staatsleitung abgeben würde, in der Führerschaft der Partei verbleiben, um so im Parlament und in der Regierung allein das maßgebende Wort führen zu können. Sehr eingehend sprechen hierüber die Tagebuch-Aufzeichnungen und Briefe, welche der bekannte nationalliberale Reichstagsabgeordnete Julius von Hölder während jener Legislaturperiode schrieb, und die Poschinger im zweiten Bande (S. 255—281) des öfters hier citirten Werkes mittheilt.

Bei seinen Besprechungen mit Bennigsen in Varzin machte Bismarck zunächst den Versuch, die nationale Partei für sein neues wirthschaftliches Programm zu gewinnen, um sich so den Canossagang zum Centrum ersparen zu können. Zu diesem Zwecke wollte der Reichskanzler eine neue liberal-conservative Partei ins Leben gerufen haben, die ihm sein wirthschaftliches Programm unbedingt unterstützen solle, um so die Hilfe des Centrums nicht anrufen zu müssen. Zur Befestigung und Festhaltung dieser neuen großen Regierungspartei sollte Bennigsen in das Ministerium eintreten. Allein die Unterhandlungen verliefen resultatlos. Im Ministerium war damals nur e i n e Stelle vakant, die des Innern, und Bennigsen stellte im Namen seiner Fraktionsmitglieder die Bedingung, daß neben ihm noch zwei andere angesehene Nationalliberale — nach Hölder wären diese Forckenbeck und Stauffenberg gewesen — in die Regierung eintreten müßten. Der Kanzler konnte auf dies Verlangen nicht eingehen, suchte aber schon vorher die Nationalliberalen

dadurch bei gutem Muth zu erhalten, daß er Bennigsen zu der vertraulichen Mittheilung an seine Fraktionsgenossen ermächtigte: „daß in Bälde das Reichs-Finanzamt mit dem preußischen Finanzministerium vereinigt werden, und der preußische Finanzminister der geborene Reichskanzler-Amts-Präsident sein sollte.“ [1]) Dies war sowohl für Finanzminister Camphausen, als auch für die Partei des Herrn von Bennigsen deutlich genug geredet; denn letztere lebte in ihren Hoffnungen auf Ministersessel wieder auf und war seitdem in zuvorkommendster Weise bereit, dem Fürsten Bismarck beim Freimachen des Finanzministerpostens behilflich zu sein.

Später äußerte sich einmal der Kanzler mit Bezug auf diese politischen Besprechungen mit Bennigsen folgendermaßen: „Zur Zeit der Varziner Verhandlungen habe er sehr gerne mit den Nationalliberalen eine engere Verbindung schaffen wollen, er habe aber nur ein Ministerium offen gehabt und das habe er Bennigsen angeboten. Forkenbeck's Ernennung zum Minister, den die Liberalen immer vorgeschoben hätten, sei ihm absolut unmöglich gewesen, der Kaiser sei nicht geneigt gewesen, mehr als einen Minister zu wechseln.“ [2]) Und ergänzend möchte ich hier noch beifügen, wie Bismarck vor etwa fünf Jahren, als damals der Sachverhalt der Varziner Verhandlungen in der Presse wiederum besprochen wurde, in den „Hamburger Nachrichten“ [3]) sich darüber hören ließ. „Herr von Bennigsen,“ so heißt es dort, „stellte die Bedingung, daß die Herren Forkenbeck und Stauffenberg mit in das Kabinet eintreten sollten. Diese Bedingung zu erfüllen, war nicht möglich, da der König sich nicht dazu entschließen konnte, zwei Minister zu entlassen, um sie durch so avancierte Politiker zu ersetzen. Der König war ent-

---

1) Poschinger II, 254.
2) l. c. 255.
3) vom 24. Mai 1891.

schieden gegen die Idee, der nationalliberalen Fraktion in dieser Weise das Ministerium einzuräumen, und verbot weitere Verhandlungen".

Wie aus einer anderen Aeußerung Bismarcks, die er bereits zehn Jahre früher gethan, hervorgeht, muß ihm an einer Begleitschaft der Nationalliberalen auf dem neuen schutzzöllnerischen Wege ungemein viel gelegen gewesen sein, um ja nicht bei Windthorst bitten zu müssen; auch muß es den Kanzler nicht geringe Ueberredungskunst gekostet haben, dem Kaiser die Minister-Candidatur Bennigsens als durch die gegebenen Verhältnisse geboten zu empfehlen; denn im Jahre 1881 sagte Bismarck zu Moritz Busch: „Als das Ministerium Bennigsen nicht zu stande kam, weil der Unmögliches verlangte und andererseits der Kaiser ihn nicht wollte und weiteres Verhandeln mit ihm ausdrücklich verbot, ließen mich die Nationalliberalen im Stich, sagten sich von mir los und redeten mir allerhand Unwahrheiten nach." [1])

Trotz des augenblicklich für die Nationalliberalen ungünstigen Ausganges der Varziner Verhandlungen lebte, wie aus den Tagebuch-Aufzeichnungen Hölders in Betreff der von Bennigsen in den Fraktionssitzungen vertraulich gemachten Mittheilungen über seine Unterredungen mit Bismarck hervorgeht, dennoch diese Partei in der besten Hoffnung, daß die Macht der Verhältnisse einen Umschwung in den Anschauungen des Kaisers hervorrufen müsse, und daß Bennigsen, Forkenbeck nebst Stauffenberg zur Sicherung einer mit der Mehrheit des Reichstags übereinstimmenden Regierungspolitik für längere Zeit vom Ministerium nicht ausgeschlossen werden dürften; denn aus allen Mittheilungen, die Bennigsen, Bamberger, Lasker und Stauffenberg über die sogenannten Varziner Verhandlungen in den Fraktionssitzungen unter Auflegung strengster Diskretion machten, ging

1) Poschinger l. c. II, 282.

Die bloße Reproduktion dieser drei Stellen wird genügen, um zu zeigen, wie flüchtig unser Autor das „Buch der Wahr- und Weissagungen" gelesen oder wie unrichtig er dessen Inhalt beurtheilt hat — wenigstens bezüglich des Kapitels „Holzhauser".

Uebrigens haben die „Histor.-polit. Blätter" von 1848 Bd. 22 S. 178 erklärt, daß sie in den Gesichten Holzhausers eine überraschende, überaus sinnvolle Construktion der Geschichte finden, namentlich aber eine Auffassung des Mittelalters, die hoch über des Verfassers Zeit stehe. Joseph v. Görres war bekanntlich ein besonderer Verehrer von Holzhauser, ebenso der selige Bischof von Ketteler, in dessen Diöcese der Ehrwürdige gestorben war. Bischof Dr. Haneberg, Mitglied der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, ohne Zweifel der bedeutendste Exeget unseres Jahrhunderts, behauptete geradezu, daß die Erklärung der geheimen Offenbarung durch Holzhauser die beste sei, welche jemals von der Apokalypse gegeben worden (Geschichte der bibl. Offenbarung. VIII. Abschn., Kap. 4, Nr. II.)

Die Pointe des neulichen Artikels in den „Histor.-polit. Blättern" ging indeß dahin, daß der Verfasser glaubte, das „interessante Ergebniß" gefunden zu haben, daß Holzhauser „in der Gedankenwelt des Joachimismus lebte".

Diesen Satz hatte schon der Hauptbiograph Holzhausers, Ludwig Clarus (Regierungsrath Dr. Volk) vor nahezu 50 Jahren in viel klarerer, weil schärfer begrenzter Form ausgesprochen. Clarus (Bartholomäus Holzhauser, Regensburg 1849 Bd. 1, S. 330 ff.) erinnert auch daran, daß vor dem Abte Joachim schon der Ehrwürdige Beda im achten Jahrhundert die Apokalypse „in sieben Epochen" getheilt habe und nennt noch andere Exegeten vor Joachim, welche ähnliche Auslegungen gaben.

Von der Special-Prophezeiung über einen starken Monarchen und gleichzeitigen heiligen Papst sagt später Clarus l. c. 350: „Ein Bischof Methodius aus dem 4. Jahrhundert, von welchem „Revelationes" hinterlassen worden, und der bekannte, schon erwähnte, von der lateranischen Synode 1215

verworfene Abt Joachim von Fiore haben diese Prophezeiung der ihr später von Holzhauser gegebenen Gestalt näher gebracht."

Clarus schrieb sein Buch über Holzhauser noch als Protestant; das katholische Glaubensbekenntniß legte er erst 1855 ab; aber man muß staunen über die correkt katholischen dogmatisch-historischen Urtheile, die er schon in jenem Buche an den Tag legte, die dabei getragen waren von einer Klarheit und Folgerichtigkeit, welche man sonst nur bei einem geübten katholischen Meister findet.[1])

Hören wir zur Probe eine allgemeine Ansicht des Verfassers über Holzhauser und seine Visionen.

Er sagt hierüber am Schlusse des ersten Bandes: „Wenn ich die Hauptmomente aus Holzhausers Leben zusammenfasse, welche eine höhere Befähigung und ein mächtigeres Walten göttlicher Kräfte in ihm darthun, so will ich den Leser damit

---

1) Von Interesse dürfte die Ansicht eines anderen gelehrten Protestanten über Holzhauser sein. Ludwig von Gerlach, das gefeierte Haupt der Berliner „Kreuzzeitung" in ihren besseren Tagen, das spätere Mitglied des Centrums, erzählte uns im Jahre 1872, daß seine Sympathien für das Centrum namentlich durch Erscheinungen wie Holzhauser, Maria von Mörl und Katharina Emmerich herbeigeführt seien. Er sprach mit Begeisterung von seinen Reisen zu den beiden letztgenannten, wobei er auf der Fahrt nach Dülmen sich der Gesellschaft von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg erfreut habe. — v. Gerlach starb bekanntlich eines plötzlichen Todes, ohne daß er die Consequenzen seines inneren Denkens äußerlich gezogen hatte; daß aber L. Clarus hauptsächlich durch Holzhausers Schriften zur Conversion bewogen wurde, liest man aus jeder Zeile seines oben erwähnten Buches heraus. Auch Friedrich von Schlegel schenkte Holzhauser besondere Beachtung. (Vgl. unten das Citat aus Clarus.) Dasselbe galt von Hermann v. Mallinckrodt, Friedrich v. Savigny, Ministerialdirektor Dr. Krätzig, und wollten wir uns auf's Suchen verlegen, so könnten wir noch ein ganzes Dutzend glanzvoller Namen auffinden, Namen, deren Träger stets nur für eine siegreiche Sache gestritten haben.

Die bloße Reproduktion dieser drei Stellen wird genügen, um zu zeigen, wie flüchtig unser Autor das „Buch der Wahr- und Weissagungen“ gelesen oder wie unrichtig er dessen Inhalt beurtheilt hat — wenigstens bezüglich des Kapitels „Holzhauser“.

Uebrigens haben die „Histor.-polit. Blätter“ von 1848 Bd. 22 S. 178 erklärt, daß sie in den Gesichten Holzhausers eine überraschende, überaus sinnvolle Construktion der Geschichte finden, namentlich aber eine Auffassung des Mittelalters, die hoch über des Verfassers Zeit stehe. Joseph v. Görres war bekanntlich ein besonderer Verehrer von Holzhauser, ebenso der selige Bischof von Ketteler, in dessen Diöcese der Ehrwürdige gestorben war. Bischof Dr. Haneberg, Mitglied der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften, ohne Zweifel der bedeutendste Exeget unseres Jahrhunderts, behauptete geradezu, daß die Erklärung der geheimen Offenbarung durch Holzhauser die beste sei, welche jemals von der Apokalypse gegeben worden (Geschichte der bibl. Offenbarung. VIII. Abschn., Kap. 4, Nr. II.)

Die Pointe des neulichen Artikels in den „Histor.-polit. Blättern“ ging indeß dahin, daß der Verfasser glaubte, das „interessante Ergebniß“ gefunden zu haben, daß Holzhauser „in der Gedankenwelt des Joachimismus lebte“.

Diesen Satz hatte schon der Hauptbiograph Holzhausers, Ludwig Clarus (Regierungsrath Dr. Volk) vor nahezu 50 Jahren in viel klarerer, weil schärfer begrenzter Form ausgesprochen. Clarus (Bartholomäus Holzhauser, Regensburg 1849 Bd. 1, S. 330 ff.) erinnert auch daran, daß vor dem Abte Joachim schon der Ehrwürdige Beda im achten Jahrhundert die Apokalypse „in sieben Epochen“ getheilt habe und nennt noch andere Exegeten vor Joachim, welche ähnliche Auslegungen gaben.

Von der Special-Prophezeiung über einen starken Monarchen und gleichzeitigen heiligen Papst sagt später Clarus l. c. 350: „Ein Bischof Methodius aus dem 4. Jahrhundert, von welchem „Revelationes“ hinterlassen worden, und der bekannte, schon erwähnte, von der lateranischen Synode 1215

verworfene Abt Joachim von Fiore haben diese Prophezeiung der ihr später von Holzhauser gegebenen Gestalt näher gebracht."

Clarus schrieb sein Buch über Holzhauser noch als Protestant; das katholische Glaubensbekenntniß legte er erst 1855 ab; aber man muß staunen über die correkt katholischen dogmatisch-historischen Urtheile, die er schon in jenem Buche an den Tag legte, die dabei getragen waren von einer Klarheit und Folgerichtigkeit, welche man sonst nur bei einem geübten katholischen Meister findet.[1])

Hören wir zur Probe eine allgemeine Ansicht des Verfassers über Holzhauser und seine Visionen.

Er sagt hierüber am Schlusse des ersten Bandes: „Wenn ich die Hauptmomente aus Holzhausers Leben zusammenfasse, welche eine höhere Befähigung und ein mächtigeres Walten göttlicher Kräfte in ihm darthun, so will ich den Leser damit

---

1) Von Interesse dürfte die Ansicht eines anderen gelehrten Protestanten über Holzhauser sein. Ludwig von Gerlach, das gefeierte Haupt der Berliner „Kreuzzeitung" in ihren besseren Tagen, das spätere Mitglied des Centrums, erzählte uns im Jahre 1872, daß seine Sympathien für das Centrum namentlich durch Erscheinungen wie Holzhauser, Maria von Mörl und Katharina Emmerich herbeigeführt seien. Er sprach mit Begeisterung von seinen Reisen zu den beiden letztgenannten, wobei er auf der Fahrt nach Dülmen sich der Gesellschaft von Friedrich Leopold Graf zu Stolberg erfreut habe. — v. Gerlach starb bekanntlich eines plötzlichen Todes, ohne daß er die Consequenzen seines inneren Denkens äußerlich gezogen hatte; daß aber L. Clarus hauptsächlich durch Holzhausers Schriften zur Conversion bewogen wurde, liest man aus jeder Zeile seines oben erwähnten Buches heraus. Auch Friedrich von Schlegel schenkte Holzhauser besondere Beachtung. (Vgl. unten das Citat aus Clarus.) Dasselbe galt von Hermann v. Mallinckrodt, Friedrich v. Savigny, Ministerialdirektor Dr. Krätzig, und wollten wir uns auf's Suchen verlegen, so könnten wir noch ein ganzes Dutzend glanzvoller Namen auffinden, Namen, deren Träger stets nur für eine siegreiche Sache gestritten haben.

nur zu der Ueberzeugung hinführen, daß von einem sogearteten Geiste auch wohl tiefere Blicke in den Rathschluß Gottes mit der Menschheit und mit der Erde und der Ausbreitung des göttlichen Reiches in und auf derselben erwartet werden durften, und das Ausbleiben von Gesichten, welche ihm hierin das Verständniß noch näher öffneten, eher befremden müßte, als der Eintritt derselben uns Wunder nehmen kann. Ebenso dürfen wir vertrauen, daß ein Mann, der von Kindheit auf über den Rathschluß Gottes nachgesonnen, der sich mit allen Kräften seiner Seele in sein heiliges Wort vertieft, welcher im steten Gebete um Erleuchtung beständig die heilige Schrift studirte, den Sinn derselben heller erkannt, tiefer ergriffen, eindringlicher verstanden, und ihre Geheimnisse und Räthsel sich weiter aufgeschlossen haben müsse als andere Sterbliche, namentlich aber diejenigen, welche, als trockene Empiriker, nur um die Vermehrung theologischer, und wer weiß noch welcher anderer Kenntnisse besorgt, in der Schrift weniger forschen als pfuschen, welche mit nüchternem, verneinendem Verstande vor allen Wundern und Tiefen derselben vorübergehen, und indem ihnen in ihrer Beschränkung wohl ist, für die Aermlichkeiten ihrer Bibelforschung schwärmen, welche nach philologischen Schätzen in den Schachten der Schrift graben und ihre Lebensaufgabe gelöst zu haben vermeinen, wenn sie einen archäologischen Maulwurf erhaschen, der das unbewußte, blödsinnige Vorbild ihrer Bibel-Minirkunst ist. Die Vermessenheit dieser wie Pilze, namentlich in der protestantischen Theologie emporgeschossenen Kleinkrämer, welche ihren empirischen Detailverschleiß für das Wesen der Forschung ausgaben, wie sie denn ihre grammatischen, philologischen und archäologischen Erzwungenschaften des todten Fleißes dafür wirklich hielten, ist unglaublich. Dem Geiste gleichend, den sie begreifen, machen sie die Schrift zum Spiegel des ihrigen, und finden dann nur das wieder, was sie mit ihrer eigenen Bornirtheit umfassen. Nie fällt es solchen armseligen Bibelklaubern ein, die Forderung umgekehrt dahin zu stellen, daß zum Verstehen der Schrift ein gleicher Geist gehört, als der sie eingab und in dem sie niedergeschrieben ward. Das ist aber freilich der heilige Geist, den man mit Wortkrämereien nicht bannen

und heranzwingen kann, und welcher nicht den Werbungen durch Studien, sondern dem Verlangen nach Heiligung sich ergibt. Von diesem Verlangen war Holzhausers Schriftforschung wie sein ganzes Leben durchdrungen. Aber selbst bei der gewissenhaftesten Pflege heiliger Gemütsverfassung erfuhr Holzhauser, daß ihm die Erleuchtung von Oben, welche zum Schriftverständnisse durchaus unerläßlich ist, nicht immer zufließe, und er der Menschlichkeit und Schwachheit, wie andere heilige Männer, seinen Tribut in schwachen, Gott verlassenen Stunden darzubringen sich nicht entbrechen könne. Holzhauser ließ sogleich ab von seiner Forschung in der Schrift und deren Auslegung, wenn er sich von dem Geiste nicht mehr erfüllt spürte, der ihm das innere Auge erschloß zum Lesen dessen, was in ihr verborgen liegt. Vermöge seiner Sehergaben und der apokalyptischen Richtung seines Sehvermögens mußte er sich besonders aufgefordert fühlen, an der Offenbarung des heiligen Johannes seine Gabe der Auslegung in Ausübung zu bringen. Hier ist nun die Schwierigkeit der Sinnerforschung der Natur der Sache nach ungleich schwieriger, als bei jedem andern Buche der Schrift, und Holzhauser war deshalb um so gewissenhafter in der Behandlung dieser Arbeit, welche er durchaus bei Seite legte, wenn er den Geist nicht in und über sich fühlte, der ihm allein in das heilige Dunkel dieser Offenbarung den Lichtpfad zeigen konnte. Er hielt sich, wie nachher auch Fr. Schlegel, überzeugt, daß die Geheimnisse dieses verschlossenen Buches nur durch denselben Geist entsiegelt werden könnten, der dasselbe geschrieben."

Nachdem L. Clarus hierauf erzählt, wie Holzhauser eine Abschrift seiner Gesichte dem Kaiser, eine andere dem Kurfürsten von Bayern übergeben, fährt er fort: „Es konnte nicht fehlen, daß Holzhausers Gesichte auf diese Weise bekannter wurden. Abgesehen von der Dunkelheit ihres Inhalts fanden sie als eine der Gewöhnlichkeit so sehr widersprechende Sache in jener glaubensleeren und durch einen dreißigjährigen Krieg sehr verwilderten Zeit vielfach eine verwerfende Beurtheilung, und es fehlte nicht an beachtenswerthen Stimmen, welche Holzhausers Visionen für eine eitle Phantasie erklärten. In einer Zeit, welche durch die schrecklichsten Ereignisse handgreiflichster Gegen-

wart von dem die Ruhe und Abgezogenheit erfordernden Studium der Mystik, welches allein den wahren Aufschluß über die höhere Dignität der Holzhauser'schen Gesichte gewähren konnte, so fern war, als die Mitte des 17. Jahrhunderts, war kein Glauben und kein Interesse für Gesichte zu erwarten, deren Verständniß ein Kopfzerbrechen voraussetzte, zu dem man sich wenig aufgelegt fühlte. Es ging den Gesichten Holzhausers nicht besser als der Weissagung des Lehniners, welche bald nach ihrem Bekanntwerden im Jahre 1746 durch einen preußischen Patrioten eine Widerlegung fand, und fast 100 Jahre später, nachdem sie die Probe des Isaias glänzend bestanden, noch zwei berühmte Berliner (Wilken, Val. Schmidt) reizte, an ihr zu Rittern des Unglaubens zu werden. Allen dreien blieb aber verborgen, daß sie eigentlich nichts widerlegt, sondern nur dadurch Verwirrung in die Sache gebracht, daß sie sich in der Weissagung nicht zurechtfinden gewollt. Natürlich gelang es ihnen nicht, das Vaticinium als Betrug zu erweisen, und dieses florirt jetzt ansehnlicher als je, und feiert namentlich in neuester Zeit große Triumphe. Denn auch den aufgeklärtesten Verstandesmenschen überschleicht ein unheimliches Grauen bei dieser Prophezeiung, die fort und fort in Erfüllung gegangen ist, obgleich schon vor länger als einem Jahrhundert die erste gelehrte Widerlegung derselben gedruckt wurde.[1]) So waren denn auch, als Holzhausers Gesichte bekannt wurden, nur wenige, welche dieselben gut hießen. Diese Wenigen wogen dann aber durch ihre Tüchtigkeit die große Anzahl der leichten Widerbeller auf. Unter jenen befanden sich namentlich die beiden damals sehr geschätzten Lehrer an der Universität zu Ingolstadt, Pater Simon Felix und Pater Braier, beide Professoren und langjährige genaue Bekannte Holzhausers. Beide urtheilten, daß die Gesichte keine Erfindung Holzhausers seien, und hielten dieselben für wirklich prophetisch. Zu den halb Zweifelnden gehörte der Pater Lyprand. Dieser meldet, er habe die drei Weissagungen vom Lech, von Ingolstadt und England sogleich

1) Man beachte, daß so ein protestantischer preußischer Regierungsrath schreibt!

erfahren und geprüft; weil er aber gewußt, wie leicht in dergleichen Dingen ein Irrthum unterlaufe, und wie mancher Betrug stattfinde und stattgefunden habe, so habe er die beiden ersten nicht sehr geachtet. Nachdem ihm aber Holzhauser die Weissagung über England näher mitgetheilt, und wie dieses Land ins tiefste Elend (durch Unwetter) gerathen und so weit kommen werde, daß man sich an dem Könige vergreifen (d. h. den König enthaupten), alsdann aber der Friede eintreten würde, nachdem er ihm eröffnet, wie England wieder zum katholischen Glauben zurückkehren werde, und seine Bewohner für dessen Ausbreitung alsdann mehr thun würden, als bei der ersten Bekehrung des Landes zum Christenthume, da entsetzte sich Lyprand, weil ihm eine ähnlich lautende Weissagung von England bekannt war, die er in der Handschrift eines Paters Kollnag (der dieselbe 1608 hatte aus Gehorsam abschreiben müssen) 1619 gelesen hatte, welche sich von der Holzhauser'schen aber dadurch unterschied, daß sie der Ermordung des Königs und des Unwetters nicht gedachte, deren Holzhauser erwähnt. Nun kam Lyprand, welcher von der Echtheit der Kollnag'schen Weissagung überzeugt war, zu dem Glauben, daß auch die Uebel, welche Holzhauser vom Lech und Ingolstadt verkündigt, in Erfüllung gehen möchten. Noch ehe die Katastrophe des Königs Karl I. von England erfolgte, traf Holzhauser, welcher von Salzburg her zum Besuche in Ingolstadt anwesend war, selbst mit Pater Lyprand zusammen. Es ging damals das Gerücht, genannter König Karl werde den katholischen Glauben annehmen. Hieraus nahm Lyprand Veranlassung, Holzhauser den Vorwurf zu machen, daß diese Sage mit seiner Prophezeiung nicht übereinstimme. Mit größter Zuversicht erwiderte Holzhauser: König Karl von England ist nicht katholisch, und wird es auch nie werden. Der Erfolg bestätigte diese Versicherung. Bei dieser Gelegenheit gab Holzhauser dem Pater Lyprand zu erkennen, der Schwedenkönig werde im Reiche niemals festen Fuß fassen, und der Rhein zu seiner Zeit wieder an seinen alten Herrn kommen. Hiernach bekam Lyprand vor den Weissagungen Holzhausers Achtung, und hielt sich überzeugt, daß auch die noch nicht in Erfüllung gegangenen und unverständlichen auf keinerlei Täuschung beruheten, wie er denn auch

den frommen Holzhauser einer solchen Erdichtung gar nicht für fähig hielt." (Loc. cit. 143 ff.)

Trotzdem das Angekündigte in überraschender Weise in England wie in Deutschland eingetreten war, hat Ludwig Clarus bei der Besprechung der weiteren Visionen Holzhausers, speciell der apokalyptischen seine stete Reserve niemals aufgegeben und er äußert sich hierüber resumirend noch einmal am Schlusse des ersten Bandes: „Ich bin mir bewußt, in den mit großer Zaghaftigkeit gewagten Deutungen der Holzhauser'schen eigenen Gesichte und seiner Auslegung der Apokalypse mit höchster Behutsamkeit verfahren zu sein, um nicht geweissagte Dinge als bereits eingetroffen darzustellen, die ihrer Erfüllung noch harren. Mir ist aus Erfahrung bekannt, wie sehr dadurch das ganze Prophetenthum in übles Gerede und um seine wirkliche Würde gekommen ist, daß die späteren Ausleger historische Prophezeiungen im voreiligen Eifer falsch verstanden und vor ihrem wirklichen Eintreffen zu frühzeitig als erfüllt angenommen haben. Deshalb habe ich mich gehütet, der Sache der Prophetie, an welcher ich gerade zum Ritter werden möchte, durch einen ähnlichen vordringlichen Eifer übeln Dienst zu leisten."

So Clarus. Bezüglich einzelner von Holzhauser angegebenen Jahreszahlen meint er geradezu, das derselbe sich einem subjektiven Irrthum hingegeben haben dürfte (I. 226).

Von den neueren Eschatologen hat sich am eingehendsten mit Holzhauser Professor Bautz in seiner 1886 erschienenen Schrift: „Weltgericht und Weltende" befaßt. Er steht ganz auf dem Standpunkt von Clarus. Bei seiner großen Belesenheit in der altchristlichen Literatur dürfte es ihm nicht schwerfallen, noch eine weitere Anzahl „Joachimiten" vor Joachim aufzufinden.

Im neuen Kirchenlexikon hat Professor Hundhausen einen sehr eingehenden und wie man es an ihm gewöhnt ist, sehr gediegenen Artikel über Holzhauser geschrieben. Herr F. K. citirt daraus allein den Satz: „Obgleich Holzhausers Interpretationssystem der Apokalypse nicht wohl haltbar und seine Einzeldeutungen vielfach verfehlt sind, so ist doch sein

Commentar ein geistvolles, lehrreiches Buch." — In diesem Satze findet Herr F. K. eine besondere „besonnene Mäßigung" und stellt Hundhausen „vornehmlich" zu dem „Buch der Wahr-Weissagungen" in Gegensatz. Daß dieser Gegensatz nicht existirt, haben wir oben gezeigt; aber auch mit Clarus, Bautz Haneberg 2c ist Hundhausen im Wesentlichen eines Sinnes.

Die Aufgabe der historischen Kritik wird es immer bleiben, bei historischen Dokumenten, gleichviel welchem Gebiete sie angehören, die Spreu vom Weizen zu unterscheiden. Aber die großen Verdienste, welche Holzhauser als ein zweiter Philipp Neri um Wissenschaft und Tugend des Weltklerus sich erworben hat, können es ertragen, auch wenn ihm ein offenbarer Fehler in der Exegese nachgewiesen würde, was bis jetzt noch kein Gelehrter und Ungelehrter vermocht hat.

In vielen Priesterseminarien wird noch heute die gehaltvolle zweibändige Biographie verlesen, welche Ludwig Clarus über Holzhauser vor mehr als vierzig Jahren verfaßt hat.

Alle diese gründlichen Kenner Holzhausers, Clarus wie Görres, Haneberg wie von Ketteler, ferner Alzog wie Aschbach und viele Andere in Vergangenheit und Gegenwart haben Holzhauser wohl unter die Mystiker, aber keineswegs in Verwandtschaft mit Magiern und Astrologen gebracht. Das Letztere hat nun zwar Herr F. K. nicht direkt gethan, seine weiteren Ausführungen konnten aber leicht eine solche Auffassung hervorrufen.[1])

---

1) Auch die Schrift von Buchfelner über Holzhauser (Regensburg, 2. Aufl. 1870) tadelt Herr F. K. ohne Angabe von Gründen. Nun ist aber die ganze Buchfelner'sche Schrift kaum etwas anderes, als die Wiedergabe der Holzhauser'schen Apokalypsen-Erklärung mit einer $4\frac{1}{2}$ Seiten langen objektiven Biographie Holzhausers und einer 4 Seiten langen „Vorerinnerung", deren Quintessenz in dem sehr richtigen Satze gipfelt: „Zwar dürfen wir der Holzhauser'schen Erklärung der Offenbarung keinen dogmatischen Glauben beimessen, jedoch erlaubte Rom, ihr einen historischen Werth beizulegen." — Dieser letzte Satz ist nicht ohne besonderen Werth. Während nämlich der Abt

Die echte Prophezie ist nach der Verheißung Christi eins der Zeichen, welche der wahren Kirche folgen sollen; aber auch falsche Propheten sollen kommen und die Unterscheidung der Geister ist wieder ein besonderes donum spiritus sancti. Prophetische Heilige hat die Kirche stets verehrt, Spiritisten hat sie nie geduldet. Unter den der Geschichte angehörigen „Propheten" das Echte vom Falschen zu unterscheiden, war und ist eins der schwierigsten Probleme der historischen Kritik

Mit Recht hat Herr Professor Grauert in seiner auf der letzten katholischen Generalversammlung gehaltenen classischen Rede über „Katholicismus und Wissenschaft" an das Wort Brunetières erinnert: „Das Unbegreifliche umgibt uns, umklammert uns und aus den Gesetzen der Physik oder den Ergebnissen der Physiologie können wir kein Mittel entnehmen, irgend etwas davon zu erkennen." — Was hier von den exakten Wissenschaften gesagt ist, gilt noch mehr von der Geschichtswissenschaft, deren Objekte dem Forscher noch entfernter liegen. P. M.

Joachim und verschiedene spätere „Joachimiten" von Rom censurirt worden sind, ist das bei Holzhauser nicht geschehen. Also auch nach dieser Seite hinkt die Parallele mit dem „Joachimismus."

XXXI.

Aus dem vorreformatorischen Schottland.

(Hewison. Milne. Maxwell.)

Das schwere Unrecht, welches der katholischen Kirche Schottlands durch das Rumpfparlament vom Jahre 1560 und seine drakonischen Gesetze zugefügt wurde,[1]) empfängt in unseren Tagen eine nothwendige und ausreichende Sühne. Wenngleich aus dem öffentlichen Leben der Nation zurückgedrängt und in das Dunkel der Katakomben versenkt, hat die katholische Kirche dennoch zahllose Spuren ihrer tausendjährigen gesegneten Wirksamkeit in Caledonia zurückgelassen. Diesen Spuren in Recht und Sitte, Kunst und Literatur nachzugehen, bildet ein Ziel „des Schweißes der Edlen werth", welches heute die geistig bedeutendsten Männer der Nation mit ebenso viel Beharrlichkeit als Erfolg anstreben. Dabei tritt uns auch die überraschende Thatsache entgegen, daß die geistigen Söhne Knoxens, die schottischen Diener am Wort, der Untersuchung der mittelalterlichen Kirchengeschichte ihrer Heimath liebevolle Aufmerksamkeit widmen. Mit umfassenden Kenntnissen ausgerüstet und die neuere Methode der Geschichtsforschung zur Anwendung bringend, erzielen diese Männer durchgehends Ergebnisse solcher Art, daß ihre ererbten presbyterianischen Anschauungen dabei ins Gedränge kommen. Unmöglich kann man erwarten, daß sie der alten Kirche volle Gerechtigkeit angedeihen lassen. Indeß schon die Thatsache, daß der dichte Bann überkommener Vor-

---

1) A. Bellesheim, Geschichte der katholischen Kirche in Schottland. Mainz 1883. I, 424.

urtheile endlich durchbrochen und für das Studium der Geschichte Luft und Licht gewährt wird, kann lediglich uns auffordern, diesen heilsamen Umschwung der Dinge zum Bessern zu begrüßen und der presbyterianischen Forschung freudig unsere Anerkennung zu zollen. Drei Zeugen für die Wahrheit unserer Aussage sollen hier vorgeführt werden.

1. James King Hewison, presbyterianischer Pfarrer zu Rothesay auf der westschottischen Insel Bute, auf schottischen Hochschulen, wie an der Universität Leipzig gebildet, ist den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannt. Ihm verdanken wir eine auf den umfassendsten Untersuchungen der großen Weltarchive zu Rom, Paris und London beruhende kritische Ausgabe der Werke des, Gott sei es geklagt, einzigen bedeutenden Vertheidigers der alten schottischen Kirche. Diesem Ninian Winzet, welcher 1592 als Schottenabt in Regensburg das Zeitliche segnete, wurde durch Hewison ein unsterbliches Denkmal gesetzt (Vgl. Bd. 103, S. 27. Bd. 107, S. 704).

Nunmehr hat Hewison sich der älteren christlichen Zeit, und zwar unter dem Gesichtspunkte der kirchengeschichtlichen Lokalforschung, der Insel Bute zugewendet. Aus seinen Studien ist das dem Marqueß of Bute gewidmete, untenbezeichnete Werk hervorgegangen.[1]) Von den ältesten, vorgeschichtlichen Zeiten herabsteigend, schildert er uns in gewählter Sprache und einer zwar durchaus wissenschaftlichen, aber für einen größeren Leserkreis berechneten Darstellung die Hauptepochen und Denkmale der Insel Bute in der heidnischen wie der christlichen Zeit. Aus seiner Arbeit lernt man wieder die Macht der altirischen Kirche kennen, deren Missionare auf dem schottischen Archipel Denkmale ihrer Thätigkeit hinterließen, welche die Stürme der Zeit siegreich überwunden haben. Die Kapitel über die alten Glaubensboten stützen sich auf die neuesten und besten Arbeiten einheimischer und fremdländischer

1) The Isle of Bute in the olden Time with Illustrations, Maps and Plans. By James King Hewison, M. A., F. S. A. (Scot.), Minister of Rothesay. Vol. I. Celtic Saints and Heroes. Edinburgh and London. W. Blackwood and Sons, 1893. 8°, pag. XV. 306.

Gelehrten. Daß in der Abtheilung über Lehre und Einrichtung der altirischen Kirche stets das Richtige getroffen ist (118. 119), erlaube ich mir in Abrede zu stellen. Im Kapitel über den hl. Brendan ist auch der geistvolle Vortrag über dieses Thema angezogen, welchen der Marquis of Bute am 19. Januar 1893 vor der Scottish Society of Litterature gehalten. Nach ihm haben wir es in der Navigatio S. Brendani mit einer Art christlicher Odyssee zu thun (151). Den Glanzpunkt des Buches bildet das Kapitel über „St. Blaan, den Milden", einen Zeitgenossen Columban's von Luxeuil und Bobbio, der im irischen Kloster Bangor seine Bildung empfing, dann nach Rom pilgerte und zuletzt auf der Insel Bute als Missionar wirkte. Das Schlußkapitel „Die Bischöfe von Sodor und Man" schildert uns die Insel unter dem Einfluß dieser Prälaten, welche zeitweilig unter norwegischer Herrschaft standen. Die zahlreichen Lichtdrucke mit den hervorragendsten Gotteshäusern, Kirchenutensilien und Erzeugnissen der Kunst gereichen dem mit einem Register ausgestatteten Werke zum besonderen Schmuck.

2. Vierthalb Jahrhundert sind beinahe verflossen, seitdem die alten schottischen Klöster in den Stürmen der Reformation einen jähen Untergang gefunden. Zur Rechtfertigung der Plünderung und Zerstörung dieser ehrwürdigen Stätten der Frömmigkeit, Religion, Wissenschaft und Kunst haben John Knox und seine Anhänger an Verleumdung und Haß alles Mögliche geleistet.[1]) Spät allerdings hat auch hier die Geschichte ihren Richterstuhl bestiegen und der verkannten Tugend endlich zu ihrem Recht verholfen. Um so gründlicher und vollständiger erscheint aber nunmehr ihr Urtheil, als es von solchen Männern ausgesprochen wird, welche zwar Diener am Wort in der schottischen presbyterianischen Staatskirche sind, die aber geschichtlichen Sinn genug besitzen, um den alten Mönchen, wie auch denen, welche deren Untergang verschuldeten, volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Zu diesen trefflichen

1) Ueber Knox vgl. meinen auf Grund der neuesten schottischen Literatur gearbeiteten Artikel in der zweiten Auflage des Kirchenlexikons VII, 806—821.

Männern gehört Dr. Milne, welchem wir die kostbar ausgestattete Veröffentlichung der Urkunden des Klosters der Dominikaner in Perth verdanken.[1])

Das dem hochherzigen Förderer von Wissenschaft und Kunst in Schottland, Marqueß of Bute, gewidmete Werk enthält das Chartularium nebst Urkunden verwandten Inhaltes der Dominikaner von Perth, welches in der schottischen Reichs- und Kirchengeschichte eine bedeutende Rolle spielte. In einer soliden Einleitung hat Milne die Hauptthatsachen, an welche die Bedeutung des Conventes sich knüpft, verständnißvoll zusammengefaßt. Durch König Alexander II. (1214—1294) im Jahre 1231 begründet, bildete das Kloster eine Lieblingsschöpfung des Monarchen, welche sich in steigendem Maße der Gunst seiner Thronfolger erfreute und durch Vergabungen und Privilegien aller Art ausgezeichnet wurde. Mit Vorliebe nahmen die Könige hier Residenz, was jedoch seltener geschah, seitdem Jakob I. am 21. Februar 1437 hier durch den Stahl des Meuchlers den Tod gefunden. Aus dem Vorstehenden könnte man leicht auf den außerordentlichen Reichthum des Convents und die luxuriöse Ausstattung der Räume schließen. Beide Auffassungen werden von unserem gelehrten Herausgeber in das Reich der Phantasie verwiesen. Im Jahre 1275 wurde im Dominikanerkloster zu Perth durch den Nuntius Boiamund die Taxrolle der sämmtlichen Pfründen der schottischen Kirche aufgenommen, welche von da an bis zur Reformation die Grundlage für die Erhebung der Beiträge zu Gunsten des apostolischen Stuhles bildete. In der Kirche des Klosters tagte im Sommer 1420 die Provinzialsynode, wobei der Bischof William von Dunblane das Amt eines Conservators bekleidete, weil Schottland damals noch keinen Erzbischof besaß. Seitdem Schottland 1487 zum Range einer Ordensprovinz erhoben worden, stieg das Ansehen des Klosters in Perth, der Residenz des

2) The Blackfriars of Perth: The Chartulary and Papers of their House edited with Introduction by Robert Milne, D. D., West Kirk. Edinburgh. David Douglas. 1893. Kl. Folio. pag. XLIII. 290.

Provinzials von Jahr zu Jahr. Der Monat Mai 1559 sah den Untergang des Convents. Denn kaum hatte Knox durch seine Predigt in der Johanneskirche zu Perth das Zeichen zum Aufruhr gegeben, als der Pöbel dieses Gotteshaus, wie auch den Convent der Dominikaner dem Boden gleich machte. Vernehmen wir Milne's Ansicht über diese bedenkliche Einleitung der Kirchenverbesserung: „In der That", bemerkt er zwar vorsichtig, aber hinreichend deutlich, „dürfen wir annehmen, daß diese Ausschreitungen nicht eingetreten, hätten die Mönche, bei all ihren Fehlern, es nur mit der Unzufriedenheit der Bürger zu thun gehabt. Aber diese letztere wurde angefacht durch die Anwesenheit der ‚Congregation', die man von verschiedenen Seiten zusammengebracht, die nach Knoxens eigenem Geständniß aus dem Abschaum des Volkes bestand und die zu allen möglichen Gewaltthätigkeiten und Unordnungen bereit war. Kaum vernommen, wurde die Parole: Zerstörung bereitwillig aufgenommen und das Urtheil, wie immer beschaffen unsere Ansicht sein mag über diejenigen, welche es fällten, und die Art und Weise, wie es zur Anwendung gelangte, ausgeführt" (XXXI).

Recht bemerkenswerth, weil im schärfsten Gegensatz zu John Knox und den ihm willig folgenden Geschichtschreibern sich bewegend, erscheint Milne's Auffassung der Wirksamkeit der Dominikaner. Es wird eingeräumt, daß die Dominikaner M'Algyn (Machabäus) und Greyson zur neuen Lehre übergingen. Diesen Thatsachen stellt Milne aber eine Reihe anderer hervorragender Ordensmitglieder gegenüber, welche der alten Kirche treu blieben und den Orden zu heben suchten. „In nicht geringem Maße war der Einfluß des Ordens heilsam . . . ., das Licht in ihm war nie ganz Finsterniß. Die Predigt der Mönche muß öfters machtvoll gewesen sein" (XXXII). Die fable convenue von der sittlichen Verkommenheit der Mönche beim Ausbruch der Reformation wird sogar mit einer Art von Emphase auf der letzten Seite der Einleitung durch Dr. Milne abgewiesen. In den von ihm veröffentlichten Urkunden des Convents werden naturgemäß Verhandlungen über äußere, materielle Fragen des Lebens uns mitgetheilt. Zugleich legt aber mit vollem Recht der Herausgeber Verwahrung wider

den Beschluß ein, als habe das Kloster seine ideale Aufgabe verkannt. Wie überall, so gilt für Milne auch hier die Wahrheit des Satzes, daß der bessere Theil der Geschichte des Menschengeschlechts jener ist, der nicht mit Tinte und Papier aufgezeichnet wurde" (XXXIII).

Die Urkunden selbst anlangend, so befinden sich dieselben heute im Besitze der „General Session" als Verwalterin des Hospitals Jakobs VI. von Perth. Nur zum Theil sind es Originale, durchgängig aber beruhen sie auf einer 1548 angefertigten Copie der Urschriften. Dazu kommt im Anfang ein Abdruck jener Abschrift des „Rechnungsbuches" (Ratiotinarium) des Convents, welches der Prior David Cameron angefertigt und von welchem der für die Geschichte seiner Vaterstadt begeisterte Prediger Robert Scott am Anfang unseres Jahrhunderts eine Copie veranstaltet (243—265). Um ein möglichst getreues Bild von der Entwicklung der Dominikaner zu geben, hat Milne die Urkunden vollständig zum Abdruck gebracht, außerdem aber einem jeden eine kurze Inhaltsangabe in englischer Sprache beigefügt. Recht dankbar sind wir auch für die vielen interessanten Siegelabdrücke. Nicht wenige auf gelblich abgetöntem Papier dargebotene Abdrücke bedeutender Urkunden machen uns mit dem manchmal etwas ungelenken Charakter mittelalterlicher Schreibweise in Schottland bekannt.

Die Urkunden beginnen mit König Alexander II. und schließen ab um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts Sie entwerfen ein Bild von dem Frommsinn der Fürsten und Unterthanen, welche durch reiche Vergabungen an Land, Geld und Naturalien die geistlichen Dienste der Dominikaner in Anspruch nahmen. Die letztern bestanden in der Darbringung des heiligen Meßopfers und der Verrichtung frommer Gebete. Die Fürsorge um die Verstorbenen nimmt eine Hauptstelle in den Urkunden ein, und zahlreiche Clauseln, welche die Ungültigkeit der Schankungen im Falle der Vernachlässigung der Verpflichtungen bestimmen, bekunden die Vorsicht der Geber und den hohen Werth, welchen sie auf ihre Stiftungen legen. In den Urkunden des sechszehnten Jahrhunderts begegnen uns nicht selten unerquickliche Verhandlungen mit säumigen Schuldnern, die auf dem Wege Rechtens an ihre Obliegen-

heiten erinnert werden mußten. Milne besitzt den sittlichen Muth, den Vorwurf Knoxens gegen den Reichthum der Dominikaner mit den Worten zu widerlegen: „Wenn er keine schwereren Anklagen in diesem Punkte gegen sie erheben kann, dann sind sie von dem Vorwurf übertriebener Opulenz freizusprechen" (XXVII). Das fürstlich ausgestattete, mit einem guten Register versehene Werk verdient uneingeschränkte Anerkennung.

3. Alexander Maxwell, der sich durch seine verdienstvolle Geschichte der Stadt Dundee bereits einen Namen gemacht, entwirft uns in seinem neuesten Werke eine mit rückhaltsloser Hingabe an die große mittelalterliche Vergangenheit von Dundee gezeichnetes Bild des kirchlichen, städtischen und socialen Lebens dieses hervorragenden Gemeinwesens.[1]) Plan und Ausführung erinnern den Leser sofort an die Behandlung der Geschichte des deutschen Volkes von Johannes Janssen. Auch in England hat sich heute der Gedanke Bahn gebrochen, daß die Darstellung der Geschichte eines Volkes nicht lediglich in der Behandlung der Politik und der Schilderung der Kriegsthaten aufgehe. Fragen von ebenso großer, um nicht zu sagen von einer noch weiterreichenden Bedeutung erheischen ihre Lösung, als da sind: Religion und Sitte, Recht und Verwaltung, Kunst und Volksleben. Auf einer solchen breiten, Geist und Herz in gleicher Weise befriedigenden Grundlage hat auch Maxwell seine Arbeit aufgebaut und damit eine Leistung zu Stande gebracht, die als mustergültig bezeichnet werden darf. Der Umstand, daß der Verfasser dem protestantisch-presbyterianischen Bekenntniß angehört, hat der Objektivität seines Standpunktes hier und da Eintrag gethan. Im Ganzen und Großen hat er sich eine vorurtheilsfreie Auffassung bewahrt, die mittelalterliche Kirche, ihre Einrichtungen und ihren sozialen Einfluß richtig beurtheilt und damit stillschweigend eine Apologie zu Gunsten einer Einrichtung geliefert, welche in der Glaubensumwälzung des sechszehnten Jahrhunderts in erster Linie mit

1) Old Dundee ecclesiastical, burghal, and social prior to the Reformation. By Alexander Maxwell, F. S. A. Scotl. Edinburgh, David Douglas. 1891. 8°. pag. IX., 424.

eiserner Gewalt zertrümmert und dann zum Gegenstand der unerhörtesten Verleumdung gemacht wurde.

In den drei ersten Kapiteln behandelt Maxwell die Geschichte, Einrichtung und den Gottesdienst der Marienkirche, welcher der in der Nähe der Stadt gelegenen Benediktinerabtei Lindores incorporirt war und durch den Abt mit einem Vikar besetzt wurde. Reichlich bedacht mit frommen Stiftungen und herrlichen Gefäßen, entfaltete die Hauptkirche von Dundee ihren Gottesdienst mit auserlesener Pracht. Zahlreiche Altäre waren mit Geistlichen besetzt, deren Aufgabe darin gipfelle, für die Stifter das heilige Opfer darzubringen und die kirchlichen Tagzeiten zu beten. So errichtete Earl David 1406 eine Stiftung, nach welcher er jährlich zwölf Mark schottisch für einen Kaplan auswarf, „der täglich Matutin, Messe, Vesper und alle Horen beten", und „auch am Altar des heiligen Martyrers Georg zum Heil meiner Seele und aller Seelen in der Marienkirche zu Dundee täglich eine Todtenmesse um neun Uhr lesen soll" (19). Unter den Altären verdient besondere Erwähnung derjenige „der drei Könige von Köln", der höchst wahrscheinlich auf eine Stiftung der Gräfin von Errol 1481 zurückzuführen ist. In begeisterten Worten entwirft Maxwell auf Grund des von ihm gesammelten Materials eine anziehende Schilderung des Rituals der Marienkirche, wo insbesondere der kirchliche Gesang hingebende Pflege erhielt, und bemerkt dann: „Dieses eindrucks- und wirkungsvolle Schauspiel mag Einigen eitel und sinnlos erscheinen, indeß unmöglich konnte es verfehlen, die Andacht frommer Beter zu lenken und einfache Seelen mit Gesinnungen dieser Andacht zu durchdringen" (43).

Wie stand es mit der Sittlichkeit und geistigen Bildung des Klerus der schottischen Kirche beim Ausbruch der Reformation? Der Geschichtschreiber derselben hat pflichtmäßig auch die Schattenseiten dieser Partie behandelt und zwar auf Grund der Mittheilungen des als Rathgeber und Gesandter Maria Stuarts rühmlich bekannten Bischofs John Roß.[1]) Maxwell, obwohl Protestant, tritt als Vertheidiger

1) A. Bellesheim, schottische Kirchengeschichte I, 440.

der katholischen Geistlichkeit auf. Nach ihm ist es auffallend, daß auf Grund seiner einläßlichen Untersuchungen gerade in einer Zeit, in welcher man der alten Geistlichkeit „Unwissenheit, Geldgier, Unsittlichkeit, Heuchelei zur Last legte, in welcher Dichter und Satiriker den bittersten Sarkasmus und schärfsten Witz aus diesen Gründen wider den Klerus schleuderten, die Akten des städtischen Gerichtes beinahe nichts enthalten, was geeignet wäre, denselben zu belasten“ (43). Und doch waren die Richter von Dundee Männer, welche die Reform förderten. Maxwell schließt daraus, daß die Anklagen gegen die katholische Geistlichkeit und die Uebel in der Kirche übertrieben seien. Er beruft sich ferner auf das ehrenvolle Zeugniß, welches der Stadtmagistrat „der Reinheit und der Tugend einiger Priester ausstellte, welche im Dienste der Altäre so lange beharrten, bis der gänzliche Umsturz erfolgte“ (43). „Demnach dürfen wir in Liebe schließen, daß solche Schwächen und Laster keine allgemeine hervorragende Charaktereigenthümlichkeit der damaligen Geistlichen bildeten, deren Fehler und Tugenden lediglich solche waren, die zur allgemeinen menschlichen Natur gehören“ (44). Wenn auch weniger ausführlich als die Marienkirche, so doch ebenso ansprechend werden die Klosterkirchen der Stadt beschrieben. Unter ihnen sind zu nennen diejenigen der Franziskaner, Dominikaner, Trinitarier und Klarissen. Wie hoch das Ansehen, in welchem die Orden beim Publikum standen, zeigt die Thatsache, daß die vornehmsten Familien sich in deren Kirchen ihre Begräbnißstätten erkoren. Auch andere auswärts gelegene Abteien wie Cupar und Scone hatten Besitzungen in Dundee, welche Pachtgelder eintrugen, oder den Aebten, wenn sie in der Stadt Wohnung nahmen, als Absteigequartier dienten.

Im Verfolg der Behandlung der kirchlichen Verhältnisse kommt der Verfasser naturgemäß auf die Reformatoren zu reden. Von „einem überwiegend herrschenden Geist der Unduldsamkeit in Schottland im 16. Jahrhundert“ zu reden, dünkt uns sehr ungenau. Damals bildete die Bestrafung der Häresie, welche auch heute noch im Sinne des katholischen Kirchenrechts als Verbrechen gilt, einen Theil des staatlichen Strafrechtes. Ohne weiteres darf man also die Verhältnisse

jener Zeit mit der Lage der Kirche in unseren modernen Ländern, wo der Protestantismus nicht erst durch Umsturz des Bestehenden einzuführen ist, sondern seit drei Jahrhunderten festen Boden gefaßt, nicht verwechseln. Der Verfasser scheint mit Erfolg die Behauptung zu widerlegen, als ob der Reformator George Wishart an der Ermordung des Cardinal-Erzbischofs David Beaton von St. Andreas 1546 betheiligt gewesen, doch kann er anderseits nicht leugnen, daß derselbe zu der gegen die Regentin Maria von Lothringen verschworenen Umsturzpartei Beziehungen unterhalten. Sehr willkommen sind auch die Notizen über die ersten Bemühungen, durch religiöse Volksliteratur der Neuerung in Schottland die Wege zu ebnen (79).

Unter Verwendung ungedruckten geschichtlichen Materials ist der Einfall der Engländer 1547 unter dem Protektor Somerset geschildert. Die barbarische Verwüstung Dundee's, sowie die Plünderung und Zerstörung der am Firth of Tay gelegenen Abteien durch den englischen Admiral Wyndham war lediglich geeignet, den Schotten einen tiefen Abscheu vor den Wiederherstellern des Glaubens einzuflößen. Nach dem Abzug der Engländer legte man sofort Hand ans Werk und schritt zur Wiederherstellung der Marienkirche, was Maxwell in einem besonderen Kapitel beschreibt. Wie tief der Umschwung der Stimmung, welchen der Vandalismus der Engländer hervorrief, wird sehr passend und ausführlich gezeigt an der Person des Geistlichen Robert Wedderburn aus Dundee, des Verfassers des berühmten, auch in unserer Zeit wieder neuaufgelegten Gedichtes „Complaynt of Scotland“. In dem Klagegesang ergießt Dame Scotia ihren Schmerz über den Verfall der drei Stände des Reichs. Der Verfasser, Vikar der Marienkirche in Dundee, hat auch die Geistlichkeit nicht geschont, obwohl er angesichts der aus den Gerichtsurkunden ermittelten Thatsache, daß er die Legitimation seiner beiden außerehelichen Söhne beantragte (148), zuerst an die eigene Brust hätte schlagen sollen. Allbereits hatte Wedderburn die vollendende Hand an die Arbeit gelegt, als die Engländer unter dem Vorgeben, [illegible] reformiren, Dundee verwüsteten. Jetzt legte auch Wedderb[illegible] seiner Muse die Zügel an. Denn „auf Grund eingeh[illegible]

Prüfung der Pariser Ausgabe von 1549 hat Dr. Murray ermittelt, daß der Verfasser eine lange Reihe von Blättern der ersten Ausgabe entfernt und andere an deren Stelle gesetzt hat" (144). Gerade jene waren mit den Klagen wider den geistlichen Stand angefüllt. Offenbar hatte Wedderburn alles Zutrauen zu der von den Engländern in Aussicht gestellten Reform verloren. In der Hoffnung, eine Verbesserung der Kirche werde dem Schooße der letzteren selbst entsteigen, hat er in den neu eingelegten Druckbogen allem Sarkasmus wider den geistlichen Stand entsagt und sich auf den Rathschlag beschränkt: „Gebt gutes Beispiel in Uebereinstimmung mit eurem Stande und eurer Lehre" (145). Robert Wedderburn's Bruder, John, ebenfalls Priester, wurde 1538 wegen Häresie verfolgt, ging nach Deutschland, wo er Luther und Melanchthon hörte, und nahm den Protestantismus an (135).

Die beiden Kapitel „Die Reformation" und „Plünderung des Kirchengutes" erwecken traurige Gedanken. Wenn aber der gelehrte Verfasser von „einer beinahe einhelligen Reform der schottischen Kirche" redet (150), so bilden die genannten Kapitel den triftigsten Beweis gegen diese Aufstellung. Von der Predigt des John Knox soll hier nicht weiter die Rede sein. „Er überzeugt wie ein Schmiedehammer", bemerkt treffend John Skelton, einer der namhaftesten protestantischen Forscher unserer Zeit.[1]) Einzig und allein der Verbleib des Kirchengutes überzeugt jeden Unbefangenen, daß die Reformation zumeist das Werk des nach dem Besitz des Kirchengutes lüsternen Adels war. Die Rechte, welche an demselben klebten, hat der Adel vollauf ausgeübt, die Pflichten, die auf ihm lasteten, hat er zum unendlichen Schaden der Volkswirthschaft gründlich verkannt. „Es liegt," bemerkt Maxwell, „etwas Trauriges und Betrübendes in der schonungslosen Beraubung dieses stattlichen Gebäudes (der Benediktiner-Abtei Lindores) durch den Rath von Dundee. Die Genossenschaften, welche ein Band zwischen der alten Kirche und dem Volke bildeten, waren durch die Reformation in roher Weise zerstört. Vor Kirchen und

1) Kirchenlexikon VII, 819.

jener Zeit mit der Lage der Kirche in unseren modernen Ländern, wo der Protestantismus nicht erst durch Umsturz des Bestehenden einzuführen ist, sondern seit drei Jahrhunderten festen Boden gefaßt, nicht verwechseln. Der Verfasser scheint mit Erfolg die Behauptung zu widerlegen, als ob der Reformator George Wishart an der Ermordung des Cardinal-Erzbischofs David Beaton von St. Andreas 1546 betheiligt gewesen, doch kann er anderseits nicht leugnen, daß derselbe zu der gegen die Regentin Maria von Lothringen verschworenen Umsturzpartei Beziehungen unterhalten. Sehr willkommen sind auch die Notizen über die ersten Bemühungen, durch religiöse Volksliteratur der Neuerung in Schottland die Wege zu ebnen (79).

Unter Verwendung ungedruckten geschichtlichen Materials ist der Einfall der Engländer 1547 unter dem Protektor Somerset geschildert. Die barbarische Verwüstung Dundee's, sowie die Plünderung und Zerstörung der am Firth of Tay gelegenen Abteien durch den englischen Admiral Wyndham war lediglich geeignet, den Schotten einen tiefen Abscheu vor den Wiederherstellern des Glaubens einzuflößen. Nach dem Abzug der Engländer legte man sofort Hand ans Werk und schritt zur Wiederherstellung der Marienkirche, was Maxwell in einem besonderen Kapitel beschreibt. Wie tief der Umschwung der Stimmung, welchen der Vandalismus der Engländer hervorrief, wird sehr passend und ausführlich gezeigt an der Person des Geistlichen Robert Wedderburn aus Dundee, des Verfassers des berühmten, auch in unserer Zeit wieder neuaufgelegten Gedichtes „Complaynt of Scotland". In dem Klagegesang ergießt Dame Scotia ihren Schmerz über den Verfall der drei Stände des Reichs. Der Verfasser, Vikar der Marienkirche in Dundee, hat auch die Geistlichkeit nicht geschont, obwohl er angesichts der aus den Gerichtsurkunden ermittelten Thatsache, daß er die Legitimation seiner beiden außerehelichen Söhne beantragte (148), zuerst an die eigene Brust hätte schlagen sollen. Allbereits hatte Wedderburn die vollendende Hand an die Arbeit gelegt, als die Engländer unter dem Vorgeben, zu reformiren, Dundee verwüsteten. Jetzt legte auch Wedderburn seiner Muse die Zügel an. Denn „auf Grund eingehender

Prüfung der Pariser Ausgabe von 1549 hat Dr. Murray ermittelt, daß der Verfasser eine lange Reihe von Blättern der ersten Ausgabe entfernt und andere an deren Stelle gesetzt hat" (144). Gerade jene waren mit den Klagen wider den geistlichen Stand angefüllt. Offenbar hatte Wedderburn alles Zutrauen zu der von den Engländern in Aussicht gestellten Reform verloren. In der Hoffnung, eine Verbesserung der Kirche werde dem Schooße der letzteren selbst entsteigen, hat er in den neu eingelegten Druckbogen allem Sarkasmus wider den geistlichen Stand entsagt und sich auf den Rathschlag beschränkt: „Gebt gutes Beispiel in Uebereinstimmung mit eurem Stande und eurer Lehre" (145). Robert Wedderburn's Bruder, John, ebenfalls Priester, wurde 1538 wegen Häresie verfolgt, ging nach Deutschland, wo er Luther und Melanchthon hörte, und nahm den Protestantismus an (135).

Die beiden Kapitel „Die Reformation" und „Plünderung des Kirchengutes" erwecken traurige Gedanken. Wenn aber der gelehrte Verfasser von „einer beinahe einhelligen Reform der schottischen Kirche" redet (150), so bilden die genannten Kapitel den triftigsten Beweis gegen diese Aufstellung. Von der Predigt des John Knox soll hier nicht weiter die Rede sein. „Er überzeugt wie ein Schmiedehammer", bemerkt treffend John Skelton, einer der namhaftesten protestantischen Forscher unserer Zeit.[1]) Einzig und allein der Verbleib des Kirchengutes überzeugt jeden Unbefangenen, daß die Reformation zumeist das Werk des nach dem Besitz des Kirchengutes lüsternen Adels war. Die Rechte, welche an demselben klebten, hat der Adel vollauf ausgeübt, die Pflichten, die auf ihm lasteten, hat er zum unendlichen Schaden der Volkswirthschaft gründlich verkannt. „Es liegt," bemerkt Maxwell, „etwas Trauriges und Betrübendes in der schonungslosen Beraubung dieses stattlichen Gebäudes (der Benediktiner-Abtei Lindores) durch den Rath von Dundee. Die Genossenschaften, welche ein Band zwischen der alten Kirche und dem Volke bildeten, waren durch die Reformation in roher Weise zerstört. Vor Kirchen und

---

1) Kirchenlexikon VII, 819.

Klöstern verlor man die Hochachtung, ihre Plünderung hörte auf, ein Gottesraub zu sein. Allein diese Zerstörung der ehrwürdigen Abtei (Lindores), welche die Nährmutter der Marienkirche, die Begründerin der Stadtschule war, welche Jahrhunderte lang die Vikare und Lehrer in ihre Aemter eingesetzt, und dem Gemeinwesen (von Dundee) in Zeiten der Noth reiche Hilfe, sowie freundliche Leitung in schweren Krisen gewährt, war eine lieblose, empörende That, eine übermüthige, unnatürliche Entweihung, welche sich durch kein rechtmäßiges Vorurtheil wider die Geistlichkeit, durch keine Verschiedenheit des Bekenntnisses, oder gerechten Haß gegen den Ritus rechtfertigen läßt" (187). Diese Bemerkung des gelehrten Forschers gilt mit vollem Recht auch vom Untergang aller übrigen Klöster und sämmtlicher Einrichtungen der alten schottischen Kirche.

Im zweiten Theil entrollt Maxwell uns ein wohlgelungenes Bild des städtischen und gesellschaftlichen Lebens im vorreformatorischen Dundee. Mit Recht sind im Kapitel über „die Verwaltung des Rechts" auch den geistlichen Gerichtshöfen einige Seiten gewidmet. Regelmäßig bildeten sie die Instanz in der Berufung gegen Entscheidungen des Hofes der Bailies. Das Gericht des Bischofs war zuständig im ganzen Bezirk seines Sprengels und mit Genehmigung der Parteien auch außerhalb desselben, und zwar in bürgerlichen wie geistlichen Fragen. Dabei begegnet uns häufig die Anwendung der Ceremonie des Fluchens, welcher sich der Schuldner für den Fall der Verletzung des Vertrages unterwarf. Ebenfalls mit dem altschottischen Recht befassen sich die lehrreichen Kapitel über „Recht und Eigenthum der Kinder", sowie über „die gesellschaftliche Stellung der Frauen". Die verschiedenen Rechtsfragen, welche nach beiden Richtungen in Betracht kamen, werden regelmäßig durch Mittheilung einzelner Rechtsfälle aus den städtischen Gerichtsakten und Urkunden passend erläutert. Aus dem letzteren Kapitel erwähne ich das Institut des „handfasting", eine Scheinehe, welche an den Concubinat in den deutschen Volksrechten des Mittelalters erinnert. Die Verbindung bestand in „dem Uebereinkommen der Parteien, entweder auf eine bestimmte oder eine unbegrenzte, aber doch terminable Zeit zusammenzuleben" (285). Es mag sein, „daß nach der Refor-

mation das öffentliche Gefühl sich gegen die Unsittlichkeit derartiger Verbindungen auflehnte" (285), aber in demselben Maße unzweifelhaft ist, daß die alte Kirche in Schottland ebensowenig wie in deutschen Landen diese Einrichtung irgendwie gebilligt hat. Ihr galt die Ehe vielmehr als ein Sakrament und mit dem Charakter der Unauflöslichkeit ausgestattet, während die Periode der Ehescheidungen durch die Glaubensspaltung eingeleitet wurde.

Wer in den soliden Haushalt eines seßhaften vorreformatorischen Bürgers von Dundee einen Blick zu thun wünscht, dem sei die Lektüre des neunten Kapitels empfohlen. Was wir heute Pauperismus nennen, kannte man damals in Schottland nicht. Der Adel war arm, die Kirche dagegen reich, aber in ihr und mit ihr zugleich auch die Armen gegen Elend ausreichend geschützt. Die gesunde Gliederung des Gemeinwesens tritt uns namentlich in dem lesenswerthen Kapitel „Craftsmen" entgegen. Es behandelt die Gilden, die sich seit dem vierzehnten Jahrhundert in Dundee gebildet und deren Zweck darin aufging, das Handwerk gegen ausländischen Wettbewerb zu beschützen, zwischen den verschiedenen Gewerken freundliche Beziehungen zu unterhalten, Religion und Sitte, aber auch die Entwicklung des Handwerks zu fördern. Alle diese gesellschaftlichen Verbindungen waren vom Geiste der Religion durchwaltet. Jede Gilde besaß ihren Altar, ihren Kaplan, ihre Feste, ihre Jahrgedächtnisse. Beim Abschluß der verdienstvollen Arbeit drängt sich dem gelehrten Verfasser ein Vergleich zwischen der Lage der schottischen Handwerker in der alten katholischen Zeit und derjenigen in unseren Tagen auf. Er fällt zu Gunsten vom alten Dundee aus.

Alexander Maxwell gebührt der Dank aller redlich nach Wahrheit forschenden Geschichtsfreunde für seine in ihrer Art mustergiltige Arbeit.

Aachen. Alfons Bellesheim.

XXXII.

Zeitläufe.

Das Mächteverhältniß gegenüber der Lage auf Kreta.

Den 24. August 1896.

Die „große Frage des Jahrhunderts", mit anderen Worten die von dem Vordringen des Panslavismus drohende Gefahr, hat über vierzig Jahre lang ausschließlich die beiden Westmächte werkthätig beschäftigt. Die deutsche Nation, in die zwei Ost- und Nordmächte getheilt, obwohl von der Frage zunächst und nachbarlich berührt, hat dabei gar kein Verdienst sich erworben. Im Krimkrieg hielt sich Preußen, fast mehr als neutral, ganz abseits, und wurde dann auch beim Pariser Congreß nur sozusagen aus Gnade zugelassen. Oesterreich war zwar mit dem Westen einverstanden, aktiv betheiligte es sich aber nicht, weil die Juden diktirten, die alte Ostmacht habe vor Allem ihre Finanzen zu saniren. Man ließ in Wien den Italienern den Vortritt zum Anschluß an England und Frankreich, was man dann nach sieben Jahren mit dem italienischen Krieg und mit dem Verlust der Lombardei zu bezahlen hatte. Als nach 24 Jahren der russisch-türkische Krieg am Balkan ausbrach, war Frankreich bereits durch die preußischen Siege ohnmächtig, und nur dem Einschreiten Englands war es zu danken, daß Rußland nicht Constantinopel besetzte, sich vielmehr zur Aburtheilung beim Berliner Congreß bequemen mußte. Von dieser Versammlung hat Bismarck selbst gesagt, daß er, deren Präsident, „russischer als die Russen" aufgetreten sei.

Als nach dem Schluß des Congresses zu Ehren der beiden englischen Mitglieder, des Premiers Lord Beaconsfield (Disraeli) und des Lord Salisbury, von den conservativen Parteien des Parlamentes ein feierliches Bankett gegeben wurde, sagte der Premier in seiner Rede:

„Eine der Früchte meiner Anwesenheit auf dem Congreß war, daß ich feststellte, was ich immer vermuthete, daß weder der Krimkrieg noch dieser schauerliche, verwüstende Krieg, der jetzt beendet, jemals stattgefunden hätte, wenn England mit der nöthigen Festigkeit gesprochen hätte. Nein, Rußland hat Recht zu einer Klage gegen England. Es hat zu klagen, daß weder gelegentlich des Krimkrieges, noch bei diesem letzten Krieg — obgleich ich selbst nicht vor meinem Antheil an der Verantwortlichkeit zurückzuscheuen habe — die Stimme Englands so klar, fest und entschieden ausgesprochen ward, um den gebührenden Antheil in Leitung der europäischen Politik auszuüben.“ [1])

Jetzt ist England vereinsamt. Alle anderen Mächte haben sich in den Dienst Rußlands gestellt. Frankreich ist sein Schwanzträger geworden. Oesterreich macht, wie gewohnt, aus der Noth eine Tugend. Für die großpreußische Presse ist England grundsätzlich der Nationalfeind geworden; sie führt eine Sprache, die jeden ruhig denkenden Menschen abstoßen muß. „Die Transvaal-Angelegenheit“, sagte vor Kurzem das Londoner Cityblatt, „war nicht ein Zwischenfall, sondern ein Symptom; Dank den Anstrengungen des Fürsten Bismarck und der Männer von der Art Treitschke's ist die gegenwärtige Generation der Deutschen mit einer latenten, aber darum nicht minder realen Abneigung gegen England erfüllt.“ [2]) Bismarck verdankte bewußter Weise seine Siege, insbesondere im Jahre 1866, dem

---

1) Augsburger „Allgemeine Zeitung“ vom 1. August 1878.

2) Aus den „Times“ in der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 5. August ds. Js.

Czarthum, und wenn sein Deutsches Reich durch das Unglück Oesterreichs noch vervollständigt werden sollte, so müßte es ebenfalls Rußland zu verdanken seyn. Dazu kam noch der Neid und die Eifersucht des Colonialhungers, welcher dem Handel und der Industrie noch immer nicht genug zu leisten vermag. Uebrigens hat gerade am Beginn dieser neuen Entwicklung eine dem alten Gladstone selbst zugeschriebene Erklärung großes Aufsehen gemacht:

„Nur ein paar Angstmaier können sich jetzt noch einbilden, daß der Vormarsch der Russen nach Constantinopel unsern Halt in Hindostan lockern könne. England könnte thatsächlich der Festsetzung Rußlands in Constantinopel mit größerem Gleichmuthe zusehen als viele andere Nationen." [1])

Durch den Cypern-Vertrag vom 4. Juni 1878 hatte England der Türkei gegenüber die Bürgschaft für den kleinasiatischen Besitz übernommen, und umsomehr sah es sich veranlaßt, im Sinne des Lord Beaconsfield aufzutreten, als in Armenien die türkischen Schreckensthaten auftauchten. Rußland mit Frankreich schlossen sich an, allein bald zeigte sich, daß es den Russen nur darum zu thun sei, den Sultan in die Hand zu bekommen, und um England an jedem ernstlichen Auftreten zu hindern, wurden auch die Mächte des Dreibundes in die Gesellschaft einbezogen. Monatelang, während unausgesetzt die Nachrichten über die armenischen Greuel die Welt erschreckten, ließen die Botschafter der Mächte in Constantinopel sich hinhalten durch das pfiffige Doppelspiel der Pforte, bis endlich am 24. Mai ds. Js. auch der Ausbruch des Aufstandes in Kreta stattfand. Den Anlaß gab ein Zusammenstoß zwischen dem Kawaß des russischen Consulats mit den Türken in Kanea. Am 3. Juli gab im englischen Unterhause der Unterstaatssekretär Curzon

---

1) Aus dem G.-Artikel der „Fortnightly Review" s. „Histor.-polit. Blätter". 1884. Bd. 94. S. 69: „Weltmächte und Continentalmächte."

auf die Anfrage, ob denn in Kreta die in Armenien verübten Greuel unter den Kanonen der britischen Flotte sich wiederholen sollten, folgende Antwort:

„Kreta habe unter einem fast ewigen religiösen Conflikt gelitten. Die türkische Regierung sei dagegen apathisch und gleichgültig, sie thue ihre Schritte stets zu spät. Weder die christlichen, noch die muhamedanischen Einwohner Kreta's seien Lämmer, aber beide leiden unter der schlechten Verwaltung, von der beide erlöst werden sollten. Alles sollte vermieden werden, was die Feindseligkeit der beiden Rassen schüren könnte. England habe natürlich die Verpflichtung, die britischen Unterthanen zu schützen, außerdem habe es eine internationale Verpflichtung, die es mit den übrigen Berliner Vertragsmächten theile. Nach einem historischen Ueberblick fährt Curzon fort, daß nach den Metzeleien vom 24. Mai in Kreta die Pforte die englische Regierung aufgefordert habe, ihr bei der Wiederherstellung der Ordnung beizustehen. Der britische und andere Consuln waren darin erfolgreich, und die neuesten Berichte lauten günstiger, obwohl noch eine große Spannung vorhanden sei. Der britische Botschafter in Constantinopel habe von Anbeginn an der Pforte hinreichende Information über die Vorgänge auf Kreta unterbreitet und Maßregeln zur Abhilfe empfohlen; der Botschafter habe darin durchweg in Uebereinstimmung mit seinen Collegen gehandelt. Fast täglich fanden Versammlungen der Botschafter statt, welche sämmtlich charakterisirt waren durch die ununterbrochene Einstimmigkeit der zu stellenden Forderungen, welche die Pforte jetzt bewilligt habe. Die britische Regierung beabsichtige in dieser Angelegenheit keine isolirte oder ausschließliche Aktion. Was geschehen soll, müsse durch den vereinten Druck der Mächte geschehen; so weit, wie die Mächte bereit sind, einen Druck auf die Türkei auszuüben, werde die englische Regierung mit ihnen gehen, aber die britische Regierung werde nicht allein handeln. Würde England allein vorgehen, so würde das Ergebniß unheilvoll sein, nicht nur für die Kretenser, sondern auch für den Frieden Europa's. Im Laufe der Debatte sei von einer Vereinigung Kreta's mit Griechenland gesprochen worden; es sei leicht, großmüthig mit dem Eigenthum Anderer

sein, gegenwärtig sei Kreta ein Theil der Türkei. Die Zeit, zu entscheiden, an wen Kreta schließlich übergehen solle, sei noch nicht gekommen; bis sie gekommen, sei es nicht erwünscht, diese Frage zu erörtern.

Nun wiederholte sich in Constantinopel dasselbe Spiel, wie bezüglich Armeniens: die Pforte versprach den Mächten auf ihre Aufforderungen, das Möglichste zur Beruhigung der aufständischen Insel aufzubieten, während sie andererseits den türkischen Truppen freie Hand ließ zur gewaltsamen Niederschlagung des Aufstandes. Auch dabei machte England noch immer mit, unter fortwährenden Verdächtigungen durch die russische und deutsche Presse, als wenn von ihm beabsichtigt sei, weitere Wirren zu veranlassen, um die Aufmerksamkeit von Aegypten abzulenken.[1]) Als endlich der Plan einer Blockade der Insel gegen die griechischen Küsten auftauchte, ohne den Sultan zuvor förmlich an seine Versprechungen zu binden, da brach den Engländern die Geduld, und sie überließen es der übrigen „Gemeinsamkeit Europa's", „den Brand im Südosten zu lokalisiren und einen Weltbrand zu verhüten."[2])

Kreta ist an sich ein vulkanischer Erdboden, zudem ist allgemein zugestanden, daß die jüngste Bewegung mit der Gährung und der Schreckensgeschichte in Armenien zusammenhing. Der Brand pflanzte sich wie durch eine unterirdische Leitung nach der Insel fort. Auch in der Bevölkerung besteht eine Besonderheit. Mit Ausnahme mehrerer Tausende eingewanderter Araber aus Tripoli, dienendes Volk, sind die Kretenser griechischer Nationalität, aber ein Drittel derselben ist muhamedanisch, und bei den blutigen Zusammenstößen mit ihren christlichen Stammesgenossen gehen sie mit den

---

1) Aus Wien s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 5. August ds. Js.

2) Aus St. Petersburg s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 31. Juli ds. Js.

Türken Hand in Hand. Seit den großen Aufständen von 1854 und 1866 lösten sich die Erhebungen gegen das Türkenjoch in kurzen Zwischenräumen ab, und jedesmal zündeten sie wie Brandraketen im festländischen Griechenland. Was die Regierung in Athen selbst anbelangt, so ist ihr heutiges Vorgehen täuschend ähnlich demjenigen, welches sie vor sechs Jahren gegenüber neuen Bewegungen auf Kreta beobachtete und offen eingestand:

„Aus Athen ist heute eine Depesche eingelaufen, deren Inhalt einen eigenthümlichen Eindruck hervorruft. Es heißt darin, daß die Flüchtlinge aus Kreta, deren sich bekanntlich Hunderte in der griechischen Hauptstadt befinden, eine lebhafte Thätigkeit entwickeln, und daß die in Griechenland selbst seit langer Zeit bestehenden sogenannten ‚Widerstands-Comités' beschlossen haben, ihnen Waffen und Schießbedarf zu liefern, um ihnen den Einfall nach Kreta zu erleichtern. Die griechische Regierung gewähre den Flüchtlingen keine offizielle Unterstützung, besitze aber keine Mittel, um der ‚Initiative von Privatpersonen Hindernisse in den Weg zu legen. Im Uebrigen wahre sich Griechenland die Freiheit seiner Aktion. Das scheint uns eine überaus merkwürdige Auseinandersetzung. So kurz das offizielle Telegramm, so vielsagend ist es. Es wird Niemanden überraschen, zu hören, daß die kretischen Flüchtlinge, obwohl ihnen von der Pforte, mit Ausnahme von achtzehn Personen, die straffreie Rückkehr gewährt ward, einen Freischaarenzug vorhaben und den Aufstand in ihrer Heimath neu anfachen wollen. Auch daß die griechischen Comités sie dabei unterstützen, versteht sich von selbst. Aber daß die griechische Regierung erklärt, sie könne nichts dagegen thun, finden wir sehr sonderbar. Es ist eine völkerrechtliche Verpflichtung für jeden Staat, zu verhüten, daß auf seinem Gebiete mitten im Frieden gewaltsamer Einfall in einen andern Staat vorbereitet werde. Die griechische Regierung hat also nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, einen Freischaarenzug nach Kreta zu verhindern. Indem sie erklärt, daß sie dies nicht thun könne, und außerdem noch hinzugesetzt, sie behalte sich die Freiheit ihrer Aktion vor, entwickelt sie An-

schauungen und Absichten, welche gerade dort, wo man lebhafte Sympathien für Griechenland hegt, am meisten bedauert werden müssen. Wenn die griechische Regierung ruhig zusieht, wie auf ihrem Gebiete Kämpfer gegen die türkische Herrschaft in Kreta ausgerüstet werden, trägt sie wesentlich zur Beunruhigung des Orients bei, und macht sich zur Mitschuldigen des immer währenden Blutvergießens auf der Insel. Es wird richtig sein, daß die Mächte bis jetzt keine Vorstellungen in Athen erhoben haben, aber die heutige Depesche ist ganz geeignet, solche Vorstellungen nach sich zu ziehen." [1])

Der Bericht fügt bei: „Man ersieht die wachsende Thätigkeit Rußlands; denn ohne die Zuversicht, welche ihr der russische Rückhalt einflößt, hätte die griechische Regierung kaum den Muth, eine derartige Sprache zu führen." Allerdings war Rußland stets bei der Hand, seinem derzeitigen „guten Freunde" Verlegenheiten bereiten zu helfen; aber für seine Pläne bezüglich Kreta's, geschweige denn Macedoniens, war Griechenland des russischen Zuthuns niemals sicher. Es war im Jahre 1867, daß Griechenland mit Serbien und Montenegro, unter dem Beistande Rußlands, einen förmlichen Vertrag zur gemeinsamen Erhebung gegen die türkische Herrschaft abschloß. [2]) Von Athen aus sollte die Revolution auf Kreta von Neuem angestiftet werden, und sobald die beiden Fürstenthümer der Pforte den Krieg erklärt hätten, sollte Griechenland nachfolgen. Mit den Aufständen und deren Anstiftung in Kreta hatte es nun allerdings seine Richtigkeit, als aber Serbien sich im Jahre 1874 in Athen erkundigte, ob man sich dort an den Vertrag von 1867 noch gebunden erachte, wollte Niemand mehr davon wissen. „Die Griechen können es nicht verschmerzen, daß Rußland ihnen nicht die Insel Kreta in den Schoß legte, daß der weiße Czar die

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 13. März 1890.

2) Näheres über diese Vorgänge s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 21. Juli 1876.

Losreißung der Bulgaren von der griechischen Kirche begünstigte. Die Erbitterung über diese Enttäuschung war stark genug, um Rußlands Einfluß in Griechenland fast vollständig zu brechen. Gleichzeitig verschwand die Theilnahme für die Südslaven. Man machte in Griechenland die Entdeckung, daß diese christlichen ‚Brüder' zwar stets bereit seien, griechisches Geld in ihre weiten Taschen zu schieben, aber nicht im Entferntesten daran dächten, den Griechen irgend welchen Beistand zu leisten. Die Thatsache, daß in den Reihen der Aufständischen in Kreta nicht ein einziger Südslave focht, bewirkte in Griechenland eine wohlthätige Ernüchterung in der Beurtheilung südslavischer Zustände." Ein neu gegründetes halbamtliches Blatt in Athen erklärte geradezu:

„Wir Griechen haben während des Aufstandes in Kreta drei Jahre lang Geld und Blut geopfert und fortwährend fruchtlos auf den Beistand Rußlands, auf eine Erhebung Serbiens und Montenegro's geharrt. Rußland hat uns getäuscht und von den Slaven der Balkan-Halbinsel kam kein Mann, um für Kreta's Freiheit zu kämpfen. Seitdem hat sich die Stimmung in Griechenland vollständig geändert; an die Stelle der Gefühlspolitik ist die Interessenpolitik getreten. Griechenland will heute die freundschaftlichsten Beziehungen mit der Türkei unterhalten. Dieser Standpunkt ist nicht einmal neu. Schon 1864 war man der Ueberzeugung, daß nur ein Aufstand der griechischen Unterthanen der Pforte uns in einen Krieg mit derselben verwickeln könnte, und die Regierung hat damals große Anstrengungen gemacht, um den Aufstand auf Kreta zu verhindern. Die Slaven erheben Anspruch auf Macedonien, sie wollen Landsleute Alexanders des Großen sein und den Hellenismus aus Gegenden vertreiben, die er unsterblich machte. Das ist eine förmliche und widerwärtige Entweihung. Hätten die Slaven nicht selbst das alte Band der Solidarität zerrissen, welches einst alle Christen des Orients verknüpfte, so würden jetzt Bataillone griechischer Freiwilligen den Aufständischen in der Herzegowina zu Hilfe geeilt sein, so aber finden

wir, daß die Bewegung unsere Interessen nur von ferne berührt." Noch weit schärfer äußert sich der in Constantinopel erscheinende „Neologos". Er sagt, die Südslaven seien in einer großen Täuschung befangen, wenn sie glaubten, daß das Hellenenthum ihr natürlicher Bundesgenosse sei. Sie hätten nichts für Griechenlands Freiheit gethan und könnten keine guten Dienste von ihm verlangen. In Griechenland herrsche nicht nur kein Enthusiasmus für rebellische Herzegowiner und Bosniaken, sondern das griechische Volk sei bereit, im Falle die Türkei schwer bedroht sein sollte, sich zu ihren Gunsten auszusprechen, ja an ihrer Seite zu kämpfen."[1])

In den folgenden Jahren wechselten bekanntlich die beiden Staatsmänner Trikupis und Delyannis in der parlamentarischen Regierung Griechenlands mit einander ab. Vom ersteren war bekannt, daß seine Worte mit seinen Thaten nie recht übereinstimmten: „Seinen Freunden sagte er, daß er sich zum Kriege vorbereite, und die Pforte versicherte er, daß er nur den Frieden wolle; den Aufstand auf Kreta tadelte er öffentlich und unterstützte ihn heimlich."[2]) Als im Jahre 1885 Delyannis ihn ablöste, stand er vor den Ereignissen in Bulgarien. Nun schien es ihm geboten, im Interesse der großgriechischen Idee mit vollem Nachdrucke aufzutreten. Er drohte den Mächten mit kriegerischem Einschreiten, er nahm ein Anlehen auf, um den Aufstand auf Kreta in hellen Flammen auflodern zu lassen, was er aber schließlich erzweckte, war bekanntlich die von den Mächten verhängte Blockade der griechischen Küsten.[3]) Es ist damals beschrieben worden, wie die Griechen hätten befriedigt werden können:

„Der Artikel 23 des Berliner Vertrages bestimmt, daß

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 31. August 1875.

2) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 2. Nov. 1890. — Cfr. Wiener „Neue Freie Presse" vom 20. Januar 1880.

3) Wiener „Neue Freie Presse" vom 18. Mai 1890.

die Provinzen der europäischen Türkei, also auch die hauptsächlich von Griechen bewohnten Gebiete, welche man als Macedonien bezeichnet, eine eigene, nach dem Muster Kreta's hergestellte, Verwaltung erhalten sollen. Diese Bestimmungen des Berliner Vertrages auszuführen, ist von der Pforte nie versucht worden. Wenn Griechenland eine gewisse Sicherheit dafür geboten würde, daß Macedonien eine ähnliche Verfassung, wie sie bisher Ostrumelien gehabt hat, erhalten wird, wodurch das Hellenenthum im Kampfe gegen die Bulgaren eine wichtige Stütze erhielte, so dürfte die griechische Regierung sich wohl zur Abrüstung entschließen, weil dann der Anschluß jener Gebiete an Griechenland nur eine Frage der Zeit wäre." [1])

Aber da liegt eben der Hacken gegenüber Rußland Die macedonische Frage steht immer in enger Wechselbeziehung mit der kretensischen. Schon in dem geheimen griechisch-serbischen Vertrage von 1867 wurde bestimmt, daß im Ernstfalle Griechenland Freiwilligen-Banden anzuwerben und auszurüsten habe zum Einfalle in Epirus und Thessalien. Alsbald nach dem Ausbruch der neuesten Krisis in Kreta sind denn auch jetzt solche griechischen Banden im südlichen Macedonien eingefallen und stehen im Kampfe mit den Türken. Schon vor zwei Jahren haben sich die gleichen Einfälle auch von bulgarischer Seite wiederholt, auf russischen Befehl in Sofia ist aber dem dortigen Comité das Handwerk gesperrt worden Rußland will eben nach eigenem Ermessen über den nationalen Durcheinander in Macedonien verfügen. Schon vor zehn Jahren hat ein berühmter Grieche, der Dichter Bikélas, in einer zu Paris gehaltenen Rede gewarnt: „Das Eine, was gefürchtet werden muß, ist der schädliche Druck der nordischen Macht, welche den Einen Balkanstaat auf Kosten der anderen zu vergrößern, ihn zum willigen Werkzeug zu machen, die nicht slavischen oder nicht gefügigen

---

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 10. April 1886.

Elemente zu absorbiren und hiedurch den Frieden unaufhörlich zu stören droht.“ [1])

Im Verlauf der Dinge hat sich nun das Ansehen des griechischen Staatswesens keineswegs gehoben. Schon vor zehn Jahren schrieb der oben genannte Beobachter: „Zu allen diesen Erwägungen kommt nun noch die Ueberzeugung, daß Europa die Drohungen Griechenlands nicht ernst nimmt, und daß die Großmächte das kleine Land in schändlicher Weise behandelt haben. Diese Behandlung schmerzt die Griechen um so mehr, als sie sich sagen, daß sie bereits schwere Opfer an Geld für die griechische Sache gebracht haben. Um den Aufstand in Kreta unterstützen zu können, hat Griechenland zwei Anleihen im Betrage von 36 Millionen Drachmen aufgenommen, wozu in Folge des türkisch-russischen Krieges 85 Millionen und bei Regelung der Grenze drei Jahre später 120 Millionen kamen. Seit den Ereignissen des September (nämlich wegen Ostrumeliens) aber hat die griechische Regierung Alles verwerthet, woraus sich nur Geld hat machen lassen, und wie auch der gegenwärtige Conflikt enden mag: sicher ist, daß die Finanzen des kleinen Landes auf lange Zeit hinaus ruinirt sind.“ [2]) Fünf Jahre später war in Berliner Blättern zu lesen: „Griechenland hatte unter der Regierung des Kabinets Trikupis sein Heerwesen derart vernachlässigt, daß seinerzeit vor Kaiser Wilhelm nicht einmal die zuvor geräuschvoll angekündigte Truppenrevue stattfinden konnte. Heute dagegen dreht sich in den politischen Kreisen fast die ganze Discussion nur um die auf Hebung der Wehrkraft gerichteten Maßregeln der Regierung. Die finanziellen Aufwendungen für all. diese Pläne sind sehr bedeutende, aber im Lande erhebt sich auch nicht Eine Stimme, welche die Nothwendigkeit

---

1) Münchener „Allgemeine Zeitung“ vom 4. Februar 1886.
2) „Frankfurter Zeitung“ vom 10. April 1886.

der Opfer in Abrede stellen wollte." Dagegen hatten als= bald die Stimmen der griechischen Staatsgläubiger sich zu erheben, welchen an ihren Zinsen willkürlich abgestrichen wurde; und bereits haben sie deutliche Winke erhalten, daß die Beziehungen Griechenlands zu dem neuen Aufstande in Kreta die Finanzlage in Athen neuerdings sehr hart mit= genommen hätten, so daß das Aergste zu befürchten sei.[1])

Auch der Sultan windet sich in der drückendsten Finanznoth, aus der sein neuer russischer Freund ihn nicht zu befreien vermag. Der Sultan soll daher, da in Geld= sachen auch mit dem Dreibundsmächten nichts anzufangen ist, seine begehrlichen Augen auf England geworfen haben. Vielleicht fällt diese Rücksicht bei der Pforte schwerer in's Gewicht, als der Respekt vor dem noch erübrigenden con= tinentalen Concert, und entschließt sich der Sultan zum Nachgeben gegen die unerläßlichen Forderungen Englands Daß dabei Rußland doch noch der Hahn im Korbe bleibt, wird es schon zu machen wissen, und was immer in nächster Zeit für Kreta herauskommen wird, der Humor des Czaren bei seinem wohlverdienten Triumphzuge durch die Länder des alten Welttheils wird ihm nicht gestört werden.

1) „Berliner Kreuzzeitung" vom 14. Oktober 1891.

XXXIII.

Akademische Erörterungen zur römischen Frage.

I.

Die Münchener Allgemeine Zeitung bringt seit längerer Zeit in der ersten Beilage jeden Monats „Kirchenpolitische Briefe.“ Dieselben erinnern im Charakter einigermaßen an die „Römischen Briefe vom Conzil,“ durch welche, wie sich die älteren unter uns noch sehr wohl zu erinnern wissen, die Allgemeine Zeitung vor bald einem Menschenalter Verwirrung und Unruhe in weite katholische Kreise hineintrug und den Geist der Opposition schüren half, der dann zum Altkatholicismus führte und mit ihm endigte. Aber die Zeiten haben sich geändert. Von einer auch nur annähernd gleichen Wirkung der neuen kirchenpolitischen Briefe ist keine Rede. Soweit sich übersehen ließ, hat sich die katholische Presse mit ihren sachlichen Ausführungen überhaupt nicht befaßt und nur ganz vereinzelt sind Versuche hervorgetreten, den Verfasser zu errathen und kenntlich zu machen, der sich unter dem Decknamen Spektator verbirgt. Eine seitdem regelmäßig wiederholte Anmerkung des Herausgebers oder der Redaktion bezeichnet die nach dieser Richtung angestellten Vermuthungen als willkürliche Combinationen.

Die nachfolgenden Erörterungen lassen die Frage nach der Person des Verfassers völlig bei Seite. Könnte der Briefschreiber hoffen, durch die Autorität seines Namens das Gewicht seiner Ausführungen zu verstärken, so würde er

denselben dem Publikum vermuthlich nicht vorenthalten haben. Es genügt, sich an das zu halten, was die Briefe selbst erkennen lassen. Dies ist einmal ein gewisses Maß kirchengeschichtlicher Kenntnisse und eine ausgebreitete, namentlich die neuere italienische Publicistik umfassende Belesenheit und zum zweiten die entschiedenste Aversion gegen den „Ultramontanismus." Beides ist für eine Auseinandersetzung mit dem Inhalte von Bedeutung, während ein drittes Moment höchstens für die Persönlichkeit des Verfassers in Betracht zu ziehen wäre. Derselbe möchte sich nämlich den Anschein geben, nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein eingeweihter Politiker zu sein. Möglich, daß er es ist, aber mysteriöse Andeutungen über interessante Verbindungen und intime Kenntniß geheimer Vorgänge reichen zum Beweise nicht aus, dazu bedürfte es genauerer Angaben und der Namhaftmachung der Gewährsmänner. Gibt es ja doch Leute, die sich diplomatischer Beziehungen rühmen, wenn sie einmal mit dem Portier eines Gesandschaftshotels gesprochen haben.

Eine Reihe von Briefen beschäftigt sich mit der Römischen Frage. Was in breitester Ausführlichkeit über die Vorgeschichte beigebracht wird, die Stellung des Papstthums in früheren Jahrhunderten und die letzten Phasen der Entwicklung bis zum Aufhören der weltlichen Herrschaft, mag auf sich beruhen. Nicht die nachträgliche Würdigung von Personen und Ereignissen der Vergangenheit interessirt hier, sondern die Beurtheilung der gegenwärtigen, durch die Einverleibung des päpstlichen Rom in das Königreich Italien geschaffenen politischen Situation. Die Auslassungen des Verfassers sind freilich rein akademischer Natur. Er erhebt nicht den Anspruch, im Rathe derer gesucht zu werden, die auf die Zuspitzung oder Lösung der Frage einen maßgebenden Einfluß ausüben. Er ist auch nicht in dem Sinne als ein politischer Faktor zu erachten, in welchem dies schließlich von jedem einzelnen Mitglied einer ausgesprochenen und in einer be-

stimmten Richtung wirksamen Partei gilt. Denn wenn er auf der einen Seite seine Feindschaft gegen die Ultramontanen, worunter er zuerst den Jesuitenorden versteht und sodann die politisch organisirten Katholiken aller Länder, recht geflissentlich zur Schau trägt, so vermehrt er doch anderseits auch nicht die Masse der erklärten Papstfeinde, welche man bei einer praktischen Inangriffnahme der römischen Frage sicherlich nicht außer Berechnung lassen dürfte. Er steht den Dingen gegenüber, wie ein Professor einer wissenschaftlichen Streitfrage, zu der er ein eigenes Verhältniß nicht besitzt und zu deren endgültigen Erledigung beizutragen, seinen Absichten ferne liegt. Aber die Ergebnisse, zu denen die von einem feindseligen Standpunkte aus unternommenen akademischen Erörterungen hinführen, sind immerhin interessant genug und mögen daher einer kurzen Beleuchtung unterzogen werden.

Ich beschränke mich dabei auf die drei letzten Briefe, vom 1. Juni, 1. Juli und 1. August. Auch in dieser Einschränkung muß man sich durch allerhand Ueberflüssiges und nicht zur Sache Gehöriges hindurchlesen. Da sind zunächst die Jesuiten. Der Verfasser scheint sehr eingehende Studien über dieselben angestellt, dabei aber vorzüglich den Anklägern des Ordens sein Ohr geliehen zu haben. Er verweilt mit Vorliebe bei den bedeutenden Männern, wie Passaglia, Curci u. a., die ihm den Rücken kehrten, und weiß auch recht beweglich von anderen zu erzählen, die zwar darin geblieben sind, aber mit tiefem Schmerz über gewisse zur Alleinherrschaft gelangte Personen und Strömungen, wie sie namentlich durch die „Civiltà cattolica" vertreten werden. Die genannte Zeitschrift und ihre Hintermänner scheinen nach der Ansicht des Verfassers so ziemlich an allem Schuld zu sein, was sich innerhalb der Kirche in der Neuzeit an Mißgeschick oder Unglücksfällen, Irrungen und Unzulänglichkeiten zugetragen hat. Die Uebertreibungen liegen hier überall auf der Hand. Manchmal erscheinen

statt der Jesuiten auch die Intransigenten, und die Unbestimmtheit dieser Bezeichnung gestattet dann, mit den Anklagen noch weiter zu gehen, wenn auch nur in der Form von Andeutungen. So wird sogar der alte Klatsch von der angeblichen Vergiftung des zur Versöhnung neigenden Cardinals Franchi wieder aufgetischt und der Versuch gemacht, Zweifel über die Todesursache des Cardinals Galimberti zu erwecken. Freilich passen die Worte, welche dem „unverbürgten Nachrichten zufolge kürzlich eines natürlichen Todes verstorbenen“ Kirchenfürsten in den Mund gelegt werden, weder zu der politischen Stellung, welche derselbe bekanntermaßen einnahm, noch zu der Rolle eines Opfers der Intransigentenpartei, welche ihn der Verfasser, wie es scheint, spielen lassen möchte.

Sehr ernstlich aber muß Verwahrung eingelegt werden gegen die wiederholten Behauptungen des Verfassers von dem übermächtigen Einflusse der Jesuiten auf die einzelnen Phasen der päpstlichen Politik wie auf den Eifer der katholischen Völker zur Darreichung des Peterspfennigs. Es ist eine Lieblingsidee des Verfassers, die Jesuiten als diejenigen hinzustellen, welche über die finanziellen Hülfsquellen der Curie nach Belieben verfügen, und daher jeden Augenblick eine zur Versöhnung neigende Haltung des Papstes in eine kriegerische zu verwandeln im Stande sind, indem sie gleichsam den Zufluß der von den Gläubigen gespendeten Gaben reguliren, ihn spärlich werden lassen, wenn sie den Sieg einer conciliatorischen Politik zu befürchten haben, reichlicher, wenn umgekehrt ihre, den Gegensatz verschärfenden und jede Lösung perhorrescirenden Tendenzen Oberwasser gewinnen. Auch nicht der Schatten eines Beweises wird für dieses Phantasiebild beigebracht, welches von allen denen, die innerhalb des kirchlichen Lebens stehen und die Dinge kennen, je nach Stimmung und Temperament mit Heiterkeit oder mit Entrüstung zurückgewiesen werden wird.

Recht schlecht ist der Verfasser auch auf die Bischöfe

der romanischen Länder zu sprechen: „Das heutige Italien", belehrt er uns, „ist nicht reich an Bischöfen, welche sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben. Freie Bischofswahlen im Sinne des alten kanonischen Rechts gibt es nicht mehr, und da der Einfluß der Jesuiten allmächtig ist, wird dafür gesorgt, daß Männer von Talent und Charakter den bischöflichen Sitzen fern bleiben. Unter den 264 Bischöfen des jetzigen Königreichs sind im Grunde nur zwei, deren Namen im ganzen Lande Notorietät und allgemeine Verehrung genießen." [1]) Und von Frankreich hören wir: „Die meisten der jetzigen französischen Bischöfe sind eben die Creaturen der republikanischen Machthaber, ausgewählt und ernannt mit Rücksicht auf ihre politische Gesinnung und nicht zum mindesten auch mit Rücksicht auf ihre notorische Nullität. Denn dafür sorgen die Herren Cultusminister, daß keine Dupanloup mehr in den Episkopat hereinkommen." [2])

Die Insufficienz der italienischen Bischöfe hängt sodann nach der Meinung des Briefschreibers mit dem geringen Bildungsniveau des italienischen Klerus überhaupt und dieses mit der Mangelhaftigkeit des herkömmlichen Erziehungswesens zusammen. Ja, wenn man den Weg hätte gehen wollen, welchen in den 40er und 60er Jahren das „glanzvolle Auftreten Antonio Rosmini's und seiner Schule" eröffnet hatte! Dasselbe begründete, so hören wir, „einige Jahrzehnte hindurch dem Klerus der Lombardei und Veneziens eine unleugbare Ueberlegenheit, und zwar eine doppelte, eine intellektuelle und moralische Ueberlegenheit" und wurde „für viele Tausende das Band, welches sie noch an Religion und Kirche knüpfte". Aber damit ist es nun auch vorbei! „Die Versündigung an dem Andenken Rosmini's, die Zerstörung seines Werkes und seines segensvollen Einflusses auf den

1) Beilage vom 1. Juni, S. 6.
2) Beilage vom 1. August, S. 4.

Klerus Italiens ist — nach dem Urtheile des Verfassers der kirchen-politischen Briefe — ein nicht genug zu brandmarkendes Verbrechen der jesuitischen Partei, dessen Kosten das Papstthum selbst zu tragen hat." [1])

Aber nicht nur die kirchlichen Zustände in Italien und Frankreich erblickt der Briefschreiber in trübem Lichte, ganz ohne Einschränkung wird die Behauptung ausgesprochen, „daß bei dem gegenwärtigen Zustand das innere Leben der Christenheit mehr und mehr zerfällt." Die Führer der kirchlichen Bewegung haben „mehr und mehr Auge und Empfindung dafür verloren, worin das eigentliche und innere Leben des Christen und der christlichen Gesellschaft besteht. Dies Leben documentirt sich in der Wissenschaft, der Literatur, vor allem in der einfachen und selbstlosen Frömmigkeit des Herzens, Reinheit des Wandels und in den Werken der Nächstenliebe". Wie aber steht es mit allen diesen Dingen? „Die kirchliche Literatur und Wissenschaft ist seit dem letzten Vierteljahrhundert in tiefem Verfall: was dennoch sich erhalten hat, was wirklich Ernstes und Ehrliches an geistiger Arbeit geleistet wird, wird beargwöhnt, begeifert, offen verketzert, oder, wo das nicht angeht, im stillen bekämpft, auf die Seite geschoben. Namen brauchen wir nicht zu nennen, sie kommen jedermann auf die Lippen. Eine große christliche Kunst gibt es nicht mehr. Auf unseren Altären steht wie im Garten des Vatikan, die Madonna von Lourdes, von der jedermann weiß, daß sie die Personification des künftigen Rachekrieges gegen das deutsche Reich und des Sieges der ausgewählten großen Nation über die verhaßten Preußen ist. Die individuelle Frömmigkeit ist glücklicherweise vielen Tausenden noch nicht abhanden gekommen. Aber was sich davon herauswagt, ist durchweg von politischen Nebengedanken inficirt. Die Predigten unserer Geistlichen beschäftigen sich weit mehr mit Kirchen-

1) Beilage vom 1. Juli, S. 4.

politik als mit den Fragen der Erlösung und Heiligung; der beste und pflichtgetreueste Pfarrer gilt nichts und wird gedrückt oder verfolgt, wenn er nicht für die Ideale der ultramontanen Kirchenpolitik Propaganda macht, durch Wahlagitation glänzt und reichen Peterspfennig sammelt." [1])

Und der Beweis für dieses vernichtende Urtheil, für die geradezu ungeheuerlichen Behauptungen? Der Verfasser hält es für genügend, nochmals auf das Schicksal des Rosminianismus zu verweisen und daneben auf gewisse unrühmliche Vorgänge, die sich an den Namen des Don Albertario knüpfen, diesen „Typus eines Priesters und eines Journalisten wie er nicht sein soll". Man gewinnt daraus die Ueberzeugung, daß jene abschätzigen Urtheile nicht so sehr der besonnenen Abwägung feststehender Thatsachen, als vielmehr persönlichen Stimmungen und Verstimmungen ihren Ursprung verdanken.

Es ist ein eigen Ding um die Kirche Gottes. Wer ihr fremd gegenübersteht, oder, in ihr stehend, sie nicht mit dem Centrum seines Willens erfaßt, dem trübt sich der Blick für das Verständniß ihres Wesens und es verschiebt sich ihm der Maßstab für eine gerechte Werthschätzung von Personen und Einrichtungen. Wo das Göttliche menschlichen Händen anvertraut ist, da muß naturnothwendig in der äußeren Erscheinung das Menschliche mit allem Schönen und Edlen, aber auch mit der ihm anhaftenden Schwäche und Gebrechlichkeit zur Geltung kommen. Und darum würde sich nicht nur der Historiker gegen die Pflicht der Wahrhaftigkeit verfehlen, welcher bei der Schilderung vergangener Perioden alle Schattenseiten mit Stillschweigen übergehen und Menschen und Zustände im Lichte tadelloser Vollkommenheit erstrahlen lassen wollte Auch in der Gegenwart wird es niemand im Ernste als ein Erforderniß kirchlicher Gesinnung bezeichnen,

---

1) Beilage vom 1. Juli S. 7.

daß man sich gegen alle Schäden blind erweise und ohne Prüfung jeder innerhalb des kirchlichen Lagers getroffenen Maßregel und jedweder Kundgebung zustimme. In allen Zeiten der Kirchengeschichte hat es ernsthafte Männer, ja große Heilige gegeben, welche mit vollstem Freimuth, ja mit schneidender Energie Mißbräuche geißelten und vor Gefahren warnten. Zweierlei aber haben sie dabei nie außer Auge gelassen. Sie haben nicht den Tadel, der einzelnen Schritten und Handlungen mit Recht zu Theil wurde, in falscher Verallgemeinerung auf ganze Institutionen übertragen und nicht um einzelner schwacher oder unwürdiger Mitglieder willen ganze Corporationen verworfen. Und weil ihr Herz in Wahrheit der Kirche Christi gehörte, haben sie niemals feindlich Stellung zu dem gesammten Organismus derselben genommen und sich von einem vermeintlich höheren, in Wahrheit aber doch nur isolirten Standpunkte aus zum Richter über Papst und Bischöfe, Klerus und Volk aufgeworfen. Man braucht kein unbedingter Verehrer der Gesellschaft Jesu oder irgend eines anderen Ordens zu sein, man kann den Wunsch hegen, daß die Geistlichkeit dieses oder jenes Landes besser zu ihrem hohen Berufe ausgerüstet sein möge, man kann es bedauern, wenn da oder dort in kirchlichen Kreisen die richtige Werthschätzung der Wissenschaft und eine gewisse Freiheit des Blicks mangelt, wer aber vor aller Welt auf die kirchlichen Organe und das denselben treu anhängende Volk nur Anklage auf Anklage häuft, wer einer großen, seit Jahrhunderten in der Kirche thätigen Genossenschaft ohne Beweis die größten Uebelthaten zutraut oder vorwirft, der wird dem Verdachte nicht entgehen, daß es ihm bei seinen Auslassungen jedenfalls nicht um die Wahrung kirchlicher Interessen zu thun ist.

Daß zur Gesundheit und zum vollen Reichthum der christlichen Gesellschaft auch die Blüthe kirchlicher Wissenschaft und Kunst gehöre, sei bereitwilligst zugestanden. Auf beiden Gebieten erblickt der Verfasser nur tiefen Verfall. Er mag

ja berechtigt sein, nach der einen und anderen Richtung große Ansprüche zu erheben, und sicherlich soll hier selbstgenügsamer Mittelmäßigkeit nicht das Wort geredet werden. Aber müssen wir, um nur allein von Deutschland zu reden, wirklich anerkennen, daß hier die „kirchliche Literatur und Wissenschaft seit dem letzten Vierteljahrhundert in tiefem Verfall" sich befinde? Hergenröthers Photius, ein Werk, dem die moderne byzantinische Wissenschaft die größte Werthschätzung entgegenbringt, liegt ja allerdings jenseits dieser Zeitgrenze, aber denkt der Verfasser so gering von Funks kirchengeschichtlichen Forschungen, von Bardenhewers Arbeiten zur Patrologie, von denen des Freiburgers Fr. X. Kraus zur christlichen Archäologie und Kunstgeschichte? Zeigen nicht das historische Jahrbuch der Görres-Gesellschaft, die von Bardenhewer herausgegebenen biblischen Studien und andere ähnliche Zeitschriften und Sammelwerke, daß es im katholischen Deutschland doch auch heute noch Männer gibt, welche etwas „wirklich Ernstes und Ehrliches an geistiger Arbeit" zu leisten bestrebt sind?

Den Verfall der kirchlichen Kunst soll die Verbreitung der Madonna von Lourdes beweisen. Daß sie, obwohl längst vor den siebziger Jahren aufgekommen, eine Incorporation des französischen Revanchegedankens darstelle, werden viele zum erstenmal vernommen haben. Daß sie nach der religiösen wie künstlerischen Seite ein wirkliches Madonnenideal darstelle, werden mit dem Schreiber dieses viele nicht zugeben mögen. Aber kann man deshalb ernsthafter Weise ganz uneingeschränkt von einem Verfall der kirchlichen Kunst reden? Ihre großen Blüthenperioden waren durch zwei Faktoren bedingt, das Auftreten großer künstlerischer Ingenien und die Thatsache, daß die Kirche die Aufgaben stellte, an denen in erster Linie sich ihre schöpferische Kraft bethätigen konnte. Beides muß zusammentreffen, und wenn künstlerisches Ingenium sich zu keiner Zeit willkürlich beschaffen ließ, so liegen andererseits die Gründe auf der Hand, warum dasselbe, wo

es heute vorhanden ist, nicht mehr ausschließlich oder auch nur vorwiegend mit der Ausgestaltung christlicher Ideen und dem Schmucke des kirchlichen Lebens sich befaßt. Daß aber auch heute die christlichen Künstler nicht ausgestorben sind, ja daß wir gerade gegenwärtig in Deutschland über eine erfreuliche Zahl jüngerer Kräfte verfügen, welche ausgerüstet mit den Mitteln der modernen Technik und durchaus in der Empfindungsweise der Gegenwart sich bewegend, aber zugleich erfüllt von den christlichen Idealen, diese in ihren Schöpfungen zu verwirklichen suchen, — das könnte doch nur blinde Voreingenommenheit oder völlige Unkenntniß der Dinge in Abrede stellen. Oder, wenn der Verfasser vielleicht zu denen gehört, für welche kirchliche Kunst identisch ist mit den Kunstformen des germanischen Mittelalters, so müßte ihn, wenn es ihm nicht schon bekannt sein sollte, eine Reise nach Rheinland und Westfalen davon überzeugen, wie Großes in der Erneuerung dieser Formen in den letzten Jahrzehnten geleistet worden ist.

Und endlich sind Wissenschaft und Kunst bei aller Werthschätzung doch nicht die höchsten und nicht die eigentlichen Kundgebungen christlichen Lebens. Auch der Verfasser erblickt sie nicht darin. Aber während er von den Werken der Nächstenliebe nicht weiter redet, vermuthlich, weil sich hierüber schlechterdings nichts zu Ungunsten der gegenwärtigen Phase in der Geschichte der Kirche sagen ließ, beklagt er die Durchsetzung selbst der individuellen Frömmigkeit mit politischen Nebengedanken, und die Verdrängung der Heilspredigt auf den Kanzeln durch kirchenpolitische Diatriben.

Ueber Quantität und Qualität individueller Frömmigkeit ein zutreffendes Urtheil zu fällen, dürfte schwer, wenn nicht unmöglich sein. Der Verfasser gesteht zu, daß dieselbe vielen Tausenden noch nicht abhanden gekommen sei. Aber auch die von ihm beklagte politische Inficirung läßt sich in einem anderen Lichte betrachten, zum mindesten ist sie sehr leicht zu erklären. Mit wahrer und echter Frömmigkeit ist

der Wunsch sehr wohl zu vereinigen, ja er kann gerade aus derselben entspringen, daß auch die gesellschaftlichen Verhältnisse nach den Grundsätzen des Evangeliums gestaltet werden möchten. Je nach Zeit und Umständen wird dieser Wunsch einen ganz bestimmten Inhalt gewinnen, er kann zu einem politischen Programm werden oder als ein solches erscheinen. Wenn während der Culturkampfjahre aus Deutschland vertriebene fromme Klosterfrauen um Aufhebung der Maigesetze, Rückkehr der Bischöfe, Wiederzulassung der Orden beteten, so war das schließlich auch politische Parteinahme, aber ganz gewiß keine Vergiftung der individuellen Frömmigkeit. Und auch wenn sich in solch fromme Wünsche, wie es nicht ausbleiben kann, da und dort Beschränktheit und Unverstand einmengen, so gibt das noch kein Recht, über einen allgemeinen Niedergang des christlichen Lebens zu jammern, solange nicht der Geist des Evangeliums vom Parteigeist überwuchert wird und an die Stelle der Seelsorge die politische Agitation tritt. Möglich, daß der Verfasser in dieser Beziehung schlimme Erfahrungen gemacht hat, möglich auch, daß sich diese aus den besonderen Verhältnissen des Landes erklären würden, in welchem er lebt, unzulässig ist es auf alle Fälle, daraus ein Verdikt über die gesammte religiöse Bewegung unserer Tage abzuleiten. Bekanntlich reicht eine einzige gegentheilige Erfahrung aus, um die Unrichtigkeit eines aus einer Anzahl von Erfahrungen abgeleiteten allgemeinen Urtheils darzuthun. Schreiber dieses, der doch auch in die Kirche zu gehen pflegt, erinnert sich seit Jahren nicht mehr, eine kirchen-politische Predigt gehört zu haben.

II.

Die obigen Auseinandersetzungen scheinen mit der römischen Frage nur in einem sehr entfernten Zusammenhange zu stehen. Sie haben trotzdem für den hier verfolgten Zweck ein werthvolles Ergebniß geliefert, indem sie

in dem Briefschreiber der Allgem. Zeitung einen durchaus „unverdächtigen" Zeugen erwiesen haben. Er ist mit uns, d. h. den politisch organisirten oder doch irgend wie am öffentlichen Leben sich betheiligenden Katholiken der verschiedenen Länder „weder verwandt noch verschwägert". Seine Interessen sind nicht die unsern. Hören wir nunmehr, wie er sich über den eigentlichen Gegenstand ausläßt.

Der letzte der bisher erschienenen Briefe wirft die Frage auf: „entspricht die gegenwärtige Lage des Oberhaupts der Kirche den Bedürfnissen und der Würde des Katholicismus, oder hat derselbe ein weiteres Maß von Unabhängigkeit und Freiheit des apostolischen Stuhls zu fordern?" Es wird hierauf die Antwort des offiziellen Italiens angeführt, daß dem Papste seit 1870 keine irgendwie wünschenswerthe Freiheit gefehlt habe, ja daß der heilige Stuhl in der Lage gewesen sei, die heftigsten Anschuldigungen gegen Italien oder Preußen auszusprechen, ohne daß der Versuch gemacht worden sei, ihm in dieser Richtung irgend welche Schranken aufzuerlegen; daß ferner der Papst in keiner Weise in der Ausübung seiner Primatialrechte, sei es auch nur in der obersten Leitung der italienischen Kirchen behindert oder geschädigt worden wäre, im Gegentheile sei der apostolische Stuhl heute von einer Menge von Rücksichten frei, welche er früher bald auf diese, bald auf jene Macht zu nehmen hatte.

„Diese Argumente", sagt der Verfasser, „sind sehr bestechend, aber sie sind für die Entscheidung der Sache nicht ausschlaggebend. Der hl. Stuhl hat stets, und wie es uns dünkt, nicht ohne Berechtigung, hervorgehoben, daß die ihm durch das Garantiegesetz von 1871 zugestandene Unabhängigkeit auf einem Mehrheitsbeschluß der italienischen Kammer beruht, der jeden Tag wieder aufgehoben werden kann. Die Einreihung des Garantiegesetzes unter die Kategorie der Staatsgrundgesetze ändert schließlich daran nicht viel, denn auch diese können auf dem von der Verfassung

vorgesehenen Wege wieder beseitigt werden. Und zudem kann in dem Umstand, daß Italien sich seit 1871 sehr langmüthig gezeigt und, ohne darauf zu reagiren, alle Kundgebungen der Curie ertragen hat, doch keine Bürgschaft liegen, daß das auch in Zukunft immer so sein werde. Wir haben gesehen, wie aus Anlaß des 20. September vor. Js. schon manche Stimmen einfach die Aufhebung des Garantiegesetzes verlangten oder in Aussicht stellten"[1])

Mit Befriedigung wird man unsrerseits von diesem Zugeständniß Akt nehmen. Ganz dasselbe ist auf unsern Congressen seit Jahren ausgesprochen worden. Das italienische Garantiegesetz genügt seiner ganzen Beschaffenheit nach nicht, um die Freiheit und Unabhängigkeit des hl. Stuhles dauernd sicher zu stellen. Und auch darin wiederholt der Verfasser nur, was auf unserer Seite unzählige Male hervorgehoben wurde, wenn er in Uebereinstimmung mit andern „durchaus nicht ultramontanen Beurtheilern" bekennt, daß das Gesetz die ihm ausdrücklich gestellte Aufgabe nur mangelhaft erfüllt hat. „Schon vor elf Jahren konnte Geffken in seiner Untersuchung über die Bewährung des Garantiegesetzes betonen, daß die cynischen Angriffe, denen die Person des Papstes trotz der Art. 1—3 in der italienischen Presse ausgesetzt sei, daß die thätliche Beschimpfung der Leiche Pius IX. in der Nacht vom 13. Juli 1881 und die Ignorirung des Art. 519 des Strafgesetzbuchs durch den Gerichtshof bedenkliche Illustrationen der dem Papste zugestandenen Rechte seien und daß die Erkenntnisse der römischen Gerichte in dem Prozeß Theoduli-Martinucci (1879—1882), das Erkenntniß des Cassationshofes vom 29. Januar 1884, betreffend die Einziehung und Convertirung der Güter der Propaganda, dem Vatikan Anlaß geben mußten, über Eingriffe in seine geistliche Wirksamkeit zu klagen. Die letzterwähnten

---

1) Beilage vom 1. August S. 1 f.

bedauernswerthen Vorgänge zeigten jedenfalls, daß das Garantiegesetz hinsichtlich der Frage der Zuständigkeit der Behörden und des kirchlichen Vermögens Lücken bietet und daß die Unabhängigkeit der kirchlichen Verwaltung durch die also bedingte Unsicherheit der Rechtsprechung allerdings auf mehr als einem Punkte bedroht erachtet werden muß." [1])

Aber hiermit ist der Kern der Frage noch nicht berührt. Auch wenn etwa durch eine internationale Vereinbarung der Mächte das Garantiegesetz auf eine festere Grundlage gestellt und wenn das feindliche Verhältniß zwischen Vatikan und Quirinal einem freundlicheren Platz gemacht haben würde, so wäre damit der principielle Mangel und die innere Unhaltbarkeit der Situation nicht beseitigt. Auf der vorigjährigen Katholikenversammlung sagte Freiherr v. Hertling: „Das war das Neue, das Unerhörte, was die christliche Kirche von ihrem ersten Auftreten an von allen heidnischen Religionen des Orients wie des Occidents unterschied, daß sie nicht den besonderen Anschauungen und Bedürfnissen und den besonderen politischen Interessen eines einzelnen Landes und Volkes diente, sondern daß sie hinausgehoben über alle Verschiedenheit der Nationen, über allen Kampf und Widerstreit der Interessen, die obersten Grundsätze des sittlich-religiösen Lebens zur Geltung brachte, denen alle Völker und alle Menschen unterworfen sind. *Und darum haben es auch in den früheren Jahrhunderten die Völker nicht ertragen, wenn das Papstthum zeitweise in wirkliche oder scheinbare Abhängigkeit von einer weltlichen Macht gekommen war. Das avignonesische Exil gibt dafür den Beleg. Jede Kundgebung, jede Stellungnahme des Papstes stand von vornherein in Verdacht, unter dem Einflusse, ja unter dem Drucke der*

1) Beilage vom 1. Juni S. 2.

französischen Könige erfolgt zu sein." Der Redner, dessen Ausführungen, irren wir nicht, in einem der ersten Spektator-Briefe nicht eben freundlich erwähnt wurden, wird vielleicht mit Erstaunen in dem zuletzt erschienenen die folgende Ergänzung derselben gelesen haben: „Ein Papstthum, das im Dienste Italiens stünde und die kirchlichen Aktionsmittel der Politik dieses Staates zur Verfügung stellte, müßte nothwendigerweise den Argwohn anderer Nationen hervorrufen und wir könnten, mutatis mutandis, wieder den Schlachtruf hören, den seinerzeit die Engländer unter dem schwarzen Prinzen gegen das in den Banden der französischen Politik schmachtende Papstthum von Avignon ausstießen: „si le Pape est français, Jésus-Christ est anglais."" Und ausdrücklich wird hervorgehoben, „die Gefahr, daß die Interessen der Katholicität durch die Parteinahme des Pontifikats für eine bestimmte Macht oder durch seine Abhängigkeit von einer solchen geschädigt werde", sei heute größer als je, „weil der Geist der Gegenwart weniger als der vergangener Jahrhunderte geneigt ist, den religiösen Gedanken durch irgend welche Verquickung mit politischen oder nationalen Rücksichten corrumpirt zu sehen."[1])

Und wie der Verfasser hier in völliger Uebereinstimmung mit den Darlegungen der kirchlichen Autoritäten und den Kundgebungen „ultramontaner" Versammlungen die Unhaltbarkeit und innere Unmöglichkeit der gegenwärtigen Situation anerkennt, so stimmt er ebenso mit diesen völlig in dem überein, was er von den unheilvollen Consequenzen der Situation und der bisherigen italienischen Kirchenpolitik zu melden weiß. Unter Bezugnahme auf eine neuerlich in Italien erschienene Schrift urtheilt er über die letztere: „Heute gefiel man sich im Erlaß unnützer oder odiöser Ge-

---

1) Beilage vom 1. August S. 2.

setze; morgen ließ' man der Presse alle Zügel in der Bekämpfung und Beleidigung des religiösen Gefühles schießen. Man mißachtete, vernachläßigte die Bischöfe, man quälte die Pfarrer und überließ sie einem dauernden Elend." [1]) Und vor allem: der „chronische Kriegszustand zwischen Quirinal und Vatikan" hat die Folge, „daß die italienische Jugend seit einem Menschenalter zum großen Theil in den Staatsschulen mehr oder weniger religionslos aufgewachsen ist."[2]) Hatte der Redner auf der vorjährigen deutschen Katholikenversammlung nur geklagt: „In der Stadt der Päpste wächst ein Geschlecht heran, das nicht mehr beten gelernt hat", — so spricht, noch darüber hinausgehend, der Urheber der Spektator-Briefe ganz allgemein von einer Entchristlichung Italiens und klagt: „Es wächst eine Generation heran, welche von der Kirche immer weniger weiß und immer weniger wissen will. Jedermann, der heute Italien bereist, ist von dem Anblick dieser frivolster Oberflächlichkeit und gedankenloser Genußsucht hingegebenen Jeunesse dorée betroffen."[3]) Die gesetzliche Regelung des Religionsunterrichts in den Elementarschulen ist höchst unbefriedigend; „sie gestattet ihn einfach, trifft aber keinerlei Bestimmungen über den Umfang und Charakter desselben, noch weniger über die Frage, ob die kirchliche Behörde ein Recht hat, diesen Unterricht zu ertheilen, und es ist ganz richtig, daß das römische Municipium auf Grund des Gesetzes von 1859 auch dem Oberhaupt der Kirche den Eintritt in die Schule verweigern kann . . . . . Die Klagen der klerikalen Blätter über die scuola atea scheinen daher wohlbegründet zu sein, um so mehr, wenn es wahr sein sollte, daß die Massoneria durch ihre Emissäre überall darauf hinwirkt, daß irgendwie religiös gesinnte Personen nicht als Volksschullehrer angestellt werden.

1) Beilage vom 1. Juli S. 1. 2) Ebenda S. 5.

3) Beilage vom 1. Aug. S. 3.

Daß sich die katholischen Familien mit diesem Zustand nicht zufrieden geben können, zeigen die Verhandlungen der Gemeinderäthe von Rom, Venedig, Mailand, Turin, Genua während des abgelaufenen Winters u. s. w." [1])

Hiernach ist wirklich nicht recht einzusehen, weßhalb der Briefschreiber mit solch vornehmer Geringschätzung auf „die Wehklagen der ultramontanen Presse" und die „obligaten Deklamationen katholischer Congresse" herabschaut. Ist doch auch das Ergebniß seiner Betrachtungen, daß die Beseitigung des jetzigen Zustandes, wenn auch zunächst nur durch Anbahnung eines modus vivendi, wünschenswerth, ja nothwendig sei „im Interesse Italiens, im Interesse Deutschlands und im Interesse der Kirche." Von dem Interesse der Kirche braucht nicht weiter die Rede zu sein. Des Verfassers Ansichten hierüber sind oben schon angeführt worden. Was Italien betrifft, so verweist er zunächst auf die bemerkenswerthe Thatsache, „daß nun schon seit einer Reihe von Jahren keine ernsthafte, von irgend welchem angesehenen oder hervorragenden Publicisten oder Politiker Italiens ausgehende Meinungsäußerung über die ‚römische Frage' sich anders als im Sinne der Versöhnung und der Verständigung ausgesprochen hat." „Man hat allgemein die Empfindung dessen, was dem Lande frommt, und dem Lande frommt vor allem ein besseres Verhältniß zwischen Staat und Kirche und ein besseres Verhältniß der Regierung zu den erhaltenden Parteien der Bevölkerung." [2])

Die Vollständigkeit geschichtlicher Darstellung würde verlangt haben, hinzuzufügen, daß diese Empfindung auch von hervorragenden deutschen Katholiken getheilt wird und auch in unserem Lager bereits publicistisch zum Ausdrucke gelangt ist. Das am 1. April ausgegebene Heft dieser Blätter brachte

1) Beilage vom 1. August. S. 6 f.
2) Beilage vom 1. Juli S. 5.

einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „die Katastrophe von Adua, Dreibund und römische Frage", in welchem die in irgend einer Form erfolgende Aussöhnung mit dem Papst als der sicherste Weg zur inneren Erstarkung Italiens bezeichnet wurde, weil nur unter dieser Voraussetzung die Anbahnung einer neuen Aera conservativer Politik möglich werde, welche die bisher abseits stehenden staatserhaltenden Kräfte in eine erfolgreiche Aktion einbezöge.[1]) Die Kölnische Volkszeitung hat in einer Auseinandersetzung mit dem Pariser Figaro die Gedanken dieses Aufsatzes reproducirt.[2]) Der Verfasser erwähnt von dem allem nichts, aber er stellt doch gelegentlich dem rheinischen Centrumsblatte das Zeugniß aus, daß es „häufigere Accesse von sehr gesundem Menschenverstand" habe.

Ziemlich thöricht dagegen ist, was der Verfasser über die Gefahr bemerkt, welche im Falle eines Krieges mit Frankreich für Italien aus der Allianz des Vatikans mit jener Macht erwachse.[3]) Eher dürften die Dinge umgekehrt liegen. Daß der Papst in einem solchen Falle die strikteste Neutralität beobachten würde, müßte selbst dann völlig außer Zweifel stehen, wenn der Träger der Tiara persönlich nicht die Sympathie für das italienische Volk besäße, aus der weder Pius IX. noch Leo XIII. je ein Hehl gemacht haben. Wohl aber wäre zu fürchten, daß Angst und Mißtrauen der italienischen Regierung und ein alle Ufer überfluthender Chauvinismus zu unwürdigen Vexationen und beleidigenden Zumuthungen gegenüber dem hl. Stuhle führen könnten. Mit dem Verfasser „hoffen wir, daß wenigstens nicht die nächste Zukunft uns die Antwort auf diese Frage bringt." Mit ihm muß man weiterhin der Ansicht sein, daß eine Beseitigung des gegenwärtigen feindlichen Verhältnisses zwischen

1) Bd. 117, S. 512.
2) Erstes Blatt vom 22. April.
3) Beilage vom 1. Juli. S. 6.

Vatikan und Quirinal im Interesse **Deutschlands** gelegen ist.

Seine Ausführungen bewegen sich hier in der Richtung der beiden zuvor schon angeführten Artikel der Histor.-polit. Blätter und der Kölnischen Volkszeitung, wenn sie auch die Farben etwas stärker und vielleicht allzustark auftragen. Wie die Dinge in Europa nun einmal liegen, ist es in der That nicht zweifelhaft, „daß jede Schwächung Italiens unsere eigene Schwächung bedeutet" und somit „unser eigenes Interesse die Erhaltung und Kräftigung des Königreichs verlangt. Ein aus den Fugen gehendes, in kleine Staaten sich wieder auflösendes Italien läge ohnmächtig zu den Füßen Frankreichs und Rußlands, das heute schon mit seinem übermächtigen Einfluß auf der Balkanhalbinsel seine Fühler bis hart an's adriatische Meer ausstreckt. Der Untergang Italiens würde für uns nicht bloß den Hinfall eines Bundesgenossen, sondern, abgesehen von der schweren moralischen Schädigung unseres Ansehens, eine vollständige Umgehung Deutschlands durch Frankreich und Rußland bedeuten." [1])

Um so lieber hätte man dem Verfasser das Gerede von der hervorragenden Rolle geschenkt, welche die römische Frage unter den Mitteln spiele, mit denen die ultramontanen Agitatoren unsere Bevölkerung in Erregung versetzen, und erst recht das von „der Eventualität, daß einmal Tage kommen können, wo die partikularistischen und reichsfeindlichen Tendenzen einen Stützpunkt in der Politik des mit Italien und der Tripelallianz hadernden Papstes suchen oder finden werden."

Wenn der Verfasser es vorzieht, seine Behauptung, daß die heutige Situation eine unhaltbare und verderbliche ist und das Interesse Italiens, Deutschlands und der katholischen Kirche dringend eine Lösung erheischt, mit gehässigen Aus-

1) Beilage vom 1. Juli. S. 6.

fällen auf die organisirte katholische Partei zu verbrämen, so möge er uns doch nicht das Recht verschränken, die gleiche Behauptung in unserer Weise aufzustellen und mit all dem Nachdruck und Eifer zu wiederholen, mit denen man eine wirkliche Herzensangelegenheit zu verfolgen pflegt. Und möge er sich's vor allen Dingen sparen, das Gespenst des reichsfeindlichen Partikularismus zu beschwören. In unserem Lager hat derselbe keinen Vertreter, und der Verfasser weiß recht wohl — denn er selbst hat sich in einem früheren Artikel eines sehr bekannten Organs dieser Richtung als Quelle bedient —, daß seine wirklichen Vertreter die bissigsten, wenn auch glücklicherweise nicht die gefährlichsten Feinde unserer Bestrebungen sind. Uebrigens ist doch auch der Verfasser so gnädig, anzuerkennen, daß „thatsächlich die Gemüther aufrichtig patriotisch gesinnter Katholiken Deutschlands durch den Zweifel bewegt sind, ob unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Sicherheit und Freiheit des Apostolischen Stuhles hinreichend verbürgt sind", und er bemerkt ganz richtig: „Es kann dem Reiche verständigerweise auf die Dauer doch nicht gleichgültig sein, wenn thatsächlich Tausende ehrlicher und braver deutscher Bürger durch die Frage in ihrem Gewissen beunruhigt werden, ob der Fortbestand des so eng mit uns verbündeten Italien mit den Interessen des Katholicismus und mit der nothwendigen Freiheit des Oberhaupts der Kirche vereinbar ist oder nicht." [1])

III.

„Die Freiheit und Unabhängigkeit des Oberhauptes der Kirche erachten auch wir für eine vollkommen berechtigte Forderung der Katholicität, welche durch den gegenwärtigen Zustand sich nicht befriedigt erklären kann." Mit diesem Satze schließt der Verfasser seinen Brief in der Juli-Beilage.

---

1) Beilage vom 1. Juli S. 6.

Welches sind nun die Chancen, daß in absehbarer Zeit eine Besserung eintreten werde?

Was eine ferne Zukunft bringen, welchen Weg die geschichtliche Entwicklung der Völker und Staaten einschlagen werde, weiß niemand zu sagen. Es gab eine Periode, wo man das höchste Ziel dieser Entwicklung in der Ausgestaltung des nationalen Einheitsstaates erblickte, der natürlich zugleich moderner Rechtsstaat und Verfassungsstaat sein mußte. Ich weiß nicht, ob diese Meinung noch in weiten Kreisen mit ungebrochener Zuversicht festgehalten wird. Die mit elementarer Gewalt hervorgebrochenen wirthschaftlichen Interessen, welche durch die ungeheure Umwälzung in den Produktions- und Verkehrsverhältnissen gestachelt, verschoben, gegen einander gekehrt wurden, haben die Werthschätzung politischer Formen ganz bedeutend herabgesetzt. Und der „nationale Gedanke", welcher zu den beliebtesten Programmstücken des politischen Liberalismus und den erfolgreichsten Zugmitteln kluger und energischer Staatsmänner gehörte, ist schon jetzt in der Seele von Hunderttausenden durch die Ideale des internationalen Socialismus verdrängt worden. Beides trifft sicherlich auch auf das Land zu, welches von Anbeginn an das Schooßkind aller liberalen Politiker gewesen ist, das junge Königreich Italien. Auch hiefür bringt der Verfasser der kirchenpolitischen Briefe beherzigenswerthes Material bei. Er erwähnt die Beobachtung, von der eine schon früher angezogene italienische Publication zur römischen Frage ausgeht: daß sich in den letzten Jahren eine gewisse Erkältung der Begeisterung für die Einheit Italiens bemerkbar gemacht habe, und fügt hinzu: „Wäre die Broschüre nicht Ende 1895, sondern in den ersten Monaten dieses Jahres geschrieben worden, so hätte sie nach dieser Richtung vorhandene bedenkliche Beobachtungen registriren können. Die Finanzlage Italiens, die geringe Steuerkraft des Südens hat im Zusammenhang mit dem Unglück in Afrika in Oberitalien, namentlich in Mailand, Tendenzen gezeitigt, welche auf eine

ökonomische Trennung des Nordens von dem Süden Italiens ausgehen, so daß, wie in Oesterreich und Ungarn, ein doppeltes Budget eingeführt würde. Bis jetzt arbeiten diese Tendenzen mehr unter der Decke, als daß sie sich an die Oberfläche wagen; sie spielen aber eine große Rolle in dem Widerspruch, den die Politik des Cabinets Crispi namentlich in der Lombardei gefunden hat. Die reichen Kaufleute Mailands und Genua's finden es, mit anderen Worten, unbequem, die Kosten des Einheitsstaates zum größten Theil aus ihrer Tasche zu bestreiten. Bemerkenswerth war auch der Beifall, mit dem die Ernennung eines königlichen Commissärs für Sicilien von der Pariser Presse als erster Schritt auf dem Wege der Auflösung des italienischen Einheitsstaates bezeichnet wurde." [1])

Man wird die hervorgehobenen Gründe und Folgen der Unzufriedenheit mit den durch die Revolution geschaffenen Verhältnissen unschwer vermehren können. Man braucht nur an das Umsichgreifen des Socialismus unter den italienischen Landarbeitern zu erinnern, dem die ungünstigen Agrarverhältnisse mächtigen Vorschub leisten müssen, an das Minimum von Interesse, welches die trostlosen Zustände auf Sicilien den italienischen Staatsmännern einzuflößen pflegen, und dem von der anderen Seite ein sehr geringes Maß von Solidaritätsgefühl in Bezug auf die Aufgaben und Bedürfnisse des Einheitsstaates gegenübersteht. Und redet nicht die jährlich zunehmende Ziffer der italienischen Auswanderung für sich allein eine sehr beredte Sprache?

Endlich kommt noch ein Letztes hinzu, was die Freunde des heutigen Italiens mit Besorgniß in die Zukunft blicken läßt. Die Dynastie Savoyen hat, wie jeder Kenner der Verhältnisse weiß, abgesehen von ihrem Stammlande Piemont, nur sehr dünne Wurzeln in der Bevölkerung, und die Mo-

---

1) Beilage vom 1. Juli, S. 2.

narchie, in welcher die Begründer der italienischen Einheit das unentbehrliche, wenn auch ihrem eigenen Geschmacke wenig entsprechende Mittel erblickt hatten, diese Einheit zu erhalten, steht auf schwachen Füßen. Eine republikanische Verfassung aber würde angesichts der territorialen und culturellen Verschiedenheit zwischen Nord- und Süditalien und angesichts des noch keineswegs erstorbenen alten Municipalgeistes kein genügendes Band einheitlicher Zusammenfassung bilden, der Sturz der Dynastie vielmehr aller Wahrscheinlichkeit nach das Auseinanderfallen in eine Mehrheit kleiner und kleinster Republiken zur Folge haben.

Daß aber aus einer solchen Entwicklung der Kirche und dem Papstthum kein Heil erwachsen werde, wird man dem Verfasser wohl glauben müssen. Denn was dazu führen würde, wäre doch nur der Sieg der jetzt mühsam zurückgehaltenen revolutionären Elemente, und daß diese, uneingedenk ihrer Vergangenheit, sich zur Wiedererstattung des Patrimonium Petri verstehen sollten, ist schwerlich zu hoffen. „Viel wahrscheinlicher würden an dem Tage, wo mit dem Sturz des Königreichs die staatliche Ordnung überhaupt zu Grabe getragen würde, sowohl Vatikan als Lateran in die Luft gesprengt und so gründlich mit der Curie aufgeräumt werden, daß sie in den nächsten Jahrzehnten wenigstens in Italien nur noch als historische Erinnerung in Betracht käme.“ [1])

Der Verfasser führt eine ganze Wolke von Zeugen an, italienische Staatsmänner und Publicisten und liberalisirende Theologen, um zu beweisen, daß keine Hoffnung auf eine Wiederherstellung des alten Kirchenstaates bestehe. Ich möchte glauben, daß auch über diese Kreise hinaus eine solche Hoffnung als ein sperare contra spem erachtet wird. Jedenfalls hat der Redner auf der Münchener Katholikenversamm-

1) Beilage vom 1. August, S. 6.

lung, ohne von kirchlich gesinnter Seite einen Widerspruch zu erfahren, sich ausdrücklich gegen den Gedanken einer gewaltsamen Restauration gewendet und eine den Lebensinteressen der Kirche entsprechende Beseitigung des heutigen Zustandes nur von einer „innerlichen Gesundung der italienischen Verhältnisse“ erwartet. In diesem Sinne kann man daher auch dem Verfasser zustimmen, wenn er als Facit seiner Betrachtungen den Satz aufstellt, es müsse jede Lösung als ausgeschlossen erachtet werden, welche gegen oder ohne Italien versucht würde.

Aber welches wäre denn nun die Gestalt der als möglich zu erachtenden Lösung? Der Verfasser macht geheimnißvolle Andeutungen über ein Programm, das in Deutschland ausgearbeitet worden sei, um als Basis einer Vereinbarung zu dienen, aber obgleich er hinzufügt, man habe „in gewissen vom Vatikan gegebenen Erklärungen“ den Grund zur Annahme besessen, „daß der hl. Stuhl mit dem Dargebotenen sich zufrieden stellen werde“,[1]) theilt er doch den Inhalt jenes Programms nicht mit. Er enthält sich auch sonst jedes positiven Vorschlages und erweist hierdurch vielleicht am meisten seine Vertrautheit mit der wirklichen Lage der Dinge.

Die Kölnische Volkszeitung brachte im vorigen Jahre einen aus Rom vom 22. Oktober datirten Artikel über den tiefsten Grund der römischen Frage, worin es unter anderem hieß: „Was eine Lösung in erster Linie verhindert, ist nicht der Anspruch der Curie, die weltliche Herrschaft von ehedem wieder aufgerichtet zu sehen. Die Meinung hat vieles für sich, daß man an maßgebender Stelle geneigt sein würde, den nationalen Tendenzen und den Bedürfnissen des modernen Staatslebens alle Zugeständnisse zu machen, die sich nur irgend mit der Unabhängigkeit des Kirchenregiments und der Würde des heiligen Stuhles vertragen. Was aber jeden solchen Ausgleich verhindert und nicht ein Mal den ersten Anfang von Verhandlungen

1) Beilage vom 1. Juni S. 7.

als möglich erscheinen läßt, das ist der eminent revolutionäre Charakter, welchen das offizielle Italien in Rom zur Schau trägt." Und am Schlusse: „So lange dieser Geist am Ruder ist, so lange es den conservativen und christlichen Elementen, an denen doch, so hoffen wir, auch in Italien kein Mangel ist, nicht gelingt, einen bestimmenden Einfluß auf die Geschicke ihres Landes zu gewinnen, so lange muß die römische Frage ungelöst bleiben, weil es sich nicht um politische Differenzen handelt, die einen Compromiß gestatten, sondern um einen grundsätzlichen Gegensatz, der jede Vereinigung unmöglich macht." [1])

Was hier nur kurz angedeutet ist, wird in den kirchenpolitischen Briefen der Allgemeinen Zeitung ausdrücklich anerkannt, und der Verfasser geräth somit auch hier wieder in die „ultramontane" Gesellschaft, von welcher er doch den früher mitgetheilten Aeußerungen zufolge durchaus unterschieden sein will. „Das Grundübel in der heutigen Lage Italiens," erklärt er, „das vizio originale des Königreichs, ist, daß der italienische Einheitsstaat nur mit Hülfe und starker Inanspruchnahme der revolutionären Elemente zu Stande kam und daß bei diesem Werke die führenden Staatsmänner und selbst die Krone das Zusammenarbeiten mit den Häuptern der Sekten nicht zu meiden wußten . . . . Es ist weder den Regierungen, welche auf Cavour unmittelbar gefolgt sind, noch viel weniger denjenigen, welche die ‚Altliberalen' abgelöst haben, den Cairoli, Depretis, Nicotera, Crispi möglich gewesen, das Band zu zerreißen, welches die Bestrebungen ihrer eigenen revolutionären Jugend mit den Sekten verband. Die Verherrlichung Garibaldi's und Mazzini's allein wäre ein hinreichender Beweis dafür. Dieser Zusammenhang der leitenden Regierungskreise mit den Sekten hatte die selbstverständliche Folge, daß alle kirchlich und corporativ ge-

1) 1895, Nr. 694.

sinnten Schichten der Bevölkerung frondirten, wenn sie nicht zu offener Opposition übergingen. In dem Vierteljahrhundert, welches seit der Einverleibung Roms, des Schlußsteines, in den italienischen Einheitsstaat verflossen ist, ist wenig oder gar nichts geschehen, um die conservativen Elemente zu gewinnen."[1]) Und weiter: „Das junge Königreich ist das vizio originale nicht los geworden, das ihm bei seiner Geburt im Blute lag. Die engen Beziehungen zur Umsturzpartei, die lange Jahrzehnte gepflegte Freundschaft zu den Sekten ließen sich nicht abschütteln. Das Mißtrauen und die Zurückhaltung der conservativen und religiösen Elemente der Bevölkerung gestatteten der ‚altliberalen' Regierung, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nicht, sich nach dieser Seite zu verstärken, sie verlor den Boden immer mehr unter den Füßen und mußte endlich das Steuerruder des Staates an parlamentarische Schichten abtreten, welche dem politischen und religiösen Radikalismus noch viel näher standen und deren Regiment weder für die Stabilität der Staatsordnung noch für die Wahrung idealer Interessen höherer oder gar religiöser Ordnung irgend welche Bürgschaft bot."[2])

Aber nach der Auffassung des Verfassers scheint die Schwierigkeit nur darin zu liegen, daß man im Vatikan sich in Folge der geschilderten Umstände wenig geneigt finden dürfte, in irgend welche Verhandlungen mit der italienischen Regierung einzutreten. Wie er pathetisch sich ausdrückt, wird man von jener Seite die dargebotene Hand „noch zu feucht von dem Drucke derjenigen Mazzini's finden; man wird die Blutspuren von Castelfidardo noch an ihr erblicken und es nicht vergessen können, daß diese selbe Hand den Thron der Päpste zerschlagen, daß sie sich ausgestreckt hat, um das Eigenthum der Kirche zu confisciren, und daß sie unzählige kirchliche Genossenschaften aus

1) Beilage vom 1. Juli, S. 5.
2) Beilage vom 1. August, S. 4.

ihren stillen Zellen vertrieben hat." Kein Mensch würde die Curie um solcher Empfindungen willen schelten können. Sie hätte wahrlich keinen Grund den Unterhändlern einer auf Verschwörung und Usurpation aufgebauten Macht, von der sie bisher nur Beweise des Uebelwollens und grundsätzlicher Feindseligkeit erhalten hat, vertrauensvoll entgegenzukommen, zumal ja diese Unterhändler ihr auch im besten Falle nicht die Zurückerstattung dessen bieten würden, was man ihr genommen hat. Und doch liegt hier nicht die größte Schwierigkeit. Ja wenn die italienische Regierung sich jenes vizio originale, wie der Verfasser es nennt, abgethan, wenn sie endgültig mit der Revolution gebrochen hätte, und den ernsten und festen Willen erkennen ließe, eine neue Aera conservativen staatlichen Lebens zu eröffnen und durch eine Verständigung mit dem Vatikan zu inauguriren! Aber bisher lagen und liegen die Dinge eben so, daß sie, die der Revolution ihren Ursprung verdankt, auch nur durch ein fortwährendes Paktiren mit den radikalen und revolutionären Elementen ihre Erhaltung zu sichern wußte. Muß sie nicht fürchten, im Augenblicke eines wirklichen Systemwechsels die Stützen zu verlieren, die sie bisher getragen haben? Die Feier am 20. September vorigen Jahres hat es für alle Augen offen gelegt, wo auch heute noch in Italien die oberste Gewalt zu suchen ist. Nicht beim Könige und nicht bei der Armee, sondern bei der Loge. Angesichts der damals hervorgetretenen Erscheinungen ist es doch etwas kühn, wenn der Verfasser meint, die Massoneria sei weit mehr gebraucht worden, als daß sie auf Regierungskreise bestimmend eingewirkt hätte. [1]) Gerade damals wäre der Moment gewesen, zu zeigen, daß man sich der organisirten Revolution zur Begründung des nationalen Einheitsstaates bedient habe, daß aber jetzt nicht mehr diese, sondern eine monarchische Regierung die Zügel führe.

Der Verfasser beschäftigt sich eingehend mit den Be-

---

1) Beilage vom 1. Juli, S. 5.

dingungen eines anzubahnenden modus vivendi, und sicherlich würde die ganze Christenheit es freudig begrüßen, wenn die italienische Regierung seinen Vorschlägen entsprechen und an den von ihm hervorgehobenen Punkten ein Entgegenkommen bekunden wollte. Dieselben beziehen sich zuvörderst auf das Unterrichtswesen, wo der früher bezeichnete Hauptmangel beseitigt, und dem Religionsunterricht von Staatswegen eine ganz andere Aufmerksamkeit geschenkt werden müßte. Sie fordern sodann zweitens Zugeständnisse in Bezug auf das Kirchenvermögen. Der Werth der in ganz Italien confiscirten unbeweglichen Güter beträgt 876½ Million Lire. „Davon sind für 616¼ Millionen verkauft worden. Von Gütern im Werthe von 737 Millionen hat sich der Staat zum Eigenthümer erklärt, solche im Werthe von 139½ Millionen werden als der Restitution unterworfen erklärt. Es wäre die erste Pflicht der Gerechtigkeit, wenigstens diese noch nicht veräußerten Liegenschaften zurückzuerstatten und auf Mittel und Wege zu sinnen, um zahlreiche durch die Confiskation verarmte und in ihrer Thätigkeit behinderte Institute einigermaßen zu entschädigen.“ [1])

Der dritte Vorschlag bezieht sich auf die religiösen Genossenschaften. „Die Operation der plötzlichen und allgemeinen Klosteraufhebung war eine der kopflosesten Maßregeln, welche das junge Italien ergriffen hat. Legt Italien einen Werth darauf, das Papstthum auf seinem Boden sich zu erhalten — und das scheint doch die Mehrheit der Nation durchaus zu wollen —, so muß es eine anständige Veranstaltung treffen, welche dem Pontifikat die Formation und Ausbildung seiner Arbeitskräfte möglich macht.“ Womit also wenigstens für einen Theil der Corporationen gesorgt wäre.

Aber das sind alles fromme Wünsche. Wenn der Verfasser sich zu der Annahme berechtigt hält, der gegenwärtige Ministerpräsident Rudini habe die Absicht, den

1) Beilage vom 1. August, S 7.

hier angedeuteten Weg zu beschreiten, so wird er, fürchte ich damit für's Erste nicht viel Glauben finden. Es fehlt bisher an jeden sicheren Anzeichen, welche auf Seite des Königs oder eines seiner Minister oder irgend einer maßgebenden Persönlichkeit den bestimmten Willen verriethe, der Curie durch thatsächliche Concessionen entgegenzukommen. Jedenfalls, das beweisen verschiedene Aeußerungen Leo's XIII. aus jüngster Zeit, hat man im Vatikan von solchen nichts wahrgenommen. Der Wunsch, daß das „Non expedit" aufgehoben und den Katholiken die Theilnahme an den politischen Wahlen gestattet werde, mag in Regierungskreisen lebhafter als je bestehen, damit man der Rücksichtnahme auf die Imbriani und Cavallotti enthoben wäre, aber die Furcht vor diesen radikalen Elementen ist vorläufig noch stärker und verhindert jeden energischen Schritt, der zur Erfüllung jenes Wunsches führen könnte.

Für den Briefschreiber der Allgemeinen Zeitung stellen sich die Dinge freilich ganz anders dar. Da erscheint auf der einen Seite das zur Versöhnung geneigte, seiner revolutionären Vergangenheit sich entringende Italien, auf der anderen die jetzt ihren italienischen Sympathien nachgebende, jetzt von den Jesuiten zu schroff abweisender Haltung aufgestachelte Curie, und zwischen beiden als böser Geist, als „Mephistopheles", das republikanische Frankreich. Alles Schiefe, was die französische, alles notorisch Unrichtige, was die kirchenfeindliche Presse der verschiedensten Länder in den letzten Jahren über das Verhältniß des Papstes zu Frankreich und die demokratische Schwenkung der Curie zum Besten gab, wird von dem Verfasser bereitwilligst angenommen und durch eigene Zuthat verstärkt. „Die Allianz des Vatikans mit Frankreich," so belehrt er uns, „ist eine Thatsache, deren Ableugnung keinen ernsten Politiker heute mehr täuscht." [1]) Die Zuversicht der Behauptung muß hier den fehlenden Beweis ersetzen. Nun mag ja die Diplomatie

1) Beilage vom 1. Juni, S. 6.

allerorten bei ihren Dementi's ein nicht allzu zartes Gewissen haben, wenn aber Cardinal Rampolla einem süddeutschen Parlamentarier mit allem Nachdrucke und aller Bestimmtheit die Erklärung gibt, daß der heilige Stuhl „stets abgelehnt habe, sich in eine der bestehenden politischen Gruppirungen hineinziehen zu lassen,"[1]) so werden recht viele, selbst auf die Gefahr hin, nicht für ernste Politiker gehalten zu werden, dem Cardinalstaatssekretär Sr. Heiligkeit mehr Glauben schenken, als dem Verfasser und seinen ungenannten Gewährsmännern.

Daneben kann vollkommen bestehen, daß die französische Regierung zeitweise einen großen Einfluß im Vatikan ausgeübt haben mag, einen größeren sogar, als uns von unserm deutschen Standpunkte aus erwünscht sein mochte. Ob derselbe sich aber wirklich in der von dem Briefschreiber bezeichneten Richtung wirksam erwiesen hat? An verschiedenen Stellen berichtet er, mehr als ein Mal, wenn die Aussichten auf Versöhnung günstig gewesen, ja bereits erfolgverheißende Verhandlungen angeknüpft worden seien, habe die Intervention Frankreichs alles wieder zu Falle gebracht. „Es hat dem heiligen Stuhl keinen Zweifel darüber gelassen, daß eine Aussöhnung mit Italien den Bruch mit ‚der ältesten Tochter der Kirche' bedeute. Der Vatikan, unterrichtet, daß weder Oesterreich noch Deutschland daran dächten, ihm Rom selbst wieder zu verschaffen, wandte sich von der Tripelallianz ab und suchte sein Ziel in dem Bündniß mit der französischen Republik. Die vatikanischen Blätter verkündeten den Bund mit der Demokratie als die Zukunft der Kirche."[2])

Dieser Geschichtspragmatik wird man gut thun, das äußerste Mißtrauen entgegenzubringen. Der Verfasser bemerkt, daß es sich dabei um bis dahin nicht bekannt gewordene

1) Vgl. die Mittheilungen der Kölnischen Volkszeitung in Nr. 665 vom 27. November 1893.

2) Beilage vom 1. Juni, S. 7, vgl. S. 4 und Beilage vom 1. August, S. 4.

Vorgänge handle. Ohne genauere und sicher verbürgte Mittheilungen hat man gar keinen Grund, an eine solch selbstmörderische Politik des päpstlichen Stuhles zu glauben. Auch müßte man vor allem die näheren Umstände kennen, man müßte wissen, wer die Persönlichkeiten waren, welche verhandeln wollten, welches die Vorschläge waren, auf deren Basis die Verhandlungen sich bewegten, und ob wirklich Aussicht bestand, daß man an den entscheidenden Stellen das Ergebniß derselben ratificirt hätte. Die Andeutungen des Verfassers schließen die Möglichkeit nicht aus, daß nur Erörterungen wohlmeinender Privatleute vorlagen, welche sich über ihren Mißerfolg nachträglich dadurch trösteten, daß sie denselben dem Dazwischentreten einer feindlichen Macht zuschrieben.

Die Frankreich gegenüber eingenommene Haltung hat dem großen Herzen Leo's XIII. sicher schon manche Enttäuschung eingebracht, aber der dabei leitende Gedanke war und ist des obersten Hüters der Christenheit durchaus würdig. Die Katholiken aufzufordern, allen Zwiespalt dynastischer Interessen und untergeordneter politischer Fragen zu vergessen und sich auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse zu einer Partei des Schutzes und der Abwehr zusammenzuschließen, konnte in der That als das letzte Mittel erscheinen, der immer weiter um sich greifenden Entchristlichung vorzubeugen. Daß dieser Zweck gänzlich verfehlt worden sei, kann nur behaupten, wer nicht weiß, welchen Antheil an dem Wiederaufleben des Idealismus in Frankreich die vielleicht kleine aber rührige Schaar besitzt, welche, der jüngsten Generation angehörig, ebenso aufrichtig christlich, wie republikanisch gesinnt ist. Wenn dann der Papst selbst die Hoffnung gehegt haben mag, daß die Versöhnung der Katholiken mit der Republik eine freundlichere Stellung der republikanischen Machthaber zur Kirche bewirken werde, so haben dem zwar die Thatsachen nicht entsprochen, von vornherein unberechtigt aber war es nicht. Und auch das wäre so unbegreiflich nicht, wenn hie und da in vatikanischen Kreisen

die weitere, wenn auch gleichfalls trügerische Hoffnung bestanden haben sollte, daß ein freundliches Verhältniß zu dem officiellen Frankreich bei der zwischen diesem und Italien bestehenden Spannung irgendwie für eine Besserung in der Lage des Papstes sich wirksam erweisen könnte.

Und warum sollte man den mit Italien verbündeten Mächten des Dreibundes mit größerem Vertrauen entgegenkommen? Wie lange ist es denn her, daß das deutsche Reich seine Wiedergeburt durch einen heftigen Kampf gegen die katholische Kirche feiern zu sollen geglaubt hatte? Oder konnte etwa die ausdrückliche Anerkennung der Roma intangibile durch den Dreibund als ein Unterpfand dafür gelten, daß man von dort eher als von Frankreich Hülfe zu erwarten habe? Ich dächte, wenn der französischen Republik und Frankreich überhaupt — woran der Verfasser in einem historischen Excurse erinnert — viele Sünden zu vergeben waren, so mußte auch manches vergessen werden, ehe sich die Curie vertrauensvoll an Preußen-Deutschland anschließen konnte.

Der Einfluß, den Frankreich thatsächlich in den letzten Jahren im Vatikan ausgeübt hat, beruhte nicht zum kleinsten Theile auf der Person des Botschafters, Lefebure de Béhaine. Ob es Herrn Poubelle gelingen werde, sich auch nur annähernd die gleiche Stellung zu sichern, ist bei seiner Vergangenheit mehr als zweifelhaft. Warum hat man auf Seiten der führenden Macht des Dreibundes auf diesen Punkt bisher so wenig Gewicht gelegt? Ist es nothwendig, die Curie jederzeit schon durch die Person des Gesandten daran zu erinnern, daß sie einer „protestantischen" Macht gegenüber steht? Wollte man sich entschließen, dem Papste einen Katholiken zum Gesandten zu geben, so würde derselbe nicht nur den Empfindungen des päpstlichen Hofes ein richtigeres Verständniß entgegen bringen, sondern es könnte ihm auch, zumal im jetzigen Augenblicke, gelingen, sich einen ganz bedeutenden, auf persönliches Vertrauen begründeten Einfluß zu sichern. Aber man braucht diesen Gedanken nur aus-

zusprechen, um seine Unausführbarkeit zu erkennen. Ist man ja doch in den leitenden Kreisen Preußens nach wie vor von dem größten Mißtrauen gegen die Kirche und alles Katholische erfüllt.

Darum liegen die Dinge thatsächlich so. Das Interesse Deutschlands fordert ein starkes Italien. Dieses wäre in dem Augenblicke gegeben, wo die bisher brach liegenden conservativen Elemente ihre Kräfte vorbehaltlos dem Vaterlande widmeten. Der Weg hiezu führt durch eine Versöhnung mit dem Papst; aber auf eine solche Versöhnung aufrichtig und wirksam hinzuarbeiten, hindern auf deutscher Seite protestantisches Vorurtheil und protestantische Antipathie, auf italienischer der revolutionäre Ursprung und die Verquickung mit den radikalen Tendenzen. Zwischen Frankreich und dem officiellen Italien besteht zur Zeit eine starke Verstimmung, aber dem Papste kann daraus kein Gewinn erwachsen. Denn eine ernstliche Verwicklung würde aller Wahrscheinlichkeit nach in Italien den Sturz der Monarchie zur Folge haben, dieser aber würde die jetzt mit Mühe gefesselten revolutionären Elemente frei machen und mit der Proklamirung der italienischen Republik wäre zugleich der Freundschaftsbund mit Frankreich besiegelt. Von dem aber, was das Interesse des Katholicismus mit Fug und Recht zu fordern hat, wäre dann keine Rede mehr. Diesem Wirrsal gegenüber kann man akademische Erörterungen über die römische Frage anstellen, einen anderen Werth aber haben diese nicht, als daß sie immer wieder *die Existenz der Frage und die Nothwendigkeit ihrer Lösung* hervortreten lassen. Und dafür wollen wir dem Verfasser der Spektator-Briefe dankbar sein. Es ist das einzige, was, wie Cardinal Rampolla in der schon erwähnten Unterredung bemerkte, von den Katholiken aller Länder gefordert wird, und dasjenige, was die von dem Verfasser belachten Reden und Resolutionen der katholischen Congresse bezwecken.

München, im August.

Culturgeschichtliches. [1])

Einen interessanten Beitrag zur Sittengeschichte bilden die Forschungen von J. M. Forster über das religiöse und charitative Leben, sowie über die kirchlichen und klösterlichen Anstalten der bayerischen Hauptstadt München von Gründung der Stadt bis zur Gegenwart. Das umfangreiche Werk, mit großem Fleiße gesammelt, ist ein sprechendes Zeugniß für die religiöse Richtung der Münchener Bevölkerung von Jahrhundert zu Jahrhundert. Aber auch die Zerstörungssucht kirchenfeindlicher Elemente in den Verheerungen des dreißigjährigen Krieges und besonders in dem Vandalismus des Schwedenkönigs Gustav Adolf, dann der antikirchliche Geist in der Säcularisation, in dieser schlimmen Revolution von Oben herab, finden in Forsters Darstellung einen traurigen Ausdruck. Man muß die aktenmäßigen Schilderungen selbst nachlesen, um sich zu überzeugen, welche unersetzliche Schätze von Kunst und Wissenschaft durch den gewaltthätigen Geist der Aufklärung unwiederbringlich der Vernichtung preisgegeben wurden. Man muß sich aber auch überzeugen, welche schwere Eingriffe damals nicht blos in die kirchliche Ordnung, sondern auch in das gesellschaftliche Leben geschehen sind. Die Säcularisation war die Voraussetzung für die heutige Herrschaft des Kapitalismus und für die dadurch hervorgerufene Reaktion des Socialismus. Die Revolution von Oben erhält heute ihr Gegenstück in der drohenden Revolution von Unten. Abyssus abyssum invocat, sagt der Psalmist. Eine schwere Rechtsverletzung ruft hunderte von Rechtsstörungen im gesellschaftlichen Leben und in der socialen Entwicklung hervor.

Das Buch Forster's bietet indeß mehr erfreuliche, als abstoßende Thatsachen. Glaube und Liebe bauen auf. Wo die zerstörende Hand rauh eingegriffen hat, kam hinterher christlicher Opfermuth und christliche Liebe, um wieder aufzubauen. Aus dem Schutte erhoben sich die Denkmäler christlichen Glaubens immer wieder und zwar häufig noch großartiger, als die Werke der Vorzeit.

Neben den Schöpfungen christlichen Glaubens und christlicher Liebe, wovon Forsters Buch Geschichte und Beschreibung dem

---

1) „Das gottselige München". Geschichte und Beschreibung der katholischen Kirchen und Klöster. Das Werk ist, im Selbstverlage des Verfassers, in drei Theilen erschienen. SS. 1024.

Leser bietet, sind von Interesse die zahlreichen biographischen Mittheilungen und statistischen Notizen. Kaum irgend eine Persönlichkeit Münchens, welche für das religiöse und öffentliche Leben eine Bedeutung hatte, dürfte zu nennen sein, welche nicht einer kurzen Lebensbeschreibung gewürdigt wurde. Aber auch die Culturgeschichte findet eine Bereicherung, indem alle Thatsachen, welche mit der religiösen Entwicklung und mit dem kirchlichen Leben irgend welche Verbindung hatten, eine eingehende Darstellung fanden. Besondere Bedeutung erlangt das „Gottselige München“ dadurch, daß auch alle Wohlthätigkeitsanstalten, alle Armenpflegsinstitute, Hospize und Spitäler, alle wohlthätigen Vereine und Bruderschaften in die geschichtliche Darstellung einbezogen wurden, sei es nun, daß diese Liebeswerke heute noch bestehen oder verschwunden sind, um durch andere Werke der Barmherzigkeit ersetzt zu werden. Auch in dieser Beziehung bildet nicht blos die Betrachtung der Vergangenheit, sondern auch ein Blick in die Gegenwart viel Tröstliches und Ermunterndes.

In die reiche Fülle des nicht blos für den Münchner und Bayern interessanten Stoffes, welchen das über tausend Seiten umfassende und doch dem Preise nach billige Werk bietet, einzugreifen und dem Leser daraus mitzutheilen, ist durch den Umfang einer Anzeige von selbst ausgeschlossen. Nur eine einzige Ausnahme wollen wir machen bezüglich der Einschreibbücher der Corpus Christi-Bruderschaft bei St. Peter in München. Diese Einschreibbücher enthalten auch Mitglieder des Hauses Wittelsbach, welche mit ihren Devisen ihre Namen eingezeichnet haben. König Max I. hatte folgenden Lebensspruch: Dominus providebit; König Ludwig I.: justus et constans; Max II.: pro Deo et patria; Ludwig II. trug sich am 31. Mai 1864 also ein: Tuos ibi commensales, cohaeredes et sodales fac sanctorum civium. Wenige Wochen später (12. Juni 1864) zeichnet Prinz Luitpold den Namen ein mit dem Spruche: fidelis et constans; seine Gemahlin Augusta: praestet fides supplementum sensuum defectui; der jetzige König Otto: fide et fortitudine; König Otto von Griechenland: justus et clemens; die Königin Mutter Marie am 21. April 1875: spes mea Christus; Prinz Ludwig: in necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas; dessen Gemahlin Maria Theresia: in manus tuas commendo me et familiam meam; Prinz Leopold: In Treue fest; dessen Gemahlin Gisela: ecce ancilla Domini; Prinz Arnulf: omnia pro patria; dessen Gemahlin Theresia: Dies thut zu meinem Andenken.

XXXV.

Homer als Jugendbildner.

(Schluß.)

Trotzdem aber Homers Auge für das Kleinste offen ist, weiß er doch die Wirklichkeit zu verklären und zu vertiefen, sie der unschönen Zufälligkeiten zu entkleiden und in den ewig bleibenden Zügen der Schönheit darzustellen. Er sieht stets mit raschem Blick das Wesentliche, was die Schönheit eines Gegenstandes begründet. Homer hat gleichsam die Seele auch der Dinge durchschaut und weiß nun das Geschaute so darzustellen, daß unsere Phantasie so mächtig angeregt wird, daß auch wir das Gleiche schauen. Er gibt mehr Typen als Individuen. Dadurch entsteht der Charakter der Idealität, ohne daß die Realität verloren ginge. Diesem Zwecke der Idealisirung dienen z. B. die zahlreichen Beiwörter. Mit einem Zuge, mit einem Wort erleuchtet Homer durch dieselben die Person, den Gegenstand in blitzartiger Weise und verleiht so der Phantasie des Hörers die Kraft, das nur angedeutete Bild selbst zu vollenden. Bei der eulenäugigen Athene denken wir nicht nur an die von durchdringendem Verstand durchleuchteten Augen, sondern an das ganze Wesen der ernsten Göttin, welches dem der süßlächelnden Aphrodite entgegengesetzt ist. Auch die Gleichnisse Homers mit ihrem Ausmalen des Bildes über den Vergleichspunkt hinaus haben schon in ihrer Schönheit eine idealisirende Wirkung. Sodann aber unterbrechen sie „die ganze wilde Menschenhandlung" und halten das Gemüth in schönem Gleichgewicht. Solche Gemüthsruhe mitten in der

höchsten Leidenschaft ist aber etwas Ideales und Idealisirendes. Auch sonst sucht Homer dieselbe sich und dem Zuhörer zu erhalten. Wenn zwei Kämpfer schon die Lanzen gegen einander erhoben haben, läßt der Dichter sie in Wechselreden gegenseitig Gedanken und Wünsche austauschen, ja er erzählt ihre bisherigen Schicksale. Diese retardirenden Momente gehören ebenfalls zu den idealen Seiten der Dichtung. Und indem die Gleichnisse wie Randbilder um das Hauptgemälde das letztere zum Weltbild erweitern helfen, dienen sie mit zur Idealisirung. Denn der Drang ins Allgemeine entspricht der Richtung nach dem Idealen.

Auch die Charaktere tragen bei Homer den typischen Charakter. Die Hauptmotive werden zu besonders klarem Ausdruck gebracht. Die Umrisse sind glänzend deutlich, während sie dem Leser eine gewisse Freiheit der eigenen Auffassung lassen; er kann sie ausfüllen, um sein eigenes Ideal zu befriedigen. Und das ist einer der Gründe, warum Homers Darstellungsweise der wesentlichen Thatsachen des menschlichen Lebens so leicht von jedem Zeitalter und jedem Volk als wahr anerkannt worden ist. Für den Schüler hat überhaupt nur das Typische bleibenden Werth, worin die Idee durch ein Muster dargestellt wird. Was für alle Zeiten gilt, was in solch idealer Weise abgelöst ist von der Veränderlichkeit zufälliger Besonderheiten, kann allein bildend sein und einen Maßstab bieten für moralische und ästhetische Würdigung. Thatsächlich bleiben ja auch die Homerischen Charaktertypen am dauerndsten bei jedem, der einmal damit bekannt geworden ist, zeitlebens im Geiste haften. Solche Charaktertypen sind auch die Göttergestalten der Ilias, ebenso klar und bestimmt wie die menschlichen. Homer hat ja überhaupt den Griechen ihre Götterideale geschaffen und so deutlich vorstellig gemacht, daß sich diese Typen weder in den Anschauungen des Volkes, noch in den Darstellungen der bildenden Kunst wieder verwischen konnten. Darauf beruht auch der Werth für unsere Jugend. Auch sie kann nicht

mehr vergessen, welches die Götterideale der Griechen waren. Damit ist ein gewisses Maß festhaftender culturgeschichtlicher Kenntniß in ihr niedergelegt.

Aber auch abgesehen von diesem typischen Charakter verleiht die Heroen- und Götterwelt der Ilias erst voll und ganz ideale Erhabenheit und Majestät. Schon die Heroenwelt konnte der Dichter nicht aus unmittelbarer Anschauung seiner Zeit entnehmen, für ihn und seine Zuhörer war sie eine ideale Welt. Personen und Sachen, z. B. die staunenswerthe Stärke der Helden und die goldenen Waffen trugen schon den Charakter des Außerordentlichen an sich. Dazu kommen die gewaltigen Kriegsthaten. Die volle Größe aber erhält die Dichtung erst durch die hereinragende Götterwelt. Dadurch entsteht erst so recht der hohe Stil der Ilias. Man denke nur an die Scenen, welche durch das Dazwischentreten der Götter sich wahrhaft großartig gestalten. Wie mit elementarer Gewalt flammt in Achill das Zornfeuer auf; er greift gegen Agamemnon nach dem Schwert. In diesem Augenblick faßt ihn die Göttin Athene am bräunlichen Haar; zückend kehrt er sich um und fürchterlich strahlt ihm ihr Auge. Ein Blitzstrahl des Zeus fährt vom Ida herab unter die Achäer und alle durchschauert bleiches Entsetzen. Eos erhebt sich vom Lager, um unsterblichen Göttern und sterblichen Menschen zu leuchten; da sendet Zeus die Göttin der Zwietracht mit dem Kriegsgrauen in den Händen ins Lager und erfüllt jede Brust mit Kampflust. Patroklus ist gefallen, siegreich dringen die Trojer vor, da tritt ihnen Achill am Graben entgegen; Athene läßt ihm lohenden Flammenschein über dem Haupt aufleuchten gleich dem Feuerschein der Nothsignale einer bedrängten Stadt in der Nacht; furchtbar, gleich dem Trompetengeschmetter, erdröhnt dreimal sein Ruf und die Göttin ruft mit ihm; die Rosse schrecken zurück und in wilder Verwirrung drängen sich die Trojer zusammen, daß zwölf Männer erdrückt werden. Von letzterer Scene sagt Vidal

geradezu, in der ganzen weltlichen Literatur gebe es nichts, was sich dieser prächtigen Schilderung mit so packender Wirkung und so imposanter Größe nähere. Um etwas ebenso Erhabenes und Packendes zu finden, müsse man das Buch der Bücher aufschlagen. Vor der Gegenwart Gottes, wie er auf dem Sinai unter Donner und Blitz auf dem dampfenden Berg das Gesetz verkünde, welches das Sittengesetz der Menschheit für alle Völker und Zeiten gewesen sei, müssen freilich auch Achill und die Griechen verblassen. Solche Parallelen passen in die Schule. Die Jugend soll es erkennen, daß die höchste und erhabenste Poesie ihre Quelle in der Religion und ihr Perceptionsorgan im religiösen Gefühle hat. Wie hiedurch der hohe Stil entsteht und dem Schüler veranschaulicht werden kann, wie bei der Iliaslektüre ihm die Begriffe des Erhabenen und Anmuthigen in der Kunst klar zu machen sind, wie Homer auch über das Komische, Spott, Humor und Gemüthlichkeit verfügt, deutet Verfasser kurz an.

Indem er sodann über das Naive in der Kunst sich verbreitet, kommt er auf die Frage nach Homers Stellung zwischen Volks- und Kunstpoesie. Als charakteristische Merkmale der Volkspoesie stellt er auf die wunderbare Frische und Lebendigkeit, die rührende Einfachheit und Klarheit in Wort und Inhalt, welche das Volkslied auszeichnen. Hat ein Lied diese Eigenschaften nicht, so wird es nie Eigenthum des ganzen Volkes werden. Dabei muß sein Inhalt das Volk ergreifen. Nur das findet seinen Beifall, was mit seinen lebendigsten Erinnerungen und Sagengebilden zusammentrifft. Der Volksdichter muß der Mund der Sage, und nicht nur der Sage, sondern auch des Göttermythus sein. Denn wir müssen vor den Schülern beides klar unterscheiden. Die Sage ruht auf der Geschichte des Volkes, bei ihrer Bildung ist das Gedächtniß des Volkes thätig. Es behandelt in der Sage Selbsterlebtes; daher die Theilnahme des Volkes für die lieben Helden der eigenen Sage. Zum Gedächtniß kommt

aber die Phantasie des Volkes und steigert das Historische bis ins Uebernatürliche. Das Werk der Phantasie ist der Mythus. Die Hauptpersonen sind nicht Helden, sondern Götter. In den göttlichen Gestalten sind die unendlichen Ideen geformt nach dem Bilde des Menschen und sind ins Gebiet des Endlichen herabgeführt.

Ganze Sagen- und Mythenkreise hat nun der poetische Sinn des Volkes geschaffen. Diese große Volksdichtung liegt wie eine ewig frische Landschaft hinter der Dichtung Homers. Hier liegt ein großer Theil seiner Kraft. Wie in einen Verjüngungsquell taucht er nieder in den lebendigströmenden Quell dieser Ueberlieferung. Wie sehr steht ihm in dieser Beziehung der Kunstepiker nach! Dieser muß Geschichte und Alterthümer studirt haben und die Literatur kennen, aber all seine Gelehrsamkeit kann die Natur nicht ersetzen. Dem Volke bleiben diese erfundenen Gestalten oder wenigstens die erfundenen dichterischen Motive fremd, während ihm in der Volkspoesie die lieben alten Helden entgegentreten, welche Fleisch von seinem Fleisch und Geist von seinem Geiste sind. Mit all seiner antiquarischen Gelehrsamkeit und trotz der sorgsamsten Beschreibung der den Römern bekannten Oertlichkeiten hat Vergil seiner Dichtung doch den Hintergrund ächter Volksüberlieferung nicht zu geben vermocht.

Indeß ist die letztere nur ein Kern, der nicht ausreicht zur Schöpfung eines Epos. Der Dichter hat die Ueberlieferung in Sage und Mythus vielfach umgestaltet und bereichert. Der Volksglaube war nach Landschaften, Kantonen, Städten in widerspruchsvolle Einzelvorstellungen zersplittert gewesen. Homer hat das Bild eines geordneten Götterstaates aus einer beschränkten Zahl scharf charakterisirter Götter in fester Gruppirung durchgeführt; seine eigentliche dichterische That ist die Vereinfachung und Ausgleichung des Verworrenen und Ueberreichen, auf der aller Idealismus der griechischen Kunst beruht. In seinem Spiegel erscheint Griechenland einig und einheitlich im Götterglauben wie im

Dialekt, in Verfassungszuständen, Sitten und Sittlichkeit. Aus der reichen Fülle der Heldensage hat er eine spannende Handlung herausgegriffen und dann alles geschöpft, was geeignet war, die beherrschende Idee von dem verderblichen Groll des Achill mit seinen Folgen ins rechte Licht zu stellen, dabei aber das Bild zu einem umfassenderen Gemälde der Heldenwelt erweitert. Schon diese Selbständigkeit der Ueberlieferung gegenüber zeigt eminenten Kunstsinn, der sich ebenso im Herausgreifen einer spannenden Handlung wie in allem bisher Behandelten offenbart.

Dieses Kunstgefühl findet sich weiter auch in der äußern Gestalt der Darstellung, im Erzählerton wie in der Behandlung der Reden, in der dichterischen Sprache und im Versbau, zu deren ästhetischer Würdigung der Verfasser nun übergeht. Homer ist ein Meister im Erzählen. In ruhigem Tempo, weder schleichend noch laufend oder gar springend, ziehen die Einzelmomente, in welche die Handlungen zerlegt werden, am geistigen Auge vorüber, jedes einzelne Moment für sich in deutlichen und bestimmten Umrissen, jedes Bild anregend für die Phantasie des Zuhörers. Er weiß das Todte zu beleben. Das muß aber auch für den Schüler bezüglich des Aufsatzes als Haupt- und Cardinalregel eingeschärft werden.

Wo Homer nicht erzählt, läßt er die handelnden Personen reden. Dadurch erzielt er die schönste Abwechslung. Da zeigt sich nun ganz besonders die Wahrheit von Carlyle's Wort: Aufrichtigkeit ist das Maß der Vollkommenheit. Was von Herzen kommt, geht zu Herzen. Die hinreißendsten und segensreichsten Redner sind immer diejenigen gewesen, welche ihren gereiften Ueberzeugungen, ihren geläuterten Gefühlen und ihrem ganzen, reich und edel entwickelten Seelenleben, den unmittelbarsten Ausdruck zu geben wußten. Nirgends gehen nun die Worte so sehr von Herzen, als bei den Göttern und Helden der Ilias. Von einer künstlichen Rhetorik und ihren gemachten Tönen findet sich da keine Spur, und doch ist es auch eine Rhetorik, aber die natür-

lichste, die sich denken läßt: persönliche Erfahrung, die eigene Beobachtung und das augenblickliche Empfinden ist die Quelle alles Gesprochenen. Die wichtigste Folge davon ist, daß hier ganz besonders der Satz gilt: der Stil ist der Mensch. Der Dichter hat meisterhaft das Mittel angewandt, die Personen durch ihre Reden zu charakterisiren, und das ist das Höchste, was nach Grimm ein Dichter erreicht, daß er die Rede eines Mannes zu einer Selbstoffenbarung desselben macht. Wer bewundert nicht Homers Gestaltungskraft, ob er nun Nestors besonnene und abgeklärte Weisheit vernimmt oder aus Achills erregtem Gemüth in stürmischem Drängen und sich Vordrängen der Gedanken alle Ergießungen der wechselnden Stimmungen emporstrudeln hört, ob Odysseus als feiner Diplomat oder mit kernigem Realismus spricht oder Thersites seine sansculottische Demagogenrede (Goethe) hält, ob Greise oder Jünglinge, Männer oder Heldenfrauen sprechen, Priester und Priesterinen und Helden beten oder das ganze Volk den Fluch der Götter für den Eidbruch auf sich herabruft, ob Helden vor dem Kampf einander drohen oder nach dem Kampf über einander höhnen oder sterbend prophetische Worte sprechen? Ueberall findet sich die gleiche Anpassung an die Situation und an die Persönlichkeit. Möchte unsere Jugend von Homer die gesündeste und der Jugend angemessenste Rhetorik lernen, ihren Gedanken und Empfindungen den naturgemäßesten Ausdruck zu geben. Zugleich bieten diese Reden nach Quinctilian Beispiele für alle Arten der Beredsamkeit.

Eine ausgezeichnete Schulung des jugendlichen Geistes ist endlich eine ästhetische Würdigung der homerischen S p r a c h e und des homerischen V e r s m a ß e s. Verfasser zeigt, wie der Lehrer auf diesem Gebiete das Feinste von sprachlicher Betrachtung bieten kann. Doch liegt dies über den Rahmen dieses Referates hinaus. Es mag deshalb nur noch die Bedeutung der Ilias als C u l t u r g e m ä l d e kurz berührt werden.

VI.

Mit Recht ist man heutzutage für die Culturgeschichte eingenommen. Mit Recht legt man im Geschichtsunterricht mehr als früher Gewicht auf die Erkenntniß der Culturentwicklung der Menschheit. Sehr passende Aufsatzthemen für das Abiturientenexamen sind die culturgeschichtlichen. Da kann der künftige Bürger der Hochschule hübsch seine allgemeine Bildung zeigen, wenn er einen klaren Blick sich angeeignet hat über die Culturzwecke, welche die Menschheit sich gesetzt und welche sie erreicht hat, und über die Mittel und Wege, welche ihr bei diesem Streben am förderlichsten gewesen sind. Aus der Culturgeschichte ergibt sich auch eine reiche Ausbeute für die sittliche Bildung der Jugend, für die Beeinflussung ihres Willens. Die Betonung dieser Seite müssen wir trotz der Uebertreibung als ein Hauptverdienst der Herbart'schen Schule anerkennen. Es ist nun ein Hauptvorzug des Gymnasiums, daß es seine Zöglinge an die Quellen führt. In der Ilias aber lernt die Jugend ein Stück Culturgeschichte an der Quelle, und zwar an einer aus dem Grund der Poesie sprudelnden kristallhellen Quelle kennen. Der Werth dieses Culturbildes ist ein mehrfacher. Die erste Eigenschaft ist die Einfachheit. Auch auf der höchsten Stufe des Gymnasialunterrichts wird sicherlich das klar erfaßte Bild einer einfachen Zeit am ehesten die rechten Richtlinien für die Fülle des Abgeleiteten und Nebensächlichen dem so leicht verwirrten Blick gewähren. Ein zweiter Vorzug ist, daß hier ein Gesammtbild des Natur- und Menschenlebens geboten wird. Solche Totalität ist ja blos dem Epos unter den Dichtungsarten eigen. In ihm ist das Allgemeingefühl des Volkes laut geworden. Der größte Dichtergeist hat gleichsam ein Hauptbuch geschaffen, welches für dieses Volk die allgemeine Quelle der Bildung und Erziehung, eine ganze Encyklopädie alles Wissenswerthen geworden ist. Das ganze nationale Leben, Grundsätze und Sitten, Gesinnungen und Thaten haben sich hier abgespiegelt.

Von unvergänglichem Reiz aber gerade für die Jugend muß es sein, daß sie hier gerade das Jugendalter des griechischen Volkes geschildert findet, das heroische Jugendalter des Hellenenthums. Es ist das Jugendleben eines der begabtesten und eines unendlich zukunftreichen Volkes; es ist die Geschichte dieses Volkes aus der Zeit seines rüstigsten Aufwärtsstrebens, wie es nur noch einmal infolge der Perserkriege eingetreten ist, aus einer Zeit wo in einem neuen Welttheil, in den Küstenstädten Kleinasiens, infolge des Zusammentreffens der günstigsten Umstände alles in raschen Aufschwung versetzt wurde. Dieses Spiegelbild der Jugend der Menschheit besitzt, wie Goethe sagt, die Macht, „uns wenigstens auf Augenblicke von der furchtbaren Last zu befreien, welche die Ueberlieferung von mehreren tausend Jahren auf uns gewälzt hat.“ Und wenn wir so selbst die Culturresultate von Jahrtausenden von uns thun, so werden wir um so mehr auch von den Schlacken des Alltagslebens uns befreien und die Jugend mit uns; wir halten sie an, Wege zu beschreiten, welche weit abführen von der materiellen Zeitrichtung, weit ab von dem atomisirenden Individualismus der Tageshitze, welcher sein Gegengift in dem communistischen Socialismus erzeugt hat.

Von welch großer Bedeutung für das ganze Leben der Schüler ist sodann die Ausbildung jenes historischen Sinnes, der sich liebevoll in den Geist der Zeiten versenkt, gleich werthvoll wie der objektive Sinn in der Beurtheilung der uns umgebenden gleichzeitigen Welt und ihrer Verhältnisse, von welchem oben die Rede war! Wie viel Streit wäre nicht in der Welt, wenn jeder sich über seine Vorurtheile hinweg bemühte, auch den Sitten und Anschauungen und Thaten anderer Zeiten gerecht zu werden! Das ganze Studium des Alterthums sollte darnach streben, diesen Geist in der Jugend auszubilden. Das Culturgemälde der Ilias ist aber besonders geeignet, weitabliegende Zustände als rationelle und poetische zugleich erscheinen zu lassen.

Die Jugend soll verstehen lernen, daß auch andere als die eigenen Verhältnisse ihr Recht und ihre Vorzüge haben und noch haben können. Der Lehrer soll mit Absicht darauf hinwirken, daß ein solches Anerkennen in den Schülern mächtig werde, er soll bewußt dem Kritisirgeist entgegentreten, der zu einer Zeitkrankheit geworden ist. „Auf das Kriteln und Mäkeln versteht sich alle Welt; das freudige Anerkennen und Bewundern fremden Verdienstes ist zu einem Vorrecht — weniger wahrhaft gebildeter Männer geworden," sagt Treitschke. Soll nicht das Gymnasium eine Heimstätte sein für eine Geistesrichtung, von der das Heil der Zukunft abhängt?

Auf die einzelnen Culturverhältnisse und Culturideen geht Verfasser nicht ein, verweist vielmehr auf die einschlägigen Werke, in welchen der Stoff in schönster Ordnung vorliegt. Nur bezüglich des religiösen und sittlichen Gebiets macht er noch einige Andeutungen. Die homerische Götterwelt, sagt Planck, „dieses vergötterte Naturleben wird, wenn es sich auch vor einer höheren religiösen Anschauung in nichts aufgelöst hat, mit ihrem unzerstörbaren Reiz in der Poesie ewig fortdauern." Um das Geheimnißvolle in der Natur geistig zu bewältigen und sich vorstellig zu machen, hat die Phantasie der ältesten Griechen alles Holde und Liebliche, alles Schreckhafte und Neckische, alles Geheimnißvolle und Wunderbare in der Natur zu leibhaftigen Gestalten gemacht, die, mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, das dem Menschen Unfaßbare wirken. Dem Schüler zu zeigen, wie viel Natursinn und Naturfreude sich in der Mythologie niedergeschlagen hat, heißt ihnen nicht nur einen tiefen Einblick in das poetische Schaffen der Volksseele gewähren, sondern ihnen auch das poetische Auge öffnen für das geheimnißvolle Weben und Walten der Natur. Freilich haben wir uns, wenn wir uns die Vergötterung der Naturwesen und der sittlichen Mächte verfolgen, davor zu hüten, daß wir nicht auch, wie z. B. Goethe, in einen gewissen Naturpatheismus verfallen.

Die Ideen von der Schuld und Reue und Vergeltung sind in der Ilias zur Nachdrücklichkeit ausgestaltet. Agamemnon und Achill müssen ihr Irren mit Reue und Demüthigung büßen, Paris ist verachtet bei Griechen und Trojanern, Helena muß über sich selbst das schmerzlichste Verdammungsurtheil fällen, Pandarus ist der erste, der in dem durch seinen Eidbruch veranlaßten Kampfe fällt, die meineidigen Trojer gehen dem Untergang entgegen. Ergreifend ist die Allegorie von den reuigen Bitten in der Rede des Phönix ꝛc. Die Tugenden der Personen der Ilias sind nachdrücklich hervorzuheben: die gegenseitige Liebe der Familienangehörigen, die Gastfreundschaft, die Freundesliebe, der kameradschaftliche Geist der Helden, die Tapferkeit, die Vaterlandsliebe, namentlich die Frömmigkeit und ganz besonders die Ergebung in den Willen der Götter (großartig bei Hektor). Ein großartiges Pendant dazu bieten die Grundideen der sophokleischen Tragik.

Die homerischen Vorstellungen über das Jenseits sind in der Odyssee trostlos. Man denke an das Wort des Achill in der Unterwelt. Die Ilias hält die Seele für kein so leeres Schattenbild. Bei der außerordentlichen Wichtigkeit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele sind wohl in einem Exkurs auch die Lehren der eleusinischen Mysterien, die Anschauungen Pindars und Platos den Schülern mitzutheilen. Das Bild des sterbenden Sokrates in der gleichzeitigen Platolektüre gehört zu dem Ergreifendsten, was das Gymnasium bietet.

Nicht bloß aber die Analogien aus der griechischen Literatur wird der Lehrer berücksichtigen. Er wird weiter gehen und das eine oder andere Wort über die großen Epen anderer Culturvölker einfließen, die Schüler bisweilen einen Blick thun lassen in die überraschende Welt der Völkerpsychologie, wenn dies zur Vertiefung der Auffassung Homers dient. Wo die Hauptidee der Ilias nachgewiesen und gezeigt wird, daß diese Idee von der Verderblichkeit

aller Maßlosigkeit eine echt griechische ist, die in der Literatur dieses Volkes immer wiederkehrt, kann betont werden, daß ebenso in den hervorragenden Epen anderer Völker gleichsam die Volksseele niedergelegt, der Gedanke ausgesprochen ist, welcher leitend und führend das Volk durchdringt. In den großen deutschen Heldengedichten strömt z. B. das lauterste Herzblut deutschen Wesens; es sind gleichsam die Hohenlieder von der deutschen Treue, von der Königs- und Mannentreue, von der Treue der Braut und der Gattin, von der Treue bis in den Tod, bis in den vorausgeahnten, vorausgewußten schrecklichen Tod. Aehnlich ist das Heldenbuch des „paradiesischen" Sängers von Iran beherrscht von der gewaltigen Idee eines die Jahrhunderte durchtobenden Kampfes der Helden des lichtreichen Iran mit den von den Mächten der Finsterniß umgarnten Söhnen Turans, worin die Schuld des Ahnherrn durch viele Generationen hindurch fortwüthet. Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären. Der dualistische und fatalistische Charakter der religiösen Vorstellungen hat sich also auch der Volkssage und dem darauf bauenden Heldengesang aufgeprägt. Wo vom Läuterungsproceß im Charakter Achill[illegible] die Rede ist, weist der Verfasser hin auf den Berg d[illegible] Läuterung in Dantes göttlicher Komödie. Wo an Achil[illegible] Geschick gezeigt wird, wie gerade das Herrlichste so fr[illegible] dahinschwindet, legt sich gewiß der Gedanke nahe, daß dies[illegible] Bild nicht nur der Sage des griechischen Volkes entwachs[illegible] ist, nein, daß es Gemeinbesitz des indogermanischen Volke[illegible] ja der Menschheit ist. Die Parallele mit Siegfried lie[illegible] so außerordentlich nahe. Die Schule darf sich freilich nic[illegible] in das unsichere Gebiet der heutzutage beliebten und vielfa[illegible] noch so unsicheren vergleichenden Märchen- und Mythe[illegible] forschung verlieren. Allein der Mythus vom Sonnenheld[illegible] und Kämpfer für die Sonnenjungfrau dürfte als ei[illegible] indogermanischer erwiesen sein und muß für das Verständni[illegible] des Nibelungenliedes nothwendig beigezogen werden. Wi[illegible]

Siegfried und Karna ist auch Achill der Held, der in der Jugendherrlichkeit dahingerafft wird und einer Tücke zum Opfer fällt, wobei die Achillesferse eine Rolle spielt wie die Hornhaut bei Siegfried und Karna, dessen Braut einem andern zugeführt wird (Brunhilde, Briseis), der wie Siegfried einem andern Gebieter dient und wie Karna sich vom Kampfe fernhält.

Und noch eine höhere Aufgabe stellt der Verfasser sich und dem Homerlehrer. Auf der Erlanger Philologenversammlung vom Jahr 1851, welche von Männern wie Nägelsbach, Roth, Döderlein, von Raumer, Bäumlein besucht war, wurde der Satz vertheidigt, daß die klassische Literatur in ihrem religiösen Gehalt eine Vorstufe für das Christenthum sei, daß der christliche Glaube es nicht ausschließe, auch in der klassischen Literatur Ahnungen und Strahlen göttlicher Weisheit anzuerkennen, und daß der christliche Glaube die Norm sei, an welcher das Alterthum und seine Bedeutung für das [illegible] [illegible] werden solle. Bekanntlich [illegible] Ausspruch [illegible] Heiden [illegible] [illegible]

[illegible]

durch die Bemerkung, daß auch Gottes Sohn durch die Wahl eines Lieblingsjüngers die Freundschaft geheiligt hat. Der Rachsucht Achills ist der hohe christliche Standpunkt der Feindesliebe gegenüber zu stellen. Die Idee von der Seelenläuterung Achills steht mindestens schon auf der Brücke vom Heidenthum zum Christenthum. Und wenn schon die Resignation gegenüber dem unerbittlichen und unbarmherzigen Schicksal Hektors und Achills Gestalten bewundernswerth erscheinen läßt, in welch strahlendem Lichte erhebt sich die liebevolle Hingabe an den Willen des himmlischen Vaters, wie sie der Heiland in Wort und That am Oelberg gelehrt hat. In manchen Beziehungen also ist die Homerlektüre eine Vorschule auf Christus.

* * *

Ist unser Referat über zwei Programme nicht viel zu umfangreich geworden? Der Fachmann wird auch jetzt noch sie selbst zur Hand nehmen müssen und zahlreiche weitere geistreiche und tiefsinnige Erwägungen und Winke und Urtheile namentlich ästhetischer Natur finden. Wir glauben aber, daß auch weitere Kreise, welche den Homer einst gelesen haben, durch diese so originelle und fruchtbare Art der Behandlung mannigfache Anregung gefunden haben. Vielleicht ist auch ihnen wie dem Referenten der Gedanke gekommen: Unter Leitung eines solchen Lehrers möchte ich nochmals die Ilias lesen. Jede Stunde muß ja da irgend etwas Neues, irgend eine Ueberraschung bieten. Tempi passati. Hoffentlich wird der Verfasser noch weitere Proben seiner Behandlung der Klassiker in der Schule geben. Den Fachmännern aber rufen wir zu: Fac secundum exemplar!

Dr. Schmid.

XXXVI.

Erinnerungen aus der Ministerzeit Bismarck-Camphausen.

(Schluß.)

III.

Am 15. Februar 1878 war Bismarck von seinem zehnmonatlichen Urlaub wieder nach der Wilhelmstraße in Berlin zurückgekehrt. Seine wirthschaftlichen Pläne hatten in der Zwischenzeit eine greifbare Form erlangt, und bald ergriff ihn der Drang, die in stiller Einsamkeit in Varzin gesammelten Studien über Zoll- und Steuerreform im Reichstag auszugießen. In der Sitzung vom 22. Februar stand die neue Steuervorlage über Tabak, das Lieblingsthema des Kanzlers, auf der Tagesordnung. Bismarck betheiligte sich mit vielem Eifer an der interessanten Debatte und erklärte die vorgeschlagene neue Tabaksteuer nur für eine Uebergangsstufe zu seinem Steuerideal, dem Tabaksmonopol. Nach seiner Ueberzeugung, so führte er aus, seien wir in der Entwicklung unseres Steuersystems hinter allen großen europäischen Staaten zurückgeblieben und hätten einen beträchtlichen Weg auf dem Gebiete nachzuholen und zu ermitteln, wie die großen Lasten am leichtesten getragen würden. Er sei bekanntlich ein Gegner der direkten und ein Freund der indirekten Steuern und strebe eine umfassende Reform an, wodurch das Reich, das jetzt arm sei, reich würde. Sein Ideal sei nicht ein Reich, das vor den Thüren der Einzelstaaten seine Matrikularbeiträge einsammeln müsse, sondern ein Reich, das, da es die Hauptquote guter Finanzen, die

indirekten Steuern unter Verschluß halte, im Stande wäre, an alle Partikularstaaten herauszuzahlen. Ganz offen bekenne er, daß er dem Tabaksmonopol zustrebe und in diesem Sinne die Tabakssteuervorlage als Durchgangspunkt annehme. Am Schlusse seiner Rede bat er den Reichstag, die Vorlage nicht in der Commission zu begraben, sondern wenigstens in einem Antrage oder einer Resolution klare Stellung zu dieser Frage zu nehmen; denn eine Verständigung auf diesem Gebiete sei, wie er nach seinem Zustande fürchte, das letzte ideale Ziel, das er für das Reich noch zu erreichen wünsche.

Minister Camphausen verhielt sich gegenüber diesen Herzenswünschen des Kanzlers in seinen Darlegungen sehr kühl und wich dem Lieblingskind des Chefs, dem Monopolgedanken, in seiner Tabaksrede absichtlich aus; und als darauf die nationalliberale Partei durch Freiherrn von Stauffenberg die Finanzpolitik des Kanzlers einer Kritik unterziehen ließ, vermochte Camphausen nur in sehr gewundener Rede zu antworten und kam dem angegriffenen Ministerpräsidenten in einer höchst zweideutigen Weise zu Hilfe.

Das Resultat jener Reichstagsverhandlungen war bekanntlich für Bismarck kein günstiges; der Entwurf des Tabaksteuergesetzes wurde damals in der Commission begraben. Damit waren auch die Tage des Finanzministers gezählt. Der Kanzler, der in dem Verhalten Camphausens die Ursache seiner Niederlage im Reichstage erblickte, suchte jetzt den ersten besten Anlaß, diesen Minister endlich vor die Thüre zu setzen, trotzdem er am folgenden Tage (23. Feb.), um seinen Ingrimm gegen den Collegen nach Außen weniger hervortreten zu lassen, äußerte, „daß ihre beiderseitigen Wege vielleicht noch länger zusammenführen könnten, als er (der Kanzler) vor Jahren vorauszusehen vermocht hätte.“ [1])

---

1) Camphausen hatte nämlich in jener Reichstagssitzung aus den Akten des Kanzlers nachgewiesen, wie er bereits vor Jahresfrist

Obgleich in selbiger Sitzung Camphausen, der so zäh an seinem Amte hing und dem deßhalb aus Rührung über diese letzte Erklärung des Kanzlers die Thränen über die Wangen rannen, in die neuen finanzpolitischen Wege einzulenken kundgab, fand er dennoch keine Gnade bei seinem Herrn. Noch in der nämlichen Reichstagssitzung ward er gestürzt Die Nationalliberalen hielten jetzt den Augenblick für gekommen, der ihnen das Finanzministerium leicht in die Hände spielen dürfte. Sie wurden sich jetzt in besonderer Weise der in Varzin gegebenen Versprechungen bewußt, und im Zusammenhange damit und gleichsam auf einen Wink des Kanzlers hin erklärte ein Führer der nationalliberalen Partei: „eine kräftige und selbständige Leitung des Reiches auf dem Gebiete der Finanzen sei nur zu finden in der Schaffung eines selbständigen Reichsfinanzministers.“ Durch diese Aeußerung Laskers und durch weitere theils sehr heftig geführte, persönliche Angriffe anderer Vertreter der nationalliberalen Fraktion fühlte sich Camphausen in seinem Ansehen schwer geschädigt und sagte seinen früheren Freunden ins Gesicht, daß sie ihn (Camphausen) durch ihre Vorwürfe nur deßhalb von seinem Ministerposten zu verdrängen suchten, um selbst denselben einnehmen zu können. Er durchschaute sogleich die Taktik des Kanzlers und der Nationalliberalen und wußte, daß letztere, obgleich mit dem Bismarck'schen Wirthschaftsprogramm keineswegs versöhnt, dennoch in sicherer Aussicht auf den in Varzin versprochenen Ministersessel bei dem Abschlachtungsgeschäft des Finanzministers sich dem Chef für diese Sitzung zur freien Verfügung gestellt hatten. Deßhalb wies auch Camphausen in jener Sitzung, die wohl eine der dramatischsten aller Reichstagsverhandlungen gewesen war, zur Abwehr der Angriffe auf die Varziner Verhand-

dem Fürsten die Einführung des Monopols als das Ziel und den vorliegenden Steuerentwurf als das Mittel zu diesem Zwecke bezeichnet habe.

lungen hin, deren Inhalt er nicht kenne, bei denen es sich aber offenbar um den Satz handle: „Ote-toi, que je m'y mette.“ Tief gekränkt durch diese Behandlungsweise seitens des Fürsten Bismarck, dem die Nationalliberalen dabei als Helfershelfer zur Seite standen, war nun Camphausen gegen seinen Willen dazu gedrängt, die Entlassung von seinem Amte zu erbitten, an dem er sich bis zu jener denkwürdigen Sitzung vom 23. Februar 1878 mit allen Fasern seines Wesens angeklammert hielt.

Bismarck fühlte sich jetzt wohl ums Herz, daß ihm dieser auf Camphausens Sturz schon längst gezielte Streich nun endlich gelungen war. Besonders heiter und wohlauf soll sich der Kanzler an jenem 23. Februar seiner Umgebung gezeigt haben. Am selbigen Abend fand in seinen Salons eine parlamentarische Soiree statt,[1]) bei welcher der Herr des Hauses in der heitersten Laune der Welt erschienen war und mit seinen Gästen Bennigsen, Forckenbeck, Lasker, Stauffenberg, Helldorf u. a. m. sich sehr lebhaft unterhielt. Von einer Einwirkung der erregten parlamentarischen Debatte auf seine Haltung war nichts zu merken. Mit vielem Humor führte Bismarck an diesem Abend die Unterhaltung und antwortete einem Herrn, der auf die am Nachmittag in der Reichstagssitzung stattgehabte Redeschlacht Anspielung machte, mit den Worten: „Die Parlamentsherren langweilten sich und ich mußte von Varzin hierher kommen, um sie zu unterhalten.“

Bei der nächsten parlamentarischen Soiree (2. März), auf der ebenfalls die Koryphäen der nationalliberalen sowie der Reichspartei erschienen waren, bildete bereits die Demission Camphausens, um welche dieser sogleich nach dem 23. Februar gebeten hatte, den Gegenstand der Conversation. Bismarck erklärte dabei, der Kaiser wünsche, Herr Camp-

1) Poschinger, die Tischgespräche des Reichskanzlers S. 106.

Obgleich in selbiger Sitzung Camphausen, der so zäh an seinem Amte hing und dem deßhalb aus Rührung über diese letzte Erklärung des Kanzlers die Thränen über die Wangen rannen, in die neuen finanzpolitischen Wege einzulenken kundgab, fand er dennoch keine Gnade bei seinem Herrn. Noch in der nämlichen Reichstagssitzung ward er gestürzt Die Nationalliberalen hielten jetzt den Augenblick für gekommen, der ihnen das Finanzministerium leicht in die Hände spielen dürfte. Sie wurden sich jetzt in besonderer Weise der in Varzin gegebenen Versprechungen bewußt, und im Zusammenhange damit und gleichsam auf einen Wink des Kanzlers hin erklärte ein Führer der nationalliberalen Partei: „eine kräftige und selbständige Leitung des Reiches auf dem Gebiete der Finanzen sei nur zu finden in der Schaffung eines selbständigen Reichsfinanzministers." Durch diese Aeußerung Laskers und durch weitere theils sehr heftig geführte, persönliche Angriffe anderer Vertreter der nationalliberalen Fraktion fühlte sich Camphausen in seinem Ansehen schwer geschädigt und sagte seinen früheren Freunden ins Gesicht, daß sie ihn (Camphausen) durch ihre Vorwürfe nur deßhalb von seinem Ministerposten zu verdrängen suchten, um selbst denselben einnehmen zu können. Er durchschaute sogleich die Taktik des Kanzlers und der Nationalliberalen und wußte, daß letztere, obgleich mit dem Bismarck'schen Wirthschaftsprogramm keineswegs versöhnt, dennoch in sicherer Aussicht auf den in Varzin versprochenen Ministersessel bei dem Abschlachtungsgeschäft des Finanzministers sich dem Chef für diese Sitzung zur freien Verfügung gestellt hatten. Deßhalb wies auch Camphausen in jener Sitzung, die wohl eine der dramatischsten aller Reichstagsverhandlungen gewesen war, zur Abwehr der Angriffe auf die Varziner Verhand-

---

dem Fürsten die Einführung des Monopols als das Ziel und den vorliegenden Steuerentwurf als das Mittel zu diesem Zwecke bezeichnet habe.

gesuche des Finanzministers zu willfahren, Camphausen möge vielmehr sein Portefeuille weiterführen." So kam für diesen Minister der unfreiwillige Abschied vom Amte schneller, als er nur ahnen konnte. Camphausen mochte sich mit Freund Delbrück trösten, der ebenfalls zwei Jahre vorher, als es bei ihm zu kriseln anfing, mit der zuvorkommendsten Raschheit — ohne Lucanus — plötzlich sich vor die Thüre gesetzt sah. Als nämlich eines Tages im Maimonat 1876 Delbrück dem Fürsten Bismarck gegenüber äußerte, er habe große Bedenken gegen das — vom Reichskanzler gutgeheißene — Maybach'sche Reichseisenbahnprojekt, das sich auf ein Monopol zuspitze, so nahm der Fürst dieses Urtheil, wie ein Abgeordneter in den „Randglossen zu den politischen Wandlungen der letzten Jahre" erzählt,[1] mit einem spöttischen Lächeln entgegen und erwiderte: „Nun ja, das kann ich mir denken; aber Sie können sich vollständig beruhigen, die Sache geht Sie gar nichts an." Delbrück ging nach Hause, speiste mit seiner Gemahlin — er war damals erst kurze Zeit verheirathet — in bester Laune zu Mittag und dann sagte er: „Mein liebes Kind, nun wollen wir gehen und uns eine Wohnung aussuchen." „Wozu?" meinte Frau Delbrück, „wir haben ja unsere Dienstwohnung." Herr Delbrück erwiderte, gerade diese wolle er verlassen. Am andern Tage war die Wohnung gemiethet und Delbrück hatte seinen Abschied in der Tasche.

Von dem Tage an, an dem Camphausen aus dem Amte entfernt war, nahm der Kanzler gerne jede sich bietende Gelegenheit wahr, dem abgegangenen Finanzminister die gewohnte Rücksichtslosigkeit und geringschätzige Behandlung widerfahren zu lassen, mit der er auch so manch anderen ihm unliebsam gewordenen Staatsmann oder Politiker in bekannter Weise, mitunter gar sehr auf Kosten der Wahrheit zu traktiren pflegte. Auf den parlamentarischen

1) Bismarck nach dem Kriege. S. 192.

Soireen moquirte sich der Reichskanzler ungenirt und undankbar über den pensionirten Finanzminister, der ihm doch wenige Jahre vorher noch mit Delbrück die gebratenen Kastanien aus einem sehr gefährlichen freihändlerischen Feuer herausgeholt hatte, und gab bei solchen Abendunterhaltungen seiner vollen Befriedigung über das Schicksal des also Gestürzten deutlichen Ausdruck. So berührte er bei einem am 6. April abgehaltenen parlamentarischen Diner die wenige Monate vorher vielbesprochene Vicekanzler-Candidatur Camphausens und bemerkte spöttisch dazu, wie wenig brauchbar Camphausen zu diesem Amte gewesen, da er zu wenig europäisch gemodelt sei.[1]) Bei dem drei Tage später in seinen Salons wiederum den Abgeordneten gegebenen Rendezvous sagte Bismarck es geradezu heraus, wie angenehm ihm Camphausens Scheiden gewesen sei, in welchem er den umfassenden Geist und politischen Kopf vermisse, und dafür blos einen Ressortmann kennen gelernt habe, der zwar große Selbständigkeit, nach oben ebenso wie nach unten, besäße,[2]) der aber für neue Gedanken wenig zugängig und solchen gegenüber sich mehr abstoßend verhielte. Sodann fügte der Fürst noch bei: „Camphausens Abgang habe ihm eine gewisse Erleichterung verschafft, da Camphausen nie mit seinen Intentionen übereingestimmt habe.“[3])

Wenn nun sogar Poschinger solche Aeußerungen wiedergeben darf, die dazu noch der Kanzler beim reichbesuchten parlamentarischen Gesellschaftsabend seinem ehemaligen Collegen zu widmen für angezeigt fand, wie mögen dann erst die wahren, eigentlichen Herzensergüsse des Fürsten gelautet

---

1) Poschinger I, 119.

2) Darin gründete zum guten Theil die Abgeneigtheit des Ministerpräsidenten, der dieses Selbstgefühl des Finanzministers nicht ertragen konnte.

3) Poschinger I, 121.

gesuche des Finanzministers zu willfahren, Camphausen möge vielmehr sein Portefeuille weiterführen." So kam für diesen Minister der unfreiwillige Abschied vom Amte schneller, als er nur ahnen konnte. Camphausen mochte sich mit Freund Delbrück trösten, der ebenfalls zwei Jahre vorher, als es bei ihm zu kriseln anfing, mit der zuvorkommendsten Raschheit — ohne Lucanus — plötzlich sich vor die Thüre gesetzt sah. Als nämlich eines Tages im Maimonat 1876 Delbrück dem Fürsten Bismarck gegenüber äußerte, er habe große Bedenken gegen das — vom Reichskanzler gutgeheißene — Maybach'sche Reichseisenbahnprojekt, das sich auf ein Monopol zuspitze, so nahm der Fürst dieses Urtheil, wie ein Abgeordneter in den „Randglossen zu den politischen Wandlungen der letzten Jahre" erzählt,[1] mit einem spöttischen Lächeln entgegen und erwiderte: „Nun ja, das kann ich mir denken; aber Sie können sich vollständig beruhigen, die Sache geht Sie gar nichts an." Delbrück ging nach Hause, speiste mit seiner Gemahlin — er war damals erst kurze Zeit verheirathet — in bester Laune zu Mittag und dann sagte er: „Mein liebes Kind, nun wollen wir gehen und uns eine Wohnung aussuchen." „Wozu?" meinte Frau Delbrück, „wir haben ja unsere Dienstwohnung." Herr Delbrück erwiderte, gerade diese wolle er verlassen. Am andern Tage war die Wohnung gemiethet und Delbrück hatte seinen Abschied in der Tasche.

Von dem Tage an, an dem Camphausen aus dem Amte entfernt war, nahm der Kanzler gerne jede sich bietende Gelegenheit wahr, dem abgegangenen Finanzminister die gewohnte Rücksichtslosigkeit und geringschätzige Behandlung widerfahren zu lassen, mit der er auch so manch anderen ihm unliebsam gewordenen Staatsmann oder Politiker in bekannter Weise, mitunter gar sehr auf Kosten der Wahrheit zu traktiren pflegte. Auf den parlamentarischen

1) Bismarck nach dem Kriege. S. 192.

rasschend — um uns nicht eines mehr bezeichnenden Ausdruckes zu bedienen — ist es nun, wenn jetzt nach dem Tode Camphausens Fürst Bismarck sein wahres von Freund und Feind erkanntes und bestätigtes Verhältniß zu jenem Minister durch seine Presse geradezu ableugnen und noch dazu bestreiten läßt, daß Camphausen in Folge von Differenzen mit dem ersten Reichskanzler aus dem Amte geschieden sei. In dürren Worten schreiben die „Hamburger Nachrichten“:[1]) „In den Nekrologen der Presse beim Tode des ehemaligen preußischen Finanzministers Camphausen wird immer die Ansicht vertreten, daß der Verstorbene s. Zt. in Folge von Differenzen mit dem Fürsten Bismarck aus dem Amte geschieden sei. Wir können nur wiederholen, daß dies unzutreffend ist“ Sodann wird darauf hingewiesen, daß der Angriff der Nationalliberalen im Reichstage vom 23. Februar 1878 den Grund des Rücktritts für Camphausen abgegeben hätte; darauf hin habe Bismarck den von jener Seite angegriffenen Minister sogar noch ermuthigt. (!)

Mit welcher Unverfrorenheit werden doch hier die Thatsachen auf den Kopf gestellt! Sollten hier vielleicht die „Hamburger Nachrichten“ nach den berühmten Mustern der früheren Jahrgänge der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ der Welt wiederum einmal das Beispiel jener bekannten „christlichen Verlogenheit“ bieten wollen, eine Aufgabe, für welche man besonders in den ersten Culturkampfsjahren so häufig dieses offizielle Organ des Fürsten Bismarck in Anspruch zu nehmen beliebte? — Diese Verdrehung der Thatsachen möge aber auch, obschon ja der Gegenstand, um den es sich in unserem Falle handelt, zufällig ein minder belangreicher ist, als ein Beispiel dafür gelten, wie bei denjenigen von Friedrichsruh die Wahrheitsliebe und geschichtliche Treue zu Ehren kommen, wenn sie politische Vorgänge, die den ersten Reichskanzler unliebsam

1) Vom 20. Mai 1896.

haben, die er im engeren und engsten Kreise über Camphausen ausschüttete! Der nationalliberale Abgeordnete Hölder charakterisirte das Verhalten Bismarcks zu Camphausen ebenso präcis als bezeichnend, indem er unmittelbar nach dem Sturz dieses Ministers folgenden Satz in sein Tagebuch schrieb: „Mein Eindruck war der, Bismarck hat es Camphausen schlecht gemacht; dieser geht, dadurch gibt es Raum für die Nationalliberalen.“ [1])

Camphausen fügte sich in nur schwerer Resignation seinem Schicksal, auf das, wie Eugen Richter in seinen Erinnerungen „Im alten Reichstag“ bemerkt, Fürst Bismarck schon seit 1876 planmäßig hinarbeitete. Der abgegangene Minister blieb von nun an dem ersten Reichskanzler im öffentlichen, wie im privaten Leben fern; er mied mit Strenge dessen Person und Haus; und während andere Minister a D., namentlich Delbrück, wenigstens zuweilen, bei den parlamentarischen Gesellschaftsabenden in den Bismarck'schen Salons erschienen waren, suchen wir dagegen vom 23. Februar 1878 an „diesen Mann von großer Selbständigkeit nach oben ebenso wie nach unten,“ wie Bismarck seinen Collegen Camphausen nannte, vergebens auf der Liste derer, die Poschinger jeweils als Theilnehmer an jenen bekannten sogenannten Kanzler-Soireen aufzählt. Camphausen verbarg lange im stillen Innern den Unmuth, über seine seitens des Fürsten Bismarck mit Interesse betriebene und nun auch von diesem erreichte Verdrängung aus Amt und Würde, und erst nach drei Jahren nahm er die sich ihm bietende Gelegenheit im Herrenhause wahr, bei dem bekannten Rencontre mit dem Reichskanzler in heftigen Auseinandersetzungen seinem lange und schwer gepreßten Herzen Erleichterung zu geben.

Wie unglaublich und ungemein befremdend und über-

---

1) l. c. II, 272.

jüngst vergangener Zeit glauben zu machen suchte; nein! „wenn jemals,“ so schreibt mit Recht die „Freisinnige Zeitung“ [1]) in ihrer Entgegnung auf den oben berührten Artikel der „Hamburger Nachrichten“, „irgend ein Minister gegen seinen Willen aus dem Amte gedrängt worden ist, so war es Camphausen.“ Außerdem vergessen wir nicht, daß es ja einer aus dem engeren parlamentarischen Kreise um den Fürsten herum war, daß es ein oft geladener und gern gesehener Gast im Kanzlerischen Hause, ein in der national-liberalen Partei maßgebender und damals als begeisterter Bismarck-Verehrer bekannter Politiker, der von Bennigsen unter Auferlegung strengster Diskretion in die Geheimnisse der Varziner Verhandlungen eingeweiht gewesen,[2]) daß es Julius von Hölder, also ein gewiß unparteiischer Zeuge war, der durch sein Tagebuch aus der Schule schwatzte, indem er betheuerte: „Ja Bismarck hat es Camphausen schlecht gemacht; dieser geht, dadurch gibt es Raum für die Nationalliberalen.“

Allein letztere, die als treue Eideshelfer des Kanzlers beim Sturze Camphausens fungirten, mußten sich kurz darauf in ihren vielversprechenden Hoffnungen bitter getäuscht sehen. Die mit Uebereifer aus dem Feuer geholten Kastanien sollten sie nicht zu essen bekommen. Die seit dem Scheitern der Varziner Verhandlungen allmählig beginnende Entfremdung zwischen dem leitenden Staatsmanne und der nationalliberalen Partei machte sich nach der am 27. März 1878 erfolgten Rekonstruktion des preußischen Ministeriums in immer schrofferen Aeußerungen geltend. Drei Vakanzen im Ministerium wurden an jenem Tage besetzt, und da die Partei Bennigsens dabei leer ausging, so erfolgte von jenem Tage an eine entschiedene Abwendung dieser Fraktion vom Reichskanzler. Diese Abwendung bewegte sich zunächst

1) vom 21. Mai 1896.
2) Poschinger II, 269.

in der Form kühler Zurückhaltung gegen den Fürsten und in der Verstärkung der Fühlung mit einigen anderen Mitgliedern des preußischen Ministeriums. Schon bei dem nächsten auf jenen 27. März folgenden parlamentarischen Gesellschaftsabende im Hause des Kanzlers machte sich die veränderte Stellung der nationalliberalen Partei zu Bismarck merklich geltend; alle hervorragenden Mitglieder der Partei, wie Forckenbeck, Bennigsen, Lasker blieben jener Soiree fern. Als nun bei der Abstimmung über das erste Socialistengesetz, das der Kanzler nach dem ersten Hödel'schen Attentat auf den Kaiser (11. Mai 1878) rasch zu Stande gebracht haben wollte, die gesammte nationalliberale Fraktion dieses Gesetz, — „weil es", wie Hölder in seinem Tagebuch niederschrieb, „eine Monstrosität sei und schließlich gegen jede oppositionelle Regung verwendet werden könnte,"[1]) oder wie ein anderer aus der Partei meinte:[2]) „weil dies Gesetz angeblich gegen die Socialdemokratie, in Wahrheit aber gegen die Nationalliberalen gerichtet sei," — rundweg ablehnte (am 25. Mai 1878), da ward dem Faß der Boden ausgeschlagen. Mit dieser Ablehnung des Bismarck'schen Herzenswunsches pflanzte die nationalliberale Partei offen das Banner der Opposition gegen die innere Politik des ersten Kanzlers auf, das von nun an von Lasker und Forckenbeck abwechselnd als Führer vorangetragen wurde.

Was es heißt, den Zorn und die Leidenschaft Bismarcks fühlen zu müssen, wie diese seit Jahren die Centrumspartei zu empfinden hatte, davon konnten jetzt zur Abwechslung

1) l. c. II, 278.

2) Böttcher in seinem Buche: Eduard Stephani. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. B. fügt hinzu: „Dieser Ansicht waren die meisten seiner nationalliberalen Fraktionsgenossen. Man hatte die Empfindung, als sollte die nationalliberale Partei bei dieser Gelegenheit nach einem damals viel gebrauchten Worte an die Wand gedrückt werden."

auch einmal die Nationalliberalen aus Erfahrung sprechen. Erbittert über den erfahrenen Widerspruch dieser Partei machte der Fürst am 3. Juni von seiner Machtfülle durch Auflösung des Reichstages Gebrauch und ließ für den 30. Juli Neuwahlen ausschreiben. Mit Hochdruck ließ nun Bismarck in der Zwischenzeit durch den gesammten mächtigen Regierungsapparat die nationalliberalen Candidaturen bekämpfen. Mit Energie arbeitete besonders sein Leiborgan, die „Nordd. Allg. Ztg.", auf eine Schwächung dieser bisher leitenden Partei hin, und schloß fast regelmäßig ihre provokatorischen Artikel mit der kriegerischen Frage: „Wie lange wird sich der Reichskanzler die von den nationalliberalen Führern gegen ihn gerichteten Angriffe gefallen lassen?"

Dieser von Bismarck unternommene wohlorganisirte Angriff gegen den Nationalliberalismus war keineswegs ergebnißlos; sein Plan war ihm gelungen. Die Reichstagswahlen vom 30 Juli ergaben eine starke Verminderung der liberalen Mandate; die Nationalliberalen verloren 30 Sitze, die Fortschrittspartei deren 10. Dieser Verlust war den Conservativen und dem Centrum zu gute gekommen, so daß diese beiden letzteren Parteien zusammen die Mehrheit bildeten. Bismarck ging nun, da ihm von diesem neuen Reichstage ein Succurs für Durchführung seiner Wirthschaftspolitik sicher war, mit gewohnter Energie an die Verfolgung seiner schutzzöllnerischen Reformpläne heran. In einem aus Friedrichsruh vom 15. Dezember 1878 an den Bundesrath gerichteten programmatischen Schreiben präcisirte der Reichskanzler seine wirthschaftlichen Ziele, die er bei der Tarifreform im Auge hatte, und am 4. April 1879 legte der Fürst den von ihm betriebenen Zolltarif-Gesetzentwurf dem Reichstage vor. Von diesem Tage an begannen auch die Verhandlungen Bismarcks mit den einzelnen Fraktionen über den vorgelegten Entwurf, und schließlich entschied sich der Kanzler für den vom Centrum eingebrachten Antrag über die Höhe und Vertheilung der Schutzzölle, dem er gegenüber den von Bennigsen gestellten

in der Form kühler Zurückhaltung gegen den Fürsten und in der Verstärkung der Fühlung mit einigen anderen Mitgliedern des preußischen Ministeriums. Schon bei dem nächsten auf jenen 27. März folgenden parlamentarischen Gesellschaftsabende im Hause des Kanzlers machte sich die veränderte Stellung der nationalliberalen Partei zu Bismarck merklich geltend; alle hervorragenden Mitglieder der Partei, wie Forckenbeck, Bennigsen, Lasker blieben jener Soiree fern. Als nun bei der Abstimmung über das erste Socialistengesetz, das der Kanzler nach dem ersten Hödel'schen Attentat auf den Kaiser (11. Mai 1878) rasch zu Stande gebracht haben wollte, die gesammte nationalliberale Fraktion dieses Gesetz, — „weil es", wie Hölder in seinem Tagebuch niederschrieb, „eine Monstrosität sei und schließlich gegen jede oppositionelle Regung verwendet werden könnte,"[1]) oder wie ein anderer aus der Partei meinte:[2]) „weil dies Gesetz angeblich gegen die Socialdemokratie, in Wahrheit aber gegen die Nationalliberalen gerichtet sei," — rundweg ablehnte (am 25. Mai 1878), da ward dem Faß der Boden ausgeschlagen. Mit dieser Ablehnung des Bismarck'schen Herzenswunsches pflanzte die nationalliberale Partei offen das Banner der Opposition gegen die innere Politik des ersten Kanzlers auf, das von nun an von Lasker und Forckenbeck abwechselnd als Führer vorangetragen wurde.

Was es heißt, den Zorn und die Leidenschaft Bismarcks fühlen zu müssen, wie diese seit Jahren die Centrumspartei zu empfinden hatte, davon konnten jetzt zur Abwechslung

1) l. c. II, 278.

2) Böttcher in seinem Buche: Eduard Stephani. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. B. fügt hinzu: „Dieser Ansicht waren die meisten seiner nationalliberalen Fraktionsgenossen. Man hatte die Empfindung, als sollte die nationalliberale Partei bei dieser Gelegenheit nach einem damals viel gebrauchten Worte an die Wand gedrückt werden."

von der, seit den ersten Tagen ihrer Herrschaft erstrebten, Theilnahme an der Regierung bedeute, sondern sich auch mehr und mehr davon überzeugte, daß jene Verhandlungen von vorherein seitens des Kanzlers gar nicht in der vorgegebenen ernsten Absicht geführt wurden, nationalliberale Elemente in das Ministerium hereinzuziehen. So schrieb Hölder in seinem Tagebuch: „Die Verhandlungen mit Bennigsen scheinen mir nie ernst gemeint gewesen oder doch bei Bismarck nie über das Stadium einer Recognoscirung, ohne festen Entschluß gediehen zu sein“[1])

Dabei ließ es Bismarck gegenüber Mitgliedern der nationalliberalen Partei an ironischen Bemerkungen über die Resultatlosigkeit jener Verhandlungen nicht fehlen und fügte so, wo er konnte, für diese seine früheren Freunde und Kampfgenossen zum Schaden noch den Spott hinzu.

---

schmückten Frack in den Saal. Sein unerwartetes Erscheinen brachte eine allgemeine Aufregung hervor. Fürst Bismarck eilte dem bisherigen Widersacher entgegen und führte den kurzsichtigen kleinen alten Herrn sorglich in den Saal, indem er ihn mit beiden Händen beim Gehen unterstützte Windthorst wurde sofort den Damen des Hauses vorgestellt, bei denen schon die Aussicht auf den baldigen Besuch des Centrumsführers mit großer Befriedigung aufgenommen worden war Bald hatten der Fürst und sein diesmaliger Favorit-Gast sich in ein Gespräch vertieft, an welchem als unparteiischer Zeuge theilzunehmen der Tischnachbar, der nationalliberale Graf Flemming, vom Hausherrn aufgefordert wurde . . . . . . Als Fürst Bismarck den seltenen Gast nach etwa einer halben Stunde verließ, drängten sich die Abgeordneten um den ruhig lächelnden Windthorst, indem sie ihn im Scherz und Ernst zum Führer einer neuen Fraktion proklamirten, bei der sie demnächst würden eintreten müssen. Auf alle Fragen über den Inhalt der Zwiesprache antwortete Windthorst mit der Würde eines Augurs: Extra centrum nulla salus.“

1) l. c. 275.

Andererseits machte der Kanzler Herrn von Bennigsen, den er von Zeit zu Zeit zu sich lud, wiederum Hoffnung auf einen Ministerstuhl, indem er ihm sagte, wie letzterer selbst erzählt,[1]) „Minister werden nicht auf ewig gemacht; was diesmal nicht möglich gewesen, könne später einmal sein.“

Dieses durchweg sehr zweideutige Verhalten, das Bismarck in seinem Kampfe mit Camphausen und den Nationalliberalen an den Tag legte, beleuchtet sehr drastisch jene bekannte, aber keineswegs beneidenswerthe und rühmliche Charaktereigenschaft des ersten Reichskanzlers, über welche nicht nur seine politischen Gegner, sondern auch seine begeisterten Anhänger nicht selten scharfe Klagen zu führen gezwungen waren: wir meinen seine „Unergründlichkeit,“ die einmal einen seiner Getreuen, den Heidelberger Professor der Staatswissenschaften Johann Kaspar Bluntschli, veranlaßte, in seinem Urtheil über Bismarck sich folgendermaßen zu äußern: „Es ist in dem antediluvianischen Manne eine seltsame Verbindung von lautester Offenheit und tiefster Verschlagenheit, von rückhaltloser Wahrhaftigkeit und bewußter Täuschung. Er muß die Diplomaten fürchterlich angelogen haben.“[2])

Von den Führern der nationalliberalen Fraktion war Bennigsen der einzige, der seinen Aerger über Bismarck in seinem Herzen verborgen hielt und von offener Opposition nichts wissen wollte. Freilich; er hatte eben doch nicht die oben erwähnten Worte vergessen können, womit der Unergründliche in guter Stunde ihn zu trösten suchte: „Minister werden nicht auf ewig gemacht.“ Deßhalb verlegte sich Bennigsen seit den Differenzen zwischen seiner Partei und dem Kanzler auf das Diplomatisiren und suchte mit allem Eifer wiederum eine Verbindung beider herzustellen. Allein die Kluft zwischen dem Kanzler und den nationalliberalen

1) l. c. 278.
2) Bluntschli, Memoiren III. S. 218.

von der, seit den ersten Tagen ihrer Herrschaft erstrebten, Theilnahme an der Regierung bedeute, sondern sich auch mehr und mehr davon überzeugte, daß jene Verhandlungen von vornherein seitens des Kanzlers gar nicht in der vorgegebenen ernsten Absicht geführt wurden, nationalliberale Elemente in das Ministerium hereinzuziehen. So schrieb Hölder in seinem Tagebuch: „Die Verhandlungen mit Bennigsen scheinen mir nie ernst gemeint gewesen oder doch bei Bismarck nie über das Stadium einer Recognoscirung, ohne festen Entschluß gediehen zu sein“ [1])

Dabei ließ es Bismarck gegenüber Mitgliedern der nationalliberalen Partei an ironischen Bemerkungen über die Resultatlosigkeit jener Verhandlungen nicht fehlen und fügte so, wo er konnte, für diese seine früheren Freunde und Kampfgenossen zum Schaden noch den Spott hinzu.

---

schmückten Frack in den Saal. Sein unerwartetes Erscheinen brachte eine allgemeine Aufregung hervor. Fürst Bismarck eilte dem bisherigen Widersacher entgegen und führte den kurzsichtigen kleinen alten Herrn sorglich in den Saal, indem er ihn mit beiden Händen beim Gehen unterstützte Windthorst wurde sofort den Damen des Hauses vorgestellt, bei denen schon die Aussicht auf den baldigen Besuch des Centrumsführers mit großer Befriedigung aufgenommen worden war Bald hatten der Fürst und sein diesmaliger Favorit-Gast sich in ein Gespräch vertieft, an welchem als unparteiischer Zeuge theilzunehmen der Tischnachbar, der nationalliberale Graf Flemming, vom Hausherrn aufgefordert wurde . . . . . Als Fürst Bismarck den seltenen Gast nach etwa einer halben Stunde verließ, drängten sich die Abgeordneten um den ruhig lächelnden Windthorst, indem sie ihn im Scherz und Ernst zum Führer einer neuen Fraktion proklamirten, bei der sie demnächst würden eintreten müssen. Auf alle Fragen über den Inhalt der Zwiesprache antwortete Windthorst mit der Würde eines Augurs: Extra centrum nulla salus.“

1) l. c. 275.

den Weg zur Regierung ebnen werde. Jedoch bis heute haben seine Hoffnungen nur bis zu einer „ewigen Minister-candidatur“ sich erfüllt.

Zum Schluß möchten wir hier die Worte beifügen, mit denen der originelle nassauische Publicist Dr. Karl Braun, welcher zu dem Kreise der Intimeren bei Bismarck gehörte, einmal das Verhältniß des Fürsten zu den Nationalliberalen in kurzen, aber charakteristischen Strichen in seinen „Randglossen“ zu zeichnen versucht. Das Bild zeigt viele wahre, den Thatsachen vollauf entsprechende Züge. Karl Braun vergleicht das Verhältniß Bismarcks zur nationalliberalen Partei mit einer Ehe, die keine glückliche war, und sagt:

„Wenn es ein Märchen wäre, würde man es also erzählen: Er und Sie; Sie, die Partei meinen wir, liebte Ihn Anfangs von Herzen. Hatte Er ja doch 1866 stürmisch und hochgemuth um Sie geworben und Sie 1867 mit den werthvollsten Hochzeitsgeschenken erfreut. Auch dauerten die Flitterwochen außerordentlich lange, beinahe drei Jahre. Aber sie paßten doch nicht in allem so recht zu einander. Sie war im ledigen Stande schon etwas alt geworden. Sie hatte sich lange Jahre hindurch vergeblich nach Verwirklichung ihrer Ideale gesehnt und darüber die erste Frische der Jugend verloren. Nicht minder jene elastische Schmiegsamkeit, welche jungen Frauen so gut läßt. Kurz, Sie war ein wenig verknöchert. Auch hatte Sie sehr viel studirt; und das trägt nicht immer dazu bei, die Liebenswürdigkeit zu erhöhen. Allein Er hatte auch seine Fehler. Er war ein Mann von hohen Gaben und Gnaden, nur mit einer war Er bei der Vertheilung zu kurz gekommen, mit der Geduld. Wie Er im Kampfe da draußen, im ‚feindlichen Leben,‘ durch reckenhafte Thaten und mächtige, klug ausgesonnene, überraschende Züge das Ziel zu erreichen gewohnt war, so gedachte Er es auch im Hause zu halten. Um das, was Er ‚Kleinigkeiten‘ nannte, pflegte Er sich nicht zu kümmern. Auch fragte Er nicht viel danach, ob das Haushaltungsgeld langte. Sie aber war der Meinung, man müßte sich nach der Decke strecken, in Haushaltungs-

angelegenheiten seien oft die Kleinigkeiten die Hauptsache, und wer von der Hauswirthschaft und von der Kochkunst insonderheit nichts verstehe, der soll sich nicht darein mischen und es sachkundiger Hand überlassen. So gab es zuweilen ein kleines Gewitter, allein es pflegte dann wieder Sonnenschein darauf zu folgen. Es wäre auch alles beim alten geblieben, wenn sich nicht Zwischenträger hineingemengt hätten, theils offene Feinde, theils falsche Freunde von Ihr. Zuletzt machte man einen Sühneversuch. Es sollte biegen oder brechen; und es brach."

Vom Neckar Theodor Palatinus.

XXXVII.

Die römische Künstlerzunft.

Die „gelben Blätter" haben stets den auf Ausübung wahrer christlicher Kunst hinzielenden Bestrebungen bereitwillig ihre Spalten geöffnet und so glaube ich denn auch, daß die folgenden Mittheilungen das Interesse der Leser finden werden.

Von der Erwägung ausgehend, daß alljährlich zahlreiche strebsame Künstler aus der Heimat nach dem sonnigen Süden ziehen, um sich dort an den Kunstschätzen zu bilden, erschien es schon seit längerer Zeit nothwendig, denen, die auf christlicher Grundlage stehen, in Rom einen Sammelpunkt zu bieten. Dieses Bedürfniß machte sich um so dringender geltend, da in den letzten zwei Jahrzehnten sich in Rom Verhältnisse herangebildet haben, die nur zu sehr geeignet sind, abzustoßen, zu verführen und vom rechten Wege abzudrängen. Wenn darum der junge Künstler treue Führer, aufrichtige Berather und theilnehmende Freunde findet, so wird er doppelten Genuß und reiche Förderung von seiner Studienreise haben.

Wie früher schon (vor beiläufig 35 Jahren) Santa Maria dell' Anima der Mittelpunkt einer Colonie christlicher

den Weg zur Regierung ebnen werde. Jedoch bis heute haben seine Hoffnungen nur bis zu einer „ewigen Ministercandidatur" sich erfüllt.

Zum Schluß möchten wir hier die Worte beifügen, mit denen der originelle nassauische Publicist Dr. Karl Braun, welcher zu dem Kreise der Intimeren bei Bismarck gehörte, einmal das Verhältniß des Fürsten zu den Nationalliberalen in kurzen, aber charakteristischen Strichen in seinen „Randglossen" zu zeichnen versucht. Das Bild zeigt viele wahre, den Thatsachen vollauf entsprechende Züge. Karl Braun vergleicht das Verhältniß Bismarcks zur nationalliberalen Partei mit einer Ehe, die keine glückliche war, und sagt:

„Wenn es ein Märchen wäre, würde man es also erzählen: Er und Sie; Sie, die Partei meinen wir, liebte Ihn Anfangs von Herzen. Hatte Er ja doch 1866 stürmisch und hochgemuth um Sie geworben und Sie 1867 mit den werthvollsten Hochzeitsgeschenken erfreut. Auch dauerten die Flitterwochen außerordentlich lange, beinahe drei Jahre. Aber sie paßten doch nicht in allem so recht zu einander. Sie war im ledigen Stande schon etwas alt geworden. Sie hatte sich lange Jahre hindurch vergeblich nach Verwirklichung ihrer Ideale gesehnt und darüber die erste Frische der Jugend verloren. Nicht minder jene elastische Schmiegsamkeit, welche jungen Frauen so gut läßt. Kurz, Sie war ein wenig verknöchert. Auch hatte Sie sehr viel studirt; und das trägt nicht immer dazu bei, die Liebenswürdigkeit zu erhöhen. Allein Er hatte auch seine Fehler. Er war ein Mann von hohen Gaben und Gnaden, nur mit einer war Er bei der Vertheilung zu kurz gekommen, mit der Geduld. Wie Er im Kampfe da draußen, im ‚feindlichen Leben,' durch reckenhafte Thaten und mächtige, klug ausgesonnene, überraschende Züge das Ziel zu erreichen gewohnt war, so gedachte Er es auch im Hause zu halten. Um das, was Er ‚Kleinigkeiten' nannte, pflegte Er sich nicht zu kümmern. Auch fragte Er nicht viel danach, ob das Haushaltungsgeld langte. Sie aber war der Meinung, man müßte sich nach der Decke strecken, in Haushaltungs-

„Ueber die Darstellung des Kreuzzeichens in der Kunst“, Architekt von Stadl „Ueber Architektur der Neuzeit“, Maler Schumacher „Ueber Malerei der Neuzeit mit besonderer Beziehung auf Wien“, Msgr. Baumgarten „Lesefrüchte über kirchliche Kunstbestimmungen“, Maler Spöttl „Ueber ornamentale Malerei“, und Bildhauer Weirich hatte einen Vortrag „Ueber Skulptur“ in Vorbereitung.

Ich lasse nun einen Auszug aus den Satzungen der „Römischen Künstlerzunft“ folgen, woraus der Leser am besten entnehmen kann, was wir wollen und was wir erstreben, sowie welche Wege uns zu Erreichung des Zieles als die gangbarsten erschienen.

Der Zweck der Römischen Künstlerzunft besteht darin, im engeren Kreise die herrschenden Kunstbegriffe zu erörtern, damit den nach Rom kommenden Künstlern ein Mittelpunkt geboten werde, in dem sie nach jeder Richtung hin durch gegenseitigen Austausch von Ideen angeregt werden, ihre Begriffe über die Aufgabe ihrer Kunst zu klären.

Die Römische Künstlerzunft sucht ihre Aufgabe zu lösen durch: a) wissenschaftliche Vorträge, b) praktische Uebungen und zwar:

a) Durch genaue Einführung in den Glaubensinhalt und durch Erläuterung der liturgischen Vorschriften der Kirche über Werke der Kunst; — durch sachliche Untersuchungen über Kunstgeschichte und Gegenstände der Kirchen- und Profangeschichte, die die Künstler angehen; — durch Einführung in die Kunst des christlichen Alterthums; — durch Erörterung anderer Fragen der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, die die Künstlerwelt berühren.

b) Durch regelmäßige Zusammenkünfte, in denen sowohl in theoretisch-praktischer Weise als auch in rein praktischer Weise die Kunst gepflegt und gefördert wird; — durch gemeinschaftlichen Besuch der Kunstsammlungen und Ausflüge zu künstlerischen Zwecken, durch gegenseitige Förderung und Anregung bei künstlerischer Arbeit; — durch regen schriftlichen Verkehr mit auswärtigen Mitgliedern und erprobten Künstlern und Kunstfreunden, die der Zunft verständnißvoll und wohlwollend gegenüberstehen.

Künstler geworden war, worüber im Archive der Anima interessante Akten und Beiträge beruhen, die noch von keinem Kunsthistoriker benützt worden sind, so fand eine Anregung, hier wiederum die jungen Künstler zu versammeln, bei dem Vorstande des Hauses das bereitwilligste Ohr. Am 14. Dezember 1895 lud Monsignor Nagl, derzeitiger Rektor der Anima, nebst mehreren jungen Künstlern drei der bewährtesten Künstler Rom's, die Herren Professor Ludwig Seitz, Franz von Rohden und Franz Soldaticz, zu einer Besprechung in die Anima ein. Im Vereine mit diesen Herren, die alle drei noch mit Overbeck in innigem Verkehre gestanden hatten, war man sich bald darüber klar, sich allwöchentlich zusammenzufinden, und zwar zumeist in der Anima, dann aber auch im Studio der Herren Maler Seitz und von Rohden zu praktischen Uebungen. Es entwickelte sich ein sehr trauliches Verhältniß, so daß der Gedanke von Ludwig Seitz, eine ständige Vereinigung als „Römische Künstlerzunft“ zu bilden, allseitigen Anklang fand.

Es wurden denn, wie wir den vom Maler Haßlacher geführten Protokollen entnehmen, im Laufe des Studienjahres 20 Sitzungen abgehalten. Die Zahl der Theilnehmer betrug 22, die alle den verschiedenen Theilen Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz und Dänemarks entstammten. Bei diesen Versammlungen wurden nach und nach die Begriffe über die definitive Ausgestaltung der jungen Gründung geklärt, so daß im Monat Juni ein berathender Ausschuß mit der Ausarbeitung einer Zunft-Satzung beauftragt werden konnte. Der vorgelegte Entwurf wurde dreimal von der Zunft durchberathen und dann einstimmig genehmigt.

Die Sitzungen wurden ausgefüllt mit der Vorlage von Zeichnungen und Compositionen, sowie mit Besprechungen und Vorträgen, wovon sich einzelne durch mehrere Sitzungen hindurchzogen. Außer den äußerst lehrreichen, programmatischen Darlegungen von Professor Seitz erwähne ich folgende Vorträge: Herr von Rohden „Ueber deutsche Kunst in Rom in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts“, H. Szoldaticz „Ueber Madonnenmalerei“, Msgr. Dr. Nagl „Ueber das Schöne im abstracten Sinne“, Seitz „Ueber Rafael Mengs“, Msgr. de Waal

„Ueber die Darstellung des Kreuzzeichens in der Kunst", Architekt von Stadl „Ueber Architektur der Neuzeit", Maler Schumacher „Ueber Malerei der Neuzeit mit besonderer Beziehung auf Wien", Msgr. Baumgarten „Lesefrüchte über kirchliche Kunstbestimmungen", Maler Spöttl „Ueber ornamentale Malerei", und Bildhauer Weirich hatte einen Vortrag „Ueber Skulptur" in Vorbereitung.

Ich lasse nun einen Auszug aus den Satzungen der „Römischen Künstlerzunft" folgen, woraus der Leser am besten entnehmen kann, was wir wollen und was wir erstreben, sowie welche Wege uns zu Erreichung des Zieles als die gangbarsten erschienen.

Der Zweck der Römischen Künstlerzunft besteht darin, im engeren Kreise die herrschenden Kunstbegriffe zu erörtern, damit den nach Rom kommenden Künstlern ein Mittelpunkt geboten werde, in dem sie nach jeder Richtung hin durch gegenseitigen Austausch von Ideen angeregt werden, ihre Begriffe über die Aufgabe ihrer Kunst zu klären.

Die Römische Künstlerzunft sucht ihre Aufgabe zu lösen durch: a) wissenschaftliche Vorträge, b) praktische Uebungen und zwar:

a) Durch genaue Einführung in den Glaubensinhalt und durch Erläuterung der liturgischen Vorschriften der Kirche über Werke der Kunst; — durch sachliche Untersuchungen über Kunstgeschichte und Gegenstände der Kirchen- und Profangeschichte, die die Künstler angehen; — durch Einführung in die Kunst des christlichen Alterthums; — durch Erörterung anderer Fragen der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens, die die Künstlerwelt berühren.

b) Durch regelmäßige Zusammenkünfte, in denen sowohl in theoretisch-praktischer Weise als auch in rein praktischer Weise die Kunst gepflegt und gefördert wird; — durch gemeinschaftlichen Besuch der Kunstsammlungen und Ausflüge zu künstlerischen Zwecken, durch gegenseitige Förderung und Anregung bei künstlerischer Arbeit; — durch regen schriftlichen Verkehr mit auswärtigen Mitgliedern und erprobten Künstlern und Kunstfreunden, die der Zunft verständnißvoll und wohlwollend gegenüberstehen.

Als Mitglieder der Römischen Künstlerzunft (R. K. Z.) können zunächst nur Herren, die ausübende Künstler sind, aufgenommen werden. Jedoch können auch jene Herren ordentliche Mitglieder werden, die durch ihren priesterlichen oder wissenschaftlichen Beruf an den Erörterungen über künstlerisch-wissenschaftliche Fragen regen Antheil nehmen.

Die Aufnahme in die R. K. Z. geschieht mittelst Wahl, die erst dann vorgenommen wird, nachdem der Candidat mit Zustimmung des Vorstandes einer Einladung zu den Sitzungen gefolgt ist. Die Wahl ist eine geheime und erfordert die Stimmen von $^3/_4$ der anwesenden Mitglieder. Wenn die Zahl der anwesenden Mitglieder weniger wie $^1/_4$ der in Rom befindlichen Mitglieder beträgt, kann die Wahl nicht vorgenommen werden.

Der Vorstand der R. K. Z. besteht aus: 1) dem geistlichen Vorsteher, 2) aus dem Altmeister, 3) aus dem Altmeisterstellvertreter, 4) aus dem Schriftwart, 5) aus dem Säckelwart.

Der Vorstand soll nach Möglichkeit je einen Vertreter der drei bildenden Künste in seiner Mitte haben.

Erster Vorsitzende ist der jeweilige Rektor der Anima als geistlicher Vorsteher.

Der Altmeister, sowie die übrigen Mitglieder des Vorstandes werden durch die ordentlichen Mitglieder gewählt, wobei einfache Stimmenmehrheit entscheidet; dieselben sollen stets aus der Zahl der ausübenden Künstler genommen werden.

Jeder bei einer Versammlung neu sich ergebende Gegenstand wird in der Regel auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung gestellt werden.

Bei allen Verhandlungen sind die Mitglieder behufs gründlicher Klärung der Begriffe verpflichtet, ihre Ansicht zu äußern und Stellung zu nehmen.

Ein Niederschlag eines jeden Vortrags muß der Bücherei der R. K. Z. einverleibt werden.

Für die Bücherei ist eine Zunftlade in der Anima aufgestellt.

Der auf Vorschlag des Vorstandes zu wählende berathende Ausschuß von drei Mitgliedern hat unter anderm die

Aufgabe, jede von der Zunft ausgehende amtliche Veröffentlichung zu prüfen und dem Vorstande vorzulegen. Genehmigt der Vorstand die Vorschläge des Ausschusses, so erhalten die Arbeiten wissenschaftlicher Art die Unterschrift des ersten, solche künstlerischer Art die des zweiten Vorsitzenden. Die jeweilig vorhandenen Gelder und sonstige Zuwendungen werden nach Vorschlag des Vorstandes zur Verwendung gelangen.

Jedes Mitglied der Zunft gibt sein Bild, die Künstler außerdem noch eine kleine Arbeit für das Zunftbuch. Als Erkennungszeichen für die Mitglieder dient eine tragbare Denkmünze, die das Wappen der R. K. Z. zeigt und den Mitgliedern bei der Aufnahme übergeben wird.

Die R. K. Z. stellt sich unter das Protektorat eines Mitgliedes des heiligen Collegiums.

Eine Aenderung oder Erweiterung vorstehender Bestimmungen kann nur durch 2/3 Mehrheit der Stimmen von 3/4 der ortsanwesenden Mitglieder vorgenommen werden. —

Möge der liebe Gott unser Bestreben segnen! Möge die Zunft den nach Rom kommenden Künstlern eine Stätte werden, in der sie durch freundschaftlichen Verkehr und Meinungsaustausch sich bilden, mögen sie unter der weisen Leitung und Führung der Altmeister aus den reichen Quellen, die dem Künstler in Rom zu Gebote stehen, schöpfen, und im Anschluß an Freunde und Kunstgenossen Anregung in vieler Beziehung und Schutz vor manchen Gefahren finden.

Allen Künstlern und Kunstfreunden sei die dringende Bitte an's Herz gelegt, daß sie nicht versäumen mögen, jeden auf echt christlicher Grundlage stehenden Künstler, der zur ewigen Stadt pilgern will, auf die „Römische Künstlerzunft" aufmerksam zu machen, damit er gleich Anlehnung und Anregung unter gleichgesinnten Zunftgenossen finde.

Marchese Campo-Santo.

XXXVIII.

Die Preisumwälzung des 16. und 17. Jahrhunderts.

Janssens eingehende Darstellung der Culturgeschichte des 16. Jahrhunderts hat das Interesse der gebildeten Katholiken auch an den wirthschaftlichen Vorgängen jener stürmischen Zeit geweckt. Erstaunt sahen sie in das innere Getriebe einer Entwicklung, deren vielfache Uebereinstimmung mit derjenigen unseres Jahrhunderts den Forschern schon längst aufgefallen war. Auch der vorandrängenden Wissenschaft hat Janssen einen starken Anstoß gegeben; sie ist eifrig dabei, theils die Ergebnisse seiner Arbeit zu vertiefen, theils seine Ansichten richtig zu gestalten. Es gelingt ihr das vornehmlich dadurch, daß sie nicht blos die deutsche, sondern die Weltwirthschaft des 16. Jahrhunderts zum Gegenstande ihrer Betrachtungen nimmt. Auch stehen ihr bereits die Erfahrungen der sich so schnell entwickelnden Staats- und Socialwissenschaften und nicht mehr allein die zeitgenössischen Quellen zu Gebote.

Ihre Erfolge nun haben es einem jungen Gelehrten, Dr. Wiebe, ermöglicht,[1]) die merkwürdigste Erscheinung im wirthschaftlichen Leben der Reformationszeit: die um 1520 beginnende, gewaltige und allgemeine Steigerung der Preise, welche bis tief ins 17. Jahrhundert hinein fortdauerte, in ihrer Ausdehnung wie in ihren Ursachen zu untersuchen. Die Preis-

1) G. Wiebe: Zur Geschichte der Preisrevolution des 16. und 17. Jahrhunderts. Staats- und socialwissenschaftliche Beiträge. Herausgeber v. Miaskowski Bd. 2 Heft 2. Leipzig, Duncker u. Humblot 1895.

tabellen, welche er seinen Ausführungen zu Grunde gelegt hat, sind zum Theil den Rechnungsbüchern der Städte Bocholt und Münster, der Münster'schen Domverwaltung, mehrerer bischöflich Münster'scher Aemter und einiger Klöster im Münster'schen Gebiete, zum Theil bereits gedrucktem Materiale entnommen. Dieses letztere hat Wiebe aufs eingehendste kritisch behandeln, zumeist als unbrauchbar ausscheiden, in fast jedem Falle umarbeiten müssen. Als vorzüglich erwiesen sich nur Dittmanns Leipziger Getreidepreise und Levasseurs Pariser Weizen-Preistabelle, nächstdem die Mehrzahl der Studien Hanauers zur Elsässischen Preisgeschichte; Rogers' große Geschichte der Landwirthschaft und der Preise in England war mit Vorsicht zu benutzen.

Wiebe hat zunächst an der Hand der von ihm aufgefundenen oder richtig gestellten Tabellen die Preisgeschichte Sachsens, Münsters (nur bis 1560) und des Elsasses, Englands, Frankreichs und Oberitaliens verfolgt. Nicht mehr zugute kamen ihm Bonns Untersuchungen der spanischen Preisgeschichte.[1]) Seine Ergebnisse sind naturgemäß lückenhaft und stellenweise unsicher, aber für seinen Zweck, einen Ueberblick über die gesammte Preisentwicklung zu geben, immerhin genügend.

Vom 8. bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts waren die Preise in Europa stark gestiegen; danach waren sie wieder gesunken. Sie erreichten um 1500 ihren tiefsten Punkt.

1510 etwa begannen die Getreidepreise, welche schon Ende des 15. Jahrhunderts in Folge von Mißernten vorübergehend emporgeschnellt waren, sich langsam zu heben. Doch trat 1525 ein Stillstand, 1540 sogar ein Rückgang ein, von 1550—1590 aber wuchsen sie rasch und stetig, so daß sie bis zum Schlusse des Jahrhunderts in Sachsen um 300 %, in Straßburg um 280, in England um 155, in Frankreich um ungefähr 200, in Oberitalien um 130 % und in Spanien vielleicht um das Fünf-

---

1) J. M. Bonn: Spaniens Niedergang während der Preisrevolution des 16. Jahrhunderts. Münchener Volkswirthschaftliche Studien, herausgegeben von Brentano und Lotz. 12. Stück. Cotta, Stuttgart 1896.

sache gestiegen waren. Diese weitgehende Aehnlichkeit in der Getreidepreisentwicklung aller Länder hörte 1590 auf. Die Preise blieben in Deutschland und Frankreich, wenn man von einigen Kriegsjahren absieht, bis 1650 fest und sanken dann innerhalb eines halben Jahrhunderts in Sachsen um 130, im Elsaß um 40, in Orleans um 60 %. In Oberitalien und Flandern kehrten sie bald auf den Stand von 1520 zurück. Dagegen schwollen sie in England und der Normandie weiter an, bis sie die Preise von 1500 um das Dreifache übertrafen. In Spanien werden sie nahezu unverändert geblieben sein.

Auch die übrigen Agrarprodukte wie die Hülsenfrüchte stiegen andauernd im Preise, außer in England jedoch nur um höchstens 120 %

Die Weinpreise wurden ebenfalls um 1540 von der Bewegung ergriffen, aber nicht so weit wie die Getreidepreise mitgerissen. Die Bierpreise hoben sich in Deutschland um etwa 40 % (?)

Sehr stark hingegen wuchs in Frankreich seit 1575, in den übrigen Ländern spätestens seit 1550, der Salzpreis. Seine Erhöhung betrug in Sachsen schließlich 100 % (?), in England 270, im Elsaß 420 und in Frankreich 840 %.

Die Viehpreise entwickelten sich zu ähnlicher Höhe wie die Getreidepreise, in England überholten sie sie. Die Fleischpreise blieben dahinter zurück, ebenso wie die des Geflügels. Von den Fischen wurde selbst das nordische Volksnahrungsmittel, der Hering, nur um ein geringes theurer; die übrigen hielten sich im besten Falle auf der alten Höhe; einzig in Frankreich stiegen sie um vielleicht 100 %.

Eier kamen auf einen sehr hohen Preis, während Milch 1700 wahrscheinlich nicht viel mehr kostete als 1500. Butter stieg seit 1550, im Elsaß um 70 %, in England um 250 %; Käse ähnlich.

Die Wollpreise wuchsen vermuthlich schon vor 1550 erheblich, sanken dann vorübergehend und standen schließlich in England 100, in Sachsen 150 (?) und in Frankreich 200 % höher als 1500. Leinwand wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts etwa um das Doppelte theurer. Grobe Tuche sanken im Elsaß bis 1625 auf die Hälfte ihres Preises am Anfang des Zeit-

raumes; sonst blieben sie auf der alten Höhe. Mittlere Sorten stiegen seit 1550 langsam, feine sehr stark. — Die Preise für Schuhwerk entwickelten sich seit 1520 rasch und gemäß denen für den Rohstoff.

Talg wurde im Preise bedeutend erhöht; Talgkerzen wuchsen nicht entsprechend, Wachs nahezu gar nicht; Honig dagegen ward theurer. Der Holzpreis blieb bis 1550 niedrig; darauf stieg namentlich Brennholz während eines Jahrhunderts, im Elsaß um 140, in Oberitalien um 50, in Frankreich um 200, und in England um 550 %. Holzkohlen hielten nicht völlig gleichen Schritt.

Papier fiel andauernd im Preise und erreichte selbst in England bis 1700 kaum mehr den Stand von 1500. — Eisen stieg seit 1550, aber zum Schaden der Industrie Roheisen stärker als verarbeitetes. Nägel kosteten am Ende des Zeitabschnittes um wenig mehr als zu Beginn. Mauersteine, Ziegel, Dachpfannen wurden bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts eher billiger; ihre schließliche Erhöhung betrug etwa 150 %. Kalk blieb bis 1560 stabil und stieg dann, in England ums anderthalbfache.

Eine Sonderstellung nahmen als reine Handelsartikel die Spezereiwaaren ein, zu denen für Deutschland und England auch die Südfrüchte, Reis und Olivenöl zu rechnen sind. — Die Südfrüchte fielen noch bis tief in das 16. Jahrhundert hinein; nur Datteln und Feigen kamen vor 1550 ins Steigen. Von 1550 bis 1570 aber ward das Steigen allgemein und betrug ungefähr 100 %; darauf wurden die Preise fest, um am Ende unseres Zeitraumes wieder zu sinken. Auch Reis ward nach 1500 noch wesentlich billiger; erst später hob sich sein Preis wieder, im Elsaß und Sachsen zum ursprünglichen Stande, in England, aber nur vorübergehend, um 70 % über denselben. Zucker fiel nach 1500 im Elsaß, in Orleans und England stark und erreichte auch am Ende des 16. Jahrhunderts, wo er am höchsten stand, die alte Preislage nicht mehr. In Münster hielt er sich anfangs fester als sonstwo, fiel dafür aber später um so stärker. — Ingwer stieg zunächst, kostete aber 1700 trotzdem nur den vierten Theil von dem, was er 1500 gekostet hatte. Zimmet hob sich seit 1510 schnell, fiel aber

nach 1600 wieder, so daß die schließliche Preiserhöhung nur 40 % betrug. Sehr große Preisschwankungen machte der Pfeffer durch, hielt sich jedoch im Durchschnitt auf der alten Höhe. Gewürznelken und Muskat stiegen besonders rasch im 17. Jahrhundert. Man muß indessen festhalten, daß diese allgemeinen Angaben über die Gewürzpreise einen geringen Werth haben, weil sie kein Bild von dem jähen Preisemporschnellen und -stürzen mit seinen Folgen für den Handel zu zeichnen vermögen.

Ueber die Lohnveränderungen während des 16. und 17. Jahrhunderts konnte Wiebe nur wenige zuverlässige Zahlen herbeibringen. Er hatte namentlich zwischen reinen Geldlöhnen und Löhnen, die vorwiegend aus Naturalien bestanden, zu unterscheiden. Beide Arten erfuhren eine Verschlechterung, die einen dadurch, daß die bisher gewährten kleinen naturalen Zuthaten aufhörten, die andern dadurch, daß die Beköstigung der Menge wie der Zusammensetzung nach geringer wurde. In Münster dürften die Naturalienlöhne bis 1600 um 20 % gesunken, die Geldlöhne um ebenso viel gestiegen sein. Die Forschungen Falke's für Sachsen sind leider nicht gesichert. Im Elsaß erreichte der Lohn der beköstigten wie der nicht beköstigten Arbeiter erst 1600 wieder die Höhe von 1500 und stieg bis 1700 um etwa 40 %; auszunehmen sind die Löhne der Weinbergsarbeiter, Schnitter und Taglöhner, die stark fielen und auch 1700 nur $^4/_5$ der ehemaligen Löhne betrugen. Auch die Gesindelöhne wurden während des 16. Jahrhunderts geringer, standen aber am Schluß des Zeitraums 50 % höher als zu Anfang. Die englischen Löhne sanken bis 1560 allgemein, stiegen darauf zunächst langsam, seit 1630 rascher, so daß die Bauhandwerker sowohl wie die Taglöhner 1700 doppelt so viel als 200 Jahre vorher verdienten. In Orleans scheint die Lohnerhöhung 1600 50 %, später noch ein wenig mehr betragen zu haben; das Gesammtbild der französischen Lohnentwicklung dürfte nicht einmal so günstig ausfallen. Die Arbeiter mögen sich am besten in Oberitalien und in Spanien gestanden haben.

Ich fasse nach Wiebe die Ergebnisse seiner Feststellungen zusammen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts fielen die Preise,

von 1510 ab begannen einzelne, namentlich landwirthschaftliche Erzeugnisse sich zu heben. Die Preissteigerung war also noch nicht allgemein. Daher kann man den Stillstand der Getreidepreisentwicklung in den 40er Jahren nicht als eine Unterbrechung der Gesammtentwicklung bezeichnen. Die alle Waaren und alle Länder treffende Erhöhung der Preise trat erst 1550 ein. Die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts war die Zeit der größten und hauptsächlichsten Preissteigerungen. Nach 1600 schritt die Entwicklung nur noch in England vorwärts. Die landwirthschaftlichen Erzeugnisse wurden überall am empfindlichsten betroffen. Festzuhalten ist, daß zwar der Charakter der Preisentwicklung, aber nicht die Dauer und der Grad des Steigens in den in Betracht kommenden Ländern die gleichen waren. Sachsen, Münster, Frankreich begannen am frühesten, der Elsaß um 1530, England erst 1550; in Spanien betrug die Preissteigerung vor 1560 schon nahezu eben so viel wie nachher;[1]) in Oberitalien handelte es sich überhaupt nur um eine vorübergehende Erscheinung.

Die Preisumwälzung bestand demnach nicht bloß in einer gewaltigen Erhöhung der Waarenpreise. Sie verschob auch das geltende gegenseitige Verhältniß der Waarenpreise unter sich und dieser in ihrer Gesammtheit gegenüber den Arbeitslöhnen. Sie veränderte drittens von Grund aus die Stellung, welche die einzelnen europäischen Länder bisher im wirthschaftlichen Leben eingenommen hatten. Was eine derartige Umwälzung für das wirthschaftliche und sociale Leben der Völker zu bedeuten hat, liegt auf der Hand. Es bedarf da nur eines Vergleiches zwischen der Zahl, welche die Erhöhung des Waarenpreisniveaus, und der, welche die Verminderung der Kaufkraft des Geldes zur Darstellung bringt.

Wiebe versucht beide mit Hilfe des englischen Systems (der Index numbers) zu berechnen. Er berechnet zunächst Zahlen, welche das Verhältniß angeben, in dem die Preise eines bestimmten Jahres zu dem auf 100 reducirten Anfangspreis von

[1]) Wiebe meint sogar, daß Spanien die Hochfluth 1560 bereits überstanden gehabt hätte.

1500 stehen, und aus diesen Zahlen wieder zwei Gesammtdurchschnittsziffern. Die eine Gesammtdurchschnittsziffer, welche die Veränderung des Waarenpreisniveaus darstellt, bildet er mit Hilfe der Indexzahlen der Waarenpreise; die andere construirt er vermittelst des Soetbeer-Hanauer'schen Verfahrens, um durch sie eine annähernde Vorstellung von der Verminderung der Kaufkraft des Geldes zu geben. Die sicherere Berechnung der zweiten Gesammtdurchschnittsziffer aus den Indexzahlen der Preise der Waaren und der Leistungen (Löhne, Steuern u. s. w.) ist vorderhand unmöglich. Schon die Berechnung aus den Indexzahlen der Waarenpreise ist nur von bedingter Richtigkeit. Denn einmal müssen so wichtige wirthschaftliche Güter wie Grund und Boden und Häuser unberücksichtigt bleiben. Sodann hat Wiebe, weil nicht alle Waaren gleiche Bedeutung für das wirthschaftliche Leben haben, gleichwerthige Waarengruppen zu bilden versucht; aber es ist keine Gewähr dafür vorhanden, daß seine Gruppen der Bedeutung der einzelnen Waaren im Wirthschaftsleben des 16. und 17. Jahrhunderts, namentlich was die Verbrauchsmengen anbetrifft, gerecht werden. Immerhin sind seine Berechnungen brauchbar. Er gelangt zu dem Schlusse, daß die Verringerung der Kaufkraft der Löhne und Gehälter in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bedenklich geworden sei. Während des 17. Jahrhunderts seien die Löhne allerdings gestiegen, doch nicht stärker als auch die Waaren. Sie hätten ausnahmslos am Ende der Preisumwälzung nur noch ein Werthquantum dargestellt, das die Hälfte oder wenig mehr von demjenigen betrug, welches die Löhne am Schlusse des Mittelalters darstellten. Freilich dürfe man nicht sofort annehmen, daß die ganze Lebenshaltung der Arbeiter sich in derselben Weise verschlechtert habe. —

Der größte Theil des Wiebe'schen Buches ist der Untersuchung der Ursachen der Preisverschiebung gewidmet. Ich nehme sofort voraus, daß Wiebe zu dem alten Ergebnisse kommt, daß die großen Preisbewegungen sich in allen Ländern in einen ursächlichen Zusammenhang mit der Vermehrung des Geldes bringen lassen. Ohne die die Geldentwerthung bewirkende Kraft, d. h. ohne die gewaltige Zunahme der Edelmetallerzeugung, wären einige Waaren etwas gestiegen, andere etwas gefallen,

aber im Durchschnitt hätte sich das Waarenpreisniveau nicht verändert.

Wiebe hat m. E. den in zweifacher Weise zu führenden Beweis für seine Anschauung nicht erbracht. Er hat einmal darzuthun, daß die Zunahme der Edelmetallerzeugung von einer zwar nicht absolut aber relativ gleichmäßigen Preissteigerung all der Waaren, nach denen die Nachfrage durch sie größer wurde, begleitet war. Statt dessen macht er die allgemeine Bemerkung, daß von den besonders lebhaft begehrten Waaren die durch Handel oder Industrie leicht beschaffbaren „wenig," die übrigen „mehr" gestiegen seien.

Auch den zweiten zu beweisenden Punkt stellt er einfach als Behauptung hin. Die durchschnittliche jährliche Edelmetallerzeugung habe in den Jahren 1500—1544 etwa 1 % des zu Anfang des Zeitraums vorhandenen Vorraths ausgemacht, sei in dem Zeitabschnitt 1545—1600 auf 2,02 % gestiegen, um dann während der Jahre 1601—1660 auf 1,26 % und 1661 bis 1700 sogar auf 0,79 % des jedesmaligen Vorraths herabzufallen. Dementsprechend sei die Preissteigerung von 1545 bis 1600 am größten und vor 1541 bedeutender als nach 1660 gewesen. Dagegen ist einzuwenden, daß die Preissteigerung auf Grund der Rechnung Wiebes von 1600—1660 größer als von 1500—1544 gewesen sein müßte. Geschichtlich war sie es nicht. Geschichtlich müßte die Preissteigerung aber auch, wenn die Zunahme der Metallmassen sie in so hohem Grade, wie Wiebe es will, veranlaßt hätte, in den Jahren 1660—1700 mindestens eben so groß als in denen von 1500—1544 gewesen sein. Wiebes Rechnung ist in der Hinsicht trügerisch. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts herrschte ein so empfindlicher Geldmangel in Europa, daß die Edelmetallerzeugung schon ansehnlich wachsen mußte, bis sie die Preise in die Höhe zu treiben vermochte. Man darf also keineswegs der ganzen, seit 1500 auf den Markt geworfenen Metallmasse beilegen, daß sie preissteigernd gewirkt hat; das thut aber Wiebe, indem er das volle 1 % in den Jahren 1500—1544 in Anrechnung bringt. Umgekehrt war im 17. Jahrhundert die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes eine größere als am Ausgang des Mittelalters, so daß kein ganz richtiges Bild entsteht, wenn man nur die quan-

titative Vermehrung des Geldbestandes nach 1660 in Betracht zieht. Darum soll nicht bestritten werden, daß die Uebererzeugung an Edelmetall eine der vornehmsten Ursachen der Preisumwälzung gewesen ist. —

Wenn Wiebe nun auch der Geldverbilligung einen wohl gar zu hohen Werth beilegt, so behandelt er doch die übrigen Erscheinungen, welche auf die Preisumwälzung eingewirkt haben oder haben sollen, eingehend und vorsichtig.

Janssen dürfte die Urtheile der Zeitgenossen über die Ursachen der Preissteigerung überschätzt haben Sie waren gebildet auf Grund persönlicher Erfahrungen und der Beobachtungen eines ungeschulten Blickes. Niemand wurde sich bewußt, daß es sich um eine ganz neue wirthschaftliche Erscheinung mit vorwiegend weltwirthschaftlichem Charakter handelte. Daher suchten die meisten, insbesondere wenn sie Pastöre waren, den Grund in der Hab- und Eigensucht der Menschen: Wucher, Fürkauf und Monopole sind der Gegenstand ihrer Klagen. Dem war in solchem Maße nicht so.

Ich streife mit Wiebe einige nebensächliche Gründe nur nebenbei. Indem das Lutherthum dem Fasten nahezu ein Ende machte, bewirkte es, daß die Fischpreise außer in Frankreich niedrig blieben. Auch das Wachs verdankt ihm seine Billigkeit. Die italischen Kriege von 1520—1540, die west- und mitteleuropäischen Kriege um die Mitte des 17. Jahrhunderts haben starke, aber vorübergehende Preissteigerungen zur Folge gehabt. Ungünstige Ernten haben ebenfalls nur vorübergehend eingewirkt, weil die Schwankungen im Ernteausfall sich in Zeitabschnitten von 20—30 Jahren auszugleichen pflegen. Der beginnende Großbetrieb (namentlich in der Textilindustrie) und gewisse Fortschritte in der Technik (so z. B. die ausgiebigere Benutzung der Wasserkraft) beeinflußten insbesondere die Preise für gewerbliche Erzeugnisse.

Sehr viel tiefer eingegriffen haben die zahllosen Münzverschlechterungen, weil sie zur Herabdrückung der Löhne beitrugen. Das Zeitalter war ohnehin ein Zeitalter der Umbildung der Gesellschaftsverfassung in einem dem Arbeitnehmer feindlichen Sinne, wurde es aber noch mehr durch die Münzverschlechterungen. Denn diese zwangen die Arbeiter immer

und immer wieder zu Lohnkämpfen, deren Ausgang selbst bei anscheinendem Erfolge der unteren Klassen stets den Besitzenden zugute gekommen ist. Neben den Münzverschlechterungen fielen — namentlich in Spanien — direkte und indirekte Steuern ins Gewicht, welche die Herstellungskosten erhöhten und die Verbrauchsfähigkeit des Volkes minderten.

Veränderungen in den Handelswegen konnten, wie Wiebe an der Geschichte des Gewürz- und Zuckerhandels darlegt, starke Preisverschiebungen hervorrufen. Daß der Hauptmarkt für Gewürze von Venedig nach dem fernen Lissabon übersiedelte, hat nicht bloß die Gewürzpreise beeinflußt. Der mittlere Kaufmann wurde durch die Verlegung des Marktes von der Theilnahme am Gewürzhandel ausgeschlossen und der große Kaufmann Alleinherrscher. Dem Spekulations- und Monopolunwesen war damit der Weg freigegeben; und schwere Wunden hat dasselbe doch, wenn gleich die Klagen der Zeitgenossen übertrieben sind und den Kernpunkt nicht erfassen, dem Wohlstande der Völker geschlagen. Allerdings konnte es die Preise der Waaren, deren es sich bemächtigte, nur vorübergehend steigern; auch betraf es nur Spezereiwaaren, welche für den Gesammtverzehr des Volkes keine allzu große Bedeutung haben — aber es hat zahlreiche Mitglieder des Mittelstandes geschädigt, die Bildung großer Vermögen wesentlich gefördert und ist dadurch allmählich für die Preisgestaltung wichtig geworden.

Die Bedeutung der einzelnen Völker für die Gesammtwirthschaft Europas wurde im 16. und 17. Jahrhundert eine völlig andere. Es kann das nicht ohne Wirkung auf die Preissteigerung geblieben sein. Wiebe hat dies Moment sicherlich nicht genügend beachtet. Die Waarenvertheuerung war in Deutschland, Spanien und England am stärksten. England erlebte seit der Regierung der Elisabeth einen außerordentlichen wirthschaftlichen Aufschwung. Mit seinem Reichthum wuchs die Pracht seiner Lebenshaltung, mit ihr aber nothwendig auch der Preis seiner Waaren. Deutschland dagegen fing an, die Rolle eines wohlhabenden Rentners zu spielen und gerieth infolgedessen ebenso wie Spanien infolge seines Mangels an eigener Industrie und unseliger Regierungsmaßregeln mehr und mehr in die wirthschaftliche Knechtschaft anderer Völker, welche ihre

Ueberlegenheit auszunützen wußten. In England war das Endergebniß der Entwicklung eine mindestens ebenso hohe Steigerung der Einnahmen des Volkes als der Preise bei nahezu gleich bleibender Vertheilung des nationalen Einkommens. Es sind allerdings ungeheure Vermögen entstanden, und es fehlt auch nicht an gräßlicher Armuth; aber ihre Ursache ist nicht sowohl die Entwicklung des Handels und der Gewerbe als die der Landwirthschaft, in welcher eine Rückbildung zu gesunden Zuständen nach einer Umwälzung überall außerordentliche Schwierigkeiten bereitet. Im Gegensatz zu England nahm der Reichthum Deutschlands und Spaniens um so rascher ab, je mehr die Preise in die Höhe getrieben wurden. Die beiden Länder, welchen nahezu die gesammte Edelmetallerzeugung im 16. und 17. Jahrhundert zufiel, waren mit Geld derart überschüttet, daß die Nachfrage nach Waaren, insbesondere auch nach Luxuswaaren, außerordentlich wachsen mußte. Es wäre das kein Schaden für ihre Volkswirthschaft gewesen, wenn die vermehrte Nachfrage durch die Gewerbethätigkeit des eigenen Landes gedeckt worden wäre. Das aber geschah nicht; und so war man auf die Einfuhr angewiesen. Deren Preishöhe wurde bestimmt durch die Zwangslage, in welcher sich die vom Ausland abhängigen Völker befanden, und durch den Zustand der Produktion jener Zeit. Es gab noch keine Nationen, welche Ueberschußwirthschaft trieben; schon die Waarenerzeugung für den Bedarf des eigenen Volkes fiel den einzelnen Gewerben schwer; eine Erzeugung über diesen Bedarf hinaus war nur unter großen Anstrengungen zu ermöglichen. Daß man sich für sie reichlich entschädigen ließ, ist nicht zu verwundern. Ein großer Theil der Preiserhöhungen erklärt sich daraus.

Für die einschneidendste Ursache der Preisumwälzung neben der Zunahme der Edelmetallerzeugung und den Veränderungen in der wirthschaftlichen Stellung der Völker möchte ich die auch von Wiebe betonte, rasche Volksvermehrung ansehen. Sie ist vorzüglich in Deutschland und Frankreich während des 16. Jahrhunderts nachweisbar. Sie mußte einerseits die Lebensmittelpreise steigern, andrerseits die Löhne und die Preise der Erzeugnisse, deren Werth hauptsächlich durch die auf sie verwendete Arbeit bestimmt wird, drücken. Der durch die

die Bevölkerungszunahme veranlaßten stärkeren Nachfrage nament-
lich nach Korn stand kein wachsendes Angebot gegenüber. Ein-
und Ausfuhr waren selbst in England wenig bedeutend; und
die fraglosen Fortschritte der Landwirthschaft im 16. und
17. Jahrhundert kamen dem Getreideanbau noch kaum zugute,
weil die Grundbesitzverfassung, die Fortdauer der Natural-
wirthschaft und der Mangel an Kapital ihnen entgegenwirkten.
Nur in der Gärtnerei haben sie sich schon damals Geltung
verschafft, und die gärtnerischen Erzeugnisse, wie etwa die
Hülsenfrüchte, sind in der That nicht sonderlich gestiegen.
Ebenso blieben die Fleischpreise weit hinter den Getreidepreisen
zurück; es lag das einmal an dem infolge der aufblühenden
Viehzucht größer werdenden Angebot, andrerseits an dem
Niedrigerwerden der Löhne, welches die arbeitenden Klassen
zur Einschränkung ihres Fleischverzehrs zwang. Durch das
Fallen der Löhne wurde sehr stark auch die Preisbildung der
Gewerbeerzeugnisse beeinflußt. —

Ich wiederhole in Kürze: Die Preisumwälzung des 16. und
17. Jahrhunderts war von außerordentlicher Stärke. Sie
wurde nicht ausschließlich, aber in hohem Grade durch die Zu-
nahme der Edelmetallerzeugung verursacht. Sehr gefördert
wurde sie durch die Vermehrung der Bevölkerung, durch die
socialen Kämpfe des Zeitalters und durch die Veränderungen,
welche sich gleichzeitig im Handel vollzogen. Münzverschlechter-
ungen, Steuern, Spekulationen und Monopolhandel sowie der
eigennützige Geist der Menschen jener Zeit begünstigten sie
ebenfalls. Auch ist es nöthig, eine Anzahl von vorüber-
gehenden Erscheinungen bei der Erklärung der Preisumwälzung
zu berücksichtigen.

XXXIX.

Zeitläufe.

Constantinopel und kein Ende.

Den 12. September 1896.

Eben hatten die Botschafter der Mächte in der türkischen Hauptstadt ‚nach unendlichen Umständen' es dahin gebracht, daß der Sultan ihre Vorschläge annahm, welche den blutigen Aufständen auf Kreta ein Ziel setzen sollten, als der geheimvolle Zwischenfall in der von englischen und französischen Beamten verwalteten Ottoman-Bank alle Welt erschreckte. Auf eine Plünderung der Bank war es keineswegs abgesehen, auch nicht auf das Personal, sondern am hellen Mittag des 26. August drangen zwei Dutzend Bewaffnete mit Dynamitbomben in das Gebäude ein und begannen die Umgebung zu allarmiren. Es sollen Sendlinge des revolutionären armenischen Comité's in London gewesen seyn, und sofort flammten wieder die „armenischen Gräuel" in der Hauptstadt auf. Die Zahl der armenischen Opfer wurde auf mehrere Hundert, neuestens sogar auf sieben Tausend, angegeben. Am seltsamsten liest sich der telegraphische Bericht über das Ende der Vorgänge in der Ottoman-Bank, die am folgenden Tage unbeschädigt ihre Geschäfte wieder aufnahm, als wenn nichts geschehen wäre.

„Als Sir Edgar Vincent (der Gouverneur der Bank) und der russische Dolmetsch Maximow (von der russischen Botschaft) sich Mittwoch Abends im Palast des Sultans befanden, kam die Nachricht dorthin, daß die das Gebäude der ottomanischen Bank besetzt haltenden Armenier Willens seien, sich unter der Bedingung zu ergeben, daß ihnen erlaubt werde, das Land zu verlassen. Sir Edgar Vincent und

Maximow begaben sich in Folge dessen in die Stadt und hatten mit den Rädelsführern der Ruhestörer eine lange Unterredung durch die Fenster des Bankgebäudes. Die Rädelsführer, mit dem Revolver in der Hand, machten Sir Edgar Vincent darauf aufmerksam, daß sie zwei Direktoren und eine Anzahl Angestellter der Bank als Geiseln hätten, und erklärten, sie hätten sich des Bankgebäudes bemächtigt, nicht, um eine Kundgebung gegen die Türken oder gegen die Bank zu veranstalten, sondern nur, um eine solche gegen die europäischen Mächte zu bereiten, welche die Armenier im Stiche gelassen hätten; sie hätten das Bankgebäude gewählt, weil dies das am besten geeignete Objekt zu einer derartigen Kundgebung sei. Die Armenier stellten dann die Bedingungen, sie wollten die Revolver behalten, die Dynamitbomben ausliefern und freies Geleit bis zum Verlassen des Landes erhalten. Diese Bedingungen wurden angenommen, worauf die Armenier sich in später Nacht Sir Edgar Vincent und Maximow in Gegenwart mehrerer Palastbeamten ergaben. Sie wurden sofort an Bord von Sir Edgar Vincents Yacht gebracht, wo sie die Nacht verblieben. Das englische Wachtschiff ‚Imogene‘ und türkische Avisos bewachten die Yacht. Die Vertreter der Mächte kamen dann Vormittags zusammen, um über die Lage zu berathen. Der englische, französische und russische Dolmetsch wurden darauf an Bord der Yacht geschickt, um die Abreise der Armenier in die Wege zu leiten."

Obwohl kurz vorher eine angeblich von dem armenischen Comité in London stammende Ankündigung einer Demonstration gegen die Mächte, welche die Sache der Armenier verrathen hätten, in der Presse erwähnt war, und das Attentat in der Ottoman-Bank auffallender Weise gerade an dem Tage des Czaren-Besuchs in Wien stattfand; erhoben sich doch sofort Zweifel, ob die Attentäter wirkliche Armenier und nicht vielmehr nur verkleidete angebliche Armenier gewesen seien. „Der Ueberfall auf die Ottoman-Bank war eine türkischerseits in Scene gesetzte Comödie, welche für Europa den Vorwand für die Massenschlächterei abgeben sollte. Das Unbegreifliche ist nur, daß der englische

Direktor der Ottoman-Bank, Sir Edgar Vincent, der offenbar die wirkliche Absicht der Türken sofort hätte durchschauen müssen, durch die auch von der britischen Botschaft gebilligte heimliche Entfernung der vermummten Angreifer so öffentlich die englische Regierung bloßstellen konnte.".[1])

Der Verdacht der Anstiftung von Oben, sogar in diesem eigenthümlichen Falle, läßt sich nur begreifen, wenn man weiß, wie die sämmtlichen armenischen Gräuel der unmittelbaren Veranstaltung „von Oben' längst schon zugeschrieben wurden. In einem Berliner Blatt hat ein wohlunterrichteter Kenner der Verhältnisse des türkischen Reiches, Dr. Lepsius, Sohn des bekannten Aegyptologen, eine Reihe von Artikeln unter dem Titel „Die Wahrheit über Armenien" veröffentlicht. Die Darlegungen des Herrn Lepsius sind durch die Presse ohne Widerspruch weit verbreitet worden,[2]) und sein Urtheil über die Verantwortlichkeit an den schrecklichen Vorgängen lautet wie folgt:

„Die Frage, wer der Schuldige sei, beantwortet der Verfasser schließlich auf Grund zahlreicher Indicien dahin, daß die armenischen Massacres nichts Anderes gewesen sind als eine administrative Maßregel, welche, im Namen des Sultans von Seiten der Centralregierung angeordnet, mit nur allzugroßer Bereitwilligkeit von den Provinzialbehörden ausgeführt wurde. In Bezug auf Ort, Zeit, Nationalität der Opfer und sogar Methode des Mordens und Plünderns sei der Gesammtheit der Metzeleien ein einheitlicher Plan zu Grunde gelegen. Betroffen wurden diejenigen Bezirke, in denen Reformen eingeführt werden sollten, und der Schlag sollte nur die Armenier treffen; es war wiederholter strenger

---

1) Aus Wien in der Berliner „Internationalen Correspondenz" s. „Germania" vom 30. August ds. Js.

2) Erst jetzt findet die halbamtliche „Norddeutsche Allg. Zeitung" in Berlin sich veranlaßt, eine Anfechtung von „türkischer Seite" wohlwollend zu veröffentlichen. A. d. R.

Befehl ergangen, die anderen Nationen zu schonen, namentlich die Griechen, weil man es sonst sofort mit Rußland zu thun bekommen hätte. Die gesammte türkische Bevölkerung, die Straflosigkeit zugesichert erhalten hatte, sei sich bewußt gewesen, auf Befehl und im Namen des Sultans zu handeln. Die Frage, ob der Befehl von der persönlichen Initiative des Sultans ausging, oder ob er durch die verschlagene Kunst der Palastcamarilla und gefälschte Berichte dazu vermocht worden sei, will der Verfasser offen lassen, aber der autokratische Monarch trage die volle Verantwortlichkeit für die Metzeleien, und die Stimme der Türken bezeichne ihn auch unwiderrufen als den letzten Urheber der Massenmorde und Plünderungen. Das Urtheil der Geschichte, schließt der Verfasser, wird kaum ein anderes sein können, denn durch zu viel Handlungen hat sich dieser Mann als den ersten Repräsentanten des alttürkischen Fanatismus erprobt. Durch die Uniformirung kurdischer Räuberbanden, welche nun als Hamidieh-Regimenter nach seinem Namen genannt werden, hat er die vornehmlichsten Werkzeuge zur Vernichtung seiner christlichen Unterthanen geschaffen, und durch die Decorirung und Beförderung der am meisten in den Massacres compromittirten Regierungsbeamten hat er die Urheber der größten Schandthaten als die auserwählten Rüstzeuge seiner Politik bezeichnet und durch die Straflosigkeit von allem und jedem, was in dieser Schreckenszeit geschehen, sein kaiserliches Siegel unter ein Regiment des Mordes und des Vandalismus ohne gleichen und unter eine der größten Christenverfolgungen aller Zeiten gesetzt." [1])

Fast gleichzeitig ist der Bericht eines Augenzeugen über die, auch sonst bekannt gewordenen, haarsträubenden Vorgänge in dem armenischen Vilajet (Regierungsbezirk) Wan erschienen, dessen Verfasser die Schuld und Urheberschaft an den Gräueln gleichfalls der Sultansregierung zuschreibt. „Ganz Wan, dieses gesegnete Land, liegt heute in Trümmern,

---

1) Aus dem „Berliner Reichsboten" im Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 30. August ds. Js.

in Feuer und Blut".[1]) Wenige Tage vorher ist auch von den sogenannten „Jungtürken" ein die Pfortenregierung schwer belastendes Zeugniß bekannt geworden. Das „Muselmanische Comité" in Constantinopel hatte nämlich einen offenen Brief an Lord Salisbury gerichtet, in dem es sich zunächst gegen den Vorwurf verwahrt hatte, daß der „Fanatismus der muhamedanischen Bevölkerung" an den Gräueln Schuld trage. „Die Türken hatten durch die Ruhestörungen eben so zu leiden, wie die Christen", sagte der Brief und fährt dann fort:

„Der Beginn der armenischen Wirren datire von der Affaire von Sassun, die durch Festigkeit und Gerechtigkeit leicht beizulegen gewesen wäre. Von Constantinopel aus sei jedoch Zeki Pascha der Befehl zugekommen, die Bewegung im Blute zu ersticken. Die Constantinopeler Massacres vom 30. September vorigen Jahres wurden nicht von der muselmanischen Bevölkerung, sondern von Polizeiagenten in Uniform und in bürgerlicher Kleidung, welchen sich der Pöbel anschloß, auf höheren Befehl ausgeführt. Mittlerweile durcheilten Regierungsagenten Anatolien, um der Bevölkerung mitzutheilen, daß die von den Großmächten gewünschten Reformen keinen anderen Zweck hätten, als die Muselmanen zu Sklaven der Christen zu machen. Nach den armenischen Massacres in der Hauptstadt überbrachten Sendlinge der Regierung den Befehl nach Asien, mit den Metzeleien zu beginnen. Das Comité behauptet auch, daß Soldaten an den Ruhestörungen theilnahmen, und erklärt dies mit der in der Armee täglich zunehmenden Disciplinlosigkeit, welche eine Folge des bestehenden Systems der Spionage und Angeberei sei. Alle jene Officiere und Beamten, welche die Befehle, die Massenschlächtereien durchzuführen, befolgten, haben Belobungen, Auszeichnungen und Avancement erhalten. Die Geschichte werde einst den Beweis erbringen, daß der Bruderkampf, der die asiatischen Provinzen mit Blut überschwemmte, nicht durch den islamitischen

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 23. August d. J.

Fanatismus herbeigeführt, sondern aus politischen Gründen von Oben angeordnet worden ist. ‚Die Desorganisation ist in der Türkei eine allgemeine. Die Justiz ist käuflich, die Verwaltung in den Händen anrüchtiger Personen, die Armee ohne Disciplin, die Flotte existirt nicht mehr und die Finanzen sind ruinirt; die Vakufs, aus denen die Schulen erhalten werden, geplündert. Für die öffentliche Sicherheit ist die Thatsache charakteristisch, daß, während die Räuber von dem Lösegelde für entführte Europäer in Freuden und Herrlichkeit leben, die Gendarmen, welche sie verfolgen sollen, keinen Sold erhalten. Die Unordnungen mehren sich, das Elend wächst, der Handel verschwindet, die Arbeit fehlt.‘ Ist es da nicht begreiflich, daß die Unzufriedenen und Unglücklichen den von Oben kommenden Aufreizungen ein willfähriges Ohr leihen?“ [1])

In dem Briefe wird auch dem englischen Lord zu Gehör geredet: „Europa habe im Artikel 61 des Berliner Vertrags, und England insbesondere in der Cypern-Convention, die Verpflichtung übernommen, in der asiatischen Türkei Reformen für Muselmänner und Christen durchzusetzen, aber obgleich viele Jahre seit jener Zeit vergangen seien, habe man nicht vernommen, daß England die Türkei gemahnt hätte, ihre Versprechungen zu erfüllen.“ Seit dem Ereigniß in der Ottoman-Bank ist übrigens wiederholt gemeldet worden, daß daran auch die „Jungtürken“ betheiligt gewesen seien, und aus London wurde von einer Aeußerung des Herausgebers einer dort erscheinenden armenischen Zeitung berichtet: „Das armenische Comité stehe in engster Fühlung mit der jungtürkischen Partei in Constantinopel und die Jungtürken würden fortsetzen, was die Armenier begonnen hätten, so lange bis gründlicher Wandel in Bezug auf die türkischen Verhältnisse eingetreten sei“. [2]) Mehr Recht

---

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 15. August ds. Js.

2) Londoner Correspondenz der Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 1. September ds. Js.

und Grund dürfte aber ein früherer Bericht haben, welcher einfach sagt: es gibt keine „jungtürkische Partei“ in Constantinopel:

„Irrthümlich bezeichnet man eine Gruppe meist jüngerer Leute als Jungtürken, welche es keineswegs sind, die aber dem Fremden gegenüber, dem sie gleichzeitig schmeicheln möchten, sich als außerordentliche unzufriedene Unterthanen des Sultans gebärden. Es sind dies jene Herren, welche im Auslande europäische Bildung eingesogen haben, und die sich in Folge dessen ihren in der Heimath zurückgebliebenen Landsleuten gegenüber überaus erhaben dünken. Wieder Andere, welche auch als ‚Jungtürken‘ bezeichnet werden, haben von ihrem Aufenthalte im Occident wahren Nutzen gezogen und wünschen, daß auch ihr Vaterland der Segnungen der occidentalen Civilisation theilhaftig werde; ihre Bemühungen, dieses durchzusetzen, die türkische Welt zu bessern und zu bekehren, sind aufrichtig, aber die zwischen der Cultur des Occidents und des Orients bestehenden Schranken stellen sich ihnen hindernd in den Weg und erzeugen Unmuth, dem sie vielleicht in vertrautem Kreise Luft machen, ohne jedoch abenteuerlichen Umsturzideen zu huldigen.“ [1])

Allerdings gibt es sogenannte „Reformtürken“, denen aus verschiedenen Ursachen der heimatliche Boden zu heiß geworden ist. Sie werden dort unter den Augen der Regierung scharf überwacht, und die Flüchtlinge verbreiten sich von Kairo bis England nach allen Seiten. Von ihnen rühren kleine Zeitungen für bestimmte Adressen her; aber eine Vereinigung unter ihnen besteht nicht. Am meisten genannt ist neuerdings Murad Bey, ehemals Commissär der Schuldentilgungs-Anstalt, und Ahmed Riza, vormals Redakteur des Marine-Journals, beide wegen jungtürkischer Umtriebe zum Tode verurtheilt; ersteren soll aber jetzt der Sultan wieder anzustellen wünschen. Was die Leute eigentlich wollen, ist

---

1) Aus Constantinopel s. „Münchener Allg. Zeitung“ vom 21. März ds. Js.

bei ihrer Zerfahrenheit nicht zu bestimmen. Aber zum Beispiel ist vor ein paar Monaten ein Plan einer „Türkischen Reformliga", unterzeichnet von zwei bis dahin unbekannten Flüchtlingen, aus Brüssel bekannt geworden, welcher unter Andern beantragt: sofortige Absetzung Abdul Hamids und Verbannung desselben nach Madeira, Proklamirung eines Prinzen der kaiserlichen Familie zum Sultan, Beibehaltung des Scheikh-ul-Islam im Amte, Einsetzung einer aus Vertretern der sechs Großmächte und einem Moslem hohen Rangs bestehenden siebengliedrigen Regierungscommission, die im Namen des Sultans alle Funktionen des Herrschers auszuüben hätte, Abschaffung aller religiösen und nationalen Sonderrechte bezüglich der Beamten, mit Ausnahme der, übrigens allmählig durch eine gemischte Gensdarmerie zu ersetzenden, Armee, welche vorläufig noch unter muhamedanischen Offizieren verbleiben und nicht mehr als 40 Procent Nichtmuhamedaner als Soldaten zulassen soll.[1]) Das wäre ein Projekt „jungtürkischer" Reform.

Als seine gefährlichsten Feinde sah aber der Sultan, der in der beständigen Todesfurcht bis zur Verrücktheit entnervt wurde, offenbar die Armenier an. Nach seiner Absicht sollten sie in der Hauptstadt vollständig ausgetilgt werden. An der gräßlichen Mörderei, die am 26 August ihren Anfang nahm, war es nicht genug. Haufenweise wurden die in höheren und niederen Diensten stehenden Armenier entlassen, fortgeschubt, zu Schiff über die See geführt oder gleich ertränkt; was übrig blieb, ergriff massenweise die Flucht. Schon ein paar Monate vorher hatte der Befehl des Sultans eine unbeschreibliche Aufregung hervorgerufen, zwei der aus den berüchtigten Schlächtern in Armenien, den Kurden, nach seinem Namen (Hamid) genannten, neugebildeten Cavallerie-Regimenter nach Constantinopel zu

---

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 5. Juli d. J.

verlegen, womit auch die Anordnung verbunden war, daß jeder Armenier, der sich eines Zusammenstoßes mit der Polizei schuldig mache, ohne Weiteres zu hängen sei. Sonst that man derlei Exekutionen geheim ab, nun aber wurden als Schaugepränge die Hinrichtungen am „Brückenplatz in Stambul“ aufgeführt. „Die Erbitterung“, bemerkte ein persönlicher Beobachter nebenbei auch über die Jungtürken, „erfaßt aber nicht allein die Armenier, sondern auch die Jungtürken, die aus der Gesammtlage dieses von der Natur so reich bedachten und doch so unglücklichen Landes nur neue Handhaben zu fortgesetzter Agitation finden, zumal man ja auch mit Letzteren nicht glimpflicher verfährt, als mit den verhaßten Armeniern“.[1])

Die durch die Kurden-Reiter verstärkte Garnison wurde insbesondere zur Einrichtung eines permanenten Lagers in der Vorstadt Kumpaku, der Residenz des armenischen Patriarchen Izmirlian, ausgenützt. Dieser Mann, ein seltener Charakter und allgemein beliebt, hatte als ein wahrer Martyrer die Schreckenszeit seit dem 30. September v. Js. durchgemacht. Im Palast war er verdächtig. Zuletzt ließ er noch den Botschaften der drei Interventionsmächte (Rußland, England und Frankreich) die traurige Lage der armenischen Nation und des Patriarchates, welches beinahe jede Verbindung mit den kleinasiatischen Bisthümern und infolge dessen auch seine Hilfsquellen fast gänzlich verloren habe, schildern und inständigst bitten, ihm, wenn man ihm keine Hilfe angedeihen lassen könne und wolle, wenigstens einen Rath zu ertheilen, welchen Weg er nun einschlagen solle, um seine Nation allmählich aus der furchtbaren Situation zu befreien.[2]) Die drei Botschafter wußten ihm nicht einmal einen Rath

---

1) Aus Constantinopel im „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ vom 5. Juli d. Js.

2) Aus Constantinopel in der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 20. August d. Js.

zu ertheilen, die Pforte dagegen entbrannte in Zorn und verlangte, daß er mit dem geistlichen (National)-Rath die Verantwortlichkeit für neue Unruhen zu übernehmen habe. Als er seine Entlassung anbot, wurde sie mit seiner Verbannung erwidert. Der dem „provisorischen Nationalrath" oktroyirte Stellvertreter gebrauchte bei der Vorstellung beim Sultan zweimal das Wort: „er sei dessen Sklave."[1]) Das war am 15. August, eilf Tage später erfolgte der Auftritt in der Ottoman-Bank.

Die wahre Geschichte des 26. August wird nicht sobald klar werden. Aber daß die Intriganten im Sultanspalast auch nur in den Verdacht kommen könnten, sie hätten jemals solche Ausbrüche insgeheim selber angestiftet, um ihnen widerwärtige Elemente zu vernichten, ist an sich ein Beweis für die entsetzlichen Zustände im Türkenreiche. Es ändert an diesem Bilde nichts, wenn die Mächte den Versicherungen der Pforte Glauben schenken wollen, daß die Armenier durch Veranstaltung von Unruhen die Großmächte zur Intervention zwingen wollten, der dann der Sturz der türkischen Herrschaft unbedingt zu folgen hätte In jedem Falle steht die türkische Bevölkerung bereit, nach Wunsch mit dem Massenmord vorzugehen. „Als Haupt des Islam bewaffnet der Sultan einen Theil seiner Unterthanen gegen die anderen Theile, als europäischer Monarch bemüht er sich, die Wachsamkeit der europäischen Controle einzuschläfern".[2]) So ist jetzt Constantinopel selbst zur Mördergrube geworden:

„Daß die Armenier eine Verzweiflungsthat begingen, ist nach der Lage der Dinge nicht unwahrscheinlich. Wer so wie die Armenier gehetzt ist, keinen Augenblick seines Lebens und Eigenthums sicher, von der entsetzlichen Vorstellung der Qualen

---

1) Aus Constantinopel s. „Kölnische Volkszeitung" vom 22. August d. Js.

2) Correspondenz aus Rußland s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 3. September d. Js.

verlegen, womit auch die Anordnung verbunden war, daß jeder Armenier, der sich eines Zusammenstoßes mit der Polizei schuldig mache, ohne Weiteres zu hängen sei. Sonst that man derlei Exekutionen geheim ab, nun aber wurden als Schaugepränge die Hinrichtungen am „Brückenplatz in Stambul“ aufgeführt. „Die Erbitterung“, bemerkte ein persönlicher Beobachter nebenbei auch über die Jungtürken, „erfaßt aber nicht allein die Armenier, sondern auch die Jungtürken, die aus der Gesammtlage dieses von der Natur so reich bedachten und doch so unglücklichen Landes nur neue Handhaben zu fortgesetzter Agitation finden, zumal man ja auch mit Letzteren nicht glimpflicher verfährt, als mit den verhaßten Armeniern“.[1])

Die durch die Kurden-Reiter verstärkte Garnison wurde insbesondere zur Einrichtung eines permanenten Lagers in der Vorstadt Kumpaku, der Residenz des armenischen Patriarchen Izmirlian, ausgenützt. Dieser Mann, ein seltener Charakter und allgemein beliebt, hatte als ein wahrer Martyrer die Schreckenszeit seit dem 30. September v. Js. durchgemacht. Im Palast war er verdächtig. Zuletzt ließ er noch den Botschaften der drei Interventionsmächte (Rußland, England und Frankreich) die traurige Lage der armenischen Nation und des Patriarchates, welches beinahe jede Verbindung mit den kleinasiatischen Bisthümern und infolge dessen auch seine Hilfsquellen fast gänzlich verloren habe, schildern und inständigst bitten, ihm, wenn man ihm keine Hilfe angedeihen lassen könne und wolle, wenigstens einen Rath zu ertheilen, welchen Weg er nun einschlagen solle, um seine Nation allmählich aus der furchtbaren Situation zu befreien.[2]) Die drei Botschafter wußten ihm nicht einmal einen Rath

---

1) Aus Constantinopel im „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ vom 5. Juli d. Js.

2) Aus Constantinopel in der Berliner „Kreuzzeitung“ vom 20. August d. Js.

zu ertheilen, die Pforte dagegen entbrannte in Zorn und verlangte, daß er mit dem geistlichen (National)-Rath die Verantwortlichkeit für neue Unruhen zu übernehmen habe. Als er seine Entlassung anbot, wurde sie mit seiner Verbannung erwidert. Der dem „provisorischen Nationalrath" oktroyirte Stellvertreter gebrauchte bei der Vorstellung beim Sultan zweimal das Wort: „er sei dessen Sklave."[1]) Das war am 15. August, eilf Tage später erfolgte der Auftritt in der Ottoman-Bank.

Die wahre Geschichte des 26. August wird nicht sobald klar werden. Aber daß die Intriganten im Sultanspalast auch nur in den Verdacht kommen könnten, sie hätten jemals solche Ausbrüche insgeheim selber angestiftet, um ihnen widerwärtige Elemente zu vernichten, ist an sich ein Beweis für die entsetzlichen Zustände im Türkenreiche. Es ändert an diesem Bilde nichts, wenn die Mächte den Versicherungen der Pforte Glauben schenken wollen, daß die Armenier durch Veranstaltung von Unruhen die Großmächte zur Intervention zwingen wollten, der dann der Sturz der türkischen Herrschaft unbedingt zu folgen hätte In jedem Falle steht die türkische Bevölkerung bereit, nach Wunsch mit dem Massenmord vorzugehen. „Als Haupt des Islam bewaffnet der Sultan einen Theil seiner Unterthanen gegen die anderen Theile, als europäischer Monarch bemüht er sich, die Wachsamkeit der europäischen Controle einzuschläfern".[2]) So ist jetzt Constantinopel selbst zur Mördergrube geworden:

„Daß die Armenier eine Verzweiflungsthat begingen, ist nach der Lage der Dinge nicht unwahrscheinlich. Wer so wie die Armenier gehetzt ist, keinen Augenblick seines Lebens und Eigenthums sicher, von der entsetzlichen Vorstellung der Qualen

---

1) Aus Constantinopel s. „Kölnische Volkszeitung" vom 22. August d. Js.

2) Correspondenz aus Rußland s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 3. September d. Js.

seiner Landsleute verfolgt, keine Möglichkeit sehend, seinen erbarmungslosen Peinigern zu entrinnen, von dem kann man nicht die ruhige und kühle Ueberlegung erwarten, die dem Diplomaten am gesicherten grünen Tische eigen ist. Auf alle Fälle sind die Vorgänge der letzten Tage wieder ein neuer Beleg für die elende Lage des türkischen Reichs, wie für die Ohnmacht der europäischen Diplomatie. Wie in den Provinzen, so sind jetzt auch in der Hauptstadt die christlichen Bewohner ihres Lebens nicht mehr sicher vor dem türkischen Fanatismus, und das Einzige, was die Diplomatie vermag, das ist, daß sie Spritzen auffährt, um ausgebrochenes Feuer zu löschen; den Ausbruch der Brände selbst kann sie nicht verhüten. Das könnte allerdings nur geschehen durch die Herstellung eines feuersicheren Zustandes im türkischen Reiche, aber die Mächte fürchten, daß sie bei dem Versuche, einen solchen Zustand herzustellen, sich selbst die Finger verbrennen könnten. Und darum muß es bei dem alten Zustand verbleiben, bei dem die christliche Bevölkerung von ihren türkischen Herren bei lebendigem Leibe geröstet wird. Und das vor den Augen ganz Europas, im vielgepriesenen Jahrhundert der Humanität und der christlichen Gesittung." [1])

Man kann die Frage nicht unterdrücken, wie es ausgesehen hätte, wenn die von Oesterreich vorgeschlagene Blokade der kretensischen Küsten zu Stande gekommen wäre, und wenn die Kriegsschiffe der Mächte hinübergeschaut hätten auf die Scene der Ottoman-Bank und die begleitende Christenmörderei in der türkischen Hauptstadt? Der Plan scheiterte an dem Widerstand Englands, wofür es wochenlang der Zielpunkt für die fortdauernde Anrempelei namentlich unserer Bismarckpresse war. England hatte einfach gefragt: wa[s] wollen die Herren mit ihren Schiffen vor Kreta, wollen [...] den Kretensern helfen oder den Sultan aus der Verlegenhe[...] erretten? Jetzt erzählt sogar das große Wiener Judenbla[...]

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 30. Au[...] ds. Js.

den Verlauf der Blokade-Geschichte, nicht ohne den Ausdruck der Befriedigung, daß Nichts daraus geworden ist:

„Was die Mächte also jetzt von der Türkei begehren, ist dasjenige, wofür England eingetreten war, als es den Vorschlag ablehnte, die Küsten Kreta's zu blokiren. Von dem Augenblicke an, als die Mächte die Neigung hatten, in der kretensischen Frage zu interveniren, um der Insurrektion auf der Insel ein möglichst baldiges Ende zu machen, bestanden zwei Strömungen in den Kabinetten. Die Controverse war: Soll man eine Pression auf die Kretenser üben, um so nach Beruhigung der Insel die Türkei zu Reformen zu veranlassen? Oder soll man eine Pression auf die Pforte üben, um durch die Bewilligung von Reformen die Kretenser zu beruhigen? Für die letztere Alternative trat England und in dessen Gefolge Italien ein; für die erstere erwärmte man sich besonders in Petersburg und in Wien. In Berlin schloß man sich der Anschauung Oesterreich-Ungarns an, ohne jedoch eine sehr aktive diplomatische Rolle zu spielen, wie denn auch heute noch die deutsche Reichsregierung in Hinsicht auf die kretensische Frage nicht in erster Reihe zu stehen wünscht und sich größtentheils darauf beschränkt, sich des intimen Einvernehmens der beiden benachbarten Großmächte zu freuen, für welche die orientalische Frage mehr politische Wichtigkeit hat. Der Gedanke, eine Pression auf die Kretenser zu üben, hatte im ersten Stadium der Intervention Europa's die Majorität der Großmächte für sich. So entstand der Vorschlag, die Küsten Kreta's zu blokiren, von dem es schwer zu entscheiden ist, ob die Priorität desselben unserem oder dem russischen Minister des Aeußern zukommt. England opponirte der Blokade. Nachdem die Mächte England nicht zu bekehren vermochten, andererseits aber einsahen, daß eine Operation zur See ohne Theilnahme der ersten Seemacht der Welt an moralischem Renommée verlieren müßte, kamen sie von dem Gedanken der Blokade ab. Damit fiel das Programm, eine Pression auf die Kretenser zu üben".[1])

Das Blatt fügt bei: „Nun ist das Programm, eine

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 21. August d. Js.

Pression auf die Türkei zu üben, an der Tagesordnung". Das wurde sechs Tage vor den Nachrichten von der Ottoman-Bank geschrieben. Bezieht sich nun das Programm auch auf diesen ungeheuerlichen Zwischenfall, und wie wird die neue Pression dementsprechend aussehen? Man sollte meinen, daß hier endlich das „europäische Concert" sich wenigstens zu einer Forcirung der Dardanellen und einer Flottendemonstration vor dem Yildiz-Kiosk verständigen müßte. Denn so fern der europäischen Cultur liegt Constantinopel heutzutage ja doch nicht mehr, daß diese Art der Unterdrückung von Putschen und Unruhen als „asiatische Sitte" geduldet und entschuldigt werden könnte.[1]) Aber es ist eben Rußland, das diktirt, die Hauptaufgabe der Mächte sei die Aufrechthaltung des Friedens; die Beaufsichtigung des Sultanats will es selber besorgen, und alle Continentalmächte haben sich gefügt: Frankreich wider besseres Gefühl aus erzwungener Unterthänigkeit, Oesterreich aus Altersschwäche, Italien im Bankerott, das Deutsche Reich im Terminhandel. Was England dazu denkt, hat das halbamtliche Londoner Blatt kurz vor dem Ausbruch der letzten Krisis, nicht ohne besondere Anspielung auf die Berliner Scheelsucht, klar und deutlich gesagt:

„Die verantwortlichen Staatsmänner des Continents wissen, daß das Grundprinzip unserer Politik die Erhaltung des Friedens ist, und daß — nach der Wohlfahrt und Sicherheit des eigenen Staates — unser eifrigster Wunsch darin besteht, gute Beziehungen unter den Staaten des Auslandes zu fördern. Wir können aber wohl verstehen, daß unsere Schmäher nicht zu ermessen vermögen, wie absolut unmöglich es einem englischen Minister wäre, dem Gewissen seiner Landsleute Gewalt anzuthun, indem er englische Schiffe und englische

---

1) Diesen Ausspruch wagte selbst die Münchener „Allgemeine Zeitung" (vom 28. August), offenbar ohne erst bei Bismarck um Erlaubniß gefragt zu haben.

Mannschaften einem Herrscher zur Verfügung stellte, der, wie der Sultan, sich durch Ausschreitungen der teuflischsten Art den Bann der civilisirten Welt zugezogen hat. Die Blutthaten in Armenien sind unbestraft, aber nicht vergeben, und werden nimmermehr vergessen werden. Angesichts derselben würde es einem englischen Minister, selbst wenn er den Wunsch hegte, absolut unmöglich sein, der hohen Pforte irgend welche Hülfe zur Bekämpfung von Aufständen angedeihen zu lassen. Gerade herausgesprochen: Wir Engländer sind alle der Ansicht, daß die Unterthanen des Sultans vollkommen berechtigt sind, sich gegen dessen Herrschaft aufzulehnen, und daß kein Volk, welches sich selbst respektirt, ihm zu Hülfe kommen darf, um die Aufständigen zu unterwerfen! Das war es, was unsere Regierung verhinderte, sich an dem Blokadeprojekt zu betheiligen. Wir wollen es nicht auf uns nehmen, zu sagen, von welcher Seite der Vorschlag herrührte, von der blinden Wuth zu schließen, mit der unsere Ablehnung denuncirt worden ist, haben wir aber einen vortrefflichen Anhalt. Staatsmänner, denen die ganze Orientfrage nicht die Knochen eines pommer'schen Grenadiers werth erscheint, kümmern sich auch wohl wenig um das Schicksal der Kretenser. Ein Herrscher des Continents erklärte sich einst „über Grammatik" erhaben, es gibt jetzt Regierungen auf dem Festland, die noch mehr Muth haben und sich auch über die Moral hinwegsetzen wollen. Wir wollen durchaus nicht bestreiten, daß eine solche Haltung vom politischen Standpunkt nicht etwas für sich hat, es ist aber ganz unmöglich, dieselbe mit Erfolg dem englischen oder amerikanischen Publikum annehmbar darzustellen. Gewisse Enthusiasten möchten uns dazu bewegen, den im Sklaventhum Leidenden aktiv zu Hülfe zu eilen, und würden uns selbst auf die Gefahr hin, die ganze Welt in Flammen zu setzen, zum Kriege gegen die Türken getrieben haben. Unsere Ansicht nach wäre das ebenso unmoralisch wie mangelnd an Vernunft und guter Politik. Was die Großmächte des Weiteren nun beschließen mögen, müssen wir geduldig abwarten. Jedenfalls kann man das europäische Concert nicht der Fähigkeit zeihen. Wir sehen keinen Grund, unsere Ansicht zu verbergen, daß je eher die außenliegenden Territorien der Türkei von der

Herrschaft des Sultans friedlich losgelöst werden, desto besser wird es um das ottomanische Reich beschaffen sein. Eine Reihe von Amputationen wäre vielleicht die beste Behandlung für das Gebrechen des ‚Kranken'?" [1])

Die Constantinopler Katastrophe traf gerade mit dem Besuch des Czaren in Wien zusammen. Weder hier, noch in Breslau wird er es nöthig gehabt haben, für das russische Verfahren in Sachen der Türkei erst noch gut Wetter zu machen; das versteht sich nachgerade schon von selbst. Von Breslau aus hatte er das Vergnügen, bei den Manövern von Görlitz eine prachtvolle Probe von dem in Waffen starrenden Europa zu beaugenscheinigen, welches sich des gepriesenen „Friedens" erfreut. Nach dem Abschiede des Czaren fand die militärische Paradetafel statt, bei welcher der deutsche Kaiser in seiner Anrede vom Czaren unter Anderm sagte: „Er, der Kriegsherr über das gewaltigste Heer, will doch nur seine Truppen im Dienste der Cultur verwendet wissen und zum Schutze des Friedens. Und in vollkommener Uebereinstimmung mit Mir geht sein Bestreben dahin, die gesammten Völker des europäischen Welttheiles zusammenzuführen, um sie auf der Grundlage gemeinsamer Interessen zu sammeln, zum Schutze unsrer heiligsten Güter".

Es gibt einen wahren „Frieden" und einen falschen „Frieden". Unter dem jetzigen seufzt die Menschheit seit Jahren dem morgigen Tage entgegen, und am Ende des Jahrhunderts scheint es sich doch wirklich von Constantinopel aus entscheiden zu sollen, ob ein künftiger Friede zu einem wahren im Dienste der Cultur führen soll, oder zu einer neuen Barbarei.

---

1) Aus dem „Standard" in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 9. August ds. Js.

strebenden Bevölkerung. Und hier entfalteten die Franziskaner eine in der Weltgeschichte einzig dastehende umfassende sociale Thätigkeit. Sie sammelten die Handwerker um die Altare ihrer Kirchen zu Bruderschaften, welche sich zur Blüthe des Zunftwesens ausgestalteten. In ihren Klöstern (in den Refektorien) wurden die Statuten berathen, die Verpflichtungen festgestellt. Die Franziskaner waren die Rathgeber bei Abschluß von Bündnissen und Verträgen. In der Verwaltung der Städte und namentlich in finanziellen Angelegenheiten war ihr Rath maßgebend. Sie waren die Schöpfer und Gründer der städtischen Leihanstalten (montes pietatis), welche den Credit centralisirten und den Entleihern gegen bloße Vergütung der Verwaltungskosten Geld vermittelten. Die Blüthe der deutschen Städte, die Entwicklung des Bürgerthums, die gewaltige, bisher niemals mehr erreichte Organisation der Handwerker in den Zünften ist untrennbar von der Wirksamkeit der Franziskaner. Kein Wunder, daß alle Städte Franziskanerniederlassungen haben wollten trotz aller Hindernisse, welche Bischöfe, Kapitel und Weltklerus entgegensetzten. Die Bürger Passau's riefen sogar gegen den Widerstand des Bischofs Rudiger die Hilfe des päpstlichen Stuhles an. Hievon ist in dem vorliegenden Buche nichts zu finden. Der Briefwechsel zwischen der päpstlichen Curie und dem Bischofe Rudiger von Passau[1]) ist dem Verfasser ebenso unbekannt geblieben, wie die grundlegenden Arbeiten des P. Frieß (Seitenstetten) über die Anfänge des Franziskanerordens im Umfange der bayerisch-österreichischen Kirchenprovinz Salzburg.

Der Verfasser bemerkt, die Natur der Sache bringe es mit sich, daß zum guten Theile Franziskanerquellen, Ordensquellen benützt werden müssen, und fügt hinzu, daß „diese Quellen namentlich für das 13., 14. und 15. Jahrhundert sehr spärlich fließen.“ Die Alten haben mehr gehandelt, als geschrieben, speziell gelte dies von den Franziskanern. Das ist ganz

---

1) Von uns näher behandelt in den „Historisch-polit. Blättern“, Bd. 104, 274—286: „Die Anfänge der Bettelorden in der Diöcese Passau.“

man eine in die Kirchengeschichte Bayerns einschlägige Frage behandeln können, ohne z. B. die Metropole der bayerischen Kirchenprovinz, Salzburg einzubeziehen? Dieser Umstand zeigt sich besonders für die ältere Geschichte der Franziskaner in Bayern, vom 13. bis 16. Jahrhundert, als nachtheilig. Diese Anfangszeit ist überhaupt der schwächere Theil in dem Werke, während die spätere Entwicklung des Ordens unmittelbar vor und nach der Reformation eine mit Fleiß und umsichtiger Sorgfalt ausgeführte Behandlung erfahren hat.

Den drei ersten Jahrhunderten sind nur 33 Seiten gewidmet. Die innere Geschichte, die Darstellung des Einflusses des Franziskanerordens und der Bettelorden überhaupt auf die Umgestaltung des kirchlichen Lebens und der gesammten Seelsorge, auf die Entwicklung der Bruderschaften und des Zunftwesens in den Städten, auf die Stellung des Adels im flachen Lande, auf die bäuerliche Bevölkerung, auf Armenpflege und Unterricht, auf die einflußreiche Rolle in der kaiserlichen Kanzlei und an den Fürstenhöfen, besonders aber gegenüber der päpstlichen Curie, hat P. Parthenius nicht in das Bereich seiner Aufgabe gezogen. Und doch sind gerade diese Leistungen des Franziskanerordens in den drei Jahrhunderten von der Gründung bis zur Kirchentrennung durch Luther die weitaus wichtigsten und interessantesten, in der Entwicklung des kirchlichen, socialen und wirthschaftlichen Lebens der europäischen Völker einzig dastehend. Während die Jesuiten später sich mehr auf den Unterricht beschränkten, umspannte das Wirken der Franziskaner das gesammte Völkerleben, Alles umändernd und neugestaltend. Der Franziskanerorden war im Wesentlichen ein socialer Orden, welcher allen Schöpfungen das Gepräge seines eigenen Ursprunges aufdrückte.

Hatten die Klöster früher einsame Lage aufgesucht, die Benediktiner weithin beherrschende, vom Strome des Verkehres abgelegene, vielfach schwer zugängliche Höhen, die Cistercienser, Prämonstratenser und Karthäuser einsame Thäler, welche Sümpfe und Wüsteneien waren und zu blühenden Gefilden umgestaltet wurden, so war es ganz anders bei den Bettelmönchen. Franziskaner und Dominikaner suchten die Städte auf, sie entfalteten ihre Wirksamkeit im Gewühle der nach Erwerb

strebenden Bevölkerung. Und hier entfalteten die Franziskaner eine in der Weltgeschichte einzig dastehende umfassende sociale Thätigkeit. Sie sammelten die Handwerker um die Altäre ihrer Kirchen zu Bruderschaften, welche sich zur Blüthe des Zunftwesens ausgestalteten. In ihren Klöstern (in den Refektorien) wurden die Statuten berathen, die Verpflichtungen festgestellt. Die Franziskaner waren die Rathgeber bei Abschluß von Bündnissen und Verträgen. In der Verwaltung der Städte und namentlich in finanziellen Angelegenheiten war ihr Rath maßgebend. Sie waren die Schöpfer und Gründer der städtischen Leihanstalten (montes pietatis), welche den Credit centralisirten und den Entleihern gegen bloße Vergütung der Verwaltungskosten Geld vermittelten. Die Blüthe der deutschen Städte, die Entwicklung des Bürgerthums, die gewaltige, bisher niemals mehr erreichte Organisation der Handwerker in den Zünften ist untrennbar von der Wirksamkeit der Franziskaner. Kein Wunder, daß alle Städte Franziskanerniederlassungen haben wollten trotz aller Hindernisse, welche Bischöfe, Kapitel und Weltklerus entgegensetzten. Die Bürger Passau's riefen sogar gegen den Widerstand des Bischofs Rudiger die Hilfe des päpstlichen Stuhles an. Hievon ist in dem vorliegenden Buche nichts zu finden. Der Briefwechsel zwischen der päpstlichen Curie und dem Bischofe Rudiger von Passau[1]) ist dem Verfasser ebenso unbekannt geblieben, wie die grundlegenden Arbeiten des P. Frieß (Seitenstetten) über die Anfänge des Franziskanerordens im Umfange der bayerisch-österreichischen Kirchenprovinz Salzburg.

Der Verfasser bemerkt, die Natur der Sache bringe es mit sich, daß zum guten Theile Franziskanerquellen, Ordensquellen benützt werden müssen, und fügt hinzu, daß „diese Quellen namentlich für das 13., 14. und 15. Jahrhundert sehr spärlich fließen." Die Alten haben mehr gehandelt, als geschrieben, speziell gelte dies von den Franziskanern. Das ist ganz

1) Von uns näher behandelt in den „Historisch-polit. Blättern", Bd. 104, 274—286: „Die Anfänge der Bettelorden in der Diöcese Passau."

richtig. Aber gerade weil die Ordensquellen für diese wichtigen drei Jahrhunderte ungenügend sind, mußte die Ergänzung gesucht werden in den Chroniken der Städte, in den Annalen der Stifte, in den Urkunden der Päpste und Kaiser, Bischöfe und Landesherren. Und da ist ein erdrückendes Material aufgehäuft, welches freilich erst mühsam aufgesucht, zusammengefügt und zu einem Gesammtbilde geformt werden muß.

Der Einfluß der Franziskaner auf die Städte ist bereits angedeutet worden. Viele Zünfte hatten in den Kirchen der Franziskaner ihre Bruderschaftsaltäre. Vornehme städtische Geschlechter bewarben sich um das Privilegium des Begräbnisses bei den Ordensbrüdern. Letztere wurden erbeten zum Beistande auf dem Krankenlager und namentlich in der Todesstunde. Das Almosen aus den Händen der Reichen für die Armen vermittelten die minderen Brüder, welchen auch die Seelsorge in städtischen Spitälern und in den Gefängnissen anvertraut wurde. Predigt, Katechese und Beichtstuhl zählten zu den hervorragendsten Pflichten der Franziskaner, welche auf diese Weise einen großen Theil der Seelsorge in den Städten an sich zogen. Es darf deßhalb nicht wundern, wenn die Franziskaner auf heftigen Widerstand beim Weltklerus gestoßen sind. Der Klerus hielt an der einheitlichen Seelsorge fest, während die Franziskaner mittelst päpstlicher Privilegien und, auf Grund derselben, mittelst bischöflicher Indulgenzen diese Einheit brachen und mit concurrirten auf dem Predigt- und Beichtstuhle und in fast allen übrigen Seelsorgsämtern und Aufgaben. Die Gefühle, von welchen aus Anlaß dieser Privilegien der Bettelorden der Seelsorgeklerus erfüllt war, hat in lebhaften Klagen ausgesprochen Abt Friedrich von Garsten.[1]) Es war nicht bloßer Neid, auch nicht blos Abneigung gegen die Strenge der Bettelorden und der Mönche, deren Tugenden der Entsagung eine offene Anklage gegen Wohlleben war, was die starke Opposition des Weltklerus hervorrief, es lagen in der Vertretung der Einheit der Gemeindeseelsorge auch sachliche Motive gegen die „Neuerungen" vor.

1) Vgl. Histor.-polit. Blätter a. a. O.

Der Einfluß der Bettelorden erstreckte sich auch auf das flache Land, in Folge der Sammlungen von Lebensmitteln, wobei die Brüder mit jeder einzelnen Familie in Berührung kamen und einen religiösen Einfluß ausübten. Für die Gaben an Lebensmitteln spendeten die Brüder die Gabe der Ermahnungen und Belehrungen; sie boten als kleine Gegengaben Bilder des Gekreuzigten und seiner Jünger, Medaillen und sonstige Devotionalien. Besonders wurde der Einfluß der minderen Brüder auf den Landadel sehr stark. Dieser Adel hatte regelmäßige Verpflichtungen und Verbindungen mit dem Bisthume oder mit einem benachbarten Stifte. Den Verpflichtungen suchten sie sich zu entziehen, vom Kirchengute aber soviel an sich zu reißen, als nur möglich. Das einzige Schutzmittel gegen diese Habsucht und ihre Gewaltthaten war der kirchliche Bann, die bischöfliche Exkommunikation mit dem nachfolgenden Interdikte, wenn der persönliche Kirchenbann mißachtet wurde. Bann und Interdikt waren die einzigen Straf- und Zuchtmittel, welche die Gewaltthaten der Habsucht niederzuhalten vermochten.

Nun war in den päpstlichen Privilegien das Mittel gegeben, auch die Furcht vor Bann und Interdikt zu verscheuchen. Die Bettelklöster erhielten das päpstliche Privileg, auch in Landstrichen, welche mit dem Interdikt belegt waren, Gottesdienst zu halten und Exkommunicirte beerdigen zu dürfen, wenn sie mit dem Kloster als Wohlthäter in einem geistlichen Verbande standen. Von da ab erscheint es als allgemeines Bestreben des Adels, sich das Vorrecht einer Begräbnißstelle in einem benachbarten Franziskanerkloster zu sichern. Lipowski hat in seinem „Alten München" die Namen der zahlreichen oberbayerischen Adelsgeschlechter zusammengestellt, welche bei dem Münchener Franziskanerkloster ihre Begräbnißstätten hatten.

Alle diese wichtigen, einschneidenden Fragen mußten in einer Geschichte der bayerischen Franziskaner behandelt und in ihrer Entwicklung verfolgt werden, und wir möchten wünschen, daß das gegenwärtige Werk dem Verfasser Anlaß gäbe, uns später ein Gesammtbild der umfassenden Thätigkeit der Franziskaner zu bieten.

Das Reformationszeitalter hat P. Parthenius viel ein-

gehender behandelt, da hier die Ordensquellen sehr ausführlich vorlagen und mehr die Sichtung als die Sammlung von Material in Frage kam, und hier findet sich viel des Lehrreichen, Interessanten und Erfreulichen. Die Franziskaner hatten zwar auch, wie andere Bettelorden, ihre Abtrünnigen, welche im protestantischen Lager gefährliche Agitatoren wurden. Aber die Zahl der Apostaten aus den bayerischen Franziskanerklöstern war verhältnißmäßig sehr gering, die Mehrzahl erwarb sich die größten Verdienste um die Erhaltung des katholischen Glaubens in der Bevölkerung. Während des dreißigjährigen Krieges, namentlich gegenüber der Mordbrennerei und Ausplünderung der Schweden, nahmen sich die Franziskaner um die Bevölkerung mit größtem Muthe und mit Preisgabe ihrer eigenen Interessen an. Sie verhüteten viel Unglück und wendeten manche angedrohte Brandschatzung ab, weßhalb sie bei der Bevölkerung in höchstem Ansehen standen und von Hoch und Nieder aufrichtig verehrt wurden.

Um so mehr contrastirt die kleinliche Verfolgung, welche von der Illuminatenzeit in der Regierungsperiode des Kurfürsten Max Joseph III. gegen die Franziskaner in Scene gesetzt wurde. P. Parthenius bringt darüber ausführliche Mittheilungen, welche auf jedes offene, ehrliche Gemüth abstoßend wirken. Es war eine der widerlichsten Zeitperioden in der Geschichte Bayerns, welche leider bald noch in Schatten gestellt wurde von der Barbarei und Gewaltthat der Klosteraufhebung unter Max Joseph IV. (später König Max I.) durch das Illuminatenministerium des Grafen Montgelas. Man muß die rohe Gewaltthat und die abstoßende Heuchelei der Säkularisation in ihren Einzelnheiten verfolgen, um es unbegreiflich zu finden, daß unter einer katholischen Dynastie in einem ausschließlich katholischen Lande solche Dinge möglich waren. P. Parthenius schreibt: „Illuminaten und Freimaurer unterdrückten mit diabolischem Hasse die katholische Kirche. Der Kurfürst Max Joseph schüttelte zwar bedenklich den Kopf, wenn er die Vorschläge und Anträge seiner Minister vernahm, erwiderte aber zugleich: Ich habe das Regieren nicht gelernt und muß mich auf euch verlassen." Solche Sprache erklärt Vieles, entschuldigt aber nicht Alles. Die Krone hat den Schutz der Schwachen,

Machtlosen, Unterdrückten zu übernehmen und darf keine Ungerechtigkeit dulden. Das ist so einfache Pflicht, daß man sie erkennen und erfüllen kann, „ohne das Regieren gelernt zu haben."

Die Bevölkerung nahm sich überall der Franziskaner offen und rückhaltlos an. Die Mittheilungen hierüber sind sehr dankenswerth. Ueberhaupt ist die Säkularisation weitaus die beste Partie dieser Geschichte. Sie bietet viel neues Material, welches geschickt verarbeitet und klar dargestellt ist.

Weil die Bevölkerung gegen die Regierung für die Franziskaner eintrat, begründete das Aufhebungsdekret vom 25. Januar 1802 den Willkürakt des Ministeriums damit, daß sie den Franziskanern und den Bettelmönchen überhaupt den Vorwurf machte, „daß sie beim Volke durch Fortpflanzung des Aberglaubens und der schädlichsten Irrthümer richtigeren Begriffen den Eingang erschweren, jede zur wahren moralischen Bildung führende Anstalt verdächtig zu machen suchen und einen beständigen bösen Willen dagegen unterhalten. Ihre fortdauernde Existenz ist darum nicht nur zwecklos, sondern positiv schädlich und dabei durch ihren privilegirten Bettel dem Landmann äußerst lästig."

Ganz anders dachten die Städte und Märkte, welche Franziskanerniederlassungen hatten. Auch die Bauern wußten nichts von der angeblichen Last der Bettelmönche. Aber alle Vorstellungen gegen die Aufhebung der Klöster wurden sehr „ungnädig" aufgenommen. Die Trauer der Bevölkerung wurde als „Animosität" aufgenommen und bezeichnet, die Gewaltthat ging bis zum Ende. Die Franziskaner wurden einigen Centralklöstern zugewiesen, wo sie ohne öffentliche Thätigkeit fortvegetiren und absterben sollten. „Krepirhäuser" nannte deßhalb bezeichnend Görres diese Centralhäuser. Jeder Mönch erhielt 125 fl. Pension. Alle Aushilfen waren ihnen untersagt, auch die gottesdienstlichen Verrichtungen in den Kirchen der Centralklöster unterlagen der polizeilichen Willkür. Bezüglich ihres Verhaltens waren sie der strengsten Ueberwachung der Landrichter unterstellt.

Wie es bei Verschleuderung der Besitzungen der Klöster, der Einrichtungen derselben, der Archive, Bibliotheken, Kunst-

denkmäler und Kunstgewerbeerzeugnisse zuging, mag man im Buche selbst nachlesen. Die Säkularisation ist einer der dunkelsten Punkte in der Geschichte Bayerns. König Ludwig I. hat sich deßhalb auch beeilt, die Fehler seines Vorgängers durch Wiedererrichtung von Franziskanerklöstern wieder gut zu machen. Der Darstellung dieser Thätigkeit ist der letzte Theil (279—289) des Buches gewidmet. Der Verfasser beschränkt sich dabei auf die Mittheilung des Gerippes der Thatsachen. Zu einer eingehenden geschichtlichen Darstellung hielt er „die neueste Zeit noch nicht für reif", weßhalb er sich begnügte, nur die rein äußerlichen Verhältnisse kurz anzugeben und die Namen der Provinziale seit Wiedererrichtung der Provinz Bayern (1829) beizugeben. Die Namen dieser Provinziale sind: P. Johann Nepomuk Glöttner (1829—35); Cäcilian Grader (1835—36); Palmatius Niedermayer (1836—40); Franziskus Fritsch (1840—52); Franz Xaver Lohbauer (1852—58 und 1867—73 und 1882—85); Aventin Karl (1858—67); Leo Seidl (1873—76, abermals 1885—91); Modestus Leipold (1876—82); Petrus Alcantara Hötzl (1891—95). Der jetzige Provinzvikar bis zur Wahl im nächsten Jahre ist P. Chrysostomus Luft.

P. Parthenius schließt sein Werk mit dem Wunsche: „Möge der Franziskanerorden im Jahre 1921 in neuer Blüthe das 700jährige Jubiläum seines Bestehens in Deutschland und Bayern feiern können!" Wir schließen uns diesem Wunsche von Herzen an.

München. Dr. G. Ratzinger.

Berichtigung.

Da ich verhindert war, selbst die Correktur des Artikels „Zur Regel St. Benedikts" im vierten Hefte zu besorgen, so haben sich einige kleine Unrichtigkeiten in die letzte Anmerkung eingeschlichen. S. 266 Z. 19 v. u. muß es heißen: „wie die noch vorhandene Uebersetzung „mit" zeigt;" S. 267 Z. 16 v. u. steht cocouuelibera statt cocouuelibera. Auch ist zu beachten, daß die Anmerkung mit Professor Wölfflins Ausgabe verglichen werden muß, um in ihren Einzelheiten verständlich zu sein.

Beuron. P. Heribert Plenkers O. S. B.

XLI.

Christliche Demokratie.

Auf dem Festmahle des kürzlich abgehaltenen Priestertages in Reims brachte Msgr. Pechenard ein Hoch auf Papst Leo XIII. aus, „welcher Priester und Bischöfe in das Fahrwasser der Demokratie geleitet und durch seine weisen Rathschläge versucht habe, aus Liebe zu Frankreich die Einigkeit unter allen Franzosen herzustellen."

Im Munde des Redners, in Frankreich und vor Franzosen gesprochen, konnte das Wort einen guten und berechtigten Sinn haben, aber eine gewisse Zweideutigkeit haftet ihm an. Warum sprach Msgr. Pechenard nicht lieber von dem Fahrwasser der Republik? Dann hätte er einfach zum Ausdrucke gebracht, was in den Thatsachen vorliegt: die Aufforderung des heiligen Vaters an die französischen Katholiken, sich aufrichtig und vorbehaltlos auf den Boden der bestehenden Verhältnisse, auf den Boden der seit bald einem Menschenalter in Kraft befindlichen republikanischen Staatsform, zu stellen, alle trennenden Parteiunterschiede bei Seite zu setzen, welche nur auf Erinnerungen der Vergangenheit und Hoffnungen auf die Zukunft begründet waren, und in der Gegenwart dafür thätig zu sein, daß den kirchlichen Grundsätzen in der Oeffentlichkeit der ihnen gebührende Einfluß und dem kirchlichen Leben der nothwendige Schutz zurückgegeben werde. Sein Hoch auf den Papst wäre alsdann ein erfreuliches Zeichen des Wiederhalles gewesen, welchen die päpstliche

Wohnung in den Reihen des Klerus gefunden hat. An dem Congresse nahmen 300 Priester theil. In der Schlußsitzung erschien der Cardinal-Erzbischof Langenieux, welcher das Protektorat übernommen hatte, und ertheilte nach einigen Worten der Anerkennung den päpstlichen Segen.

Man kann annehmen, daß der Redner wirklich nichts anderes sagen wollte. Die beiden Namen Demokratie und Republik werden heut zu Tage nicht selten als gleichwerthige angewandt, und der Sprachgebrauch ist aus der geschichtlichen Entwicklung erklärlich. Aristokratische Republiken im alten Sinne gibt es nicht mehr und wird es voraussichtlich nicht mehr geben. Denn es fehlt allerorten dazu an der Voraussetzung: eine fest in sich geschlossene Minorität, welche durch ihre augenfällige und dauernde sociale Ueberlegenheit zur Leitung und zum Schutze der Majorität berufen ist. Die Unruhe des modernen Wirthschaftslebens, die Beweglichkeit der Vermögen und die weite Verbreitung von Bildung und Gesittung lassen einen solchen Aufbau des Staates nicht mehr zu. Moderne Republiken sind demokratische Republiken, in welchen die feste gesellschaftliche Gliederung durch ein Aggregat oder eine Summe von Einheiten ersetzt ist, und die Träger der Staatsgewalt ihre Funktion nicht aus der erblichen Zugehörigkeit zu einem Stande, sondern aus der Zahl der auf sie gefallenen Stimmen herleiten.

Aus dem Gesagten aber ergibt sich bereits, daß das Wort Demokratie nicht nur eine politische, sondern auch und vor allem eine sociale Bedeutung hat. In der politischen Bedeutung schließt es den Gegensatz gegen die monarchische Staatsform ein, in der socialen den Gegensatz gegen jede feste Gliederung der Gesellschaft und jedes andere Verhältniß von Individuum zu Individuum als dasjenige, welches auf der freien Willenseinigung rechtlich Gleichstehender beruht. Allerdings bezeichnet dieser letztere Gegensatz nur das Ziel, dem die demokratische Tendenz nachstrebt, nicht einen Zustand,

der irgendwo oder irgendwann zur vollen Ausgestaltung gelangt wäre.

Jedenfalls bedarf der Ausspruch, Leo XIII. habe Priester und Bischöfe in das Fahrwasser der Demokratie geleitet, nach verschiedenen Seiten hin einer näheren Erklärung. Daß der Papst in seinem bekannten Schreiben an die französischen Bischöfe eine grundsätzliche Absage an die Monarchien gerichtet habe, ist wiederholt behauptet, ebenso oft aber auch zurückgewiesen worden und thatsächlich unwahr. Zu besonderem Danke ist er ja keiner einzigen unter den vorhandenen verpflichtet, der Reihe nach hat er sie als ausgesprochene Feinde oder lässige Freunde kennen gelernt. Von einer Parteinahme für die republikanische Staatsform, einer geringschätzigen Beurtheilung monarchischer Institutionen oder gar einer Aufforderung, für die allgemeine Einführung der ersteren thätig zu sein, ist trotzdem keine Rede. Nach wie vor erkennt die Kirche jede zu Recht bestehende Staatsform an, und [illegible] verpflichtet sie ihre Angehörigen, eingedenk der Worte des Apostels, der bestehenden Obrigkeit Gehorsam zu leisten. Dachte also Mgr. Péchenard bei seinem Trinkspruch an die demokratische Republik, so konnte er nicht die Priester und Bischöfe Deutschlands oder Oesterreich-Ungarns, sondern nur [illegible] seines eigenen Vaterlandes im Sinne [illegible]

Aber [illegible] Element, welches dem Begriffe der Demokratie [illegible] auch [illegible] auf [illegible] Der [illegible] von Rom ist ja nicht der [illegible] Demokratie [illegible] Autorität der [illegible] ist [illegible] einem [illegible] Das [illegible] der [illegible] ungen [illegible]

nur wenig von den grundstürzenden Bestrebungen des revolutionären Socialismus unterschieden sind. Conkrete Einzelfälle sollen dabei nicht näher herangezogen werden. Ich vermeide es, gewisse Streitigkeiten innerhalb der katholischen Partei in Belgien zu berühren oder der christlich-socialen Bewegung in Oesterreich das Horoskop zu stellen. Die Absicht geht allein auf eine principielle Erörterung. Wer aber weiß, welches Unheil im politischen Leben halbe Wahrheiten anzurichten vermögen, wenn sie sich zu Schlagworten verdichtet haben, muß anerkennen, daß auch eine Richtigstellung in grundlegenden Fragen unmittelbar politische Bedeutung haben kann.

Der demokratische Gegensatz gegen irgend welche feste Gliederung der Gesellschaft gewinnt in den Seelen der Einzelnen Gestalt in dem Streben nach Gleichheit. Keine Vorrechte einer Klasse, eines Standes; gleiche Vertheilung der politischen Rechte und Ehren; möglichst gleicher Antheil aller an den Gütern der Civilisation, der geistigen, wie der materiellen, — das sind die Forderungen, in denen die Bewegung ihre Zielpunkte besitzt und denen sie zugleich die vorwärts treibende Kraft entnimmt, das die Verheißungen welche niemals ihren Zauber über die Massen einbüßen. Das zu Ende gehende Jahrhundert sieht einen großen Theil dieser Forderungen erfüllt. In allen civilisirten Staaten besteht Rechtsgleichheit der Bürger. Es gibt keine Standesgesetze mehr und keine Standesgerichte. Der Vornehme und der Geringe sind den gleichen Normen unterworfen, müssen die Folgen einer Gesetzesübertretung in gleicher Schwere erfahren. Der Grundsatz gehört zu den unantastbaren Bestandstücken neuzeitlicher Denkweise, gelegentliche Unterbrechungen in der Praxis werden sofort als schwere Kränkung von der Gesammtheit empfunden. Grundsätzlich steht ebenso allen der Zugang zu den Aemtern des Staates offen; Arm und Reich sind an die gleichen Bedingungen gebunden, der gleichen Vorbildung unterworfen.

Die allgemeine Wehrpflicht ruft in Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Frankreich alle Söhne ohne Unterschied des Standes in den Dienst der Waffen. Und endlich das allgemeine Wahlrecht. Nirgends erscheint die demokratische Auflösung der Gesellschaft deutlicher, greifbarer, als hier. An der Wahlurne gilt der Bankier nicht mehr als der Taglöhner, der Minister nicht mehr als sein Schreiber, der Gelehrte nicht mehr als der Bauer. Nicht der geht als Sieger aus der Wahl hervor, den ein größeres Maß von Kenntnissen und geeigneter Vorbildung besser für das Amt eines Volksvertreters ausgerüstet hat, und nicht der, den stärkere Bande des Familienzusammenhanges, des Besitzes und der überragenden gesellschaftlichen Stellung enger mit dem Wohl und Wehe der Gesammtheit verknüpft, sondern der, dessen Name mit dem Flugsand der öffentlichen Meinung am höchsten emporgehoben, der die größte Zahl von Stimmen auf sich vereinigt hat.

Die Richtigkeit des Grundsatzes gilt nicht so unbestritten, wie die der beiden anderen. Man kann sehr ernsthafte Zweifel dagegen erheben, ob seine Herrschaft den Interessen eines geordneten, in regelmäßigem Fortschreiten befindlichen Staatswesens förderlich ist. Seine theoretische Begründung steht jedenfalls weit weniger fest, als die der allgemeinen Rechtsgleichheit. Denn während der Sinn der letzteren doch nur der ist, daß in Bezug auf die Normen des Gemeinschaftslebens keiner einen Vorzug besitzen solle, den nicht alle erwerben können, und für keinen eine Ausnahme gemacht werden dürfe, besagt, weit darüber hinausgehend, das allgemeine Wahlrecht, daß alle gleichmäßig würdig und befähigt seien, um im Namen der Gesammtheit und für dieselbe Gesetze zu machen und einen bestimmenden Einfluß auf den Gang der Politik auszuüben. Trotzdem wird auch hier die Bewegung sich nicht aufhalten lassen, die Einführung des allgemeinen gleichen Wahlrechts in den Staaten, die sich jetzt noch dagegen sträuben, ist nur eine Frage der Zeit. Die alte Gliederung

der Gesellschaft ist beseitigt, eine neue hat sich bisher nicht ausgestalten wollen. Das Wahlrecht an den Besitz zu knüpfen, ist bei der Mobilisirung der Vermögen schwierig und verträgt sich nicht mit der auch den Besitzlosen zugänglich gemachten Bildung. Aber als eine Forderung christlicher Demokratie läßt sich das allgemeine Wahlrecht nicht ausgeben. Das Christenthum berief Juden und Heiden zur Kindschaft Gottes, erhob die überall gleiche Würde der menschlichen Persönlichkeit in's allgemeine Bewußtsein, die Abschaffung der Sklaverei, die Anerkennung der Rechtsgleichheit sind Consequenzen des christlichen Gedankens, an deren Herausarbeitung die Jahrhunderte thätig waren, das allgemeine gleiche Wahlrecht aber gehört nicht darunter. Stände das eine Princip gleichwerthig neben dem andern, so müßte ebensogut wie die Rechtsgleichheit auch das allgemeine Wahlrecht die Frauenwelt miteinschließen, eine Folgerung, die sich auf die christliche Auffassung von der Familie jedenfalls nicht stützen könnte, und vor der schon mancher eifrige Demokrat Halt gemacht hat.

Die Gleichheit vor dem Recht und die Gleichheit politischer Rechte und dazu die mit allem Eifer betriebene Verbreitung aller möglichen Kenntnisse in möglichst weiten Bevölkerungskreisen führen aber noch nicht zu wirthschaftlicher Gleichheit, zu gleichmäßigem Antheil an Besitz und Genuß. Im Gegentheile. Mit der demokratischen Auflösung der Gesellschaft [illegible] Eigenthumsvertheilung und [illegible] Reichthümer an [illegible] Hand zu [illegible] Fortschritt [illegible] Millionen [illegible] [illegible] Hier [illegible] Sie will [illegible] Entwicklung [illegible] zu trennen,

zur Erfüllung bringen. Daß dies eine Täuschung ist, daß der socialdemokratische Zukunftsstaat niemals Wirklichkeit gewinnen kann und ein Versuch, ihn zu verwirklichen, Despotie und Barbarei bedeuten würde, braucht hier nicht nachgewiesen zu werden. Sicherlich aber wird man nicht im Namen der christlichen Demokratie die gleiche Forderung erheben wollen.

Die christliche Moral lehrt, daß ein jeder den strikten Rechtsanspruch auf das zum Leben Unentbehrliche hat, sie gewährt ihm nicht den gleichen Anspruch auf behaglichen Wohlstand, auf Luxus und Reichthum. Das Christenthum hat von seinem ersten Auftreten an den Reichen die Pflicht eingeschärft, von ihrem Ueberflusse den ärmeren Brüdern mitzutheilen, aber nicht als eine Pflicht der Gerechtigkeit, sondern als eine Liebespflicht. Ein Communismus des Zwanges ist dem Geiste des Christenthums ebenso zuwider, wie der Neid, der mißgünstig nach dem reicheren Nachbar schielt, und die Gier, welche die Hand nach fremdem Gute ausstreckt, wie die ganze einseitige Ueberschätzung der Erdengüter, aus der der revolutionäre Socialismus seine die Massen aufregende Kraft schöpft. Nicht für christliche Demokratie, sondern für werkthätiges Christenthum liegt hier das große Arbeitsfeld. Das Programm ist das alte und die Mittel der Ausführung sind die alten. Nicht um Beseitigung des Unterschieds zwischen Arm und Reich kann es sich handeln, den die natürliche Ungleichheit des Menschen immer wieder erzeugen müßte, sondern um Ueberbrückung der Gegensätze, Milderung ihrer Härten, Linderung physischer und moralischer Noth. Es wäre schlimm um die Kirche Christi bestellt, wenn sie je darauf vergessen könnte, wenn sie sich nicht mehr erinnern wollte, daß vorab den Armen das Evangelium gepredigt wurde, aber es mag Perioden in der Kirchengeschichte und es mag einzelne Länder geben, wo ein nachdrücklicher Hinweis darauf von Nöthen ist.

Wir in Deutschland haben immer gerne die französischen Katholiken bewundert, ihren großartigen Opfersinn, ihre

bewunderungswerthen Leistungen für Kirchen und Klöster, für christliche Schulen und vor allem für die Missionen. Aber Eines ist denen, die die Dinge an Ort und Stelle kennen lernten, immer wieder aufgefallen, volksthümlich war die Kirche Frankreichs nicht. Ich habe in den Ostertagen die Kirchen von Paris angefüllt gesehen, aber es war eine ausgewählte Gesellschaft. Das Volk, die Armen fehlten. Sie fehlten, weil sie den Sou für die Kirchenstühle nicht entrichten konnten, weil sie darum vor den Schranken stehen mußten, welche nur der zahlungsfähige Kirchenbesucher überschreiten kann, weil sie somit an heiliger Stätte, wo alle weltlichen Unterschiede schwinden sollten, sich ihrer Armuth und Niedrigkeit bewußt blieben. Wenn die Mahnung des Papstes an die französischen Katholiken, sich mit der Republik, oder meinetwegen mit der Demokratie, auszusöhnen, eine Wirkung nach dieser Richtung äußert, so kann man dies nur freudigst begrüßen. In der That hat sich der Priestertag in Reims mit der wichtigen Frage der Unentgeltlichkeit der Kirchenstühle befaßt, für welche alle Theilnehmer einstimmig sich aussprachen.

Bekanntlich hat auch die Encyklika Leo's XIII. über die Arbeiterfrage in Frankreich einen besonders tiefen Eindruck hervorgerufen. Während wir unsererseits in derselben die von höchster Stelle aus erfolgende Bestätigung der Grundsätze erblicken durften, von welchen sich unsere Socialpolitiker seit den Tagen des Freiherrn von Ketteler haben leiten lassen, ist sie in Frankreich vielfach als die Ankündigung einer neuen Aera angesehen worden. Wie die Stellungnahme zur republikanischen Staatsverfassung, so sollte auch die zu der Arbeiterfrage, ja die letztere mehr noch als die erstere, die Hinwendung der päpstlichen Politik und des kirchlichen Lebens zur Demokratie beweisen. Dann wären also wir im monarchischen Deutschland den Franzosen um ein Menschenalter in dieser Richtung voraus gewesen! In Wahrheit aber handelt es sich auch hier nicht um die Proklamirung

demokratischer Tendenzen, sondern um die Anwendung der unveränderlichen Grundsätze des Christenthums auf die klar und scharf erkannten Verhältnisse der Gegenwart.

Die Auflösung der alten Gesellschaft mußte naturgemäß an dem Punkte ihre am tiefsten greifenden Wirkungen äußern, der für ihren Aufbau bestimmend gewesen war, das ist die Regelung des Arbeitsverhältnisses. In der mittelalterlichen Gesellschaft war dasselbe ursprünglich Herrschaftsverhältniß. Unfreie Arbeiter auf den Höfen stellten in geregelter Arbeit her, was der Bedarf von Herrschaft und Gesinde erheischte. Im landwirthschaftlichen Betrieb währte es Jahrhunderte lang, daß abhängige, an die Scholle gebundene Leute die Felder des Grundherrn bebauten, und dafür Schutz und die Mittel zu gesicherter Eigenwirthschaft erhielten. Anders wurde das Verhältniß für die gewerbliche Arbeit seit dem Aufblühen der Städte. In den Zünften erwuchs eine Organisation für Produktion und Absatz, auf die wir mit Bewunderung zurückschauen, die wir aber so heute nicht mehr erneuern können, weil sie durch die handwerksmäßige Erzeugung der Waaren und die Beschränktheit des Marktes bedingt war. Und ein Herrschaftsverhältniß war auch hier vorhanden, sofern die Arbeitsbedingungen durch die Obrigkeit festgestellt wurden, auf deren Entschließungen die zünftigen Meister den größten Einfluß hatten, wobei nur die Auswüchse des Egoismus vor der lebendigen Macht christlicher Demokratie nicht aufkommen konnten. Und die wirthschaftliche Abhängigkeit, in der sich die Gesellen von den Meistern befanden, zumal seitdem die Zünfte sich geschlossen hatten, wurde gemildert durch die Stetigkeit der leicht zu übersehenden Verhältnisse, die gegenseitige Anpassung von Produktion und Absatz und die festen Satzungen der Zunft. Damals bestand in der That ein „Recht auf Arbeit", aber es bestand in der Form eines Privilegs, welches dem zünftigen Arbeiter zu gute kam, indem es den nicht zünftigen ausschloß.

Die Neuzeit hat statt dessen die Freiheit der Arbeit proklamirt. Sie will keine Privilegien und keine Gebundenheit mehr, jeder soll seine Kräfte verwerthen dürfen, wo und wie es ihm nach eigenem Ermessen am vortheilhaftesten dünkt. Und keine andere Regelung des Arbeitsverhältnisses als durch den freien Arbeitsvertrag, wo rechtlich Gleichstehende sich unter willkürlich festgesetzten Bedingungen zusammenfinden. Es soll nur Arbeitgeber und Arbeitnehmer geben, aber keine Arbeitsherren. Freilich hatten die Verkünder dieses neuen Evangeliums übersehen, daß ein letzter Rest von Herrschaftsverhältniß von jedem Arbeitsverhältniß unabtrennbar ist. Denn auch wer in freiem Vertrage seine Arbeit verkauft, ist wegen der unlöslichen Verbindung dieser mit der Person des Arbeiters, solange sie dauert, auch persönlich von dem abhängig, der die Arbeit gekauft hat. Das wird solange nicht empfunden, als der Verkaufende einen maßgebenden Einfluß auf den Inhalt des Vertrages äußern und die Bedingungen mitbestimmen kann, unter denen er sich für eine bestimmte Zeit und nach einer bestimmten Richtung hin in die Abhängigkeit eines andern begeben will. Aber eine kurze Erfahrung hat hingereicht, alle Welt erkennen zu lassen, daß der freie Arbeitsvertrag hiezu nur dann ausreicht, wenn die Contrahenten einander nicht nur rechtlich, sondern auch wirthschaftlich gleichstehen. Der schreiende Gegensatz zwischen der rechtlichen Freiheit auf der einen und der thatsächlichen Unfreiheit des um seine Existenz ringenden Arbeiters auf der andern Seite, ist, wie wir längst alle wissen, die eigentliche Wurzel der socialen oder Arbeiterfrage. Dem kapitalkräftigen Unternehmer, der die Fabrikräume baut, die Maschinen aufstellt, die Rohmaterialien anschafft und die Arbeitsordnung vorschreibt, tritt der arbeitsuchende, von seiner Hände Arbeit sich und seine Familie ernährende Arbeiter nicht als ebenbürtiger Contrahent gegenüber. Er muß seine Arbeit unter allen Umständen losschlagen, wenn er nicht verhungern will, und darum unter

[illegible]

[illegible] Zeitraum des
[illegible]. Im Tonfall [illegible] vermischen [illegible]
man es [illegible] Gliederung des Komplexes [illegible]

gestellt, die staatlichen Machtmittel in den Dienst der Schwachen und Gedrückten zu stellen.

Aber das wichtigste beim Arbeitsverhältnisse bleibt doch immer der Arbeitslohn. Man streitet darüber, ob eine staatliche Festsetzung desselben theoretisch zu rechtfertigen und praktisch ausführbar sei. Immerhin könnte es sich nur um Festsetzung eines Minimallohnes handeln, nicht um jeweilige Anpassung an die Lage des Arbeitsmarkts, um ein Steigen und Fallen mit der wechselnden Conjunktur. Auch nach und neben staatlicher Intervention würde daher hier ein ergiebiges Arbeitsfeld für die Thätigkeit der Arbeiterkorporationen liegen, um so mehr, so lange eine solche nicht versucht ist. Der Zusammenschluß aller Arbeiter eines bestimmten Industriezweiges innerhalb eines Bezirks, ihre solidarische Haltung und ihr gemeinsames Handeln ändert mit einem Schlage das Mißverhältniß zwischen rechtlicher Gleichheit und wirthschaftlicher Ungleichheit der Contrahenten beim Arbeitsvertrag. Nicht der einzelne machtlose Arbeiter steht dem Unternehmer gegenüber, sondern die Vereinigung aller derer, auf welche die Durchführung des Unternehmens angewiesen ist, mit welchen man daher eine Verständigung suchen, deren berechtigte Wünsche man berücksichtigen muß.

Wo Arbeiterorganisationen bestehen und richtig funktioniren, ist es mit der Selbstherrlichkeit der Unternehmer vorbei. Man begreift daher vollkommen den Widerstand, der aus den Reihen dieser letzteren der Bildung derselben entgegengesetzt wird, und ihre Abneigung gegen jede Erweiterung des Vereinigungsrechts für die Arbeiter. Man kann es sogar sehr gut begreifen, wenn man diesem Widerstand und dieser Abneigung gerade bei wohlmeinenden Unternehmern begegnet. Sie sind sich bewußt, ihre Arbeiter jederzeit nicht nur gerecht, sondern mit aufrichtiger Theilnahme behandelt zu haben. Sie haben nicht nur Wohlfahrtseinrichtungen weit über das Maß der gesetzlichen Anforderungen hinaus geschaffen, sondern sind bestrebt gewesen, den bloß



äußerlich bindenden Vertrag durch ein ächt menschliches Verhältniß von Person zu Person zu ersetzen. Sie sind vollkommen bereit, in gemeinsamer Berathung mit Vertretern der Arbeiterschaft Wünsche und Beschwerden entgegenzunehmen und ihnen in Einzelheiten einen mitbestimmenden Einfluß zu gewähren. Aber sie wollen Herren in ihrem Hause bleiben. Sie dulden keinen Zusammenschluß der Arbeiter, der sich ohne sie und darum gegen sie vollzieht und mit dem sie, wie von Macht zu Macht, zu verhandeln hätten. Nicht wenige mögen sogar der Meinung sein, daß ein solches Verhältniß, wo der Arbeitgeber in Wahrheit der Patron der Arbeiter ist, am meisten dem Geiste des Christenthums entspreche, und sie werden den demokratischen Geist schelten oder beklagen, der sich gegen ein solches Verhältniß auflehnt, weil er darin nur eine Erneuerung des Feudalismus erblicken will.

Aber es steht hier wie mit dem allgemeinen Wahlrecht So gut die Interessen der Arbeiter gewahrt sein mögen, wo ein patriarchalisches Verhältniß sie mit dem Fabrikherrn verbindet, und zumal dann, wenn dasselbe von dem Geiste des Christenthums getragen und belebt ist, — die Strömung der Zeit geht nach einer anderen Richtung. Und die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß viele Unternehmer, die von diesem Geiste nichts wissen, auch ihre Stellung zu den Arbeitern nicht in seinem Sinne auffassen, muß die Strömung beschleunigen. Das Wohlwollen des Unternehmers empfinden, heißt seine Ueberlegenheit anerkennen. Aber es soll keine sociale Ueberlegenheit eines Einzelnen geben, und darum will sich die Arbeitervereinigung nicht organisch den Unternehmern eingliedern, an dessen Spitze doch immer der Herr stünde, sondern sich ihm gegenüber als selbständige Vertretung der Arbeiterinteressen constituiren. Man kann das schmerzlich bedauern, aufhalten läßt es sich nicht. Und eben darum tadle ich die christlich-gesinnten Männer nicht, welche unbekümmert um den Groll der Unternehmer, sich auch an

gestellt, die staatlichen Machtmittel in den Dienst der Schwachen und Gedrückten zu stellen.

Aber das wichtigste beim Arbeitsverhältnisse bleibt doch immer der Arbeitslohn. Man streitet darüber, ob eine staatliche Festsetzung desselben theoretisch zu rechtfertigen und praktisch ausführbar sei. Immerhin könnte es sich nur um Festsetzung eines Minimallohnes handeln, nicht um jeweilige Anpassung an die Lage des Arbeitsmarkts, um ein Steigen und Fallen mit der wechselnden Conjunktur. Auch nach und neben staatlicher Intervention würde daher hier ein ergiebiges Arbeitsfeld für die Thätigkeit der Arbeiterkorporationen liegen, um so mehr, so lange eine solche nicht versucht ist. Der Zusammenschluß aller Arbeiter eines bestimmten Industriezweiges innerhalb eines Bezirks, ihre solidarische Haltung und ihr gemeinsames Handeln ändert mit einem Schlage das Mißverhältniß zwischen rechtlicher Gleichheit und wirthschaftlicher Ungleichheit der Contrahenten beim Arbeitsvertrag. Nicht der einzelne machtlose Arbeiter steht dem Unternehmer gegenüber, sondern die Vereinigung aller derer, auf welche die Durchführung des Unternehmens angewiesen ist, mit welchen man daher eine Verständigung suchen, deren berechtigte Wünsche man berücksichtigen muß.

Wo Arbeiterorganisationen bestehen und richtig funktioniren, ist es mit der Selbstherrlichkeit der Unternehmer vorbei. Man begreift daher vollkommen den Widerstand, der aus den Reihen dieser letzteren der Bildung derselben entgegengesetzt wird, und ihre Abneigung gegen jede Erweiterung des Vereinigungsrechts für die Arbeiter. Man kann es sogar sehr gut begreifen, wenn man diesem Widerstand und dieser Abneigung gerade bei wohlmeinenden Unternehmern begegnet. Sie sind sich bewußt, ihre Arbeiter jederzeit nicht nur gerecht, sondern mit aufrichtiger Theilnahme behandelt zu haben. Sie haben nicht nur Wohlfahrtseinrichtungen weit über das Maß der gesetzlichen Anforderungen hinaus geschaffen, sondern sind bestrebt gewesen, den bloß



äußerlich bindenden Vertrag durch ein ächt menschliches Verhältniß von Person zu Person zu ersetzen. Sie sind vollkommen bereit, in gemeinsamer Berathung mit Vertretern der Arbeiterschaft Wünsche und Beschwerden entgegenzunehmen und ihnen in Einzelheiten einen mitbestimmenden Einfluß zu gewähren. Aber sie wollen Herren in ihrem Hause bleiben. Sie dulden keinen Zusammenschluß der Arbeiter, der sich ohne sie und darum gegen sie vollzieht und mit dem sie, wie von Macht zu Macht, zu verhandeln hätten. Nicht wenige mögen sogar der Meinung sein, daß ein solches Verhältniß, wo der Arbeitgeber in Wahrheit der Patron der Arbeiter ist, am meisten dem Geiste des Christenthums entspreche, und sie werden den demokratischen Geist schelten oder beklagen, der sich gegen ein solches Verhältniß auflehnt, weil er darin nur eine Erneuerung des Feudalismus erblicken will.

Aber es steht hier wie mit dem allgemeinen Wahlrecht So gut die Interessen der Arbeiter gewahrt sein mögen, wo ein patriarchalisches Verhältniß sie mit dem Fabrikherrn verbindet, und zumal dann, wenn dasselbe von dem Geiste des Christenthums getragen und belebt ist, — die Strömung der Zeit geht nach einer anderen Richtung. Und die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß viele Unternehmer, die von diesem Geiste nichts wissen, auch ihre Stellung zu den Arbeitern nicht in seinem Sinne auffassen, muß die Strömung beschleunigen. Das Wohlwollen des Unternehmers empfinden, heißt seine Ueberlegenheit anerkennen. Aber es soll keine sociale Ueberlegenheit eines Einzelnen geben, und darum will sich die Arbeitervereinigung nicht organisch den Unternehmern eingliedern, an dessen Spitze doch immer der Herr stünde, sondern sich ihm gegenüber als selbständige Vertretung der Arbeiterinteressen constituiren. Man kann das schmerzlich bedauern, aufhalten läßt es sich nicht. Und eben darum tadle ich die christlich-gesinnten Männer nicht, welche unbekümmert um den Groll der Unternehmer, sich auch an

diesem Punkte entschieden auf die Seite der Arbeiter gestellt haben. Um eine machtvolle Bewegung in richtige Bahnen zu leiten, gibt es kein anderes Mittel, als sich mitten hineinzuwerfen.

Aber von christlicher Demokratie sollte man auch hier nicht reden. Denn das Demokratische, der Haß gegen jeden socialen Vorrang, gegen jeden autoritären Einfluß, welcher über das im Arbeitsvertrag Festgesetzte, wenn auch im Interesse des Arbeiters, hinausgreift, ist sicherlich nicht christlich. Und die Zielpunkte der christlichen Führer sind nicht demokratisch. Nicht der trotzige Gegensatz gegen die Fabrikherren kann ihnen am Herzen liegen, sondern der Zusammenschluß der Arbeiter zur Wahrung ihrer berechtigten Interessen, und darum die Erweckung eines ächten tiefen Gemeingefühls unter ihnen, wie es ohne den Einfluß moralischer Triebfedern nicht möglich ist, und darum die Hochhaltung des positiven Christenthums, seiner Vorschriften und seiner Ideale. Abeitervereinigungen, in diesem Sinne begründet und von diesem Geiste erfüllt, haben dann nichts mehr mit der demokratischen Auflösung der Gesellschaft zu thun, sie sind im Gegentheile ein werthvoller Beitrag zur Neuorganisation derselben.

Das ist das Eigene des Christenthums und ein Zeichen seiner Göttlichkeit, daß es nicht einseitig an eine bestimmte Form menschlichen Zusammenlebens gebunden ist, sondern die verschiedenartigen und manigfaltigen, welche im Ablaufe der Geschichte auftreten, gleichmäßig zu durchdringen und zu läutern und mit höherem Glanze zu umgeben vermag. Die Meinung, als ob nur das Königthum eine religiöse Weihe besitzen und daraus eine besondere Kraft herleiten könne, ist durchaus irrig, und geradezu verhängnißvoll die Behauptung, in der demokratischen Verfassung offenbare sich „die völlige Loslösung des reinen Rechtsstaates von jeder religiösen Weltauffassung, die Leugnung jeder höheren, vom Willen des einzelnen Menschen unabhängigen Macht als

Grundlage des Staates. Gibt es keine höhere, die Einzelwillen bindende und darum von ihnen unabhängige Macht, so gibt es auch kein Recht und keinen Rechtsstaat. Die Demokratie ist so wenig wie irgend eine andere Staatsform möglich ohne die grundlegende Unterscheidung der Befehlenden und der Gehorchenden; der Grund für die Verpflichtung der Bürger, sich dem Rechte und den Anordnungen der Obrigkeit zu unterwerfen, kommt hier wie überall aus dem Sittengesetze und der sittlichen Ordnung. Im Großen wirksam und die Massen beherrschend aber ist das Sittengesetz immer nur dann, wenn es mehr ist, als eine logische Abstraktion, wenn in ihm die gerechte Willensäußerung des persönlichen Gottes erkannt wird. Die völlige Loslösung des menschlichen Gemeinlebens von jeder religiösen Weltauffassung hat zum letzten Ende die Anarchie. Ni Dieu, ni maître, — in diese furchtbare Formel hat schon vor Jahren der französische Radikalismus sein „demokratisches“ Programm zusammengefaßt. Praktisch wird sich die Loslösung in der Regel als „Herrschaft der Menge über die Menge“ geltend machen. Das ist dann freilich, wie schon die Alten wußten, die schlechteste von allen Verfassungen.

Ganz anders dachten die Begründer der nordamerikanischen Freistaaten. In der von ihnen am 11. November 1620 unterzeichneten Urkunde erklären die sogenannten Pilger von Plymouth vor dem Angesichte Gottes, daß sie sich zu einem bürgerlichen Körper vereinigen, um gute Ordnung zu halten, gerechte und billige Gesetze zu erlassen und solche Einrichtungen zu treffen, welche der gemeinen Wohlfahrt zum Nutzen gereichen. Da ist der allgemeine Staatszweck, dem sich Egoismus und Willkür zu beugen haben, da die höhere, die Einzelwillen bindende Macht, da die christliche Weltanschauung als die feste Grundlage, auf welcher das neue Gemeinwesen errichtet werden soll! Erst wenn sich die Demokratie überall mit dieser Gesinnung erfüllen wollte, könnte man daran glauben, daß ihr die Zukunft gehöre.

Die Neuzeit hat statt dessen die Freiheit der Arbeit proklamirt. Sie will keine Privilegien und keine Gebundenheit mehr, jeder soll seine Kräfte verwerthen dürfen, wo und wie es ihm nach eigenem Ermessen am vortheilhaftesten dünkt. Und keine andere Regelung des Arbeitsverhältnisses als durch den freien Arbeitsvertrag, wo rechtlich Gleichstehende sich unter willkürlich festgesetzten Bedingungen zusammenfinden. Es soll nur Arbeitgeber und Arbeitnehmer geben, aber keine Arbeitsherren. Freilich hatten die Verkünder dieses neuen Evangeliums übersehen, daß ein letzter Rest von Herrschaftsverhältniß von jedem Arbeitsverhältniß unabtrennbar ist. Denn auch wer in freiem Vertrage seine Arbeit verkauft, ist wegen der unlöslichen Verbindung dieser mit der Person des Arbeiters, solange sie dauert, auch persönlich von dem abhängig, der die Arbeit gekauft hat. Das wird solange nicht empfunden, als der Verkaufende einen maßgebenden Einfluß auf den Inhalt des Vertrages äußern und die Bedingungen mitbestimmen kann, unter denen er sich für eine bestimmte Zeit und nach einer bestimmten Richtung hin in die Abhängigkeit eines andern begeben will. Aber eine kurze Erfahrung hat hingereicht, alle Welt erkennen zu lassen, daß der freie Arbeitsvertrag hiezu nur dann ausreicht, wenn die Contrahenten einander nicht nur rechtlich, sondern auch wirthschaftlich gleichstehen. Der schreiende Gegensatz zwischen der rechtlichen Freiheit auf der einen und der thatsächlichen Unfreiheit des um seine Existenz ringenden Arbeiters auf der andern Seite, ist, wie wir längst alle wissen, die eigentliche Wurzel der socialen oder Arbeiterfrage. Dem kapitalkräftigen Unternehmer, der die Fabrikräume baut, die Maschinen aufstellt, die Rohmaterialien anschafft und die Arbeitsordnung vorschreibt, tritt der arbeitsuchende, von seiner Hände Arbeit sich und seine Familie ernährende Arbeiter nicht als ebenbürtiger Contrahent gegenüber. Er muß seine Arbeit unter allen Umständen losschlagen, wenn er nicht verhungern will, und darum unter

den Bedingungen verkaufen, die ihm geboten werden, nicht die er selbst bestimmt oder auswählt.

Ich verfolge diese Dinge nicht weiter. Sie sind in den letzten Jahrzehnten unzähligemal erörtert worden. Ebenso wenig ist es nothwendig die Undurchführbarkeit des socialdemokratischen Programms zu erweisen, welches durch Ueberführung der Arbeitsmittel in das Eigenthum der Gesammtheit und Verstaatlichung des Produktionsprocesses den Arbeitern endlich den ganzen Ertrag ihrer Arbeit sichern zu wollen vorgibt. Sieht man von diesen Utopien ab, so eröffnen sich zwei Wege zur Beseitigung der Mißstände, welche die moderne Regelung des Arbeitsverhältnisses in Verbindung mit der modernen kapitalistischen Produktionsweise begleiten, der Weg der staatlichen Arbeiterschutz-Gesetzgebung und der Weg der Association. Auf dem ersteren ist Deutschland am weitesten vorangeschritten, wenn man die Arbeiterversicherung mit hereinzieht, den andern ist mit großem Erfolg England mit seinen Gewerkvereinen gegangen. Beide schließen einander nicht aus, sondern ergänzen einander. In dem einen Falle schränkt das G e s e tz zu Gunsten des Arbeiters die Freiheit des Arbeitsvertrages ein, eine Reihe von Bedingungen sind der willkürlichen Festsetzung durch den Arbeitgeber entzogen. Er muß auf die besonderen Bedürfnisse der jugendlichen und weiblichen Arbeiter Rücksicht nehmen, muß gesundheitschädigende Einflüsse fernhalten, darf nicht am Sonntage arbeiten lassen u. s. w. Man weiß, daß die bezüglichen Gesetzesbestimmungen in Deutschland unter der ausschlaggebenden Mitwirkung der Katholiken zu Stande gekommen sind, während dieselben sich in anderen Ländern mehr oder minder ablehnend gegen eine staatliche Intervention verhalten haben. Wenn in Folge der päpstlichen Encyklika dieser Widerstand abgenommen hat, so handelt es sich dabei doch jedenfalls nicht um einen Fortschritt des demokratischen Gedankens. In Deutschland wenigstens hat man es gerne als einen Ehrenvorzug des Königthums hin-

gestellt, die staatlichen Machtmittel in den Dienst der Schwachen und Gedrückten zu stellen.

Aber das wichtigste beim Arbeitsverhältnisse bleibt doch immer der Arbeitslohn. Man streitet darüber, ob eine staatliche Festsetzung desselben theoretisch zu rechtfertigen und praktisch ausführbar sei. Immerhin könnte es sich nur um Festsetzung eines Minimallohnes handeln, nicht um jeweilige Anpassung an die Lage des Arbeitsmarkts, um ein Steigen und Fallen mit der wechselnden Conjunktur. Auch nach und neben staatlicher Intervention würde daher hier ein ergiebiges Arbeitsfeld für die Thätigkeit der Arbeiterkorporationen liegen, um so mehr, so lange eine solche nicht versucht ist. Der Zusammenschluß aller Arbeiter eines bestimmten Industriezweiges innerhalb eines Bezirks, ihre solidarische Haltung und ihr gemeinsames Handeln ändert mit einem Schlage das Mißverhältniß zwischen rechtlicher Gleichheit und wirthschaftlicher Ungleichheit der Contrahenten beim Arbeitsvertrag. Nicht der einzelne machtlose Arbeiter steht dem Unternehmer gegenüber, sondern die Vereinigung aller derer, auf welche die Durchführung des Unternehmens angewiesen ist, mit welchen man daher eine Verständigung suchen, deren berechtigte Wünsche man berücksichtigen muß.

Wo Arbeiterorganisationen bestehen und richtig funktioniren, ist es mit der Selbstherrlichkeit der Unternehmer vorbei. Man begreift daher vollkommen den Widerstand, der aus den Reihen dieser letzteren der Bildung derselben entgegengesetzt wird, und ihre Abneigung gegen jede Erweiterung des Vereinigungsrechts für die Arbeiter. Man kann es sogar sehr gut begreifen, wenn man diesem Widerstand und dieser Abneigung gerade bei wohlmeinenden Unternehmern begegnet. Sie sind sich bewußt, ihre Arbeiter jederzeit nicht nur gerecht, sondern mit aufrichtiger Theilnahme behandelt zu haben. Sie haben nicht nur Wohlfahrtseinrichtungen weit über das Maß der gesetzlichen Anforderungen hinaus geschaffen, sondern sind bestrebt gewesen, den bloß

äußerlich bindenden Vertrag durch ein ächt menschliches Verhältniß von Person zu Person zu ersetzen. Sie sind vollkommen bereit, in gemeinsamer Berathung mit Vertretern der Arbeiterschaft Wünsche und Beschwerden entgegenzunehmen und ihnen in Einzelheiten einen mitbestimmenden Einfluß zu gewähren. Aber sie wollen Herren in ihrem Hause bleiben. Sie dulden keinen Zusammenschluß der Arbeiter, der sich ohne sie und darum gegen sie vollzieht und mit dem sie, wie von Macht zu Macht, zu verhandeln hätten. Nicht wenige mögen sogar der Meinung sein, daß ein solches Verhältniß, wo der Arbeitgeber in Wahrheit der Patron der Arbeiter ist, am meisten dem Geiste des Christenthums entspreche, und sie werden den demokratischen Geist schelten oder beklagen, der sich gegen ein solches Verhältniß auflehnt, weil er darin nur eine Erneuerung des Feudalismus erblicken will.

Aber es steht hier wie mit dem allgemeinen Wahlrecht So gut die Interessen der Arbeiter gewahrt sein mögen, wo ein patriarchalisches Verhältniß sie mit dem Fabrikherrn verbindet, und zumal dann, wenn dasselbe von dem Geiste des Christenthums getragen und belebt ist, — die Strömung der Zeit geht nach einer anderen Richtung. Und die nicht wegzuleugnende Thatsache, daß viele Unternehmer, die von diesem Geiste nichts wissen, auch ihre Stellung zu den Arbeitern nicht in seinem Sinne auffassen, muß die Strömung beschleunigen. Das Wohlwollen des Unternehmers empfinden, heißt seine Ueberlegenheit anerkennen. Aber es soll keine sociale Ueberlegenheit eines Einzelnen geben, und darum will sich die Arbeitervereinigung nicht organisch den Unternehmern eingliedern, an dessen Spitze doch immer der Herr stünde, sondern sich ihm gegenüber als selbständige Vertretung der Arbeiterinteressen constituiren. Man kann das schmerzlich bedauern, aufhalten läßt es sich nicht. Und eben darum tadle ich die christlich-gesinnten Männer nicht, welche unbekümmert um den Groll der Unternehmer, sich auch an

diesem Punkte entschieden auf die Seite der Arbeiter gestellt haben. Um eine machtvolle Bewegung in richtige Bahnen zu leiten, gibt es kein anderes Mittel, als sich mitten hineinzuwerfen.

Aber von christlicher Demokratie sollte man auch hier nicht reden. Denn das Demokratische, der Haß gegen jeden socialen Vorrang, gegen jeden autoritären Einfluß, welcher über das im Arbeitsvertrag Festgesetzte, wenn auch im Interesse des Arbeiters, hinausgreift, ist sicherlich nicht christlich. Und die Zielpunkte der christlichen Führer sind nicht demokratisch. Nicht der trotzige Gegensatz gegen die Fabrikherren kann ihnen am Herzen liegen, sondern der Zusammenschluß der Arbeiter zur Wahrung ihrer berechtigten Interessen, und darum die Erweckung eines ächten tiefen Gemeingefühls unter ihnen, wie es ohne den Einfluß moralischer Triebfedern nicht möglich ist, und darum die Hochhaltung des positiven Christenthums, seiner Vorschriften und seiner Ideale. Abeitervereinigungen, in diesem Sinne begründet und von diesem Geiste erfüllt, haben dann nichts mehr mit der demokratischen Auflösung der Gesellschaft zu thun, sie sind im Gegentheile ein werthvoller Beitrag zur Neuorganisation derselben.

Das ist das Eigene des Christenthums und ein Zeichen seiner Göttlichkeit, daß es nicht einseitig an eine bestimmte Form menschlichen Zusammenlebens gebunden ist, sondern die verschiedenartigen und manigfaltigen, welche im Ablaufe der Geschichte auftreten, gleichmäßig zu durchdringen und zu läutern und mit höherem Glanze zu umgeben vermag. Die Meinung, als ob nur das Königthum eine religiöse Weihe besitzen und daraus eine besondere Kraft herleiten könne, ist durchaus irrig, und geradezu verhängnißvoll die Behauptung, in der demokratischen Verfassung offenbare sich „die völlige Loslösung des reinen Rechtsstaates von jeder religiösen Weltauffassung, die Leugnung jeder höheren, vom Willen des einzelnen Menschen unabhängigen Macht als

Grundlage des Staates." Gibt es keine höhere, die Einzelwillen bindende und darum von ihnen unabhängige Macht, so gibt es auch kein Recht und keinen Rechtsstaat. Die Demokratie ist so wenig wie irgend eine andere Staatsform möglich ohne die grundlegende Unterscheidung der Befehlenden und der Gehorchenden, der Grund für die Verpflichtung der Bürger, sich dem Rechte und den Anordnungen der Obrigkeit zu unterwerfen, stammt hier wie überall, aus dem Sittengesetze und der sittlichen Ordnung. Im Großen wirksam und die Massen beherrschend aber ist das Sittengesetz immer nur dann, wenn es mehr ist, als eine logische Abstraktion, wenn in ihm die gerechte Willensäußerung des persönlichen Gottes erkannt wird. Die völlige Loslösung des menschlichen Gemeinlebens von jeder religiösen Weltauffassung hat zum letzten Ende die Anarchie. Ni Dieu, ni maitre, — in diese furchtbare Formel hat schon vor Jahren der französische Radikalismus sein „demokratisches" Programm zusammengefaßt. Praktisch wird sich die Loslösung in der Regel als „Herrschaft der Menge über die Menge" geltend machen. Das ist dann freilich, wie schon die Alten wußten, die schlechteste von allen Verfassungen.

Ganz anders dachten die Begründer der nordamerikanischen Freistaaten. In der von ihnen am 11. November 1620 unterzeichneten Urkunde erklären die sogenannten Pilger von Plymouth vor dem Angesichte Gottes, daß sie sich zu einem bürgerlichen Körper vereinigen, um gute Ordnung zu halten, gerechte und billige Gesetze zu erlassen und solche Einrichtungen zu treffen, welche der gemeinen Wohlfahrt zum Nutzen gereichen. Da ist der allgemeine Staatszweck, dem sich Egoismus und Willkür zu beugen haben, da die höhere, die Einzelwillen bindende Macht, da die christliche Weltanschauung als die feste Grundlage, auf welcher das neue Gemeinwesen errichtet werden soll! Erst wenn sich die Demokratie überall mit dieser Gesinnung erfüllen wollte, könnte man daran glauben, daß ihr die Zukunft gehöre.

In der Monarchie ist die unentbehrliche Autorität der staatlichen Gesetzgebung und die nicht minder unentbehrliche Einheit des staatlichen Willens in der Person des Monarchen verkörpert. Eine Reihe psychologischer Momente tragen dazu bei, diese Autorität zu verstärken: die Erhabenheit der höchsten Stelle, der Glanz ihrer Umgebung, die durch Generationen hindurch sich erstreckenden Bande der Anhänglichkeit, Treue, Dienstbeflissenheit. In der demokratischen Republik fällt das alles weg. Der periodische Wechsel des Staatsoberhaupts verhindert das Aufkommen fester Beziehungen. Daß es die Stimmen der Wähler gewesen sind, welche den Träger der Staatsgewalt an seine Stelle gebracht haben, läßt diese Stelle nur wenig über das allgemeine Niveau hinausgehoben erscheinen. Weil das souveräne Volk zuletzt die Aemter vergibt, wird es unausgesetzt von Bewerbern umschmeichelt, die ihm einreden, daß wie alle Macht so auch alles Recht ausschließlich in seiner Hand liege. Man lese bei Aristoteles in der Politik die meisterhafte Schilderung von der entarteten Demokratie, wo Volksbeschlüsse über die Gesetze gestellt werden, wo das Volk, von ehrgeizigen Demagogen geleitet, wie ein Tyrann von seinen Höflingen, zum vielköpfigen Despoten wird, in dessen Allmacht sich alle verfassungsmäßige Ordnung auflöst. Sie paßt keineswegs nur auf das alte Athen. Von wirklicher Autorität ist dann nicht mehr die Rede. Die leicht erregbare, nie mit Sicherheit zu berechnende, stets irrationelle „öffentliche Meinung" reißt in ihren Taumel alles hinein, heute dem Tempel errichtend, was sie morgen steinigen wird. Und braucht noch besonders darauf hingewiesen zu werden, welche Rolle in demokratischen Staatswesen das Geld und im Zusammenhange damit die Corruption spielt? Noch ist der Panama-Skandal in aller Erinnerung.

Soll die demokratische Staatsform dem Staatszwecke genügen, so muß ein gesteigertes Pflichtgefühl, ein gesteigerter Sinn für gesetzliche Ordnung Ersatz für den Mangel jener

persönlichen Autorität leisten, welche in der Monarchie dem Staatsoberhaupt zukommt. Nirgends mehr würde eine Gewähr hierfür vorhanden sein, als in einer *christlichen* Demokratie, welche in Wahrheit diesen Namen verdiente. Wie oft konnte man nicht — vor der angeblichen demokratischen Schwenkung der päpstlichen Politik — von französischen Katholiken die grollende Zurückhaltung vom politischen Leben damit rechtfertigen hören, es handle sich nicht um eine doktrinäre Aversion gegen irgend eine Verfassungsform, sondern um die nur zu berechtigte Aversion gegen die — und nun folgten die abschätzigsten Bezeichnungen für die dermaligen Leiter der Regierung —, welche faktisch die Gewalt in Händen hätten. Die päpstliche Mahnung hatte den Zweck, diesen fehlerhaften Cirkel zu durchbrechen. Nicht mit einem Schlage, wohl aber im Laufe der Zeit würde ein energisches, auf dem Boden der bestehenden Verhältnisse sich bewegendes Eintreten der Katholiken in die Politik hier Wandel schaffen und mit dem Christenthum die republikanischen Tugenden in das Staatsleben zurückführen, ohne welche keine Republik auf die Dauer Bestand haben kann.

Das Wort von der christlichen Demokratie hat sonach nur dann einen guten Sinn, wenn es die Aufforderung enthält, demokratische Einrichtungen, *da wo sie bestehen*, und demokratische Bewegungen, die sich nicht aufhalten lassen, mit christlichem Geiste zu erfüllen und in christliche Bahnen zu lenken. Es hat ihn nicht, wenn es die Meinung erwecken soll, als könne fürderhin dem Christenthume nur in und aus der Demokratie das Heil kommen. Es wäre schlechthin zu verwerfen, wenn es besagen wollte, daß ein demokratischer Geist seinen Einzug in die Kirche halten müsse. Die Scheidung in Priester und Laien, die abgestufte in der einheitlichen Spitze des Papstthums abschließende Hierarchie, beides in ihrem Wesen begründet, stehen der Demokratie schnurstracks entgegen. Alles ist in ihr auf Autorität angelegt. Nur im engsten Anschluß an das oberste

In der Monarchie ist die unentbehrliche Autorität der staatlichen Gesetzgebung und die nicht minder unentbehrliche Einheit des staatlichen Willens in der Person des Monarchen verkörpert. Eine Reihe psychologischer Momente tragen dazu bei, diese Autorität zu verstärken: die Erhabenheit der höchsten Stelle, der Glanz ihrer Umgebung, die durch Generationen hindurch sich erstreckenden Bande der Anhänglichkeit, Treue, Dienstbeflissenheit. In der demokratischen Republik fällt das alles weg. Der periodische Wechsel des Staatsoberhaupts verhindert das Aufkommen fester Beziehungen. Daß es die Stimmen der Wähler gewesen sind, welche den Träger der Staatsgewalt an seine Stelle gebracht haben, läßt diese Stelle nur wenig über das allgemeine Niveau hinausgehoben erscheinen. Weil das souveräne Volk zuletzt die Aemter vergibt, wird es unausgesetzt von Bewerbern umschmeichelt, die ihm einreden, daß wie alle Macht so auch alles Recht ausschließlich in seiner Hand liege. Man lese bei Aristoteles in der Politik die meisterhafte Schilderung von der entarteten Demokratie, wo Volksbeschlüsse über die Gesetze gestellt werden, wo das Volk, von ehrgeizigen Demagogen geleitet, wie ein Tyrann von seinen Höflingen, zum vielköpfigen Despoten wird, in dessen Allmacht sich alle verfassungsmäßige Ordnung auflöst. Sie paßt keineswegs nur auf das alte Athen. Von wirklicher Autorität ist dann nicht mehr die Rede. Die leicht erregbare, nie mit Sicherheit zu berechnende, stets irrationelle „öffentliche Meinung“ reißt in ihren Taumel alles hinein, heute dem Tempel errichtend, was sie morgen steinigen wird. Und braucht noch besonders darauf hingewiesen zu werden, welche Rolle in demokratischen Staatswesen das Geld und im Zusammenhange damit die Corruption spielt? Noch ist der Panama-Skandal in aller Erinnerung.

Soll die demokratische Staatsform dem Staatszwecke genügen, so muß ein gesteigertes Pflichtgefühl, ein gesteigerter Sinn für gesetzliche Ordnung Ersatz für den Mangel jener

Hand. Die Demokratie hält in Deutschland heutzutage schon mehr als den kleinen Finger des Centrums fest, sie ist im Centrum selbst mächtig geworden." [1]) Die Klage stammt nicht von heute, wenn sie auch heute wieder mit besonderem Nachdrucke erhoben wird. Man kennt sie von Bismarck's Zeiten, von den Culturkampfjahren her. Und so alt wie die Klage, ist die darin sich aussprechende Besorgniß. Dieselbe ist gelegentlich in sehr überraschender Weise zum Ausdrucke gekommen.

In seinem bekannten Tagebuche, dessen Veröffentlichung durch Geffcken vor einigen Jahren so bedeutendes Aufsehen machte, hat Kaiser Friedrich unter dem Datum „Versailles, 24. November 1870" folgenden Eintrag gemacht: „Langes Gespräch mit Odo Russell läßt von Neuem die Fähigkeiten dieses begabten Diplomaten erkennen . . . In der römischen Frage fürchtet er einst großen Schaden für die Dynastie Savoyen als Folge der Occupation Roms, er erwartet von Pio's Nachfolger weitgehende demokratische Reformen innerhalb der katholischen Kirche, sodaß es mit der Zeit einem thatkräftigen Papst wohl gar gelingen könne, die geistliche mit der königlichen Herrschaft über Italien zu vereinigen." [2])

Die weitgehenden demokratischen Reformen des künftigen Papstes Odo Russells sind natürlich nicht ernster zu nehmen wie die von der Allgemeinen Zeitung signalisirte widernatürliche Verbindung der ultramontanen Partei mit dem demokratischen Princip. In Wahrheit liegen die Dinge so. Monarchische Staaten, in denen das Königthum mehr ist als eine bloße Dekoration, sind, wie schon oben bemerkt, auf das Autoritätsprincip begründet und vertragen auf die

---

1) Nr. 198 vom 19. Juli.
2) Julius Rodenberg's Deutsche Rundschau, Jahrg. 1888, Bd. 57, S. 21.

Lehramt liegt die Gewähr für die Reinheit der Lehre, nur die ununterbrochene Succession der Bischöfe wahrt den übernatürlichen Gnadengehalt der Heilsmittel. Demokratische Einrichtungen, die vereinzelt da und dort bestehen, wie die Wahl der Pfarrer durch die Gemeinden, sind Anomalien. Ihr Beispiel reizt nicht zur Nachahmung, ganz abgesehen davon, daß die unerläßliche Bestätigung des Gewählten durch die kirchliche Behörde geeignet ist, einen recht bitteren Wermuthstropfen in den demokratischen Freudenwein fallen zu lassen. Wahr ist, daß unser Jahrhundert die Laien in einer Weise zur Vertheidigung der Kirche berufen hat, wie sie früheren Zeiten unbekannt war. Denn es sind ja nicht mehr die Könige und Fürsten, die darin die oberste Ehrenpflicht ihres erhabenen Amtes erblicken, es ist das Volk, das in den Parlamentswahlen, es sind seine Erwählten, die auf der Tribüne für die Rechte und Freiheiten der Kirche eintreten. Aber damit ist nicht die Demokratie in die Kirche eingezogen, sondern es sind wiederum nur Verhältnisse, die ohne Zuthun der Kirche entstanden waren, das constitutionelle System in seinen verschiedenen Ausgestaltungen und zuletzt das allgemeine Wahlrecht, in den Dienst der Kirche getreten.

Daß dies dem Geschmacke liberaler Staatsmänner und Zeitungsschreiber nicht entspricht, ist natürlich Das ganze Gerede hat hier seinen Ursprung. „Die ultramontane Partei," so ließ sich die Münchener Allgemeine Zeitung vor einigen Wochen schreiben, „ist mit einem der Kirche in ihrem innersten Wesen feindseligen Princip, dem demokratischen verbunden. Die gesammt-römische Politik des Cardinal Rampolla mit ihrer Freundschaft für die französische demokratische Republik und die Hetzreden der deutschen Centrumsführer sind Glieder einer Kette, welche die zäheste Hierarchie mit den Augenblicksmenschen der sogenannten Volkssouveränetät verbindet . . . . . . Das deutsche Sprichwort sagt: Wer dem Teufel den kleinen Finger gibt, dem nimmt er die

Hand. Die Demokratie hält in Deutschland heutzutage schon mehr als den kleinen Finger des Centrums fest, sie ist im Centrum selbst mächtig geworden." [1]) Die Klage stammt nicht von heute, wenn sie auch heute wieder mit besonderem Nachdrucke erhoben wird. Man kennt sie von Bismarck's Zeiten, von den Culturkampfjahren her. Und so alt wie die Klage, ist die darin sich aussprechende Besorgniß. Dieselbe ist gelegentlich in sehr überraschender Weise zum Ausdrucke gekommen.

In seinem bekannten Tagebuche, dessen Veröffentlichung durch Geffcken vor einigen Jahren so bedeutendes Aufsehen machte, hat Kaiser Friedrich unter dem Datum „Versailles, 24. November 1870" folgenden Eintrag gemacht: „Langes Gespräch mit Odo Russell läßt von Neuem die Fähigkeiten dieses begabten Diplomaten erkennen . . . In der römischen Frage fürchtet er einst großen Schaden für die Dynastie Savoyen als Folge der Occupation Roms, er erwartet von Pio's Nachfolger weitgehende demokratische Reformen innerhalb der katholischen Kirche, sodaß es mit der Zeit einem thatkräftigen Papst wohl gar gelingen könne, die geistliche mit der königlichen Herrschaft über Italien zu vereinigen." [2])

Die weitgehenden demokratischen Reformen des künftigen Papstes Odo Russells sind natürlich nicht ernster zu nehmen wie die von der Allgemeinen Zeitung signalisirte widernatürliche Verbindung der ultramontanen Partei mit dem demokratischen Princip. In Wahrheit liegen die Dinge so. Monarchische Staaten, in denen das Königthum mehr ist als eine bloße Dekoration, sind, wie schon oben bemerkt, auf das Autoritätsprincip begründet und vertragen auf die

---

1) Nr. 198 vom 19. Juli.

2) Julius Rodenberg's Deutsche Rundschau, Jahrg. 1888, Bd. 57, S. 21.

Dauer keine Erschütterung oder Untergrabung desselben. Darum ist der Kampf gegen die Kirche jederzeit zum Nachtheile des Königthums ausgeschlagen, weil die katholische Kirche die größte autoritative Macht und die größte Schule der Autorität ist. Einerseits führt ein solcher Kampf und Gegensatz ganz allgemein dazu, das Autoritätsgefühl in den Bürgern zu schwächen, anderseits läßt er in den ihrer Kirche ergebenen Gliedern die Autorität der letzteren, welche von Haus aus stärker ist als die königliche und jede staatliche überhaupt, noch über das gewöhnliche Maß hinauswachsen. Und je weiter die demokratische Auflösung der Gesellschaft fortgeschritten ist, desto deutlicher wird sich ein solcher Sachverhalt herausstellen, desto bereitwilliger werden sich die von jeder weltlichen Autorität losgelösten Elemente der Kirche unterwerfen. Statt über katholische Demokratie zu jammern, sollten die Lenker der Staaten und ganz besonders die der monarchischen Staaten einsehen, daß Gerechtigkeit gegen die Kirche, Schutz und Förderung ihrer Interessen, die beste, die am meisten staatserhaltende Politik ist. Aber man weiß ja von vornherein, wie ein solcher Rath in den Kabinetten unserer, ganz und gar im Liberalismus aufgewachsenen Staatsmänner aufgenommen werden würde. Und so wird sich vielleicht im Ablaufe der Weltgeschichte der Kirche ein zweites Mal die Aufgabe zufallen, nach der Auflösung der bisherigen staatlichen Bildungen, die Keime neuer Organisationen aufgehen zu lassen. Aber nicht darum wird sie hiezu im Stande sein, weil sie das demokratische Princip der Zeitbewegung am vollständigsten in sich aufgenommen hätte, sondern umgekehrt darum, weil sie alsdann die allein noch aufrecht stehende Autorität sein wird.

Dies für die Gegner. Den Freunden aber möchten wir rathen, auf das Wort von der christlichen Demokratie lieber zu verzichten, trotzdem es, wie zugegeben wurde, einen guten Sinn haben kann, der Mißverständnisse wegen, die es zu leicht und gerade bei seinen gutgläubigen Anhängern her-

vorruft. Christliche Politik ist weder monarchisch noch demokratisch weil sie je nachdem beides sein kann. Sie ist überall da vorhanden, wo das Recht auf göttliche Ordnung zurückgeführt, wo der bestehenden Obrigkeit der schuldige Gehorsam geleistet, wo der Staatszweck vor Verfälschung durch egoistische Sonderbestrebungen behütet, wo die Erfüllung ihrer in der sittlichen Ordnung begründeten Menschheitszwecke Allen ermöglicht, wo der Kirche Gottes der Raum für ihre übernatürliche Heilsthätigkeit gewahrt ist.

München, 10. September.

XLII.

Zur neueren Geschichte der Diöcese Hildesheim.

Aus Anlaß des Doppeljubiläums ihres Oberhirten.

Die Diöcese Hildesheim feierte vor einigen Tagen in glänzender Weise das Doppeljubiläum ihres Bischofs, welcher am 24. September sein fünfzigstes Priesterjahr vollendete und zugleich mit Schluß dieses Jahres fünfundzwanzig Jahre den Hirtenstab führt. Festlichkeiten, wie sie die Stadt Hildesheim seit langem nicht gesehen hat, sind am Vorabend und dem eigentlichen Jubiläumstage (24. September) veranstaltet worden, welche in gleicher Weise den Hirten und die Heerde ehrten. Als Jubiläumsgabe hat die Diöcese eine namhafte Summe dem Bischof zum Bau einer Kirche zu Ehren seines heiligen Vorgängers, des hl. Bernward, in der Bischofsstadt selbst verehrt, so daß die Jubiläumsfeier auch Segen für die Zukunft schafft, ein hervorragender Katholik Hildesheims spendete als Jubiläumsgabe 10,000 Mk.

zur würdigen Restauration der Domgruft, der Ruhestätte des hl. Bischofs Godehard. Unsere Leser wollen nicht zürnen, wenn wir in diesen Blättern einen Jubiläumsartikel bringen, derselbe soll nicht die Festfeier schildern, sondern auf den fünfundzwanzigjährigen Episcopat des Bischofs Wilhelm von Hildesheim einen kurzen Rückblick werfen. Derselbe wird einerseits einen Beitrag zur Geschichte des Culturkampfes in Preußen, anderseits eine Fortsetzung der Artikel über die „Katholische Diaspora Norddeutschlands“ (in Bd. 89 und 90 dieser Bl.) bilden.

Bischof Wilhelm Sommerwerk, genannt Jakobi, bestieg den ehrwürdigen Stuhl von Hildesheim unter sehr schwierigen Verhältnissen. Da das Bisthum über den größten Theil der Provinz Hannover und über das Herzogthum Braunschweig sich erstreckt, so ist es dem Umfange nach die drittgrößte Diöcese des deutschen Reiches, nur Breslau und Paderborn haben eine größere Ausdehnung; der Seelenzahl nach ist Hildesheim aber die kleinste Diöcese Deutschlands. Auf einem Areal von 29920 qkm hat sie neben 1'710,000 Andersgläubigen 137,000 Katholiken. In der Bischofsstadt gehört nur ein Drittheil der Bevölkerung zur katholischen Kirche, um dieselbe liegen 42 katholische Dörfer, dann hat das Untereichsfeld noch 29 katholische Ortschaften, alles andere ist Diasporagebiet. In Folge des Freizügigkeitsgesetzes namentlich sind in die größtentheils fruchtbaren und industriereichen Gebiete der Diöcese auch zahlreiche Katholiken eingewandert und zwar an Orte, wo früher wenige oder gar keine zu finden waren. Im Jahre 1850 zählte die Diöcese Hildesheim ca. 70,000 Katholiken, 1870 beim Tode des Bischofs Wedekin ca. 84,000, jetzt im 25. Amtsjahre des Bischofs Wilhelm 137,000. Die Seelenzahl der katholischen Theile und des alten Diasporagebietes des Bisthums ist seit 1850 nicht gestiegen, der Zuwachs kommt ausschließlich auf das neuere Diasporagebiet, welches die Diöcese bei ihrer Circumscription 1824 erhalten hat. Bischof Wedekin

hatte im letzten Decennium seines Episcopates bereits sechszehn neue Seelsorgsstationen errichtet, welche indeß fast ausnahmslos nur in nothdürftigster Weise ausgestattet waren. Ein Haus enthielt die Wohnung des Geistlichen, die Kapelle und den Schulraum; die Dotation für den Geistlichen, welcher den Schulunterricht zunächst selbst ertheilte, fehlte meistens. Bischof Wilhelm bezeichnete es deshalb am Tage seiner Consecration schon als eine große Aufgabe, die vom Vorgänger errichteten Anstalten zu erhalten und weiter zu fördern.

Der neue Bischof würde demnach in seinem Amte der Schwierigkeiten schon genug gefunden haben, wenn die Zeiten ruhige geblieben wären. Aber es kam bald der unselige Culturkampf und mit ihm für die Diöcese Hildesheim eine der schwierigsten Zeiten seit ihrem Bestande. Der Culturkampf zwang den neuen Bischof, zunächst alle seine Sorge auf den Schutz des Bestehenden zu richten.[1] Nachdem am 8. Juli 1871 die katholische Abtheilung im Cultusministerium aufgehoben war, begannen die gesetzgeberischen Maßnahmen im Reichstage mit dem Kanzelparagraph und im Landtage mit dem Gesetze über die Schulaufsicht, welches unter Aufhebung aller entgegenstehenden Bestimmungen die Aufsicht über alle öffentlichen und Privatunterrichts- und Erziehungsanstalten, sowie die Ernennung der Schulinspektoren dem Staate zulegte. Bischof Wilhelm sprach sofort am 28. März 1872 seinem Klerus in einem Schreiben den Wunsch aus, daß die Geistlichkeit, so nachtheilig auch das Gesetz für die Kirche sei, doch dem an sie ergehenden staatlichen Antrage zur Beaufsichtigung der Schulen sich nicht entziehe, vielmehr die Pflichten dieses für die Heranbildung unserer katholischen

1) Wir folgen hier größtentheils den Ausführungen, welche Domkapitular Dr. Bertram in seinem soeben erschienenen Werke: „Die Bischöfe von Hildesheim" (Hildesheim, Lax) S. 311 ff. gibt.

Jugend so wichtigen Amtes mit verdoppelter Sorgfalt erfülle. Thatsächlich ist denn die Schulaufsicht in der Diöcese Hildesheim ganz in den Händen des Klerus geblieben. Das Jesuitengesetz zeigte alsbald auch seine Wirkung für Hildesheim. Nachdem der Bundesrath die Lazaristen für jesuitenverwandt erklärt hatte, mußten die Mitglieder dieser Congregation, welchen Bischof Wedekin die Leitung des Knabenconvictes in Hildesheim anvertraut hatte, die Diöcese am 17. August 1873 verlassen. Ebenso wurde durch Erlaß des Cultusministers vom 15. Juni 1872 den geistlichen Congregationen der Unterricht an öffentlichen Volksschulen untersagt. Damit war die Wirksamkeit der Schulschwestern, welchen Bischof Wedekin an sieben Orten seines Bisthums die Mädchenschulen überwiesen hatte, sowie die der Ursulinerinen an den Mädchenschulen in Hildesheim, Hannover und Duderstadt beendet. Der Bischof verstand es, schnell für entsprechenden Ersatz zu sorgen. Waren alle diese Maßnahmen der Regierung für die Kirche sehr verderblich, so konnten sie doch nur als Vorboten des nahenden Sturmes betrachtet werden. In dieser Zeit der bangen Furcht für die Zukunft kamen Klerus und Gemeinden der Diöcese, um ihren Bischof ihrer Treue zu ihm und zur Kirche zu versichern. Beide haben ihr Versprechen gut gehalten, keine Gemeinde des Bisthums ist abtrünnig geworden, nirgends hat sich eine sogenannte altkatholische Gemeinde gebildet, in der Diöcese Hildesheim hat es keinen alt- und staatskatholischen Geistlichen gegeben.

Bald traten die bekannten Maigesetze in Kraft. In Folge derselben sollte alsbald eine Revision des Priesterseminars und der mit diesem verbundenen theologischen Lehranstalt stattfinden. Der Revisionscommission wurde auf Weisung des Bischofs der Zutritt zu den Vorlesungen untersagt. Darauf erfolgte die Schließung dieser Anstalt; ein schwerer Schlag für die Diöcese schon aus dem Grunde allein, weil eine große Zahl der Candidaten ohne materielle

Hilfe nicht im Stande war, das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Bischof Wilhelm wußte auch hier wieder in wahrhaft väterlicher Weise zu sorgen. Die Candidaten setzten zunächst in Münster und alsdann in Dillingen ihre Studien fort und traten später in die Diöcese Augsburg ein. Der hochselige Bischof Pankratius Dinkel von Augsburg hat fast ausnahmslos die Hildesheimer Candidaten geweiht. Als der „Zugang zum Frieden“ 1883 wieder eintrat, kehrten die Priester der Diöcese Hildesheim aus der gastlichen Diöcese Augsburg heim, so daß alle Stellen besetzt werden konnten. Ein Priestermangel ist auf diese Weise von der Diöcese abgewendet worden.

Die Jahre 1874 und 1876 brachten neue Gesetze gegen die Kirche, welche auch bald sich praktisch erwiesen. Am 21. Juli 1873 starb bereits ein Pfarrer im Bisthum, der Dechant Behre zu Goslar. Als der Bischof die Stelle nicht besetzte, begann die Reihe der Strafen gegen ihn; mit 200 Thalern wurde der Anfang gemacht, um bald auf 400, 600, 800 und schließlich auf 1000 Thaler zu steigen. Nicht lange darauf wurden die Pfarreien zu Seulingen, Grasdorf, Düngen, Nörten, Ringelheim und Vienenburg vacant, deren Nichtbesetzung dem Bischofe gleiche Strafen eintrug. Seit Ende 1876 hörte die Verhängung weiterer Geldstrafen auf, da die Regierung des fruchtlosen Zwangsverfahrens müde, und beim Bischofe durch Pfändung nichts mehr zu holen war. Bei den später vacant werdenden Pfarreien — 12 an Zahl — wurde der Bischof „zur Vermeidung des vorgeschriebenen Executivverfahrens“ zur Neubesetzung noch aufgefordert, seit Mitte 1880 kam auch diese Drohung in Wegfall. Der Bischof hatte im Jahre 1873 auf die erledigten Pfarrstellen Seulingen und Grasdorf Seminarpriester als Pfarrvikare gesandt. Gegen beide begannen alsbald die gerichtlichen Verfolgungen, 1874 wanderten beide ins Gefängniß. Auch wegen dieser gesetzwidrigen Besetzungen wurde der Bischof vor die Strafkammern der Obergerichte zu

Hildesheim und Göttingen geladen und zu Geldstrafen verurtheilt. Am 15. April 1874 wurde beim Bischofe die erste Pfändung vorgenommen, nach kurzen Zwischenräumen wiederholte sich dieselbe mehrere Male, im Dezember 1874 erfolgte die Gehaltssperre des Bischofs. Das nächste Jahr brachte die Gehaltssperre in Folge des sogenannten Brodkorbgesetzes (22. April 1875) für die ganze Diöcese, wodurch ein großer Theil des Klerus seiner Einnahme beraubt wurde. Das gesammte Domkapitel und der größte Theil des Seelsorgsklerus in der Stadt Hildesheim wurde von dieser Maßnahme betroffen, ebenso alle Pfarrer und Kapläne an den ehemals von Klöstern und Aemtern dependirenden Stellen. Nur eine kleine Zahl Pfarrer um Hildesheim und auf dem Eichsfelde, deren Dotation in Land bestand, behielt ihre Einnahme. Da alle Einkünfte für den Dom gesperrt wurden, so mußte alsbald der Chorgesang in der Cathedrale verstummen. An die Gehaltssperre schloß sich die Ausweisung der Pfarrgeistlichen aus denjenigen Pfarrwohnungen, an denen die Domanialverwaltung und die Klosterkammer ein Eigenthum behaupteten. Der Bischof mußte sein Palais und die Domherren ihre Curien verlassen. Ein schwerer Schlag für die Diöcese war diese Entziehung der materiellen Existenz so vieler Geistlicher, aber die Diöcese hat Dank der Opferfreudigkeit des Klerus, welcher noch Einkommen hatte, und des katholischen Volkes diese schlimme Zeit überstanden.

Weit größer als die durch die Sperre hervorgerufene Noth waren die seelsorgerischen Nothstände in den verwaisten Gemeinden. Bald waren von den 106 Pfarreien des Bisthums 25, also fast der vierte Theil verwaist. „Der Bischof und die Nachbargeistlichen suchten hier nach Kräften zu helfen und fanden überall dankbares Entgegenkommen. Durch praktische Belehrungen über die wichtigsten Heilswahrheiten und Christenpflichten in den Hirtenbriefen, die von der Culturkampfszeit an zu Perlen katholischer Homiletik sich gestalten, durch stete Besuche in den verschiedensten

Gegenden des Sprengels, durch Feier des sonntäglichen Gottesdienstes in den verwaisten Pfarreien und unerwartetes Erscheinen bald hier, bald da, suchte der Bischof den katholischen Geist stets neu zu beleben; es weckte freudige Gefühle, wenn in einer verlassenen Gemeinde am Sonntag Morgen ganz unerwartet die Glocken zum Gottesdienste riefen, weil der Bischof gekommen war." [1]) Es muß aber bemerkt werden, daß nach der Wegführung der Pfarrverweser in Grasdorf und Seulingen jedem Priester die Ausübung gottesdienstlicher Funktionen in den verwaisten Pfarreien verboten wurde. Geschah es doch, daß ein Priester, welcher privatim in ein verwaistes Dorf gegangen war, von Gensdarmen angehalten wurde! Als Beispiel der Härte, mit welcher verfahren wurde, möge noch angeführt werden, daß ein Pfarrer zur Anzeige gebracht wurde, weil er bei einem Besuche seiner Eltern in der Pfarrkirche seines Heimatsortes die hl. Messe gelesen hatte, daß ein neugeweihter Priester, welcher 1875 still und nur im Kreise seiner Verwandten seine erste hl. Messe las, zu 15 Mark Strafe verurtheilt wurde. Da in den verwaisten Pfarreien an eine regelmäßige Celebration der hl. Messe nicht mehr zu denken war, so mußte das Allerheiligste entfernt und das ewige Licht ausgelöscht werden. Große Klage entstand daher in den Gemeinden, welche das Unglück hatten, ihren Seelsorger durch Tod zu verlieren. Da weinten nicht blos Kinder und Frauen, da schämten sich auch gereifte Männer der Thränen nicht, wenn sie ihrem Pfarrer ins Grab nachschauten. Ja es war eine harte und schwere Zeit!

In dieser Zeit stand der Bischof auf seinem Posten; was er am Tage seiner Weihe gelobt hatte, seiner Diöcese ein guter Bischof zu werden, das erfüllte er jetzt vollkommen. Als kein Priester mehr in verwaiste Pfarreien gehen konnte,

---

1) Bertram a. a. O. S. 314.

da ging der Bischof als Pfarrer der gesammten Diöcese hin. Fast Sonntag für Sonntag zog er hinaus, um abwechselnd in den verwaisten Pfarreien Gottesdienst zu halten, zu taufen, zu copuliren und Kranke zu versehen. Erst später, als die Strenge etwas nachließ und die Aushilfe der Nachbargeistlichen stillschweigend geduldet wurde, bekam der Bischof Hilfe. In den letzten Jahren des Culturkampfes konnten alle verwaisten Pfarreien wieder mit regelmäßigem Gottesdienst versehen werden. Der Klerus setzte alle seine Kräfte ein, um den gesteigerten Anforderungen zu genügen.

Bischof Wilhelm suchte auch den Katholiken der Nachbardiöcese Paderborn zu nützen. An den Grenzorten des Bisthums, in Duderstadt, Göttingen, Nörten und Herzberg hielt er wiederholt Firmfeierlichkeiten ab, wo Tausende und Abertausende aus der Diöcese Paderborn zusammenströmten, um wieder einen katholischen Bischof mit Augen zu sehen, von ihm wieder Worte des Trostes und der Hoffnung zu hören und von seiner Hand zu Streitern Christi gesalbt zu werden. „Diese Feste in banger Zeit muß auch der nüchternste Historiker zu den ergreifendsten Episoden der Diöcesangeschichte rechnen.“ [1])

Nicht blos an die priesterliche Thätigkeit des Bischofs wurden im Culturkampfe große Anforderungen gestellt, auch die Sorgen der Diöcesanverwaltung mehrten sich. Abgesehen davon, daß die durch die Gesetze geschaffene Lage schwieriger und unsicherer geworden war, abgesehen von der Schwierigkeit, einerseits die kirchlichen Rechte mit allen zulässigen Mitteln zu vertheidigen, anderseits durch umsichtige Vermeidung neuer Differenzen das Bisthum möglichst vor schärferen Zwangsmaßregeln zu bewahren, wurde der Bischof im Culturkampfe aller seiner Räthe und Mitarbeiter beraubt, so daß schließlich die ganze Diöcesanverwaltung auf seinen

---

1) Bertram a. a. O. 314.

Schultern ruhte. Beim Beginne des Culturkampfes war das Domkapitel vollzählig. Im Juli 1876 starb der erste Domkapitular, nachdem ihm kurz vorher noch der Ausweisungsbefehl aus seiner Curie zugestellt war. Als im Jahre 1881 der Generalvikar des Bisthums, der Domkapitular Georg Kopp, den bischöflichen Stuhl zu Fulda bestieg, blieben nur noch zwei Domkapitulare, der geistliche Rath Wehmuth und der Gymnasialdirektor Müller. Letzterer trat nochmals interimistisch als Generalvikar ein, am 7. Februar 1883 starb er, und am 9. Mai desselben Jahres folgte ihm das letzte Mitglied; mit Wehmuth sah also der Bischof sein Domkapitel gänzlich aussterben. An Stelle des „Bischöflichen Generalvikariates" führte von jetzt ab das „Bischöfliche Ordinariat" mit persönlicher Verantwortlichkeit des Bischofs, der fortan selbst unterzeichnete, alle Verwaltungsgeschäfte.

Das Klostergesetz vom 31. Mai 1875, durch welches nur die krankenpflegenden Orden noch belassen wurden, hatte auch für die Diöcese Hildesheim seine Wirkung. Die Franziskaner mußten ihr Kloster in Ottbergen, die Augustiner ihr Heim in Germershausen verlassen, die Ursulinerinnen in Hannover, Hildesheim und Duderstadt mußten sich eine neue Heimat suchen, ebenso die Salesianerinen in Himmelsthür. Die Barmherzigen Schwestern mußten zunächst ihre Kinderbewahranstalt, dann das Waisenhaus zu Henneckenrode und endlich auch das Rettungshaus Kl. Bethlehem zu Hildesheim aufgeben. Die Austreibung der Franziskaner und Augustiner entzog der Diöcese wiederum Arbeitskräfte für die Seelsorge; ihr Verlust war für die damalige Zeit besonders schwer.

Trotz aller harten Gesetze hatte die Regierung im Culturkampfe nicht erreicht, was sie wollte. Die katholische Kirche hat sich nicht unter die Staatsallmacht gebeugt; eine deutsche Nationalkirche, losgetrennt vom Papste, einzig den Weisungen aus Berlin gehorchend, ließ sich nicht erreichen. Diese Mißerfolge bewogen die Regierung, wieder einen mo-

dus vivendi zu suchen, weßhalb seit dem Jahre 1880 die Gesetzgebungsmaschine die gegen die Kirche gemachten Gesetze wieder zu zerstören begann. Nachdem im Jahre 1882 die Möglichkeit der Dispens von der durch die Maigesetze geforderten „Vorbildung" geschaffen war, gab das Gesetz vom 11. Juli 1883 die Anstellung von amovibelen Seelsorgern und Hilfsgeistlichen frei. Nunmehr konnte auch Bischof Wilhelm wieder eine vorübergehende Besetzung der verwaisten Stellen vornehmen. Mitte 1883 wurde das Domkapitel reconstruirt, das Bischöfliche Generalvikariat neu eingerichtet und der Gottesdienst im Dome in alter Weise wieder aufgenommen.

Zu Beginn des Jahres 1884 wurden die ersten Kapläne und Hilfsgeistlichen angestellt, zu Ostern und Herbst 1884 kehrten alle seit 1873 geweihten Priester in die Diöcese zurück. Mit dem 1. Oktober des Jahres 1883 trat auch das Sperrgesetz für die Diöcese Hildesheim außer Kraft. Einschließlich des Wohnungswerthes der gesperrten Pfarrhäuser und Domcurien waren seit 1874 nicht weniger als 1'202,245 Mk. der Diöcese entzogen, aber nur 681,334 Mk. im sog. Sammelfonds aufgesperrt. Als daher 1892 die Sammelgelder zurückbezahlt wurden, gingen viele „Gesperrte" oder deren Erben leer aus. Um 520,911 Mk., abgesehen von den Zinsen der gesperrten Gelder, ist der Klerus und die Diöcese im Culturkampfe geschädigt. Bischof Wilhelm erhielt aus dem Sperrfonds 111,150 Mk. zurück, welche er sofort an bedürftige Kirchen und milde Stiftungen verschenkte. So erhielt z. B. die Kirche in Wolfenbüttel, welche im Bau begriffen war, 8000 Mk., die Kirche in Braunschweig, welches für die Gesperrten namhafte Beiträge zusammengebracht hatte, 20,000 Mk. Nachdem der hl. Vater die „Anzeige" der Pfarrer zugestanden hatte, begann der Bischof die Besetzung der erledigten Pfarreien. Bis zum 1. Oktober 1886 waren alle Pfarrstellen neubesetzt. Dadurch wurde namentlich denjenigen Geistlichen, welche vor Erlaß der Mai-

gesetze noch keine Pfarrstellen hatten, eine wahre Wohlthat erwiesen. Manche Geistliche hatten während des ganzen Culturkampfes auf schlecht dotirten Kaplaneien oder auf armen Missionsstellen ausgehalten, wo sie bei spärlichem Einkommen die vielen Jahre noch den Elementarunterricht hatten ertheilen müssen. Das Jahr 1886 brachte für die Diöcese Hildesheim nicht weniger als 76 neue Anstellungen, so daß der größere Theil des Curatklerus versetzt wurde. Zur annähernden Rückkehr auf den alten Zustand war noch die Aufhebung des Ordensgesetzes nothwendig, welche alsdann theilweise im Jahre 1887 zu Stande kam.

Die Augustiner in Münnerstadt konnten wieder ihr Kloster in Germershausen, die Franziskaner der Custodie Fulda wieder ihr Kloster Ottbergen beziehen. Da beide Orte Wallfahrtsplätze der Diöcese sind, so freute sich das Volk gar sehr, als es an den Wallfahrtsfesten nach langen Jahren seine Ordensmänner wieder sah. Die Ursulinerinen kehrten nach Duderstadt zurück, eröffneten ihre höhere Töchterschule und ihr Pensionat wieder, welche sich seit jener Zeit zu besonderer Blüthe entfaltet haben. Leider mußten die Schulschwestern fern bleiben, auch kehrten die Salesianerinen, welche ihr erst neuerbautes Kloster Himmelsthür verkauft hatten, nicht wieder zurück. Ebenso erschien es unthunlich, die Ursulinerinen wieder in ihre früheren Wirkungsstätten in Hildesheim und Hannover zurückzurufen. Die barmherzigen Schwestern übernahmen wieder die Rettungsanstalt Kl. Bethlehem und das Waisenhaus in Henneckenrode, die Communicantenanstalten in Celle und Lüneburg und gründeten später noch Niederlassungen in Linden bei Hannover, in Lindau a. H., in Nörten, in Döhren bei Hannover und außerhalb der Diöcese in Kassel. Die Gründung einer Niederlassung in der Stadt Braunschweig wurde jedoch vom Ministerium nicht genehmigt.

Das Priesterseminar, welches gleich beim Beginn des Culturkampfes geschlossen ward, konnte 1887 theilweise wieder

eröffnet werden. Da das Seminargebäude, das ehemalige Kapuzinerkloster, der Regierung gehörte, so war bei Schließung der Anstalt das gesammte Inventar verkauft worden, es bedurfte somit einer ganz neuen Einrichtung. Bis zum J. 1887 wurden die Alumnen, nachdem sie meist in Münster ihr theologisches Triennium beendet hatten, im Seminare zu Fulda gebildet, am 15. Oktober gedachten Jahres jedoch bezogen dieselben das neu eröffnete Seminar der Mutterdiöcese. Die mit dem Seminar verbundene theologische Lehranstalt wurde indeß nicht wieder errichtet.

Damit haben wir die Ereignisse während des Culturkampfes in der Diöcese Hildesheim in kurzen Umrissen geschildert. Daß während der traurigen Zeit, wo alles vernichtet und zertreten wurde, was Jahrzehnte liebender Sorge geschaffen hatten, von Neugründungen nicht viel zu melden ist, braucht wohl kaum erwähnt zu werden. Und doch waren mit Beginn des Episcopates des Bischofs Wilhelm die Neugründungen sofort begonnen und auch während der Culturkampfzeit vieles vorgearbeitet, um sofort, wenn die Zeiten sich besserten, mit neuen vereinten Kräften Neues schaffen zu können. Was seit 1884 in der Diöcese Hildesheim geschehen ist, kann die Katholiken nur mit Freude erfüllen

Wir wollen kurz darüber berichten.

(Schluß folgt.)

XLIII.

Wer ist der Störenfried?

Während in den letzten Tagen die Schlesier aller Confessionen gewetteifert haben, ihren kaiserlichen Besuch zu ehren, haben die beiden Berliner „orthodoxen" Pastorenblätter, „Volk" und „Reichsbote", den confessionellen Frieden in einer Weise gestört, die an Frivolität, ja an Verblendung grenzt.

Wie alljährlich, hatte auch diesmal die katholische Generalversammlung eine Resolution zu Gunsten der zu errichtenden katholischen Universität gefaßt. Man sollte meinen, daß darüber jeder positive Christ Freude haben sollte, insbesondere aber ein orthodoxer Protestant, da auf unseren Staatsuniversitäten sich wohl der Katholicismus als lebens- und der modernen Wissenschaft concurrenzfähig erweist, nicht mehr aber die protestantische Orthodoxie. — Anders das „orthodoxe" „Volk". Dieses ehemals Stöcker'sche, jetzt, wer weiß wem, zugethane Blatt verhöhnt geradezu die auf einer katholischen Universität getriebene Wissenschaft, indem er von „gelungener Wissenschaft" 2c. im vulgärsten Tone sprach.

Doch das ist ungefährlicher Bettelstolz. Schlimmer für den confessionellen Frieden ist das Verfahren des „Reichsboten". Auf die von katholischer Seite wiederholt kundgegebene Einladung, „das Gemeinsame" der christlichen Confessionen hervorzusuchen, verweigert der „Reichsbote" die Hand zum Bunde aus folgenden drei Gründen: 1. die Katholiken anerkennen nicht die evangelische Taufe; 2. sie be-

handeln den evangelischen Theil in Mischehen schlimmer als einen Räuber; 3. sie beschimpfen Luthers Größe.

Was den ersten Punkt anlangt, so hatten die „Germania" und „Schlesische Volkszeitung" unlängst gegenüber der Beschwerde des Brandenburger Consistoriums über „katholische Propaganda" erklärt, sie hätten zum katholischen Theile in gemischten Ehen das Vertrauen, daß derselbe, falls er nicht die katholische Taufe der Kinder erzielen könne, wenigstens die protestantische Taufe (statt gar keiner) vollziehen lassen werde, da ihm bekannt sei, daß jeder gläubige protestantische Prediger gültig taufen könne.[1] Daraus geht hervor, daß maßgebende Organe bei uns den Grundsatz hegen: Lieber protestantisch, als heidnisch, während leider viele Protestanten noch heute den alten Grundsatz haben: Lieber türkisch als papistisch.

---

1) Das Consistorium der Provinz Brandenburg hatte unlängst, gestützt auf die Angaben des „Theol. Jahrbuchs", vor „katholischer Propaganda" gewarnt. Da indeß das „Jahrbuch" nur berichtete, wie viel Taufen und Trauungen von den bei den Civilstandsämtern gemeldeten Akten nachher in den protestantischen Kirchen vollzogen waren, so konnte man nicht mit Sicherheit eruiren, wie viel Akte in den katholischen Kirchen stattgefunden und wie viele kirchlich ganz unterblieben waren. In Berlin waren bei Geburten von rein evangelischen Eltern die Taufen im Jahre 1892 von einem Siebentel, 1893 von einem Zehntel unterlassen worden. Bei Mischehen war das Verhältniß bezüglich des Protestantismus noch ungünstiger, doch weiß man eben nicht, wie viel Kinder gar nicht und wie viel katholisch getauft waren. „Germania" und „Schlesische Volkszeitung" sprachen hierbei die Erwartung aus, daß der katholische Theil in Mischehen seine Kinder lieber von einem gläubigen protestantischen Prediger taufen lassen, als von der Taufe gänzlich absehen werde. Im Allgemeinen ergibt sich aus der Statistik, daß der Katholicismus Theil nimmt am Niedergange kirchlichen Lebens in der Großstadt, jedoch nicht in dem Grade wie der Protestantismus, sowie daß er in den Provinzen stärker ist als sein Gegner.

Freilich ein ungläubiger protestantischer Prediger kann nicht gültig taufen und wir meinen, der „orthodoxe" „Reichsbote" sollte ganz derselben Ansicht sein. Seine, nicht unsere Sache ist es aber, dafür zu sorgen, daß die Zahl der die Universität verlassenden Predigtamtscandidaten nicht immer mehr dem Nihilismus verfällt, d. h. daß nicht in christliche Gemeinden Prediger kommen, welche in der heil. Taufe eine bloße Ceremonie, kein von Christus eingesetztes Sakrament mehr erkennen. Denn dann besteht zwischen Christenthum und Heidenthum kein Unterschied mehr. Wenn daher katholische Priester manche Convertiten „noch einmal" taufen, so sind letztere überhaupt noch nicht giltig getauft gewesen oder die Giltigkeit war zweifelhaft, wie denn auch die „zweite" Taufe in jedem Falle nur bedingungsweise ausgespendet wird. Ist der ehemalige Täufer ein notorisch gläubiger Prediger gewesen, so wird katholischerseits nicht einmal mehr bedingungsweise getauft. — Der „Reichsbote" möge sich also mit seinen diesbezüglichen Beschwerden nicht an uns, sondern an seine heidnischen „Brüder in Christo" wenden, welche sich von einem modernen Reformjuden absolut in nichts mehr unterscheiden.

Ganz in derselben Weise deplacirt ist der uns gemachte Vorwurf betreffs der gemischten Ehen. Nach den schon im vorigen Jahrhundert ergangenen päpstlichen Indulten hat die katholische Kirche die Rechtsgiltigkeit einer vor einem nicht-katholischen Geistlichen geschlossenen Ehe, sowie die Legitimität der daraus hervorgegangenen Kinder anerkannt. Daß man sich katholischerseits bemüht, die Eheschließung möglichst in der katholischen Kirche herbeizuführen und die Doppeltrauung, d. h. die Trauung im katholischen und protestantischen Gotteshause, zu verhindern, ist begreiflich. Gerade die zum „Reichsboten" haltenden Prediger entwickeln in dieser Beziehung meist eine viel größere Energie für ihre „Kirche", als die katholischen Geistlichen. — Also auch dieser Vorwurf zerfällt.

Aber, aber „Luthers Größe!“ Auch hier scheint der „Reichsbote“ nicht zu wissen, daß die neueren katholischen Lutherbiographien nur die Antwort sind auf die Geschichtsfälschungen, welche man sich protestantischerseits anläßlich des Lutherjubiläums von 1883 gestattete. Das was Janssen vor 1883 über Luther geschrieben, ließ im Interesse des confessionellen Friedens absichtlich noch Vieles aus dem Leben des „Reformators“ verschleiert, Janssen gesteht dies selbst im „Zweiten Wort an die Kritiker“ (S. 65 u. 101) und trotzdem, welches Geschrei erhob die protestantische Orthodoxie, vor Allem auch die von manchen der Unsrigen als „versöhnlich“ gehaltenen Leipziger Professoren Luthardt und Kahnis gegen Janssen in ihren Schriften und Vorlesungen? Von Theologen, wie Köstlin, Kawerau, Kolde, Lipsius, Ebrard u. s. w., von denen es unmöglich ist, zu sagen, ob sie „orthodox“ oder „liberal“ sind, wollen wir dabei ganz absehen Aber hat nicht selbst Stöcker unsern so überaus milden und rücksichtsvollen Janssen noch im frischen Grabe einen „Hannibal des grenzenlosen Lutherhasses“ genannt? („Kirchliche Monatsschrift“ 1892, I.)

Der erste, welcher seit 150 Jahren wieder gewagt hatte, von Luthers Person den Schleier etwas weiter wegzuziehen, war der Verfasser der berühmten „Hamburger Briefe.“ Aber auch er hatte nur zur Feder gegriffen in Folge der maßlosen Provocationen, mit denen die Hamburger Pastoren in öffentlichen Vorträgen das 1883er Lutherjubiläum zu „feiern“ sich erdreistet hatten. In der hierauf folgenden Polemik ergab allerdings ein Wort das andere und so sind wir gekommen bis Kleis Die Katholiken haben dabei keine anderen Waffen gehabt, als die Protestanten, d. h. die Waffen der Wissenschaft, wo schließlich der Sieger bleibt, der die überzeugendsten Gründe für seine Thesen vorbringt.

Die ärgste Herausforderung gestattete sich aber der „Reichsbote“ durch die Denunciation des Cardinals San

Felice. Dieser Kirchenfürst hatte einen Hirtenbrief erlassen gegen die von den protestantischen Propaganda-Comités ausgesandten Schul-Emissäre, welche bei der in Italien herrschenden Schulfreiheit leider in ganz katholischen Orten hin und wieder Erfolge erzielen. Der „Reichsbote“ erkühnte sich dabei, auf das bekannte Freundschaftsverhältniß hinzuweisen, welches zwischen Sr. Eminenz und Sr. Majestät unserm Kaiser besteht.

Wir können nur annehmen, daß dem „Reichsboten“ die zu Grunde liegenden Verhältnisse unbekannt sind. Die „Germania“ hat ihm bereits erwidert, daß, während in Deutschland nirgends eine Missionsstation für Kirche und Schule gegründet wird, wo nicht bereits eine entsprechende Anzahl Katholiken vorhanden ist, in Italien die Protestanten Schulen an Orten gründen, wo auch nicht ein einziger Protestant ansässig ist Besonders bedenklich ist natürlich diese Agitation in den Großstädten Neapel, Rom, Mailand &c. In Deutschland resp. in unserer Diaspora wird, wie aus unseren Diöcesanschematismen zu ersehen ist, die Zahl Hundert zur Norm genommen, nach deren Ueberschreitung erst eine Kirche resp. ein Betsaal nebst Schullokal erworben wird.

Der Schematismus der Diöcese Breslau vom Jahre 1849 weist für Brandenburg-Pommern als kleinste Missionsstationen auf: Stargard mit 220 und Wrietzen mit 200 Seelen; hierzu kommen in den sechsziger Jahren Bernau, Fehrbellin, Wittstock, Bergen auf Rügen, Grünhof und Schivelbein mit je über 100 Seelen; keine einzige Station zählt unter 100. Daraus ergibt sich, daß die Katholiken nur dort unterrichten, wo bereits katholische Schulkinder vorhanden sind. Erst sind die Schüler da, dann erst kommt die Schule; bei den Protestanten in Italien ist es umgekehrt. Ein wahrheitsgetreuer Schematismus, den hierüber die Protestanten anfertigen wollten, könnte nicht das Licht der Oeffentlichkeit vertragen.

Hieraus ergibt sich, daß es sich bei den Katholiken überall um Wahrung des alten Besitzstandes handelt, gleichviel ob sie in der deutschen Diaspora Schulen errichten, oder ob sie in Italien sich gegen das Eindringen fremder Elemente wehren. Von „Propaganda“ kann hiernach bei den Katholiken überhaupt nicht die Rede sein und wenn die protestantischen Kirchenbehörden über „katholische Propaganda“ sich beschweren, so stellten sie damit nur ihrer eigenen Gemeinschaft ein Armuthszeugniß aus, welche nicht fähig ist, eine gleiche Anziehungskraft wie der Katholicismus auf die Geister auszuüben.

Diese Thatsache, die allein den Katholicismus zur Religion der Zukunft macht, wird noch immer zu wenig beachtet. Was nicht aus sich selber leben kann, ist nicht lebensfähig. So hat der Protestantismus 300 Jahre nur vom Staate, nicht aus sich, gelebt und da jetzt der Staat in Folge der modernen Entwickelung seine schützende Hand von ihm ziehen muß, ist er in der Zersetzung begriffen. In Folge der modernen Lehr- und Preßfreiheit greift ihn die „Wissenschaft“ von oben, in Folge der Coalitionsfreiheit die Socialdemokratie von unten an. Immer enger wird das Terrain, auf dem er sich gegen den von zwei Seiten vordringenden Feind verschanzen kann; die Frage der Capitulation ist nur noch eine Frage der Zeit.

Man sollte meinen, daß ihm bei dieser verzweifelten Situation die vom katholischen Mitbruder, der weder unter der Wissenschaft noch unter der Socialdemokratie zu leiden hat, entgegengestreckte Bundeshand willkommen sein müßte; aber nein! Er will von nichts „Gemeinsamem“ hören; er will lieber zu Grunde gehen, als sich auf die Seite derer stellen, von denen die ganze Kirchengeschichte und insbesondere die letzte „Culturkampfs“-Geschichte beweist, daß sie immer stärker werden, je mehr sie angegriffen werden. In grenzenloser Verblendung wird der Rest von Organismus, der bisher noch im Protestantismus vorhanden war, von denen

selbst zerstört, die bisher noch am meisten auf diesen Organismus Werth legten.

In wahnsinnigem Uebermuth schimpft man auf die „römische Kreuzspinne", spottet man über den „römischen Götzendienst", verhöhnt die „katholische Wissenschaft", obschon man selber so unerfahren darin ist, wie ein Bandagist in der Medicin; man verzerrt die katholische Lehre von Taufe und Mischehe und man wagt sich im Haß gegen die katholische Hierarchie selbst an die Person des eigenen Bischofs, d. h. des Monarchen heran.

Der Protestantismus bleibt sich damit allerdings consequent; „lieber türkisch, als papistisch," war schon vor 300 Jahren sein Wahlspruch. Nicht Reform, sondern Vernichtung des Katholicismus erstrebte er. Will er durchaus ernten, was er gesät, so werden wir ihm nicht länger unsere Freundschaft aufdrängen. Wir haben ja soeben noch im „Culturkampf" den Beweis geliefert, daß wir nicht nur ohne ihn, sondern selbst gegen ihn, und zwar nicht nur gegen ihn, sondern überhaupt gegen alle Mächte, die sich gegen den „Romanismus" verbinden, existiren können, wie ja auch seit 1800 Jahren alle Gegner Roms am Felsen Petri sich den Kopf zerschellt haben.

Darum hoffen wir auch, daß viele Protestanten, welche Vergangenheit und Gegenwart verstehen, weder dem Gesetze der „Salbungsvollen", noch dem Schlachtrufe der Brüder des „Evangelischen Bundes" Folge leisten werden.

In der conservativen Fraktion des Parlamentes pflegt man nicht so heiß zu essen, als die Pastoren zu kochen belieben, nur unter Friedrich Stahl sowie zur „Culturkampfs"-Zeit war das Gegentheil der Fall; jetzt ist aber schon längst eine besonnenere Auffassung eingetreten in der richtigen Erwägung, daß in den Hauptfragen der Gegenwart der protestantische Conservatismus seinen naturgemäßen Bundesgenossen im Katholicismus findet. Auch in wirthschaftlichen Fragen steht wenigstens die große Mehrheit der

Centrumspartei zum Conservatismus; aber wenn letzterer bei den Wahlen immer mehr eine Beute theils des Fortschritts, theils der Socialdemokratie wird, so repräsentirt er immer weniger eine bündnißfähige Partei für das Centrum und dieses wird sich wie früher so auch in Zukunft darauf einrichten müssen, ganz allein den widerchristlichen Mächten Halt zu gebieten. Je weiter dann die Auflösung im Protestantismus um sich greift, desto mehr sind alle wahrhaft christlichen Elemente in demselben genöthigt, ihren Anschluß an das Centrum zu suchen.[1] Wie sich dann in concreto die Parteiverhältnisse gestalten werden, das zu erforschen, ist nicht unseres Amtes und auch gar nicht unsere Sorge. Es genügt, daß sich das Zukunftsbild in allgemeinen Umrissen vor unsern Augen gestaltet: Auf katholischer Seite

---

1) Ein überaus klägliches Bild größter Zerfahrenheit hat wieder die an die Excommunication Stöckers sich anschließende Bewegung dargeboten. Diejenigen, welche man bisher als Stöckers treueste Freunde betrachtete, erklären sich jetzt gegen ihn, aber sie befehden sich auch gegenseitig unter einander — ein wahres bellum omnium contra omnes. Der Reichstagsabgeordnete Prediger Schall in Cladow bei Spandau, von dem man hoffte, daß er bei seiner gegen die Civilehe gerichteten Philippica wenigstens die Mehrheit seiner Amtsbrüder auf seiner Seite hätte, bekommt jetzt ein Mißtrauensvotum von Seite des Pfarrvereins Lübben I., wahrscheinlich ist also der Verein Lübben II wieder anderer Meinung. Der Verein Lübbenau wird vielleicht wieder „vermitteln," nur um ganz Lübben I und II gegen sich zu haben. Dabei warnt Herr Stöcker soeben wieder die preußische Regierung vor dem Papste! — Es wäre die größte politische Preisaufgabe, wenn Jemand den archimedischen Punkt angeben könnte, an welchem das Centrum im protestantischen Lager seine Hebel ansetzen könnte, um hier unbestritten und dauernd als Bundesgenosse operiren zu können. So lange die Protestanten unter sich selbst nichts „Gemeinsames" haben, ist das, was wir mit ihnen „gemeinsam" haben sollen, erst recht eine Chimäre. Eine Verbindung von Fall zu Fall ist dabei natürlich nicht ausgeschlossen.

zunehmende Macht, auf protestantischer zunehmender Verfall. Erfüllt sich bei einer erheblichen Anzahl Protestanten, was Hermann von Mallinckrodt Herrn von Gerlach bei dessen Eintritt ins Centrum zurief: „Wir müssen ihn ganz erobern!“ — so werden wir uns mit dem Papste über die wachsende Einheit in der christlichen Kirche freuen; erfüllt es sich nicht, so werden wir mit Ruhe dem Untergange der von verblendeten Hirten irregeleiteten Heerde zusehen.

Der „Evangelische Bund“ ist seiner Zeit (1886) entstanden, weil ihm das Entgegenkommen, welches die preußische Regierung Rom gegenüber beim damaligen Friedensschluß bekundete, für den Bestand des Protestantismus in Deutschland gefährlich zu werden schien; jetzt ist er durch seine maßlose Intoleranz selbst eine Gefahr für den Protestantismus geworden. So fängt auch er bereits an sich zu zeigen als „ein Theil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft.“ Und doch konnte ihm schon die Geschichte unseres Jahrhunderts sagen, daß Jeder, der Rom verdammen will, es segnen muß; so zu lernen aus der Geschichte Napoleons I., Napoleons III. und Napoleons IV. d. h Bismarcks.

„Nova potentia crescit.“ Der Protestantismus wird es nicht sein. Man braucht gar nicht auf den „Lehniner“ zu recurriren, um den allgemeinen protestantischen Zerfall zu prognosticiren. Abgesehen davon, daß von diesem „Zerfalle“ seit Jahrzehnten protestantische Theologen selber reden, so sind es zwei erleuchtete katholische Kirchenfürsten, welche in der Mitte unseres Jahrhunderts aus natürlichen Gründen diese Entwickelung der Dinge vorhersagten. Bischof Dupanloup erklärte 1865 in seiner zur Vertheidigung des päpstlichen Syllabus vom 8. Dezember 1864 erschienenen Schrift „Der Protestantismus wird, wenn er seine drei Jahrhunderte durchlaufen haben wird, das sein, was heute der Arianismus und Gnosticismus ist: ein Kapitel in der Geschichte!“ — In der That beginnt der eigentliche Zersetzungsproceß im

Protestantismus seit der Mitte unseres Jahrhunderts, seit Emanation der modernen Verfassungen und seit Abschaffung der staatlichen Büchercensur, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts selbst in vielen katholischen Ländern im ausschließlich protestantischen Sinne gehandhabt wurde.

Parallel mit Dupanloups Aeußerung ging die Sentenz des Cardinals Wiseman. Dieser sagte bekanntlich: „Der Entscheidungskampf zwischen Katholicismus und Protestantismus wird auf märkischem Sande ausgefochten werden.“ Erwägt man, daß in der protestantischen Presse Englands, Amerikas, Dänemarks, Schweden und Norwegens schon seit Jahrzehnten ein sehr versöhnlicher Ton gegenüber dem Katholicismus angeschlagen wird, so sieht man, daß die Ausfälle, wie sie in den Berliner protestantischen Organen sich jetzt in steigender Heftigkeit kundgeben, das Wort des Cardinals in drastischer Weise bewahrheiten. In Berlin wurde seitens des Protestantismus aller Schattirungen mittelst des „Culturkampfes“ der letzte Versuch gemacht, den Katholicismus zu vernichten, wie auch auf märkischem Sande der Protestantismus überhaupt zur größten Machtentfaltung gelangt war; das gegenwärtige laute Rufen der Streiter auf der Gegenseite beweist, daß auch dieser „Culturkampf“ jetzt bei seinen letzten Ausläufen angelangt ist.

Jedenfalls beweisen alle diese Vorgänge von Neuem, daß die religiösen Fragen die Menschheit viel tiefer erfassen, als die politischen, und daß der Fanatismus des Irr- und Unglaubens gar nicht ruhen kann, wenn er nicht die Politik für seine Ziele auszubeuten vermag. Jede Sekte hat politischen Einfluß zu gewinnen gesucht, um zuletzt das Angesicht der ganzen Erde nach ihrem Wahne zu renoviren. Bis zu einem gewissen Grade läßt die Vorsehung es zu, daß der freie Mensch im Bunde mit dem widergöttlichen Princip Afterkirchen gründet, bis die Titanen inne werden, daß sie als Zwerge gearbeitet und nur für die Verherrlichung dessen, was sie bekämpft hatten, ihre Kräfte aufgerieben haben.

Das erinnert an ein drittes Wort eines erleuchteten Kirchenfürsten unserer nächsten Vergangenheit, des Bischofs von Ketteler. Dieser pflegte zu sagen: Jeder politischen Frage liegt eine religiöse zu Grunde. Man sieht diesen Satz wieder gegenwärtig in recht augenscheinlicher Weise bewahrheitet. Nachdem die „Umtaufe" des Prinzen Boris erfolgt war, kam die bulgarische Frage sofort zur Lösung, d. h. soweit hier von einer „Lösung" überhaupt gesprochen werden kann. Die armenische resp. kretensische Frage hofft ein Mitarbeiter der „Köln. Ztg." dadurch zu lösen, daß statt der christlichen Kirchen und muhamedanischen Moscheen wieder Tempel für den alten Zeus allgemein errichtet werden. Und wenn die Geschichtsphilosophen der „Köln. Ztg." nächstens auf den Einfall kommen werden, daß die Menschheit, soweit sie auf „Besitz und Bildung" Anspruch macht, am glücklichsten wäre, wenn sie einen mit Eau de Cologne nach dem neuesten Freimaurerritus besprengten Fetisch anbete, so würde auch dieses modernste Philosophem „deutscher Gründlichkeit" unter die von Bischof von Ketteler vorgezeichnete Rubrik fallen. Wir sind und bleiben Geister und das Materielle kann nur für oder wider den Geist gebraucht oder mißbraucht werden. Wer nicht dem Glauben dient, der huldigt dem Aberglauben und selbst diejenigen, welche meinen, hierbei neutral zu sein, entscheiden sich in diesem Dualismus thatsächlich für die eine oder die andere Seite. So gelangt die geistige Natur des Menschen überall zum Durchbruch, gleichviel ob sie sich in Religion oder Irreligion äußert, aber in einer dieser beiden Richtungen muß sie sich auf allen Gebieten äußern. Welche Richtung den ständigen Sieg davon trägt, lehrt die Geschichte. Stat crux, dum volvitur orbis!

P. M.

XLIV.

Döllinger redivivus.[1])

I.

In der Allgemeinen Zeitung geht seit bald einem Jahr der Geist Döllingers wieder um. In der Gestalt des „Spectator“, der dort je am ersten jeden Monats seine kirchenpolitischen Betrachtungen anstellt, kehrt gleichsam jener anonyme Kritiker der sechziger Jahre wieder, als der sich schließlich Döllinger entpuppte. Wie damals setzt auch diesmal die Kritik an die Frage des Kirchenstaates an und greift von da weiter auf principielle Gegensätze, nicht um sie zu versöhnen, sondern um sie zu verschärfen. Wie Döllinger, verfügt auch der Spectator über eine Fülle des kirchenhistorischen Wissens und deckt manche bisher unbekannte kirchenpolitischen Geheimnisse auf. Stilistisch kommt freilich der Spectator Döllinger nicht gleich und anstatt in Jesuitismus und Ultramontanismus sieht er mehr im politischen und socialpolitischen Katholicismus den Gegner, kämpft anstatt gegen die Inquisition und tridentinische Seminare gegen das Centrum und die katholischen Volksparteien. Der alte Döllinger schwor bloß auf die Wissenschaft, der neue aber fügt zur Aka-

1) Der nachfolgende Aufsatz war bereits geschrieben, ehe die „Akademischen Erörterungen über die römische Frage“ in diesen Blättern (Heft 5) erschienen. Trotzdem dadurch die einleitenden Bemerkungen überholt worden sind, glaubt der Verfasser sie doch nicht streichen zu sollen.

demie und Universität noch zwei weitere Gottheiten, die Bourgeoisie und die Bureaukratie bei. Er politisirt viel mehr als der alte Döllinger und verwickelt sich deßhalb gleich von Anfang an in einen Widerspruch, der dem alten Döllinger nicht begegnet wäre. Der Spectator verdammt die Verquickung von Religion und Politik und die Anspruchnahme der Religion für die Interessen des vierten Standes, niemand treibt aber mehr Politik und kettet, ich will nicht sagen die Religion, aber doch seine religiösen, historischen und kirchenpolitischen Ueberzeugungen an die Interessen eines Standes und einer Partei, als eben der Spectator.[1]) Er ist ein alter Liberaler aus einer Zeit, die weit hinter uns liegt, der nichts fühlt von der mächtigen socialen Bewegung, die alles verändert, und nichts aus ihr gelernt hat.

Als Liberaler ist er ein großer Freund des Bürgerthums, richtiger gesagt, der Bourgeoisie, er rühmt von ihr: „das deutsche Bürgerthum sei der Träger der höchsten Cultur, welche die Welt diesseits der Alpen gesehen". Das ist eine sehr kühne Behauptung; jedes Wort ist anfechtbar und überdem sehr unbestimmt und vieldeutig. Was heißt Bürgerthum, was heißt Träger und was ist unter Cultur gemeint? Ist der Träger auch der Schöpfer oder nur Förderer, Unterstützer, der die materielle Grundlage für die geistige Cultur schafft? Wahrscheinlich denkt der Spectator an eine ursächliche Beziehung und hält er die Cultur für ein Werk des Bürgerthums. Ist diese Cultur aber nur als geistig wissenschaftliche, literarische, technische oder auch als wirthschaftliche und materielle gedacht? Der Spectator spottet gerne über die ultramontane Logik und Geschichtskenntniß, aber mit jenem Satze hat er selbst der Logik und

1) Manchmal treibt er sogar ganz die gleiche Politik, wie die „Ultramontanen" und spottet über „ultramontan- Deklamationen", die er unter anderer Form selbst wiederholt. Sehr gut nachgewiesen ist das in den „Akademischen Erörterungen" S. 386.

Geschichte ins Gesicht geschlagen. Wie will er denn beweisen, daß unsere Civilisation die höchste und daß sie das Werk des Bürgerthums ist? Das Werk des Bürgerthums? Man könnte ebenso gut oder vielleicht präciser sagen, das Werk der protestantischen Pfarrhäuser — wenn man an die vielen Schriftsteller, Lehrer und Beamten, die aus Pfarrhäusern stammen, denkt — oder warum nicht gleich des Beamtenthums, der erblichen Beamtenfamilien des modernen Staates? Der Ausdruck Bürgerthum ist viel zu unbestimmt und vieldeutig. Welche Unterschiede bergen sich hier vom schlichten Handwerker, vom Krämer und Kaufmann bis zum Patricier, vom Zunftmeister bis zum Fabrikanten und Rentier, selbst wenn man von den Beamten- und Pfarrfamilien absieht? Und wohin soll man die Officiersfamilien rechnen, zum Bürgerthum oder zum Adel? Oder denkt der Spectator nur an die Großindustrie und Großfinanz und sollte damit die gute Meinung hinfällig werden, welche jüngst die Histor.-polit. Blätter aussprachen, daß noch Niemand es wagte, die Vertreter der Bildung vornehmlich in jenen Kreisen zu suchen? Wie kann man aber überhaupt einen allgemeinen Bildungszustand einer einzelnen Klasse, einem einzelnen Stande zum Verdienst oder zur Schuld anrechnen? Allerdings wird man für das frühe Mittelalter, wo Bürger und Bauern noch ungebildet waren, ziemlich sicher behaupten dürfen, daß seine Bildung das Verdienst des Klerus und Adels war. Und doch geschieht das nur sehr behutsam. An der Renaissancekultur hat das Bürgerthum bereits einen starken Antheil, aber weder in Deutschland noch in Italien hat es ausschließlich oder auch nur in erster Linie die Führung übernommen. Der Adel und Klerus kann sicherlich einen Theil des Verdienstes beanspruchen.

In Deutschland waren Geistliche die ersten Humanisten und die ganze Bewegung ging aus von den Brüdern vom gemeinsamen Leben; den zwei bürgerlichen Namen Peutinger und Pirkheimer — es waren eigentlich Patricier — stehen

gegenüber die vielen Geistlichen, z. B. Wimpheling, Trithemius, Erasmus, die adeligen Herren von dem Busche, Graf von Neuenahr und Ulrich von Hutten. Die Blüthe der italienischen, spanischen und französischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert beruht eher auf kirchlich religiöser, als bürgerlicher Grundlage, während der Verfall der deutschen Poesie und Kunst mit dem Auftauchen des protestantisch bürgerlichen Geistes gleichzeitig ist. Die langweiligste und ödeste Art der Poesie wurde in Bürgerhäusern und Meisterschulen gepflegt. Diejenigen, die sich am meisten rein erhielten von dieser Geschmacksverirrung, das waren die Geistlichen beider Confessionen, man denke an Paul Gerhardt und Friedrich von Spee, Flemming und Dach, Scheffler und Cochem, während der Adel alle Geschmacklosigkeiten der Sprachgesellschaften besonders im Palmenorden mitmachte. In der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, in der klassischen Periode unserer Dichtung tritt das geistliche und adelige Element etwas zurück, aber wer möchte behaupten, es sei eine Literatur der Bourgeoisie und des Bürgerthums gewesen? Bürgerlich waren die flachen Werke Ifflands und Kotzebues, aber Klopstock und Herder, noch mehr aber Goethe und Schiller ragten weit hinaus über den bürgerlichen Geist und drangen nur langsam ins Volk ein. Die ehrsamen Reichsstädter kannten selbst am Anfang unseres Jahrhunderts noch wenig oder nichts von den deutschen Klassikern. Sybel, der diese Beobachtung an den rheinischen Städten macht, schob die Schuld auf die geistliche Herrschaft, aber ganz die gleiche Erfahrung begegnet uns auch in protestantischen Städten. Der bekannte Journalist Wekhrlin erzählt, wie die Spießbürger Augsburgs — es waren allem nach Protestanten — aufhorchten, als er ihnen von deutscher Literatur sprach und Proben vorlas. Mit mehr Recht als die deutsche Literatur kann man die Philosophie, Geschichte und Naturwissenschaft des 19. Jahrhunderts dem Bürgerthum zum Verdienst anrechnen, aber es gibt doch große Einschränkungen. Auch ist

es leider wahr, daß die Kreise des Bürgerthums das meiste literarische Interesse haben, während es beim Adel und Klerus eher ab= als zunahm. Ich weiß von einer großen Buchhandlung in einer fast ganz katholischen Stadt mit viel Adel und Klerus, daß sich ihre Kundschaft in demselben Maße in den Kreisen der Bourgeoisie ausdehnt, wie sie in den des Adels abnehme. In gewissem Sinn hat also der Spectator immerhin Recht, wenn er unsere heutige Cultur bürgerlich nennt, nur ist ihre bürgerliche Grundlage in diesem Sinne ziemlich äußerlich. Sollte sie aber auch innerlich mit dem Bürgerthum inniger zusammenhängen, als wir zuzugeben geneigt sind, so bliebe doch das große Bedenken, ob in ihr wirklich die höchste Leistung des menschlichen Geistes vorliege. In der Philosophie und in den Naturwissenschaften hat die eine Einseitigkeit die andere abgelöst, und in der Geschichte herrscht neben einem zersplitternden Kleinbetrieb eine geistlose Compilation, neben alles auflösender Kritik eine nicht mehr übersehbare Materialienhäufung. Wir stecken noch allzusehr drinnen im 19. Jahrhundert und seinem Geistesleben, um aller Einseitigkeiten bewußt zu werden, aber sicher werden nicht alle Zeiten sich angesprochen fühlen von dem Geiste der Verneinung, der aus der modernen Wissenschaft spricht.

Das Zeitalter des bürgerlichen Liberalismus war eine Zeit der Auflösung, nicht der organischen Fortbildung und des Aufbaues, und das Zeitalter der Maschinen hat einen alles beherrschenden Mechanismus erzeugt, dem wir nur sehr mühsam entwachsen — oder dem wir erst recht verfallen werden? Droht uns der Amerikanismus, die vollständige Nivellirung, die Unterdrückung aller Unterschiede, aller hervorragenden Fähigkeiten, der Untergang alles Idealismus? Das läge allerdings in der Consequenz der Bourgeoisieherrschaft, wie sie z. B. Taine charakterisirt. Diese vernichte, sagt Taine, jedes Höherstreben und höhere Leben, alle die edlen und stolzen Empfindungen, wie sie dem natürlich seien, der im Gefühle aufwächst, Schutzherr und Vertreter

seiner Umgebung zu sein, mache Verstand und Herz eng, gemein und niedrig. Der Bourgeois sei gut unterrichtet und gut verwaltet, aber seine ganze Sorge sei, Tausend Fr. Rente auf Zweitausend zu bringen. Dem Amerikanismus, dem die Bourgeoisie zustrebt, wäre selbst der Asiatismus mit seinen Kasten vorzuziehen. Denn der Asiatismus, durch Rußland vertreten, ist die andere Gefahr, die uns droht. Welche von beiden Gefahren ist näherliegend und schwerer wiegend? Gehört dem Amerikanismus oder dem Asiatismus die Zukunft?

Hoffentlich keinem von beiden, beide stellen überwundene Standpunkte dar. Denn der bürgerliche Liberalismus darf so gut als überwunden gelten, wie der Feudalismus und Kastengeist. Der Liberalismus hat die Völker enttäuscht, er hat ihnen ihre Ideale geraubt und sie in die Wüste geführt. Der Liberalismus kann seinen Zusammenhang mit der kirchlichen und politischen Revolution nicht verleugnen und das Bürgerthum, besser gesagt die Bourgeoisie, kann sich des Liberalismus nicht ganz entschlagen, der sie gehoben hat. Nicht als ob das Bürgerthum an sich kirchen- oder religionsfeindlich wäre, im Gegentheil das Christenthum fand zuerst in bürgerlichen Kreisen Eingang und Jahrhunderte lang beschränkte es sich auf die Städte, während die Bauern und der Landadel bis ins 4. und 5. Jahrhundert auf römischem Gebiet, in Gallien und Spanien heidnisch blieben. Die bürgerlichen Kreise, die das Christenthum begierig ergriffen, waren aber weniger die Kreise der Reichen und Vornehmen, wiewohl sich eine große Zahl solcher Mitglieder aus den Katakombeninschriften feststellen läßt, als vielmehr die Kreise der kleinen Leute, der Handwerker und Krämer, der Bediensteten und Sklaven. Bekanntlich macht schon Celsus es dem Christenthum zum Vorwurf, daß es so wenig gebildete Leute in seinen Reihen zähle, sondern alte Weiber, Schuster, Weber und dgl. Das Christenthum, das echte Christenthum, hat es immer mit den Armen gehalten und

es war im Anfang sogar so etwas wie communistisch. Selbst auf der Höhe des Mittelalters, wo das Papstthum die höchste weltliche Macht entwickelte, wo es Könige und Kaiser zu seinen Füßen sah, wo die Kirche unermeßlich geworden war, bestand in ihr doch eine geheime Abneigung gegen die reichen Leute, Mißtrauen vor dem Handel und Geringschätzung der kaufmännischen Kreise des Volkes, mit einem Wort, man fürchtete den Kapitalismus und es wurde daher das Zinsverbot aufrecht erhalten, trotzdem die Ansprüche des Lebens darüber hinweggingen. Das hat offenbar der geschichtskundige Spectator vergessen oder übersehen, wenn er den katholischen Volksparteien nachsagt, sie mißbrauchen die Religion zu socialistischen Zwecken im Interesse des vierten Standes.

Uebrigens ist dieser Vorwurf gegenüber dem deutschen Centrum gar nicht berechtigt. Gerade das Centrum ist die einzige Partei, welche die Versöhnung aller Interessen, die Harmonie der Stände zu einem Programmartikel gemacht hat. Es ist viel weniger einseitig als der Spectator und versteht besser, was die Religion verlangt. Gerade wegen dieses idealen Gesichtspunktes muß es die entgegengesetzten Vorwürfe hören von denen, wie sie der Spectator erhebt, es sei zu wenig Volkspartei, zu wenig die Partei der Bauern und Arbeiter, und trete der Bourgeoisie und Bureaukratie nicht energisch genug entgegen, sie sei Regierungspartei geworden.

Daß das Centrum auf einmal so mäßig und staatsmännisch wurde, daß es regierungsfähig und eine Partei wurde, mit der es die Regierung nicht verderben darf, wenn sie etwas erzielen will, hat die Kreise des Spectator, die Kreise der „Allgemeinen Zeitung" in große Verlegenheit gebracht. Diese Thatsache liegt ihnen schwer im Magen. Da wird dann immer wiederholt, Ultramontanismus und moderner Staat seien unverträgliche Dinge, weder die Regierung noch das Centrum könne diese unversöhnlichen Gegensätze vereinbaren.

Unversöhnlich sind aber diese Gegensätze nur, wenn man sie künstlich erweitert, wenn man dort den Staatsgott und hier das Schreckgespenst des Jesuitismus, dort den Staat, der Kirche und hier die Kirche, die ein Staat sein will, aufstellt, wenn man dort den Schatten Hegels, hier den Schatten Bonifaz VIII. citirt. Diese Zeiten sind aber vorüber, die Zeit des Staatskirchenthums so gut, wie die des Kirchenstaatsthums in der alten Form.

Daher befindet sich der Spectator in einem merkwürdigen Anachronismus, wenn er so oft auf die Hoheitsrechte des Staates über die Kirche und Schule zurückkommt. Merkwürdig, daß er alles Heil vom Staatskirchenrecht und die größten Vortheile und den günstigsten Einfluß von der Bureaukratie erhofft! Die Hoheitsrechte des Staates über die Kirche sind ihm ein heiliger Artikel, an den Niemand rühren soll.

Ganz unbegreiflich ist mir allerdings diese Gesinnung nicht; so lange man eine Verbindung von Staat und Kirche für heilsam hält, wird man wenigstens eine gegenseitige Beeinflussung nicht ganz abweisen können, und wie uns die Geschichte belehrt, haben die Eingriffe der weltlichen Macht nicht gerade immer geschadet. Man kann von einem Einfluß des Staates ein regeres wissenschaftliches Streben, eine stärkere Fühlung mit den Bedürfnissen der gebildeten Klassen, eine humanere Richtung erhoffen. Der Anstoß zu besserer Gestaltung des Studiums, zur hygienischen Hebung geistlicher Häuser, zu finanzieller Besserstellung namentlich des niederen Klerus ging oft von weltlicher Seite aus Endlich wird man sich fragen dürfen, ob der Staat nicht manchmal mit Recht gewisse nicht gerade immer erfreuliche Auswüchse des religiösen Lebens zu beseitigen suchte — der Josephinismus hat nicht allein mit manchem aufgeräumt, was nachher mit Recht wieder auflebte, sondern mit manchem, was nicht wiederkehrte — man wird sich auch fragen dürfen, ob nicht ohne den Hinterhalt des Staates alle Kritik innerhalb der Kirche

unmöglich geworden wäre. Ich kann diese Frage nicht bejahen, könnte sie aber auch nicht ganz verneinen und überlasse Jedem die Antwort.

Indessen hat jedenfalls das Staatskirchenrecht seine bedenkliche andere Seite und diese unangenehme Seite muß man am eigenen Leib empfunden, nicht bloß in abstracto studirt haben, um ihrer bewußt zu werden. Der Verfasser hat unter freieren kirchlichen Verhältnissen über das Staatskirchenrecht, wie es die Vertreter des Staates entwickeln, wesentlich anders gedacht als nachmals, nachdem er eine bestimmte Form seiner Geltung näher kennen lernte. Wenn man sieht, wie z. B. Bezirksamtmänner so eine Art staatlicher Dekane machen, wie die Kirchenverwaltungen durch die staatliche Curatel mehr bevormundet werden, als Gemeindeverwaltungen, wie der Staat alle Bischöfe, alle Theologieprofessoren und Religionslehrer ernennt und die besten Pfründen und Ehrenstellen vergibt, wie die Lehrer, die nicht einem geistlichen oder Kirchenrath, sondern der Regierung unterthan sind, von den Staatsorganen gegen die Geistlichen ausgespielt werden können, lernt man anders denken. Der schöne Traum verfliegt, als ob vom Staate eine humanere, wissenschaftlichere Richtung, eine regere freiere Strömung in das Kirchenwesen komme. Man sieht nun die Streberei und Halbheit, die der weltliche Einfluß wirklich zur Folge hat, sieht, welch' falschen Maßstab oft die Bureaukratie an die Geistlichen legt, und wie ihr Urtheil den ganzen priesterlichen Charakter verderben kann. Das Urtheil der Bureaukratie stützt sich auf die trübsten Quellen, auf Aussagen von Gensdarmen, Ortsvorstehern und Lehrern. Die Gensdarmen und Ortsvorsteher sind vor allem Organe der Bezirksämter, die Gensdarmerie ist das bevorzugteste Organ, durch welches die Verwaltung mit dem Volke in Fühlung steht. Bei der Beurtheilung der Geistlichen ist nun der erste Gesichtspunkt, der alles überragt, die Verträglichkeit und Nachgiebigkeit besonders gegenüber den Lehrern und anderen Confessionen.

Wer politisch hervortritt und in Arbeiter- und Männervereinen thätig ist, wird nicht gut angeschrieben, wenn er nicht gar ins „schwarze Buch" kommt. Früher empfahl auch die Gründung von Raiffeisenvereinen nicht sehr, während jetzt die Stimmung in dieser Hinsicht gerade ins Gegentheil umgeschlagen ist. Endlich wurde auch die Begünstigung moderner Cultusformen und die kräftige Betonung des Primates nicht gerne gesehen und diese bureaukratische Stimmung war nicht ganz ohne Einfluß. Wenn ich mich nicht täusche, hört man unter freieren Verhältnissen viel mehr vom Papst, von Herz Jesu- und Herz Mariäandachten und sieht mehr entsprechende Bildwerke und Lourdesstatuen, kann aber auch mehr Volksvereinsthätigkeit sehen, als unter bureaukratischen Verhältnissen. Eine Regierung ist eben doch viel mächtiger und wirkt viel nachhaltiger, als eine noch so aufgeklärte Universitätsbildung.

Etwas besser wurde es, sagen alle Geistlichen, seitdem das Centrum einen größeren Einfluß hat, und daher ist es selbstverständlich, daß die Geistlichen mit wenigen Ausnahmen ohne Unterschied ihrer sonstigen Gesinnung dem Centrum anhängen. Die Bureaukratie hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn sie sich die Sympathie der Geistlichen nicht erwarb, sie hat sie selbst dem Centrum in die Arme getrieben. Sie hat weder durch Milde und Entgegenkommen angezogen, noch durch sittliche Hoheit und die Majestät des Gesetzes imponirt. Am ehesten hätte sie noch durch patriotische Empfindungen und dynastische Gefühle wirken können — diese Gefühle sind so stark im Volk und seinem Klerus, daß sogleich aller Parteihader schweigt, wenn diese in Betracht kommen, — allein die Pflege solcher patriotischer geschichtlich begründeter Gefühle ließ sich die Bureaukratie unter der Herrschaft des nationalliberalen, nach Preußen hingewandten Geistes nicht sehr angelegen sein. Wenn es übrigens auch der Bureaukratie gelungen wäre, den Klerus in seinem Sinne zu bestimmen, so hätte um so entschiedener das Volk

— ich meine vor allem das Landvolk — Widerstand geleistet. Das Volk wählte Centrumsabgeordnete auch ohne die laute Agitation des Klerus. Das Volk wollte nichts wissen von dem Staatskatholicismus und nichts vom Staatskirchenthum, sowenig wie vom Gelehrtenglauben. An diesem Volksinstinkt ändert alle Weisheit und Wissenschaft der Gelehrten und Staatsmänner nichts. Hat aber der Volksinstinkt so unrecht? Der Volksinstinkt mag wohl roh und oft etwas materialistisch sein, aber er ist gesünder als unsere übertünchte Cultur. Wenn man in der Kunst immer auf das Volksthümliche drängt, sollte es auf anderen Gebieten anders sein? Es ist nicht gut, wenn man den Sinn für das Volksthümliche verliert. Das Volk ist der Jungbrunnen der Gesellschaft, die Luft, die hier weht, ist gesünder, als die der Kanzleien und Gelehrtenstuben, und gar mancher könnte wie Antäus durch Berührung mit der Natur und dem Volksthum gesunden. Wir können doch nie über die Natur und das Volksthum hinaus, nur daß wir sie zwingen und fälschen.

Trotz allem empfindet das Volk recht gut, daß die Kirche doch etwas Höheres vorstellt, als der Staat, der Staat mag sich noch so sehr anstrengen, die Kirche unterzukriegen. Es empfindet nur zu gut, daß die Religion mehr bedeutet, als das Recht, und mögen die Schriftgelehrten noch so sehr über Bonifaz VIII. zu Gericht sitzen, dessen Vergleich der Kirche und des Staates mit Sonne und Mond ist echt volksthümlich. Das Volk denkt genau noch so mittelalterlich, wie der Verfasser der Reformation Sigmunds bei all' seinem Freisinn, vor dem Priester müsse sich auch Kaiser und König beugen. Der Pfarrer steht dem Volke näher, als der vornehmste Beamte und der feinsinnigste Gelehrte. Bei dieser Stimmung des Volkes, die sich niemals wird ganz unterdrücken lassen, wird es dem Staat immer schwer, seine iura circa sacra zu rechtfertigen und streng durchzuführen. Wenn ein Verwaltungsbeamter gut auskommen

will, muß er zu manchem das Auge zudrücken und kann nicht die ganze Strenge des Gesetzes walten lassen. Von einem eigentlichen Hineinregieren aber kann heute keine Rede mehr sein. Das geht einfach gegen die Gewissensfreiheit. Der Spectator, dem nichts heiliger ist, als Gewissensfreiheit, sollte das billigerweise selbst einsehen und aus seinem Princip nicht allein die Folge ziehen, daß die Religion nicht mit weltlichen Mitteln erzwungen werden kann, sondern auch den umgekehrten Satz, daß die weltliche Macht sich nicht in die Religion hineinmischen soll Das wäre consequent.

Man verurtheilt mit Recht eine juristische Auffassung der Religion; namentlich im Ausgang des Mittelalters soll diese Auffassung der Religion geschadet, sie theilweise veräußerlicht, theilweise Mißbräuchen zugänglich gemacht haben. Sollte es nun auf einmal besser sein, wenn man diese juristische Auffassung zwar nicht von innen, aber doch von außen an die Religion heranbringt?

Der Staat vertritt gegenüber der Kirche kein höheres Princip; aus den Gesetzbüchern, dem römischen und germanischen Rechte spricht kein höherer Geist, als aus dem Evangelium. Im Gegentheil alles Gute, Erhebende im Recht stammt aus der Religion, alles andere ist bloßer Egoismus. Auch der Wohlfahrts- und Humanitätsgedanke, den die Staaten in ihre Teleologie, in ihren Aufgaben- und Zweckbereich zogen, ergab sich nicht auf dem geraden Weg aus der Rechtsidee, sondern kam von außen her, er ist ein Produkt halb religiöser, halb wissenschaftlicher Entwicklung.

Die Verbindung von Religion, Literatur und Wissenschaft hat die moderne Humanitätsidee erzeugt. Die Wissenschaft hat die höchste Geistesbildung, die Literatur die Herzensbildung sich zur Aufgabe gesetzt und das Ideal des harmonischen Menschen aufgestellt, in dem alle Kräfte, geistige und sinnliche, sich das Gleichgewicht halten. Auf dem Wege der Freiheit dachte man sich dem Ziele der Vervollkommnung immer mehr nähern zu können und es erschien ein Fortschritt

weit hinaus über das evangelische Ideal möglich. Allein das war Täuschung. Es gibt keinen Fortschritt über das Christenthum hinaus und die schönsten Ideen, welche die moderne Geisteskultur erzeugte, sind nur Ausgestaltungen und Ausdeutungen christlicher Gedanken. Die ästhetische Herzensbildung und die bürgerliche Moral erzeugt matte, halt- und kraftlose Charaktere, das rechte Mark, den Sauerteig des Evangeliums gibt nur die Religion. Gewiß kommt der Religion freie Geistes- und Herzensbildung zugut und von jeher hat die Kirche ihr theologisches Gebäude auf wissenschaftlicher und künstlerischer Grundlage errichtet. Sie verlangte immer ein gewisses Maß geistiger Kenntnisse und Fähigkeiten, humaner und humanistischer Vorbildung von demjenigen, der in ihr eine Rolle spielen wollte. Aber führen, Maß und Richtung geben kann nur sie; nur sie kann den Geist einhauchen, der lebendig macht. Ohne diese Führung wird die Wissenschaft äußerlich und mechanisch, rücksichtslos und roh, dient den Tagesgötzen und ist bis zum Fanatismus bald patriotisch national, bald bürgerlich liberal, bald materialistisch und socialistisch. Es gibt keinen stärkeren, intoleranteren Fanatismus als den der Gelehrten, die den orientirenden Pol verloren haben. Ohne religiöse Führung wird die Literatur sinnlich, weichlich und ausgelassen, unerträglich sentimental oder naturalistisch und roh. Und so ist auch das moderne Humanitätsideal, in dem sich die höchsten Ziele der Kunst, Literatur und Wissenschaft vereinen, ohne religiöse Spitze und Grundlage ein eitles Phantasiegebilde und dient nur dazu, den sinnlichen Menschen zu reizen und seine Triebe zu entfesseln.

Das moderne Humanitätsideal beruht wie die damit zusammenhängende Freiheits- und Fortschrittsidee auf einer ganz falschen anthropologischen Voraussetzung: der Mensch ist nach ihm nicht gefallen und erlösungsbedürftig und die menschliche Harmonie und Integrität wurde nicht gestört. Die wahre Befreiung des Menschen kommt nach dem

modernen Liberalismus nicht dadurch zu Stande, daß er sich der Autorität unterordnet und dem Zwange des christlichen Dogmas und der christlichen Moral fügt, sondern daß er sich von der Autorität losmacht. Der Liberalismus ist daher ein moderner Grundirrthum und insoferne er zu moralischen Verirrungen führt und führen muß, die Ursünde. Der Spanier Sarda y Salvany hat daher ganz Recht, wenn er das Schlagwort ausgab: „Der Liberalismus ist Sünde", und verdient nicht die spöttische Abfertigung, die der Spectator ihm zu Theil werden ließ.

Ich kann das um so mehr betonen, je mehr ich sonst mit dem Spectator darin übereinstimme, und, mag man sagen was man will, dafür halte, daß nicht die Autorität zuerst kommt, sondern das innere Bewußtsein, die innere Ueberzeugung, das Gewissen und daß der Glaube sich nicht zuerst auf äußere Momente, geschichtliche Berichte und Naturerscheinungen, sondern auf innerliche Erlebnisse stützen müsse. Damit soll natürlich die Wichtigkeit und der Werth dieser äußeren Momente für ein unsicheres, schwankendes Bewußtsein und Gewissen nicht unterschätzt werden. Praktisch kommt ja allerdings für die meisten Menschen zuerst das äußere Moment, aber ganz verschieden davon ist die theoretische Frage, wo die eigentliche Entscheidung liegt. Diese liegt sicherlich im Innern und wo das Innere keinen Wiederhall gibt, helfen alle Worte und Thaten nichts. Der Glaube läßt sich nicht erzwingen, selbst nicht mit Beweisen und nicht mit der Wissenschaft — am ehesten noch durch die Charitas nach dem Worte Böhmers: „Ich begreife, daß die Welt am ehesten wieder durch die christliche Charitas erobert werden kann und muß." Aber ich folgere daraus nicht, daß deßwegen jeglicher Zwang wegfallen und vollständige Gewissensfreiheit herrschen müsse. Ein gewisser religiöser Zwang, vor allem moralischer Natur, ist für alle unmündigen unreifen Seelen gar nicht zu umgehen und besteht trotz aller Gewissensfreiheit überall noch fort, wo

man auf Religion und Sittlichkeit noch etwas gibt. Es kann sich also nur darum handeln, wer und wie lange jemand unreif ist, und in dieser Hinsicht bin ich bei weitem weniger optimistisch, als der Spectator; ich habe hierin ganz unrespektable, mittelalterliche Anschauungen, vielleicht weil ich fast nur unter Menschen verkehre, die noch im Mittelalter stecken, und weil ich nicht das Glück habe, mit hohen Herren zu verkehren, die des Zwangs nicht bedürfen oder zu bedürfen meinen. Man kann nun einmal seiner Umgebung nie entgehen, so wenig wie aus seiner Haut fahren oder über seinen Schatten springen. Dies gilt auch vom Spectator, man kennt ihn doch trotz aller Mystificationen.

XLV.

Zeitläufe.

Der „europäische Friede"; die protestantischen Armenier in den „Orient-Wirren".

Den 24. September 1896.

Die großen Zeitungen haben jetzt eine ständige Rubrik, betitelt: „Orient-Wirren". Der empörende Inhalt ist immer der gleiche, erfreulich ist nur, daß endlich auch im Deutschen Reich das protestantische Bewußtseyn sich aufbäumt. Schande und Spott! ruft es jetzt auch bei uns, wo man ja amtlich „im Orient kein Interesse" hat. Nicht nur große Versammlungen zum Ausdruck der Entrüstung über die „armenischen Gräuel" finden statt, ganz nach dem Beispiel Englands, sondern auch der Gustavadolf-Verein und landeskirchliche Synoden haben angefangen, scharfe Proteste gegen das gleichgültige Gehenlassen von Oben zu verlautbaren.

Am 9. September fand in der Tonhalle zu Berlin eine große und vornehm, namentlich von Pastoren, besuchte Versammlung statt, in welcher auch der durch seine Darstellung der schauderhaften Vorgänge in Armenien bekannt gewordene Pastor Lepsius auftrat. Hauptredner aber war der ehemalige Lehrer an einem protestantischen Seminar in Armenien, Thoumaian.[1]) Er war schon vor vier Jahren viel genannt, als die Pforte unter den protestantischen Missionären die Urheber der revolutionären Comités entdeckt zu haben glaubte. Er selbst erzählte, wie er fünf Monate lang gefangen gewesen, nach grausamen Mißhandlungen mit anderen Leidensgefährten processirt und zum Tode verurtheilt, aber auf Einspruch des deutschen und des englischen Gesandten endlich freigegeben worden sei. Man kann sagen, daß die damals viel erörterten Proceduren gegen die protestantischen Missionäre die Einleitung zu den nachfolgenden türkischen Gräuelthaten waren.

Zwei Tage nach dieser Versammlung brachte das halbamtliche Berliner Blatt eine Mittheilung, von welcher bemerkt wurde, daß sie für die Auffassung der orientalischen Wirren in den Regierungskreisen bezeichnend sei. Es war eine Correspondenz von türkischer Seite, unter ausdrücklicher Zustimmung des Blattes, worin die Hauptschuld an der fortdauernden Aufregung im Osten den Armeniern und ihren parteiischen Wortführern in der europäischen Presse zugewiesen wird. Auch das Attentat in Constantinopel vom 26. August sei von armenischen Nihilisten aus dem russischen Transkaukasien ausgearbeitet und eingeleitet worden:

„Eine große Rolle spielten bei der Erregung die amerikanischen protestantischen Missionen, die ganz Kleinasien wie mit einem Netz überspannen und die ihnen gewährte Gastfreundschaft dazu benützen, das Volk durch Verbreitung fort-

1) Seitdem ist ihm bei Strafe der Ausweisung verboten worden, auf preußischem Boden weitere Vorträge zu halten. Anm. d. Red.

schrittlicher Ideen, für die die Leute nicht reif sind, zu verhetzen und das muselmanische Element durch Proselytenmacherei aufzubringen. In jenen Missionsanstalten habe man die Verfasser der angeblichen ‚Briefe von Augenzeugen' und ‚Wahrheiten über Armenien' zu suchen, die bei der gegenwärtigen Stimmungsmacherei in Mittel- und Westeuropa eine so bedauerliche Rolle spielten. Mit Schärfe wendet sich die Zuschrift gegen die Tendenzartikel mancher Zeitungen und gegen den Pfarrer Lepsius, der bei seinem Besuch in Kleinasien nur Missionsanstalten besucht und dort seine Materialien gesammelt habe, ohne das türkische Volk kennen zu lernen und türkische Aussagen in Betracht zu ziehen. Die Zuschrift warnt vor dem wahnwitzigen Beginnen eines Kreuzzuges, wie er von Agitatoren gegen ‚die verruchten Bekenner des Islam' gepredigt werde. Man lade damit eine schwere Verantwortung auf sich, denn ganz Europa mit seinen gepanzerten Schiffen würde wohl einige türkischen Hafenstädte in den Grund schießen und die Pforte zu allen möglichen — aber meist unmöglichen — Reformen drängen können, aber es könnte nicht verhindern, daß dann ein furchtbares Strafgericht über Hunderttausende von Christen im türkischen Reiche hereinbreche. Dies wissen die europäischen Diplomaten nur zu gut, und daraus erkläre sich ihre vernünftige Zurückhaltung, die sie trotz aller Lamentationen exaltirter Armenierschwärmer und trotz des Geschreies der von letzteren irregeleiteten Presse ohne Zweifel auch künftig bewahren werden." [1])

Die Geschichte Armeniens ist voller Schicksalsschläge und schwerer Erschütterungen, religiös insbesondere ist das heutige Armenierthum auch äußerlich gespalten. Daß es auch Katholiken unter demselben gibt, wird häufig sogar übersehen. Sie wurden von den Türken bis zum Anfange der Dreißiger Jahre als verdächtig angesehen und heftig verfolgt. Erst den russischen Plänen und Angriffen war

---

1) Zu dem Artikel der „Nordd. Allg. Ztg." s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 13. September ds. Js.

es zu danken, daß das Sultanat den Irrthum einsah, und im Jahre 1835 ein katholisches Patriarchat als gleichberechtigt mit dem gregorianischen (nichtunirten) anerkannte. „Die Gregorianer," berichtet ein Kenner der Verhältnisse,[1]) „sind zwar der weitaus zahlreichste, von der abendländischen Cultur aber noch am wenigsten durchsetzte, die Protestanten dagegen der intelligenteste und politisch rührigste, aber auch der am meisten angefeindete Theil des Volkes; die friedfertigen, politisch ziemlich indifferenten Katholiken kommen wegen ihrer geringen Zahl kaum in Betracht." Ueber den Protestantismus unter den Armeniern lautet derselbe Bericht:

„Bald nachdem die staatliche Organisation der katholischen Armenier, sehr gegen den Willen des gregorianischen Klerus, durchgeführt war, erwuchs diesem eine neue Verlegenheit durch das Auftreten der protestantischen Propaganda. Schon seit einer Reihe von Jahren hatten sich nämlich in Constantinopel und mehreren größeren Städten der Levante amerikanisch-protestantische Presbytermissionen niedergelassen, welche ursprünglich die dortigen Juden für den Protestantismus gewinnen wollten, darin aber keinerlei Erfolge erzielten. Als es für die englische Politik nothwendig geworden war, dem russischen Einflusse auf die gregorianischen Armenier ein Gegengewicht zu schaffen, benützte der gewandte und hervorragend befähigte Secretär des britischen Gesandten Ponsonby, David Urquhardt, diese Missionen für seine Zwecke und lenkte deren Thätigkeit auf Armenien. Der Erfolg überstieg alle Erwartung. Die Zustände der gregorianischen Kirche waren so unleidlich, daß die neue Lehre bei den Laien und sogar bei einigen höheren Geistlichen rasch Eingang fand, und die Zahl der Convertiten binnen kurzem viele Tausende erreichte, weßhalb die russische Politik es nothwendig fand, den Patriarchen von Edschmiasin zum Einschreiten aufzufordern. Daraufhin

---

1) „Material zur Beurtheilung der armenischen Frage von Karl Hron" s. Beilage zur Münchener „Allg. Zeitung" vom 12. Oktober 1895.

wurden die Protestanten vor die bischöflichen Ordinariate vorgefordert, um ihr neues Bekenntniß feierlich abzuschwören. Die das nicht thun wollten, wurden entweder, mit Ketten gefesselt, in das armenische Irrenhaus zu Constantinopel eingesperrt oder, weil sich dasselbe bald als zu klein erwies, der Pforte als Aufwiegler gegen die von ihr festgestellte Kircheneinrichtung und gegen die osmanische Herrschaft überhaupt angezeigt, trotzdem diese Protestanten ihren bürgerlichen Pflichten sehr pünktlich nachkamen und sogar die kirchlichen Steuern an die gregorianischen Hierarchen ohne Weigerung zahlten. Die türkische Regierung, durch die in allen Theilen des Reiches auftretenden revolutionären Bestrebungen ohnehin geängstigt, schritt daraufhin gegen die Protestanten energisch ein, verbannte sie in entlegene Gegenden und hielt sie überall unter strenger Aufsicht!"

Bezüglich der katholischen Armenier ist in den Berichten über die jüngsten Mördereien in Constantinopel eigens erwähnt, daß auch eine Anzahl von ihnen erschlagen worden sei, aus Mißverständniß, denn in der vorbereiteten Anweisung über die Niederwerfung der befürchteten Tumulte sei vom Palast aus eigens bestimmt worden, daß den armenischen Katholiken kein Leid geschehen dürfe. Dagegen scheint zwischen den gregorianischen und den protestantischen Armeniern bei diesen Vorgängen kein Unterschied gemacht worden zu seyn. Zwar war der Verfolgung der letzteren durch das gregorianische Patriarchat von der Pforte ein Ende gemacht worden und dieselben durch den mächtigen Einfluß Englands im Jahre 1853 als eine selbständige, mit den Gregorianern gleichberechtigte, Nation („Millet") anerkannt. Aber trotz des andauernden Zwiespalts bei der Parteien, deren Eine nach Rußland schaute, die andere nach England schielte, glaubte das Sultanat seit den Ereignissen vom September v. Js. der einen wie der andern mißtrauen zu müssen. Dieses beweist schon das Schicksal des Patriarchen Izmirlian; beide wurden schließlich über denselben Kamm geschoren.

„Mit Bezug auf die Armenier lassen sich gewisse un-

mittelbare Nachwehen der traurigen Vorfälle schon heute wahrnehmen. Türkische Funktionäre armenischer Nationalität, die stets loyale Staatsbürger und pflichtgetreue Beamte waren, werden gegenwärtig von ihren Collegen in verletzender Weise oder doch mit größter Kälte und Verschlossenheit behandelt; sie werden vielfach von ihren besten Freunden ostentativ gemieden, selbst wenn ihnen nicht im geringsten nachgewiesen werden kann, daß sie an der Bewegung ihrer Connationalen irgendwie theilgenommen oder mit derselben auch nur sympathisirt hatten. Viele armenische Beamte sahen sich mehrere Tage hindurch gezwungen, dem Amte fernzubleiben. Man spricht davon, daß zahlreiche Entlassungen und Pensionirungen armenischer Beamter erfolgen sollen. Jedenfalls werden die in türkischen Diensten stehenden Armenier lange Zeit großer Zurücksetzung und fast allgemeiner Abneigung begegnen. Aehnliches macht sich bereits jetzt im privaten Verkehr fühlbar. Armenische Bedienstete in türkischen Häusern werden entlassen, armenische Händler mit gewöhnlichen Lebensmitteln verlieren ihre Kundschaft; das Gleiche widerfährt größeren Geschäftsleuten und Lieferanten. In den besonnenen armenischen Kreisen, die sich von der Bewegung fern gehalten haben, herrscht daher großer Unwille über die Veranstalter der Demonstration, die so viel Blutvergießen herbeiführte und nun solche Nachwehen erzeugt." [1])

Und nun die schrecklichen Vorgänge nach weniger als Jahresfrist! Ist es zu verwundern, wenn England nicht nur aus politischen Gründen die entschiedensten Gegenmaßregeln verlangte, sondern auch die Volksstimme des protestantischen Landes sich in Entrüstung überschlägt; wenn man dort auch die Vereinigten Staaten Nordamerika's ihrer Missionäre wegen für mitbetheiligt erachtet, und das „protestantische Kaiserthum" in Berlin nicht für ausgenommen halten will? Aber sobald die armenische Frage Ernst wurde,

---

1) Aus Constantinopel s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 15. Oktober 1895.

hatte sich die Leitung des Dreibundes Rußland angeschlossen. „Nicht gegen die Türkei, sondern gegen England ist die heftige Sprache der russischen Presse gerichtet, und es wird offen empfohlen, daß Rußland in der armenischen Frage eine Frontänderung vornehme und sich auf die Seite der Pforte stelle.“ [1]) Und jetzt nach Jahr und Tag sagt das Leibblatt Salisbury's den Entrüstungsstürmern: „Wenn Ihr euch absolut verpflichtet fühlt, Jemanden Eure Gefühle aufzudrängen, so könnt Ihr euch ja an eine erlauchte Persönlichkeit wenden, die bald an unseren Gestaden landen wird.“ Und ein anderes Blatt warnt höhnisch, dem Czaren fort und fort mit dem Zuruf zu nahen: „Erhöre unser Gebet, Du Meister der Welt! Gestatte uns zu handeln, wie wir handeln möchten und sollten, erlaube uns, aus Deiner unbeschränkten Machtfülle heraus, unseren christlichen Brüdern zu helfen!“ [2])

Welcher Wandel der Dinge in dem armen Europa! Als vor achtzehn Jahren im russisch-türkischen Kriege die Drohung Englands die Russen zwang, den Vormarsch auf Constantinopel zu unterbrechen, da wurde von dort berichtet: „Die Sicherheit für den Fall, daß sich der Kampf gegen die Russen erneuern sollte, die mächtige Unterstützung Englands zu genießen, hat die Türkei mit einem Vertrauen erfüllt, welches fast an Enthusiasmus gränzt; die Türkei schickt sich an, alle Kräfte, die ihr noch geblieben sind, für den letzten und verzweifelten Kampf zusammenzuraffen.“ [3]) Damals stand England bereit, seine Flotte durch die Dardanellen zum Schutze der Sultansstadt einrücken zu lassen; jetzt hat der Sultan auf die bloße Verdächtigung hin, daß

---

1) Münchener „Allgemeine Zeitung vom 3. Sept. 1895.

2) Aus der „St. James Gazette“ s. Münchener „Allg. Zeitung“ vom 20. September ds. Js.

3) Aus Constantinopel in der Augsburger „Allg. Zeitung“ vom 24. Mai 1878.

England eine Flottendemonstration im Bosporus beabsichtige, durch russische Offiziere eine Untersuchung anstellen lassen, ob die Befestigungen an den Meerengen in entsprechendem Vertheidigungszustande sich befänden für den Fall, daß man in London Ernst machen würde.

„Fortgerissen haben die englischen Blätter mit ihrem Rufe nach Absetzung des Sultans außerhalb Englands Niemanden, und für eine gemeinsame große Flottenaktion, für die Entsendung der Geschwader nach Konstantinopel hat England keine andere Macht gewonnen. Wie es um die Aussicht auf eine Verständigung mit Rußland, welche einzelne englische Blätter vorspiegeln, bestellt ist, ersieht man daraus, daß, wie der übrigen Welt mit offenkundiger Absichtlichkeit telegraphisch mitgetheilt wird, soeben ein russischer General vier Tage lang die Dardanellenfestungen besichtigte und Minenlegungen anwohnte. Diese Mittheilung ist ein verständlicher Hinweis auf die Perspective, die sich eröffnen würde, wenn englischerseits wirklich die Absicht obwalten sollte, eventuell allein zu einer maritimen Unternehmung zu schreiten. Sie beleuchtet auch die Stellungnahme Rußlands im Ernstfalle und enthält zugleich einen deutlichen Wink, welche Aufnahme die bisher auf publicistische Erörterungen beschränkt gebliebene Anregung der Beseitigung des Dardanellenvertrags russischerseits zu erwarten hätte“.[1])

Aber könnte sich, wie das Sultanat sich in dem Falle mit Rußland verständigt hat, nicht ebenso dieses mit England verständigen? Das große Wiener Judenblatt hat vor Kurzem aus einer Unterredung mit einem russischen Politiker berichtet: „Wir haben unsere Ziele im Orient nicht aufgegeben. Wir wissen, daß wir den Schlüssel für das Schwarze Meer gewinnen müssen. Wir brauchen ihn zu unserem Schutze, wie zu dem der Völkerschaften, die uns vertrauen, aber der Moment ist nicht günstig für so weit-

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 16. September ds. Js.

reichende Pläne. Man hat angeblich in unserem Interesse wiederholt die Frage angeregt, ob den Mächten das Durchfahrtsrecht durch die Dardanellen nicht gewährt werden sollte. Wir wollen das nicht, weil wir den gegenwärtigen Zustand, der alle Staaten ausschließt, als den günstigeren ansehen. Wenn die Türkei zerfallen muß, so kann dies nicht spät genug für uns geschehen." [1]) Wenn Rußland den Sultan in der Hand hat, dann ist der Dardanellen-Vertrag für die anderen Mächte wie bisher in Kraft, für den Czaren aber nicht, denn der Sultan kann alle anderen Schiffe ausschließen, die russischen aber jedesmal privilegiren. Dann also ist das Schwarze Meer zum mare clausum, wie Rußland es will, auf dem einfachsten Wege geworden. Das wäre der nächstliegende Vortheil, den Rußland durch seine Inschutznahme des Sultans erreichen würde.

Diesen russischen Plänen haben die Dreibundsmächte durch die Abstoßung Englands und durch das Nachtreten Rußlands freie Bahn geschaffen. In London wird sogar behauptet, daß man in Wien das russische Verfahren in Constantinopel sehr wohl kenne, wie nämlich die dortige Botschaft im Zusammenwirken mit der französischen jeden tieferen Eindruck der von der Gesammtheit der Diplomaten nach dem Sultanpalast gerichteten Collektivnoten auf den Sultan zu verhindern trachte. Denn bevor diese Noten ihre Bestimmung noch erreicht hätten, lasse sie im Yildiz-Kiosk wissen, daß sie die betreffende Note zwar mit unterzeichnet habe, weil sie sich nicht ausschließen könnte, daß aber die Pforte die Sache nicht gar zu ernst nehmen möge, denn es würde ihr nichts weiter geschehen, auch wenn sie die Mahnung der Großmächte unbeachtet lasse. [2]) So konnte man des Sultans Herr werden.

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 10. Sept. ds. Js.
2) Aus dem Londoner „Standart" s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 22. September ds. Js.

Nach solchen Erfahrungen ist es wahrlich nicht zu verwundern, wenn jetzt namentlich die englischen Liberalen, welche unter dem Vortritt des alten Gladstone gegen den „großen Mörder auf dem türkischen Thron" am heftigsten in der Presse und den Meetings tobten, sich der Meinung zuwenden, es wäre am besten, wenn England eine Verständigung mit Rußland anstrebte und sich auf seinen Altentheil in Aegypten zurückzöge. England könnte seine Interessenlosigkeit durch die Räumung Cyperns beweisen, und selbst durch die Preisgebung Constantinopels an Rußland wäre die Verständigung mit dem Czaren nicht zu theuer erkauft. Wenn es richtig seyn sollte, daß die „Jungtürken" ein Vorgehen gegen den Sultan und seine Palastherrlichkeit planen, so wäre es dann Rußlands Sache, mit der neuen Bewegung fertig zu werden. Allerdings ist in der Türkei von heute auf morgen nichts mehr sicher, auch das Leben des Sultans nicht.

Der junge Czar hat inzwischen seine „Höflichkeitsbesuche" in Wien und Breslau überstanden, zu allseitiger Befriedigung, wie verlautete. Eine der schwungvollen Reden des Deutschen Kaisers hat die Worte enthalten: er wolle „dem huldvollen russischen Kaiserpaar seinen Dank zu Füßen legen." Eher hätte umgekehrt der Czar, wie sein mitteninne verstorbener Minister, Ursache gehabt, für die Erhaltung eines solchen „Friedens" zum Aufsteigen Rußlands im benachbarten Orient den Dank vor die Füße zu legen. Der Großmutterbesuch findet nun in Schottland statt. England würde sich gratuliren können, wenn es in dem bisherigen „Concert" nicht mehr mitzusingen hat, und Rußland allein den Takt schlagen kann. Wen wird aber dann das am 15. September aus Constantinopel nach München gerichtete Telegramm anzugehen haben: „Die Finanznoth ist eine unbeschreibliche, die Aufforderung an die Gouverneure, Gelder einzutreiben, blieb erfolglos."

XLVI.

Zur geschichtlichen Literatur des Mittelalters.

(Juritsch, Lindemann.)

Einen umfassenden Zeitraum, nahezu volle dreihundert Jahre, hat Dr. Georg Juritsch zum Gegenstande sich erwählt, um „die Geschichte der Babenberger und ihrer Länder“[1]) zu erzählen. Es ist ein reiches Material, welches der Verfasser mit geschickter Hand in einem Bande zusammenfaßt. Dies war nur dadurch möglich, daß Juritsch die Geschichte der Babenberger Länder nur insoweit in die Darstellung hineinbezog, als ihre Geschicke mit der Kaiser- und Reichsgeschichte in enger Beziehung stand. Vorgänge mehr lokaler Bedeutung wurden ausgeschlossen. Auch die innere Entwicklung, das Rechtsleben, die sociale Gestaltung, kirchliche Verhältnisse, wirthschaftliche Aenderungen sind nur in den allgemeinen Beziehungen besprochen. Aber auch so bietet der vorliegende Band ein sehr reiches und belehrendes Material, welches den Leser mitten in die Ereignisse einer großen und wechselvollen Vergangenheit versetzt und ihn durch lebhafte Darstellung fesselt. Das Quellenmaterial ist in vollem Umfange herangezogen, die einschlägige Literatur fleißig benützt. Das Urtheil freilich fällt nicht selten subjektiv aus und findet in den Quellen nicht immer seine Begründung. Der Verfasser liest Manches aus den Quellen heraus, was die objektive Kritik kaum gelten lassen kann. Auch werden die Resultate Anderer häufig allzu gläubig angenommen. Mitunter werden Hypothesen

1) Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 1894. S. 724.

als solche hingestellt, aber im Verlaufe der Darstellung zu Thatsachen umgestaltet und eine Geschichte darauf gebaut, welche der Wirklichkeit nicht entspricht. Was Juritsch S. 8—11 über Bischof Piligrim von Passau erzählt, stimmt zwar mit Dümmler und Uhlirz überein, ist aber nichts weniger, als nachweisbare Geschichte.[1]) Allen Ernstes erzählt Juritsch, daß Bischof Piligrim auf eine in Rom (!) erschlichene und vielleicht (!) auf andere Urkunden gestützt, einen gefälschten Missionsbericht nach Rom geschickt habe (S. 11). Also zuerst hätte nach Juritsch der Passauer Bischof eine Urkunde in Rom anfertigen lassen, dann hätte er, auf die römische Fälschung gestützt, einen gefälschten Missionsbericht erstattet. Und dies Alles deshalb, weil der Mainzer Erzbischof über die Bestechlichkeit römischer Kanzleibeamten sich beklagt habe. Diese Klagen über Bestechlichkeit des Kanzleipersonals bilden aber eine stehende Rubrik durch alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurch bis in die neueste Zeit hinein. Auf solche vage Angaben hin das Erschleichen einer Urkunde zu begründen, geht über das Maß erlaubter Hypothesen hinaus. Etwas später, S. 681, ist das, was Juritsch mehr auf fremde Angaben hin für möglich hielt, bereits vollendete Thatsache. Er schreibt S. 681: „Bischof Piligrim von Passau und dessen Nachfolger Adalbert konnten sich auf Schleichwegen wichtige Schriftstücke aus Rom verschaffen.“ Wie man sieht, wird aus dem „Vielleicht“ eine Wirklichkeit, aus der Hypothese die Behauptung einer Thatsache.

Von solchen Fehlern der Methode abgesehen, ist das Buch von Juritsch eine außerordentlich fleißige und werthvolle Arbeit, welche unter den Darstellungen der Geschichte Oesterreichs einen hervorragenden Platz behaupten wird. Mit besonderer Ausführlichkeit ist das dreizehnte Jahrhundert behandelt. Die Zeit von 1198—1246, bis zum Erlöschen der Babenberger, nimmt in der Darstellung von Juritsch genau die Hälfte des Buches ein. Das größte Interesse wendet sich der lebensvollen

---

1) Vgl. meine Abhandlung: Lorch und Passau im Mainzer „Katholik,“ Februar bis Aprilheft 1896.

Darstellung dieses halben Jahrhunderts hin, welches Oesterreich auf der Höhe seines Ruhmes unter Leopold VI. dem Glorreichen sieht (1219--1232). Kaum anderthalb Jahrzehnte später war das Babenberger Geschlecht mit Friedrich dem Streitbaren erloschen, welcher in der Schlacht an der Leitha ein jähes Ende fand. Die österreichischen Erblande aber wurden ein Zankapfel zwischen Kaiser und Papst, zwischen Böhmen und Bayern, bis Graf Rudolf von Habsburg als siegreicher Heerführer nach der Schlacht auf dem Marchfeld das alte babenbergische Erbe zum Mittelpunkte der aufstrebenden Macht des Hauses Habsburg erhoben hat.

Für den bayerischen Stamm ist die Entwicklung Oesterreich's deshalb von großer Bedeutung, weil das Colonialland der Ostmark das bayerische Mutterland an Ausdehnung und Macht bald überflügelte. Nicht dem ursprünglichen Bayernlande, sondern den bayerischen Colonisten, welche in den Kämpfen um Behauptung und Ausdehnung der Ostmark große kriegerische Tüchtigkeit sich aneigneten, fiel die führende Macht zu, so daß Oesterreich bald Deutschlands Herz und Schild (cor et clypeus) wurde. Die Entwicklung der Ostmark war auch durchaus verschieden von der Colonisirung im Nordosten (Preußen). Während hier die deutschen Colonisten nur eine kleine herrschende Minderheit bildeten, das Gros der Bevölkerung aber wendisch (slavisch) war und blieb und erst allmählig der Sprache nach germanisirt wurde, entwickelte sich das Colonialland der Ostmark kerndeutsch. Die verwüsteten und entvölkerten Länder Ober- und Niederösterreich, Salzburg, der größere Theil von Steyermark und Kärnthen wurden von bayerischen Colonisten in Besitz genommen und letztere erhielten immer wieder ergänzende Nachschübe aus der bayerischen Heimath, theilweise auch aus Franken, aus der Heimath der Babenberger. In den Ortschaftsnamen der Ostmark, welche vielfach der ursprünglichen bayerischen oder fränkischen Heimath entnommen wurden, haben wir hiefür Belege in Hülle und Fülle. Sind in Folge des verschiedenen Ganges der Entwicklung und der Colonisirung die Preußen, Pommern und Mecklenburger germanisirte Slaven, welche mehr russische als deutsche Charaktereigenschaften bekunden, so bilden die Oesterreicher einen ächten deutschen

Zweig des alten germanischen Stammes der Bayern. Mit Recht singt der Verfasser der „Donaulieder“ J. Pollhammer:

„Es lebt ein Volk in Oesterreich
Hart an der Donau Fluth,
Dies Volk, es ist dem Besten gleich,
Wenn's gilt, an Kraft und Muth!
Es stammt das Volk in Oesterreich
Aus echtem deutschen Blut.“

Mit einer Specialfrage befaßt sich eine kleine Dissertationsschrift zur Erlangung der Doktorwürde in Rostock von H. Lindemann. Sie drückt den Inhalt schon aus in dem langen Titel: „Die Ermordung des Herzogs Ludwig von Bayern und die päpstliche Agitation in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte Kaisers Friedrich II.“ Der Verfasser will in Uebereinstimmung mit seinem Lehrer Professor Dr. Schirrmacher, welcher auch als Referent für die Doktorwürde fungirte, nachweisen, daß Kaiser Friedrich II. nicht an dem Morde des Herzogs Ludwig des Kehlheimers Schuld trage und daß alle bezüglichen Beschuldigungen nur auf Grund eines leeren Gerüchtes erhoben sind. Und was der Verfasser beweisen will, gelingt ihm natürlich auch, wenigstens nach seiner Anschauung. Er schließt seine Untersuchung S. 96 mit dem Diktum: „Wir können sagen, daß den Kaiser keine Schuld am Morde trifft.“

Die Frage, ob Kaiser Friedrich II. mit Recht oder mit Unrecht der Urheberschaft des Mordes auf der Kehlheimer Brücke beschuldigt wurde, läßt sich weder mit Ja noch mit Nein beantworten, da der Mörder selbst sich in unverbrüchliches Schweigen hüllte. Thatsache aber ist, daß die öffentliche Meinung überwiegend dem Kaiser die Schuld an dem Fürstenmorde zugeschoben hat. Diese öffentliche Meinung nennt Lindemann „leeres Gerücht.“ Man kann aber seine Ansicht mit demselben Rechte eine bodenlose Behauptung nennen. Thatsache ist ferner, daß das „im Volksmunde kursirende Gerücht“, wie Lindemann sich ausdrückt (92), von den Chronisten, welche am meisten Beachtung verdienen, als geschichtliches Faktum ohne jede Einschränkung wiedergegeben wird. Wir nennen Abt Hermann von Niederaltach. Wenn

gegen Hermann's Zeugniß von Lindemann eingewendet wird, daß der als gewissenhafter Chronist bekannte Abt erst mehrere Jahrzehnte nach dem Morde schrieb, so ist das ganz bedeutungslos. Hermann war schon zur Zeit des Kehlheimer Mordes Mönch in Niederaltach, welches den Mittelpunkt der historischen Bestrebungen im damaligen Bayern bildete. Der Versuch Lindemann's, Abt Hermann als Anhänger des Albert Behaim hinzustellen, verdient gar keine Widerlegung. Hermann hat des gewaltigen päpstlichen Agitators in seinen Aufzeichnungen mit keiner Silbe Erwähnung gethan, ein Schweigen, welches vielsagend ist und nur gegen Albert Behaim gedeutet werden kann.

Ebenso wie die Aufzeichnung des Hermann von Niederaltach fällt die Angabe des Konrad von Fabaria ins Gewicht, welcher den Kaiser direkt der Blutthat beschuldigt. Konrad von Fabaria stützte sich auf die Mittheilungen des Abtes Konrad von St. Gallen, welcher in den Jahren 1227—1234 als vertrauter Rathgeber des Königs Heinrich, des Sohnes des Kaisers, eine einflußreiche Stellung einnahm. Das Zeugniß des Konrad von Fabaria fällt auch Riezler am meisten ins Gewicht. Riezler schreibt:[1] „Eben dieser Gewährsmann wirkt durch seine furchtbare Bekräftigung der Anklage am meisten darauf hin, daß auch wir der Wucht des Verdachtes uns nicht entziehen können, mit welchem die Zeitgenossen den Kaiser belasteten.“ Ganz ähnlich urtheilte der jüngst verstorbene Winkelmann: „Von allen Autoren konnte nur Einer etwas Genaueres wissen, Konrad von Pfäffers, welcher die Anschauungen des in die Angelegenheiten des Hofes tief eingeweihten Abtes von St. Gallen vertritt, und dieser Eine zeiht mit dürren Worten den Kaiser des Mordes. Deßhalb theile ich Böhmer's Ansicht, daß Friedrich's Schuld mehr als muthmaßlich ist, gibt es doch ähnliche Blutflecken in seinem Leben“.[2])

---

1) Geschichte Bayerns II, 61.

2) In einem kurz vor seinem Tode geschriebenen Artikel (Mittheilungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung 1896, I. Heft, S. 48 ff.) hat E. Winkelmann seinen früheren Standpunkt aufgegeben und hat sich auf Seite von Schirrmacher und Lindemann gestellt. Die Beweisführung ist aber in keiner Weise überzeugend.

Auch Meyer von Knonau ist der Ansicht, daß „das Zeugniß des Konrad von Fabaria über die Ursache der Ermordung des bayerischen Herzogs als geradezu ausschlaggebend angenommen werden darf."

Zu den Angaben des Abtes Hermann von Niederaltach und des Konrad von Fabaria kommen als drittes wichtiges Zeugniß die Bemerkungen der Annalen von Schäftlarn, welche bestätigen, daß auch am herzoglich bayerischen Hofe Kaiser Friedrich II. als Urheber des Mordes angesehen wurde. Die annales Schaeftlarienses majores haben zum Jahre 1235 eingetragen: imperator Fridericus de Italia ad terras Teutonicorum venit, per Bavariam transiens, Ratisponae cum principibus colloquium habuit: Ottoni duci Bavariae pro morte patris, de qua suspectus habebatur, reconciliatur.[1]) Die annales Schaeftlarienses minores bemerken:[2]) Ludwicus dux Bavariae apud Kelheim per nuntios Friderici imperatoris occiditur.

Wie man angesichts solcher Zeugnisse kategorisch sagen kann, den Kaiser treffe keine Schuld am Morde, ist bezeichnend für den Ernst und die Unparteilichkeit der Lindemann-Schirrmacher'schen Forschung. Das ist nicht mehr objektive Auffassung, sondern Parteibestrebung, nicht mehr geschichtliche Forschung, sondern Geschichtsbaumeisterei.

Dr. Ratzinger.

1) Mon. G. SS. XVII, 340.
2) ibid. p. 343.

XLVI.

Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu.

F. Paulsen hat in einer sehr anerkennenden Besprechung des vierten Bandes der Ratio studiorum S. J.,[1]) den P. B. Duhr in den Monumenta Germaniae paedagogica veröffentlichte, den Wunsch geäußert, es möchte der gelehrte Nachfolger des P. Pachtler aus dem nunmehr abgeschlossenen reichen Quellenmaterial über die Studienordnung der Gesellschaft Jesu eine kurz gedrängte, zusammenfassende Darstellung liefern, die geeignet wäre, nöthigenfalls, ohne selbst all die Quellen durchzuarbeiten, einen raschen und sichern Gesammtblick über das ganze jesuitische Erziehungssystem zu gewähren. Der wohlgemeinte Wunsch war nicht unberechtigt; das hat die Erfahrung leider nur zu klar bewiesen. Denn auch nach der vollständigsten Veröffentlichung der Ratio studiorum S. J. wurden noch da und dort in sonst durchaus wissenschaftlichen Arbeiten die alten ungerechten Vorurtheile über Jesuiten-Pädagogik immer wieder von neuem nachgeschrieben und glauben gemacht.[2]) Konnte auch eine so unwissenschaftliche Nichtbeachtung wichtiger Quellen wenig gebilligt werden, so lag doch in der mühsamen Durcharbeitung so ausgedehnten Materials eine Art von Entschuldigung. Und so hat P. B. Duhr durch seine neueste Schrift[3]) einem eigentlichen Bedürfnisse abgeholfen und sich den Dank der gelehrten Welt verdient.

---

1) Deutsche Litteraturzeitung (Rödiger-Henneberg) 15. Jahrgang Nr. 40 (6. Oktober 1894).

2) Insbesondere finden sich in den jetzt erfreulicher Weise zahlreich werdenden Arbeiten über Jesuiten-Dramen gelegentlich ganz schiefe Darstellungen von manchen Einrichtungen der alten Jesuiten-Schulen.

3) Die Studienordnung der Gesellschaft Jesu, mit einer Einleitung von Bernhard Duhr S. J. Freiburg (Herder) 1896. 286 S. (5 M.)

Die Schrift wird zugleich noch einem andern Zwecke gerecht, indem sie in die sehr verdienstvolle „Bibliothek der katholischen Pädagogik“ [1]) eingereiht erscheint. Welche Stellung jedoch sie in diesem Zusammenhange einnimmt, läßt sich in einer kurzen Anzeige nicht erörtern.

Das Buch besteht aus zwei ungleichen Theilen: die zweite kleinere Hälfte (S. 177—280) bietet in deutscher Uebertragung den Text der Studienordnungen von 1599 und 1832. Wohl hat schon P. Pachtler seiner Veröffentlichung auch eine Uebersetzung beigegeben; aber P. Duhr hat sachlich und sprachlich manche dankenswerthe Verbesserungen an seiner Vorlage angebracht, ohne jedoch selbst „den Anspruch auf Vollkommenheit zu erheben.“

Das eigentliche Verdienst des Duhr'schen Werkchens liegt in der Einleitung (S. 1—174), die eine systematische Zusammenstellung der jesuitischen Studienordnung genannt werden darf. Duhr gibt zunächst einen fleißig gearbeiteten und vollständig erschöpfenden Abriß von der Geschichte und den Quellen der Studienordnung (S. 1—23), wobei er gelegentlich in den Anmerkungen falsche Ansichten und böswillige Anschuldigungen kurz und bündig widerlegt. Die eigentliche Arbeit zerlegt ihren Stoff in Pädagogik (24—78) und Didaktik (S. 79—174). Die „pädagogischen Grundsätze“ stellen vorerst das „Erziehungsideal“ auf und geben kurz die Mittel zur Erreichung ihres Zieles an. Sodann werden die besonderen Gebiete besprochen, auf denen die Pädagogik sich zeigt. Natürlich steht da der Lehrer obenan, und dieses Kapitel hat Duhr vorzüglich behandelt. Etwas der Gesellschaft Jesu Eigenthümliches ist die Unentgeltlichkeit des Unterrichts, die aber zur ganzen jesuitischen Pädagogik wohl paßt. „Schulzucht,“ „Strafen und Belohnungen,“ „Wetteifer,“ „Erholung,“ „Feste und Spiele“ werden an der Hand der Quellen mit häufiger Mitbenutzung handschriftlichen Materials aus dem deutschen Ordensarchiv recht anschaulich dargelegt. Dabei weiß der belesene Verfasser die Wünsche und Bestrebungen

---

1) Als neunter Band.

der modernen Pädagogik so in seine Darstellung hereinzuziehen, daß sie sich wie von selbst zu einer herrlichen Apologie der alten Jesuitenschulen gestaltet.

Während die Grundsätze der Pädagogik sich ausschließlich auf das Gymnasium beschränken, umfaßt die Didaktik außer dem Gymnasium auch das Lyceum und die Hochschule. Der Stoff bietet sich hier in Ueberfülle dar, und es kann deshalb nur auf ein oder das andere Kapitel hingewiesen werden. So müssen Duhr's Darlegungen über die Behandlung der „Muttersprache", sowie über „Deklamation," „Akademie" und „Theater" geradezu ausgezeichnet genannt werden. Zu den Ausführungen über das Lyceum und die Hochschule tritt als besondere Eigenthümlichkeit der alten Lehrmethode im Gegensatze zu der heute beliebten allüberall die Vorschrift hervor, die größte Sorgfalt auf die Kunst der Disputierübungen zu verwenden, indem man von dem Grundsatze ausging, daß nur dadurch der Vortrag des Lehrers bleibendes Eigenthum der Hörenden werde.

Duhr faßt in vier kurzen Schlußsätzen die Merkmale der Ratio studiorum S. J. zusammen: sie zeige ein festes System; das System zeichne sich durch Einheit des Zweckes und durch Ordnung in der Ausbildung aller geistigen Fähigkeiten aus; diese Ausbildung schließe sich zeitlich und sachlich der psychologischen Entwickelung des Menschen an; mit einer solchen harmonischen Geistesbildung werde zugleich auch der Wille zum Guten gekräftigt, sodaß die Studienordnung der Gesellschaft Jesu nicht allein gebildete, sondern auch gute Männer erziehen wolle: „sie wolle mit den Waffen des Geistes nicht den Räuber, sondern den Soldaten ausrüsten."

Das Personen- und Sachregister (S. 281—286) erhöht den Werth der Schrift. Möge der gelehrte Verfasser als Krönung seines Werkes noch dem weiteren Wunsche Paulsens zur Verwirklichung verhelfen, daß auch „einige Skizzen von Lehrer- und Schülerleben aus den verschiedenen Jahrhunderten veröffentlicht werden, wodurch die Schul- und Studienordnungen der Gesellschaft Jesu erst recht ins Licht treten!"

XLVIII.

Zur neueren Geschichte der Diöcese Hildesheim.

(Schluß.)

Die bedeutendste Gemeinde der Diöcese ist Hannover. Wie die Stadt selbst erst in der Neuzeit sich zu ihrer Größe emporgeschwungen hat, so hat sich auch die katholische Gemeinde daselbst erst in den letzten Decennien zu einer „Riesenparochie modernen Stiles" entwickelt.[1] Durch Herzog Johann Friedrich 1665 gegründet, hatte sie 1718 eine dem hl. Clemens geweihte Kirche erhalten und sich bis 1830 fast immer auf gleichem Stande gehalten. Erst in den vierziger Jahren trat ein Wachsthum ein, 1856 zählte die katholische Gemeinde in der Stadt und Umgegend 1795 Seelen, bis 1860 wuchs sie auf 3100 und 1866 hatte sie 4500 Seelen. Als Bischof Wedekin 1863 in Hannover firmte, erklärte er von der Kanzel, daß er den Bau einer zweiten katholischen Kirche für Hannover für nothwendig halte, und hoffe, diese neue Kirche noch selbst consecriren zu können. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Erst sein Nachfolger, Bischof Wilhelm, hatte das Glück, für die katholische Gemeinde Hannover neue Kirchen weihen zu können. 1872 bildete sich zur Förderung dieses Planes ein Lokalcomité, welches den Vorort Linden, wo in Folge der vielen Fabriken sich

1) Woker, Geschichte der katholischen Kirche und Gemeinde in Hannover und Celle, S. 237.

eine stets wachsende katholische Arbeiterzahl niedergelassen hatte, zunächst ins Auge faßte. Bereits am 4. Oktober 1874 konnte der Bischof hier die erste unter seinem Episkopate entstandene Missionskirche einweihen. 1884 erhielt Linden einen zweiten Geistlichen, 1890 den dritten und am 4. März 1891 wurde es zur selbständigen Pfarrei errichtet. Die katholische Pfarrgemeinde Linden, welche 6000 Seelen zählt, hatte im Vorjahre 310 Taufen, 68 Trauungen und 8382 hl. Communionen. Die Zahl der Schulkinder betrug 910.

Da die Zahl der Katholiken in der Stadt Hannover selbst aber immer mehr zunahm, so genügte die eine katholische Kirche trotz der Abzweigung von Linden doch bald nicht mehr. Nachdem viele Jahre gesammelt und besonders zu Ehren Windthorst's aus allen Theilen Deutschlands Gaben für die „Windthorstkirche“ zusammengeflossen, wurde 1886 der Bau einer zweiten Kirche in Hannover begonnen. Am 20. Mai 1890 consecrirte Bischof Wilhelm die Kirche, in welcher er am 18. März des folgenden Jahres Windthorst bereits zur letzten Ruhe bettete. Die Marienkirche in Hannover, welche vielen Lesern bekannt sein wird, ist wohl die schönste Kirche, die in der Neuzeit im Norden Deutschlands gebaut ist. An der Kirche wirken drei Geistliche. Die Zahl der Taufen betrug im Vorjahre 256, der Trauungen 69, der hl. Communionen 8027; Schulkinder zählte man 743. — Bereits im Jahre 1884 hatte der Bischof sein Augenmerk auf einen anderen Vorort Hannovers, auf Döhren gerichtet. Zum 1. Oktober 1884 wurde daselbst eine katholische Privatschule errichtet, 1886 ein größeres Grundstück für den Bau von Kirche, Schule und Pfarrhaus erworben und endlich, als kaum die Windthorstkirche vollendet war, begann der Bau der Bernwarduskirche in Döhren, welche am 8. Sept. 1893 consecrirt wurde. Zur Döhrener Gemeinde zählen 2000 Katholiken, Taufen gab es im Vorjahre 92, Trauungen 25, hl. Communionen 4542, Schulkinder circa 300. Kaum war Döhren vollendet, als auch schon der Bau einer dritten

Kirche im eigentlichen Stadtgebiete in Angriff genommen wurde. Nachdem im Frühjahr 1894 der Grundstein gelegt war, consecrirte der Bischof das neue Gotteshaus am 20. November 1895 zu Ehren der hl. Elisabeth.

Vergleichen wir also das katholische Hannover von 1871, wo Bischof Wilhelm den Hirtenstab ergriff, mit dem heutigen Stande, so ergibt sich: 1871 hatte die Gemeinde circa 6000 Seelen, 1 Kirche, 4 Geistliche; 1896 hat Hannover (mit Einschluß von Linden und Döhren) circa 30,000 Seelen, 5 Kirchen und 12 Geistliche. Die Clemenskirche, als die Mutter aller hannoverschen Kirchen, ist zur Propsteikirche erhoben, und 1895 hat der Bischof auch ein Dekanat Hannover errichtet, dessen Dekan stets der Propst von St. Clemens ist. Die kirchliche Entwickelung Hannovers ist aber noch nicht abgeschlossen. Bereits plant man den Bau einer zweiten Kirche in Linden, einer vierten in Hannover, und auch mehrere Vororte sollen demnächst kirchlich versorgt werden. Auch in anderen Beziehungen hat Hannover unter dem Episcopate Wilhelms Fortschritte gemacht. 1871 hatte es in einem bescheidenen Hause eine Niederlassung von 10 barmherzigen Schwestern, heute hat es zwei Niederlassungen in der Stadt selbst mit zusammen 39 Schwestern, eine Niederlassung in Linden mit 4 und eine in Döhren mit 3 Schwestern. Das Vincenzstift, das katholische Krankenhaus, ist weit bekannt. Hannover hat jetzt ein katholisches Waisenhaus, ein Vereinshaus für die katholischen Vereine und ein Vereinshaus besonders für den katholischen Gesellenverein, ein Marienhaus für die Dienstboten und ein Arbeiterinenheim in Linden.

Wir kommen jetzt zu den neuen Seelsorgsstellen, welche unter Bischof Wilhelm in dem übrigen Theile der Diöcese errichtet sind. Gleich im ersten Jahre seiner Amtsthätigkeit gründete derselbe im Norden der Diöcese die Mission Stade. 1879 war die Gründung soweit gediehen, daß ein ehemaliges Wirthschaftsetablissement erworben werden konnte, dessen

Tanzsaal zur Kapelle umgestaltet wurde. Bis 1886 mußte der Geistliche auch den Elementarunterricht ertheilen, dann kam ein Lehrer, [illegible] wurde die Schule zu einer öffentlichen erhoben. Nachdem das Einkommen des Geistlichen genügend [illegible], soll die Missionsstelle zur Pfarrei erhoben werden. [illegible] mußte dem Missionsgeistlichen ein Kaplan zur Pastoration der katholischen Fabrikarbeiter in Hemmor beigegeben werden.

Mitten im [illegible] erstand sodann die Seelsorgsstelle in dem berühmten Harzkur- und Badeorte Harzburg. Nachdem 1877 [illegible] als Kaplan des Pfarrers [illegible] angestellt war, wurde 1879 ein [illegible] Kirche und Pfarrhaus [illegible]. [illegible] Privatschule [illegible] wirklichen [illegible] vor der [illegible] der Ein- [illegible] gegen [illegible] Harzburg [illegible] vergütet [illegible]

[illegible] Er- [illegible] Während sonst [illegible] Bauten [illegible] und [illegible] 1864 [illegible] aus [illegible] katholische [illegible] erhoben. [illegible] ein [illegible] und 1894 [illegible]

[illegible] wohin

durch die Eisenhütte mehrere hundert Katholiken gekommen waren, eine kirchliche Einrichtung geschaffen. 1881 wurde daselbst mit dem Bau einer Kapelle begonnen, welche 1884 benedicirt wurde. Der regelmäßige Sonntagsgottesdienst wird daselbst von Peine aus gehalten. 1885 wurde ein Schulhaus gebaut und eine Privatschule eröffnet, welche 1889 zur öffentlichen erhoben wurde.

Das Jahr 1888 brachte eine neue Missionsstation in Baddeckenstedt, an der Eisenbahn von Hildesheim nach Goslar belegen. Zunächst wurde der Gottesdienst in einem Gasthause abgehalten, im nächsten Jahre aber schon eine Villa, welche ein Berliner Kaufmann sich daselbst erst kürzlich erbaut hatte, für die Missionsstelle angekauft, in welcher eine entsprechende Kapelle und ein Schulzimmer angelegt wurde. Die Schule hat noch privaten Charakter, der regelmäßige Gottesdienst wird von den Geistlichen der drei umliegenden Pfarreien gehalten.

Das als Eisenbahnkreuzungspunkt bekannte Lehrte hatte im Laufe der Jahre eine größere Anzahl Katholiken herbeigezogen, welche vollständig verwaist dastanden. Als im Culturkampfe der Bischof dem Wunsche derselben, ihnen einen Geistlichen zu schicken, nicht entsprechen konnte, wandten sich dieselben sogar an den Oberpräsidenten, damit derselbe die staatlichen Hindernisse beseitigen möge. Mit dem Ausdrucke des Bedauerns erwiderte derselbe, daß unter den obwaltenden Umständen die Errichtung einer Seelsorgsstelle in Lehrte nicht möglich sei. Wegen Mangels an Mitteln konnte auch 1884 nichts anderes geschehen, als daß alle Monate einmal Gottesdienst in einem gemietheten Lokale gehalten wurde. 1889 wurde ein Schulhaus gebaut und eine Privatschule eröffnet, welche 1894 öffentlichen Charakter erhielt; 1895 wurde Kirche und Pfarrhaus erbaut und in Lehrte ein Geistlicher angestellt.

Große Schwierigkeiten verursachte die Errichtung einer Seelsorgsstelle in Schöningen, dem angeblichen Geburts-

[illegible] Nach jahrelangem
[illegible] Regierung ihre Genehmig-
[illegible] 1882 [illegible] sein Wirken
[illegible] dazu benützt,
[illegible] Eröffnung einer
[illegible]

[illegible] Harburg die
[illegible] 185[illegible] [illegible] entwickelt.
[illegible] 1889 die Anstellung
[illegible] Jahre später
[illegible] eine eigene
[illegible] Geistlichen ge-
[illegible] Wilhelmsburg
[illegible] zur öffentlichen
[illegible] Missionsstelle,
[illegible] Kürze zur selbst-
[illegible]

[illegible] Bischof Wedekin
[illegible] daß alle
[illegible] Die im
[illegible] Holz-
[illegible] 1884 [illegible] reizende
[illegible] Verhältnisse
[illegible] Dazu macht
[illegible] Jahrzehnt
[illegible] überaus
[illegible] Missions-
[illegible] gelegen,
[illegible] bislang
[illegible] schlosses
[illegible] für den
[illegible] der
[illegible] Schule
[illegible] aus-
[illegible] Pfarrhaus

neu gebaut und die Mission am Anfange des nächsten Jahres zur Pfarrei erhoben. In derselben Zeit wurde auch in Salzgitter, wo die Missionsgemeinde noch immer in einer ärmlichen Kapelle ihren Gottesdienst feierte, eine neue Kirche aus Sandstein erbaut. Zwei Jahre später, am 5. August 1891, wurde die Kirche in Wolfenbüttel consecrirt, welche die größte und trotz aller Einfachheit wohl die schönste aller Missionskirchen ist, die in der Diöcese Hildesheim gebaut sind. Da das fruchtbare Land Braunschweig alljährlich Tausende katholischer Sachsengänger herbeizieht, welche Sonntags eine große Zahl Kirchenbesucher stellen, so war in Wolfenbüttel der Bau einer großen Kirche nothwendig geworden. — Ein trauriges Lokal für den Gottesdienst besaß die katholische Gemeinde in der alten Bischofsstadt Verden. Ein ehemaliger Stall auf dem Hofe eines Bürgerhauses war damals zur Kapelle eingerichtet. Die Schule war in einem Miethlokale untergebracht. 1894 hatte die Gemeinde die Freude, ein neues Gotteshaus, Pfarrhaus und Schule zu erhalten. Die Missionsstelle in Einbeck konnte 1895 ihr neues Gotteshaus consecriren lassen. Die Missionsstelle in Nienburg wurde zur Pfarrei erhoben, die Schule öffentlich und die Kirche wesentlich erweitert. Die Missionspfarrei Blumenthal hatte sich so vergrößert, daß die 1858 erbaute Kirche viel zu klein war. Deshalb wurde 1894 mit Benutzung der alten Kirche als Chor eine große neue Kirche gebaut. 1889 wurde alsdann im Filialorte Grohn eine katholische Schule eröffnet. Die Missionsstelle in Hameln wurde 1890 zur Pfarrei erhoben, nachdem 1883 die Kirche wesentlich erweitert war. Gleiches geschah in Alfeld. Die Kirche wurde erweitert, die Schule öffentlich und die Mission Pfarrstelle. Ebenso wurde auch die Missionsstelle Mehle zur Pfarrei erhoben. Die Missionspfarrei Celle erhielt eine Communikantenanstalt und Schwesternstation, das Josephsstift, wo die Kinder aus dem weiten Diasporagebiete der Heide gesammelt und im katholischen

Glauben erzogen werden. Außerdem wurde daselbst ein zweiter Geistlicher angestellt. Ebenfalls eine Communikanten-anstalt mit barmherzigen Schwestern und zweiten Geistlichen erhielt die Missionspfarrei Lüneburg. Die Missionspfarrei Helmstedt im Herzogthume Braunschweig vergrößerte ihre Kirche, vermehrte ihre Schulklassen und erbaute ein neues Schulhaus. Außerdem wurde im Filialdorfe Süpplingen, wo hunderte von katholischen Arbeitern sich niedergelassen, ein regelmäßiger Gottesdienst eingerichtet; für die Sommermonate gestattete das Braunschweigische Ministerium die Anstellung eines Kaplanes in Helmstedt. In Blankenburg am Harze, woselbst seit 1816 von Halberstadt aus in einem Nebengebäude des Schlosses Gottesdienst gehalten war, ist, da das Gebäude als baufällig abgetragen wurde, eine neue Kirche erbaut worden. Die Anstellung eines Geistlichen aber wurde von der Braunschweiger Regierung nicht gestattet. In Göttingen wurde die Kirche vergrößert und ein neues Kloster und Krankenhaus der barmherzigen Schwestern gebaut. In der Stadt Braunschweig wurde 1892 ein neues Schulhaus neben der alten Kirche erbaut, 1894 im Westen der Stadt ein Grundstück für den Bau einer zweiten Kirche erworben, daselbst zunächst eine Nothkirche errichtet und eine Schule eröffnet, 1896 im Norden der Stadt ein neues Schulhaus aufgeführt.

So ist auf allen Missionsstellen Neues geschaffen, viele sind zu vollen Pfarrsystemen entwickelt und mit den nothwendigen Gebäuden ausgestattet.

Nicht minder segensreich ist der Episcopat Wilhelms auch für die kleinen katholischen Theile der Diöcese geworden. Es sind neue Kirchen gebaut in Harsum, Bavenstedt, Einum, Bettmar, Söhre, Sorsum, Ruthe, sämmtlich im Stifte Hildesheim gelegen; in Behrenhausen, Germershausen, Brochthausen, Gerblingerode, Mingerode, Tiftlingerode, Fuhrbach, Nörten und in Duderstadt, sämmtlich am Eichsfelde gelegen. Die Kirchenerweiterungen, Thurm-

bauten an Kirchen und Ausschmückung von Kirchen, welche seit dem Culturkampfe in der Diöcese Hildesheim geschehen sind, wollen wir nicht weiter aufzählen. Die Filiale Hüddessum wurde von der Mutterkirche Borsum abgetrennt und zur selbständigen Pfarrei erhoben, nachdem die Gemeinde das Pfarrhaus gebaut und die Dotation der Pfarrstelle gestellt hatte. Die Filiale Hasede, welche bislang einen Lokalkaplan hatte, vergrößerte ihre Kirche und entwickelte sich zur selbständigen Pfarrstelle. Ebenso wurde in Hilkerode, einem Dorfe des Untereichsfeldes, welches über 1000 Seelen zählt, eine Seelsorgsstelle errichtet. Kirchenbauten sind an verschiedenen Orten des Stiftes und des Eichsfeldes bereits in Angriff genommen oder sollen demnächst begonnen werden.

Bischof Wilhelm hat in ganz hervorragender Weise die Verehrung seines hl. Vorgängers Bernward gefördert. Nur zwei Werke des Bischofs, welche hierfür geschaffen sind, mögen erwähnt werden Das eine ist die kunstvolle Restauration der Begräbnißstätte des Heiligen, das andere die Errichtung des Bernwardsdenkmals auf dem großen Domhofe in Hildesheim. Das Denkmal, nach dem Entwurfe des Professor Dr. Hartzer ausgeführt, wurde am 28. Sept. 1893 eingeweiht.

So ist der Episcopat des Bischofs Wilhelm für die Diöcese Hildesheim segensvoll geworden. Die glänzende Feier seines Jubiläums hat gezeigt, daß Klerus und Volk dankbar anerkennen, was ihr Bischof geleistet hat. Möge derselbe noch viele Jahre der Diöcese erhalten bleiben.

Braunschweig. K. Grube.

XLIX.

Magnus Jocham's Erinnerungen.[1]

Der Lycealprofessor Dr. Jocham, als Schriftsteller in weiten Kreisen auch außerhalb Bayern bekannt, ist in Freising am 4. März 1893, 85 Jahre alt, aus einem arbeitsvollen Leben geschieden. Als er im Jahre 1878 in Ruhestand trat, um den Lehrstuhl der Moral an der theologischen Fakultät jüngeren Kräften zu überlassen, machte er sich daran, die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen, und es war dem Greise vergönnt, sein Vorhaben weit hinaus, beinahe bis zum Ende seiner amtlichen Thätigkeit auszuführen. Die Memoiren erstrecken sich über einen Zeitraum von mehr als sechs Jahrzehnten; beim Jahre 1870, mit einem Nachruf auf seinen väterlichen Freund Dr. Alois Buchner, der als Domkapitular in Passau starb, schließen sie ab. Der Herausgeber P. Magnus Sattler, ein Landsmann des Verfassers, fügte dann in einem Schlußkapitel die noch nöthigen Ergänzungen und eine kurze Charakteristik hinzu, die das Gesammtbild in ansprechender und schöner Weise abrunden.

Jocham schreibt mit der behaglichen Redseligkeit des Alters, viel häusliches kleines Detail läuft wohl mitunter. Aber er besitzt die Gabe frisch und gemüthvoll zu erzählen,

---

1) Memoiren eines Obskuranten. Eine Selbstbiographie von Dr. Magnus Jocham, erzb. geistl. Rath, Lycealprofessor in Freising. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von P. Magnus Sattler O. S. B., Prior in Andechs. Kempten 1896. 834 S.

klar und anschaulich zu schildern. Der Stil ist einfach und gerade, wie die Person des Verfassers, eines biderben Allgäuers von ganzem Holz. In diesen Memoiren entrollt uns Jocham ein lebensvolles und lehrreiches Stück Seelen- und Zeitgeschichte, das durch die Geradheit und freimüthige Offenheit der Erzählung an Werth und Anziehungskraft gewinnt. Besonders für die erste Hälfte des ablaufenden Jahrhunderts bieten seine Schicksale und Erlebnisse einen lesenswerthen Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte Bayerns, nebenbei, wie der Herausgeber richtig bemerkt, auch eine concrete Pastoral

Mit großer Aufrichtigkeit berichtet Jocham, der Sohn armer frommer Landleute aus der Gegend von Immenstadt, über seinen Bildungs- und seelischen Entwicklungsgang, über seine geistigen Kämpfe und religiösen Versuchungen während der Universitätsjahre, die in die Zeit der Boos'schen Schwärmerei fielen, jener mystischen Bewegung der Separatisten, welche in den zwanziger Jahren sich ausbreitete. Eine warmherzige, innerliche, in seiner Jugendzeit ängstliche und zum Mysticismus geneigte Natur gerieth er als Student, im Umgang mit Martin Völk und anderen schwärmerisch angelegten schwäbischen Geistlichen, in einen Zustand religiöser Gährung, die ihn mächtig erregte und hin- und herwarf, zeitweilig auch in den Verdacht der Unkirchlichkeit brachte. Er mußte sich durch lange Kämpfe hindurcharbeiten, bis er aus der Unruhe und dem schmerzlichen Schwanken zur Klarheit und zum vollen Seelenfrieden sich emporgerungen. An den Erfahrungen seines eigenen Lebens mußte er so befunden, wie der weithin herrschende flache Rationalismus und Josephinismus als natürlichen Gegensatz den Mysticismus hervorrief, der manche Geister in ungezügeltem Subjektivismus in die Irre führte, vielen andern aber die Brücke wurde, um durch religiöse Verinnerlichung zur Erkenntniß und lebendigen Erfassung der Grundlehren der katholischen Kirche zu gelangen. Der große kirchliche Aufschwung in Deutschland,

XLIX.

Magnus Jocham's Erinnerungen.[1]

Der Lycealprofessor Dr. Jocham, als Schriftsteller in weiten Kreisen auch außerhalb Bayern bekannt, ist in Freising am 4. März 1893, 85 Jahre alt, aus einem arbeitsvollen Leben geschieden. Als er im Jahre 1878 in Ruhestand trat, um den Lehrstuhl der Moral an der theologischen Fakultät jüngeren Kräften zu überlassen, machte er sich daran, die Erinnerungen seines Lebens aufzuzeichnen, und es war dem Greise vergönnt, sein Vorhaben weit hinaus, beinahe bis zum Ende seiner amtlichen Thätigkeit auszuführen. Die Memoiren erstrecken sich über einen Zeitraum von mehr als sechs Jahrzehnten; beim Jahre 1870, mit einem Nachruf auf seinen väterlichen Freund Dr. Alois Buchner, der als Domkapitular in Passau starb, schließen sie ab. Der Herausgeber P. Magnus Sattler, ein Landsmann des Verfassers, fügte dann in einem Schlußkapitel die noch nöthigen Ergänzungen und eine kurze Charakteristik hinzu, die das Gesammtbild in ansprechender und schöner Weise abrunden.

Jocham schreibt mit der behaglichen Redseligkeit des Alters, viel häusliches kleines Detail läuft wohl mitunter. Aber er besitzt die Gabe frisch und gemüthvoll zu erzählen,

---

1) Memoiren eines Obskuranten. Eine Selbstbiographie von Dr. Magnus Jocham, erzb. geistl. Rath, Lycealprofessor in Freising. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von P. Magnus Sattler O. S. B., Prior in Andechs. Kempten 1896. 834 S.

klar und anschaulich zu schildern. Der Stil ist einfach und gerade, wie die Person des Verfassers, eines biderben Allgäuers von ganzem Holz. In diesen Memoiren entrollt uns Jocham ein lebensvolles und lehrreiches Stück Seelen- und Zeitgeschichte, das durch die Geradheit und freimüthige Offenheit der Erzählung an Werth und Anziehungskraft gewinnt. Besonders für die erste Hälfte des ablaufenden Jahrhunderts bieten seine Schicksale und Erlebnisse einen lesenswerthen Beitrag zur Kirchen- und Culturgeschichte Bayerns, nebenbei, wie der Herausgeber richtig bemerkt, auch eine concrete Pastoral

Mit großer Aufrichtigkeit berichtet Jocham, der Sohn armer frommer Landleute aus der Gegend von Immenstadt, über seinen Bildungs- und seelischen Entwicklungsgang, über seine geistigen Kämpfe und religiösen Versuchungen während der Universitätsjahre, die in die Zeit der Boos'schen Schwärmerei fielen, jener mystischen Bewegung der Separatisten, welche in den zwanziger Jahren sich ausbreitete. Eine warmherzige, innerliche, in seiner Jugendzeit ängstliche und zum Mysticismus geneigte Natur gerieth er als Student, im Umgang mit Martin Völk und anderen schwärmerisch angelegten schwäbischen Geistlichen, in einen Zustand religiöser Gährung, die ihn mächtig erregte und hin- und herwarf, zeitweilig auch in den Verdacht der Unkirchlichkeit brachte. Er mußte sich durch lange Kämpfe hindurcharbeiten, bis er aus der Unruhe und dem schmerzlichen Schwanken zur Klarheit und zum vollen Seelenfrieden sich emporgerungen. An den Erfahrungen seines eigenen Lebens mußte er so bekunden, wie der weithin herrschende flache Rationalismus und Josephinismus als natürlichen Gegensatz den Mysticismus hervorrief, der manche Geister in ungezügeltem Subjektivismus in die Irre führte, vielen andern aber die Brücke wurde, um durch religiöse Verinnerlichung zur Erkenntniß und lebendigen Erfassung der Grundlehren der katholischen Kirche zu gelangen. Der große kirchliche Aufschwung in Deutschland,

der um die Mitte der dreißiger Jahre anhub, hat dann das Uebrige gethan.

An der Universität fand Jocham wohlwollende Gönner an Prof. Alois Buchner und dem Seminardirektor Wiedemann. Auch Prof. von Moy bekundete dem Jüngling persönliches Interesse. Eine außerordentliche Anziehungskraft übte aber auf ihn G. H. Schubert, der den armen Studenten liebreich patronisirte, ihn gelegentlich auf seinen Wanderungen mitnahm und durch das würdig milde Wesen seiner Persönlichkeit in der Richtung zum Positiven bestärkte. Das Verhältniß erhielt sich auch später und gestaltete sich zu liebevoller Freundschaft, die bis zum Tode in den herzlichsten Bezeugungen sich bewährte. Die Einzelheiten dieses Verkehrs lesen sich höchst anziehend. Auch das in der Münchener Studienzeit angeknüpfte freundschaftliche Verhältniß mit dem Commilitonen Adolf von Scheurl, dem nachmaligen Professor der Jurisprudenz in Erlangen, einem ehrlichen, irenisch gesinnten Lutheraner, wurde von beiden Männern in späteren Jahren in edelster Weise aufrecht erhalten. Im Jahre 1851 schickte Prof. Scheurl dem alten Freunde, der nun Professor in Freising war, während der Osterferien sogar seine beiden jungen Söhne aus Erlangen zu, damit sie im Umgang mit ihm katholisches Leben kennen lernten.

Nachdem Jocham 1831 zu Augsburg die Ordination empfangen, fand er im Allgau seine erste Verwendung als Kaplan zu Altdorf bei Kaufbeuren. Aus den Anfängen seines Seelsorgslebens gewinnen wir einen Einblick in Zustände, die uns heute zum Theile fremdartig anmuthen. Man lebte in einer Uebergangsepoche; die napoleonische Umwälzung mit ihrem mehrfachen Herrschaftswechsel hatte Verhältnisse geschaffen, die erst einer neuen Ordnung entgegenharrten. Von der heute bis ins Kleine vorgesehenen bureaukratischen Regelung und Schablonisirung hatte man keine Ahnung. Alles war mehr der Initiative, der freien Selbstthätigkeit und dem praktischen Geschick des Einzelnen

überlassen. Von seinem Vorgänger auf der Expositur Hinterstein erzählt Jocham, daß derselbe an diesem Orte aus eigenem Antrieb eine Schule gegründet und selbst Jahre lang den Unterricht ertheilt habe; auch der Lehrer, der nach ihm die Schule übernahm, war von dem eifrigen, schlichten Geistlichen selbst herangebildet worden. Fast überall hing es vom Pfarrer ab, ob und wie eine Schule gedieh; die Lehrer waren meistens Autodidakten. Ein originelles Lehrerbild führt uns Jocham in dem Jäger und Lehrer Julius in Altdorf vor, einem wackern, menschenkundigen Volksmann, von dem er, der angehende Geistliche, selbst das Schulhalten unter Landkindern erlernte, was er nicht lange nachher praktisch auszuüben Gelegenheit erhielt.

An seinem ersten Pfarrherrn Fux in Altdorf, der seine Bildung noch in dem Benediktinerkloster Tegernsee empfangen hatte, fand Jocham den rechten Erzieher in Predigt und Pastoration und einen klugen Unterweiser in der volksthümlichen Behandlung der Pfarrkinder. Die Schilderung des Zusammenlebens und Wirkens mit diesem würdigen Pfarrer, der verkörperten Lebensweisheit, ist ein ansprechendes und gleichsam umrahmtes Bild für sich. Ein ähnliches Charakterbild begegnet uns dann in der Person des Dekans Wankmiller in Hindelang, seines nächsten geistlichen Vorgesetzten, als er Expositus in Hinterstein geworden. Von diesem Jünger Sailers sagt er: die Parabel vom guten Hirten sei gewiß noch nirgends so schön in die Menschensprache und ins Menschenleben übersetzt worden, wie in diesem liebenswürdigen Seelenhirten und in seinem Verhältnisse zu der ihm anvertrauten Heerde. Fux und Wankmiller blieben auch auf seinem ferneren Wege seine treuen, immer wieder aufgesuchten weisen Berather.

Mit der Berufung auf die Kaplanei-Expositur in Hinterstein, einem abgelegenen Gebirgsort, wo nach der Aussage der Leute die Welt mit Brettern vernagelt und wo die Sonne tagsüber nur kurze Zeit sichtbar ist, beginnt

das selbständige Priesterleben Jochams (1833—35). In den „Schildereien des Johannes Clericus“ hat er es schon vor vier Jahrzehnten in origineller Weise geschildert. Gleichwohl bekennt er, in späteren Jahren habe er nur mit Schrecken an den dritthalbjährigen Aufenthalt in dieser Einöde denken können. Weitere Seelsorgsposten bekleidete Jocham in Frankenhofen und etliche Jahre darnach in Pfronten. Als er Pfarrer in Frankenhofen wurde, mußte er, um der armen Gemeinde einen Schulverweser zu ersparen, dessen Gehalt durch Gemeindeumlagen aufgebracht hätte werden müssen, auch die Schule übernehmen und den Elementarunterricht ertheilen. Die Regierung gab ihre Einwilligung und dispensirte Jocham auch von einem besonderen Examen, weil er eben erst den Pfarrconcurs zur vollen Zufriedenheit bestanden hatte. So wirkte er denn einige Jahre als Seelsorger und wohlbestallter Schulmeister (nebenbei auch Gemeindeschreiber) in Frankenhofen und gewann im Verfolg Freude an der „gottgesegneten Entwicklung der Schule.“ Er hatte die Genugthuung, daß die Schule in Frankenhofen als eine der besten im ganzen Bezirk erklärt wurde.

Als Pfarrer in Pfronten sah sich Jocham in die Lage versetzt, eine Gottesackerkirche zu bauen. Es ist nun hübsch und ergötzlich zu lesen, wie er das alles fast ohne Geld auszurichten verstand, wie die Gemeindegenossen so willig Frohndienst leisteten, wie der Sandstein im Gemeindegebiet gebrochen wurde und der Pfarrer selbst als Steinbrecher fungirte, wie ebenso das nöthige Holzmaterial, die Bretter zu den Gerüsten und den Betstühlen, das Bauholz zu Gebälk und Dachstuhl um Gotteslohn herbeigeschafft wurde, wie Alle, groß und klein, selbst in der arbeitsreichen Sommerzeit mit Hand anlegten. „Das Ganze“, sagt er selbst, „hatte fast einen gottesdienstlichen Charakter. Es war wahrhaft erbaulich, diese Leute in Herbeischaffung des nothwendigen Materials, im Mörteltragen, im Steinheben und

Bieten mit einander wetteifern zu sehen." Der Pfarrer war fast immer dabei; nur der Schul- und Krankenbesuch konnte ihn davon abhalten. In einem Brief an den Domprediger Heim in Augsburg aus dieser Zeit (12. Mai 1841) heißt es: „Ich stecke jetzt über Hals und Kopf im Kirchenbau. Du solltest die Schwielen an meinen Händen sehen. Ich bin nämlich im Steinbrechen der zweite Meister, der Gemeindediener als erster Meister kann nur die wenigste Zeit bei dem Geschäfte sein. Daran habe ich freilich nicht gedacht, als ich im Jahre 1829 ein Privatissimum über Geognosie bei Schubert hörte."

Zehn Jahre, reich an inneren Erlebnissen und pastoralen Erfahrungen, hatte Jocham in der Seelsorge auf dem Lande gewirkt, als er aus seiner schwäbischen Heimath, an der er mit der Zähigkeit des Allgäuers hing, ins Bayerische verpflanzt wurde. Durch Windischmann erhielt er, unter Vermittlung seines jungen gelehrten Landsmannes Haneberg, im Jahre 1841 die Berufung auf den theologischen Lehrstuhl am Lyceum in Freising, auf dem er fortan als Professor der Moral bis zum Jahre 1878 lehrend und emsig schriftstellernd wirkte.

Jocham hatte schon früh mit literarischen Arbeiten sich zu beschäftigen begonnen. Seine liebste Beschäftigung war die Uebersetzung und Bearbeitung ascetischer und mystischer Schriften. Die Uebersetzung der Werke des Blosius hatte er schon in Hinterstein in Angriff genommen und in Frankenhofen fortgesetzt, ohne an einen Druck der Arbeit zu denken. Die Lektüre dieses ehrwürdigen Abtes und Asceten hatte ihn angezogen und er betrachtete die Arbeit lediglich als eine für den Geistlichen nützliche und erbauende Zeitverkürzung. Aber Professor Alois Buchner, der das Manuscript bei einem Ferienbesuche in Hinterstein sah, wußte es zu veranstalten, daß die Seidel'sche Buchhandlung in Sulzbach den Druck übernahm. Der Uebersetzer gab sich zufrieden, als der Verleger ihn mit einer Anzahl von Freiexemplaren

absand. „Daß man durch literarische Thätigkeit Geld verdienen könne, davon hatte ich keine Ahnung," bemerkt er ehrlich in seiner Unerfahrenheit. Als er etliche Jahre nachher (1836) bei einem Besuche in Regensburg dem Domkapitular Diepenbrock davon erzählte, ward dieser ganz böse und sagte: „Das ist eine Ungerechtigkeit. Es sind jetzt schon sieben Bändchen (von Blosius) erschienen und diese Bändchen finden reichlichen Absatz. Der Verleger hat dabei wenigstens schon 4000 Gulden gewonnen oder verdient, und Ihnen gab er gar nichts! Da haben Sie sehr thöricht gehandelt" (S. 304, vgl. 317 und 751). In der Folge ist Jocham wohl praktischer geworden, aber der mildthätige Sinn des persönlich bedürfnißlosen Priesters fand immer gleich eine Verwendung dafür. Alle Honorare, die er aus seinen Schriften und literarischen Arbeiten bezog, hat er regelmäßig sofort für eine wohlthätige Stiftung oder eine kirchliche Unterrichtsanstalt verwendet. Und die literarische Thätigkeit Jochams war eine sehr rege.

Sein wissenschaftliches Hauptwerk, die dreibändige Moraltheologie, erschien in den Jahren 1852—54 und wurde von Haneberg in den Histor.-polit. Bl. beifällig begrüßt. Gern gab er seiner Liebe und Verehrung für verstorbene Freunde durch Beschreibung ihres Lebens Ausdruck, wie denn auch seine Memoiren mit vielen interessanten Charakterskizzen durchflochten sind. Einer besonders freundlichen Aufnahme erfreuten sich seine gemüthvollen, stellenweise von einem milden Humor durchleuchteten „Schildereien aus altfränkischen Häusern" und „aus dem Pfarrerleben", die er unter dem Namen „Johannes Clericus" in der von Joh. Wolf, dem trefflichen Germanisten, herausgegebenen „Trösteinsamkeit" veröffentlichte. Eine Fortsetzung dieser Schildereien erschien dann (1857) im katholischen Büchervereín zu München, für welchen Jocham auch eine Neubearbeitung der Bavaria Sancta übernahm und mehrere andere populäre Schriften zur Verbreitung überließ. Im Sulzbacher Kalender für katholische

Christen rührten eine lange Reihe von Jahren hindurch die Heiligenlegenden und ebenso Beschreibungen von Kirchen und Wallfahrtsorten aus Jochams Feder her. Daneben entfaltete er eine höchst mannigfaltige Thätigkeit durch Betheiligung an den verschiedensten religiösen und politischen Zeitschriften Deutschlands. Aufsehen erregten namentlich eine Reihenfolge von Artikeln, die er als ein warmer Eiferer für die Hebung des vaterländischen Unterrichtswesens über „die deutsche Schulfrage" und die entsprechende Betheiligung der Geistlichen an der Schule 1851 in der N. Münchener Zeitung veröffentlichte und die dann auf Veranlassung des Erzbischofs Reisach abgebrochen wurden. Aehnlich erging es ihm mit seinen Artikeln über die Reorganisation der Pfarreien in Oberbayern.

Von feurigem Temperament war er rasch im Wort und oft drastisch im Ausdruck wie im amtlichen Vorgehen. Der Inhalt seiner Predigten und Vorträge war kernig und wohlgeordnet, die reife Frucht geübter Meditation, aber sein Temperament verlockte ihn leicht zum Zanken; auch einzelne seiner Aufsätze sind, nach dem Zugeständniß des Herausgebers, nicht ohne eine gewisse leidenschaftliche Erregung geschrieben. Jocham bekennt selbst zu wiederholten Malen in seiner Selbstbiographie, daß er das donum temperantiae nicht besitze, wobei allerdings mit in Rechnung zu ziehen ist, daß er im Leben viel mit Schwermuth geplagt war. Aber auch diese Eigenheiten gingen im Grunde aus der Tiefe eines heiligen Eifers und aus der strengen Auffassung priesterlicher Verantwortlichkeit und Pflichterfüllung hervor. Für sich selbst führte Jocham ein entsagungsvolles, ganz ascetisches Leben, und nur aus der großen Bedürfnißlosigkeit ist es zu erklären, daß er im Stande war, eine für seine bescheidenen Verhältnisse großartige Wohlthätigkeit zu üben. Die Gesammtsumme seiner größeren Stiftungen und Vergabungen für milde Zwecke, Vereine und Anstalten mag die Höhe von 60,000 Mark erreichen, wo nicht übersteigen. Jocham war

in jeder Hinsicht ein Charakterkopf, der über das Durchschnittsmaß hinausragte, und die lehrreichen Welt- und Lebenserfahrungen, die er in dieser Selbstbiographie niedergelegt hat, verdienen vor allem in kirchlichen Kreisen, namentlich von der jüngeren Generation, beachtet und betrachtet zu werden.

L.

Döllinger redivivus.

II.

Der Verfasser der akademischen Erörterungen über die römische Frage (in Heft 5) hat den ganz richtigen Weg eingeschlagen und in den Aufstellungen des „Spectators" das Wahre vom Falschen, die Uebertreibung und den Schein von dem richtigen Kern zu unterscheiden gesucht. Die Zugeständnisse hat er freilich möglichst knapp zusammengedrängt und seinen eigenen Standpunkt sehr vorsichtig abgegrenzt, aber man würde ganz gewiß den Intentionen des hochverehrten Verfassers nicht entsprechen, wenn man nur das Ablehnende und Verurtheilende in seiner Haltung beachten wollte, und es wäre auch die verkehrteste Verfahrungsweise, wenn man die Anklagen des Spectators blindlings ableugnen und als frivole Verleumdung behandeln wollte. Auf diese Weise würde man weder der Wahrheit dienen noch sich als besonders klug erweisen. Man kann bekanntlich nirgends mehr lernen, als aus dem Munde der Gegner und es wäre das Gefährlichste, wenn man nur immer Lob und keinen Tadel mehr ertragen könnte. Auch kirchliche Zustände sollen die Kritik nicht scheuen; zu wenig Kritik wäre ebenso wenig

ersprießlich als zuviel. Die Protestanten üben bekanntlich zu viel Kritik und sie zerstören mit der Kritik alles bis auf die Grundsäulen der Religion. Mögen die Katholiken nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen und sich hüten, gar keine Kritik aufkommen zu lassen: das wäre byzantinisch und würde zu geistiger Erstarrung führen. In diesem Sinne mögen auch ein paar Punkte aus den Anklagen des Spectators geprüft werden, auf die der vorgenannte Verfasser nicht näher einging und nur hindeutete.

Der Spectator tadelt an der katholischen Frömmigkeit, daß sie so vielfach politisch inficirt sei. Gewiß eine sonderbare Anklage, von der man kaum je etwas hörte und die selbst von den erbittertsten Protestanten nicht aufgegriffen wurde! Die Anklage ist nur durch die Manie erklärlich, hinter allem politische Triebfedern zu wittern. Viel näher liegend wäre ein anderer Tadel gewesen, den wir oft genug zu hören bekommen, die katholische Frömmigkeit sei zu römisch, zu wenig evangelisch. Man stelle geflissentlich alles das in Vordergrund, was die Katholiken von den Protestanten trennt, den Ablaß, Marienverehrung, den eucharistischen Cultus, Herzjesuandacht u. s. w. Es sei nicht immer so gewesen, erst in den letzten Decennien haben sich die specifisch römischen Andachtsformen und auch viele französische Formen verbreitet. Namentlich vor der Reformation sei die Frömmigkeit viel weniger römisch gewesen — die Protestanten geben heute gerne zu, daß vor Luther eine Unzahl von Erbauungbüchern unter dem Volke verbreitet waren, aber diesen Büchern habe der römische Geist gefehlt und ihre Verbreitung habe gerade den Boden gebildet, auf dem die evangelische Saat gedeihen konnte, sie haben die Gemüther empfänglich gemacht, daß sie den Geist Luthers erfaßten. Ob es nun die Furcht vor einer Wiederkehr eines solchen Einflusses, die Furcht vor protestantischen Neigungen ist, die bewußt oder unbewußt weite Kreise innerhalb der katholischen Kirche beherrscht die Thatsache ist nicht abzuläugnen, daß die gerügten

Cultusformen sehr stark gepflegt werden. Wir müßten auch keine Katholiken sein, wenn wir sie nicht pflegen wollten, die „evangelische“ Frömmigkeit ist nicht so wirksam und heilkräftig, daß wir unsere Cultusformen ihretwegen aufopfern wollten. Die katholische Frömmigkeit hat — lassen wir es dahingestellt ob trotz oder wegen jener verurtheilten Formen — ein ganz anderes Leben, eine ganz andere Wirksamkeit, als die evangelische. Die evangelische Art des Betens, nahe verwandt mit den mystischen Herzensergießungen, führt allzuleicht zur Auflösung aller Dogmen und läßt alle festen Umrisse und Gestalten in der hl. Geschichte ins Unbestimmte verfließen, hält den Verfall des Glaubens nicht auf und erzeugt keinen Opfergeist. Dennoch könnte man aber fragen, ob nicht die Katholiken zu wenig hätten, was die Protestanten zu viel haben, mit noch mehr Grund aber könnte man fragen, ob die Katholiken das zu einseitig in den Vordergrund stellen, was den Protestanten abgeht? Es könnte als fraglich erscheinen, ob durch diese geflissentliche Betonung die katholische Frömmigkeit an Anziehungskraft gewinnt, und man könnte diese Frage verneinen, ohne daß man deßhalb den Werth jener sogenannten römischen Frömmigkeit unterschätzen wollte. Die Einfachheit eines schlichten Gemüthes, ein kindlicher Sinn, der am Kleinen und Einzelnen seine Freude findet, hat vielleicht vor Gott mehr Werth, als der salbungsvolle, immer über den Wolken schwebende Gebetston geistesstolzer Prediger. Selbst wenn etwas Mechanismus oder zeitlicher Sinn mitunterläuft — die Protestanten heißen das Aeußerlichkeit und Aberglauben — so wäre der Schaden nicht so groß, als wenn in einer allzu sublimen Form alle festen Begriffe, Gott, Christus und der armselige Mensch verschwimmen. Die Sentimentalität aber, die man in modernen Andachtsformen entdecken will, ist für die Protestanten eine ebenso große Gefahr, wie für die Katholiken, ich nenne nur Zinzendorf. Die Katholiken wollen mit ihrer Frömmigkeit weder wissenschaftliche noch künstlerische

Ansprüche befriedigen, denn sie sind sich dessen bewußt, daß das Wichtigste die Demuth ist und ahnen wohl, daß vor Gott am Ende die größte Weisheit nicht mehr gilt, als schlichter Kindessinn. Deßhalb brauchen sie mit Recht nicht darauf zu sehen, ob ihre Gebete und Andachtsformen den Gelehrten und Protestanten gefallen. Es mag ja wohl sein, daß unterscheidende Formen und Lehren stark betont werden, aber die Ursache davon möchte ich weniger in der Absicht sehen, damit die Protestanten zurückzustoßen oder zu ärgern, als vielmehr zu zeigen, welch hohen Schatz man besitzt, wie reich man ist, während die Gegner einen für arm halten. Nur eine polemische und gehässige Gesinnung müßte dabei fern bleiben, auch sollte jeder Zwang auf Andersdenkende vermieden werden. Man darf gewiß verlangen, daß man niemand zu Formen zwingt, die ihm nicht zusagen, und daß der öffentliche vorgeschriebene Gottesdienst nach Möglichkeit sich in Formen hüllt, die niemand anstoßen, der ehrlich glaubt. Diesen Anforderungen entsprechen die officiellen Gottesdienste — darüber ist kein Zweifel, — über die officiellen liturgischen Gebete kann sich niemand, auch der Protestant nicht, mit Grund beklagen und auch die Diöcesangebetbücher werden wohl kaum zu Klagen Anlaß geben. Ob aber nicht manchmal über das hier gegebene Maß hinausgegangen wird, darüber könnte man verschiedener Meinung sein. Ich sehe ganz davon ab, was unter dem Volke kursirt, da finden sich ja oft merkwürdige Sachen, aber wird nicht manchmal das Kriterium der Kirchlichkeit in Dinge gelegt, die nun einmal nicht Jedermanns Sache sind? Darüber ist ferner kein Zweifel, daß die lateinische Sprache officiell sehr stark bevorzugt wird und daß sich dieser überwiegenden Vorliebe alle jene fügen müssen, die das Deutsche mehr gepflegt sähen.

Unter uns Deutschen ist Niemand so anspruchsvoll wie die Slaven, die ihre Sprache im Gottesdienste fast durchweg gerettet haben, obwohl sie weit unter der deutschen steht, und die Gefahr, daß sich daran nationalkirchliche Be-

strebungen knüpfen werden, ist wenigstens heutzutage sehr gering, nachdem die Geschichte über den letzten bedeutungsvollen Versuch in dieser Richtung hinwegging, der von Döllinger ausging. Im Gegentheil liegt gerade heutzutage die nationalkirchliche Gefahr auf Seite der Slaven. Sie verehren nicht umsonst ihren Hus und kokettiren mit Rußland. Die Gründe, die man für die verschiedene Behandlung der Deutschen und Slaven in der Liturgie anführt, beziehen sich auch gar nicht auf die nationalkirchliche Gefahr, es sind ursprünglich rein historische Gründe. Die Slaven waren viel weniger empfänglich für das Christenthum als die Germanen, und man mußte ihnen noch mehr Zugeständnisse machen als diesen, schon bei diesen waren ja große Zugeständnisse im Festwesen, in der Heiligenverehrung und in anderen Dingen nöthig. In Deutschland wurde im Mittelalter das Lateinische beinahe populär, das Volk verstand viel mehr als heutzutage davon. In der Schule lernte man eine Menge lateinischer Gebete und die handschriftlich viel verbreitete summa rudium setzte eine große Kenntniß liturgischer Dinge beim Volke voraus. Trotzdem wurde aber das Deutsche von der Kirche nicht vernachlässigt und man verweist mit Recht den Protestanten gegenüber auf die vielen deutschen Kirchengesänge, Meßerklärungen u. a. vor der Reformation hin.

Mehr als die Hälfte der lutherischen Lieder, sagt Janssen, ist älteren Ursprungs. „Nicht allein bei Bittgängen, Wallfahrten, Processionen an den Hauptfesten des Kirchenjahres und an Kirchweih- und Heiligenfesten, sondern auch vor und nach der Predigt, bei einzelnen Theilen der Messe, besonders nach der Wandlung oder bei der Communion, endlich beim Nachmittags- und Abendgottesdienst wurde deutsch gesungen.[1]) Darum erklärte Philipp Melanchthon

1) Die Schweriner Synode bestimmt: „Item statuimus et mandamus, ut quilibet sacerdos nostre diocesis, cum gratia Dei dispositus missarum solemnia decantaverit, Gloria in ex-

in seiner Apologie der Augsburgischen Confession mit vollem Recht, daß der Gebrauch deutscher Lieder allezeit für löblich gehalten worden in der Kirche". Man ist also theoretisch von der Wichtigkeit der deutschen Sprache und des deutschen Liedes vollständig überzeugt, aber auch praktisch? Mit dem deutschen Kirchengesang sieht es oft recht traurig aus und merkwürdigerweise da oft am traurigsten, wo es die eifrigsten Kirchenmusiker gibt. Ebenso ist man theoretisch darüber einig, daß das Volk mehr aktiv in den Gottesdienst hineingezogen werden sollte. Man verweist mit Recht darauf, daß die Messe in ihrer ursprünglichen Gestalt eine lebhafte Betheiligung des Volkes voraussetzt. Aber wie steht es praktisch? Der Geistliche empfindet für sich weniger das Bedürfniß, das Volk beizuziehen, und das Lateinische ist ihm geläufig. Das Lateinische wahrt mehr das Geheimniß, als das Deutsche, welches das Dunkel zerstört und wie die platte Aufklärung wirkt, deren Schooßkind es war. Es kann sich natürlich auch gar nicht darum handeln, etwa eine deutsche Messe einzuführen, nicht einmal die deutsche Taufe ist besonders begehrt. Aber wenn es noch heute in einer süddeutschen Diöcese gestattet ist, außer der Taufe Trauung und Beerdigung mit Ausnahme einiger Formeln deutsch zu behandeln, wenn man noch vor Kurzem den Wettersegen deutsch hören konnte, wenn man immer noch die Metten und Vespern deutsch hören kann, warum sollte es nicht auch

celsis, Credo, Offertorium, Prefationem cum Pater noster, juxta Sacrorum Canonum sanxiones a principio usque ad finem decantet, nullo abstracto, diminuto vel resecto: *aut aliud responsorium, vel carmen vulgare loco premissorum in organis, aut choro, qui presentes fuerint Clerici resonent.* (Schannat, Conc. Germ. V, 655.) Einer Vermischung deutschen Volksgesangs mit der missa cantata des Priesters ist allerdings dadurch vorgebeugt, aber es war dem Chore — clerici sind nicht nothwendig Priester, Geistliche, wie selbst Janssen annimmt — gestattet, deutsche Lieder zu singen.

[illegible] ver-
[illegible] das Deutsche stark im
[illegible] Gegenden
[illegible] Von officieller
[illegible] Regel [illegible]gegeben. Den
[illegible] Da nun aber
[illegible] Jahrzehnten der
[illegible] Ritus [illegible] derselbe, wenn
[illegible] worden wäre, [illegible] überall fortbestehen
müssen, es ist aber das Gegentheil eingetreten, nun wird
oft nur noch die Passion, die Fasten-, Leichprocessions-
und Fronleichnamsevangelien deutsch verlesen, was man aller-
dings in den meisten andern Diöcesen zu vermissen Ge-
legenheit hat. Mit den übrigen deutschen Bestandtheilen
räumt man aber auch dort unter dem Drucke der allgemeinen
Strömung mehr und mehr auf. Ich kenne eine Pfarrei,
in welcher ein hochverehrter Dekan, Verfasser asketischer
Schriften und eine Zeit lang Centrumsmitglied im Reichstag,
mehrere Jahrzehnte strenge Zucht hielt — er war zwar als
[illegible] verschrien, hat aber, so weit es erlaubt war, alles,
auch die Taufe deutsch gehalten. Sein unmittelbarer Nach-
folger, der viel weniger stramm und strenge war, hat schon
mehr Latein hereingezogen, noch viel mehr ging das Deutsche
zurück unter dem zweiten Nachfolger. Das Deutsch ist bis
auf einige Reste verschwunden im Ritus und im Gesange.
Derartige Veränderungen werden gemacht, ohne daß sich
jemand darüber aufhält. Die Gründe davon sind nahe-
liegend. Niemand will als unkirchlich angesehen werden.
Kirchlich, lateinisch, römisch gilt für gleichbedeutend. Und
doch kann man die volle Berechtigung der römischen Liturgie
anerkennen und in vielen Dingen z. B. in Segensformen
ihre genauere Anwendung wünschen, und doch für stärkeren
Gebrauch der deutschen Sprache eintreten.

Die römische Liturgie hat die Begeisterung und die
Anhänglichkeit gewiß verdient, die sie erweckte. Sie hat Form,

Regel und Bestimmtheit und ist eine Schule der Genauigkeit und des Taktes, sie steht in der Mitte zwischen dem Allzuviel der Orientalen und dem Allzuwenig der Protestanten. Das Deutsche wird leicht formlos und verführt zu Geschmacklosigkeiten, die schon das ganze römische Sprachidiom nicht gestatten würde. Die lateinische Kirchensprache verfiel daher nie in jenen Schwulst und jene Süßlichkeiten, wie sie die deutschen Reimereien des 17. und 18. Jahrhunderts aufweisen. Die Psalmverse sehen im Lateinischen ganz anders aus, als wenn man sie ins Deutsche übersetzt und herunter leiert. Jedoch ganz verdrängen soll und muß man deßwegen das Deutsche nicht, nur soll es, soweit es Eingang finden kann, Maß und Gehalt der Kirchensprache annehmen.

Im Gottesdienst und in der Gottesdienstsprache kann nichts schön genug sein. Die Kirche hat daher die Kunst in ihren Dienst zu stellen gesucht, so gut wie die Wissenschaft, vor allem die Musik und Malerei. Lange Jahrhunderte hindurch standen diese Künste, die im Alterthum noch wenig entwickelt waren, fast nur im Dienste der Kirche, die sie pflegte und gleichsam heranzog. Dieses Verhältniß hat bekanntlich Schlegel zu dem bekannten Liede, Overbeck zu dem berühmten Bilde begeistert, worin der Bund der Kirche mit den Künsten verherrlicht wird. Nicht blos die Musik und Malerei, diese wesentlich christlichen Künste, sondern auch die Sculptur und Architektur diente der Kirche und erhielt von der Religion reiche Anregung, und im gleichen Verhältniß stand die Wissenschaft hebend und gehoben, fördernd und gefördert zum Christenthum. Das ist nun eben alles anders geworden. Die Kunst hat sich emancipirt, wie die Wissenschaft, beide sind der Kirche und der Religion im Ganzen mehr schädlich als nützlich. Die Religion kann nun freilich wohl bestehen ohne Kunst und Wissenschaft, so gut wie die Kirche die Gelehrten und Gebildeten entbehren kann. Aber ein solches gespanntes Verhältniß ist doch kein

natürliches und schadet beiden Theilen. Das Natürliche ist, daß sie zusammengehören und sich unterstützen, und es ist das Bestreben der edelsten Geister, sie zu versöhnen. Ihre Verbindung ist eigentlich so nothwendig, wie die des Wahren, Guten und Schönen.

Von einer solchen Verbindung sind wir nun aber, wie gesagt, weit entfernt und das drückt sich praktisch, nur allzu praktisch darin aus, daß die „Gebildeten" in ihrer Mehrzahl der Kirche indifferent oder gar feindlich gegenüberstehen. Das ist es, was der Spectator immer wiederholt, nur scheint er die Schuld davon mehr auf Seite der kirchlichen, als der nicht kirchlichen Kreise zu suchen. Aber Recht hat er gewiß, wenn er meint, man solle doch nicht von vornherein auf die gebildeten und besitzenden Klassen verzichten und nur noch das „Volk" ins Auge fassen. Man kann das zugestehen, wenn man auch die „Leute von Besitz und Bildung" nicht so hoch anschlägt und so hoch bewerthet, wie der Spectator.

Auf die Ursachen jenes gespannten Verhältnisses ging er noch nicht näher ein, aber gewiß steht nach seiner Meinung unter ihnen an einer der ersten Stellen der Verfall der kirchlichen Kunst und Wissenschaft. Diesen Verfall stellt der Spectator in ziemlich kategorischer Weise fest und übertreibt dabei sicherlich um ein Bedeutendes. Gerade die letzten Jahrzehnte haben einen Aufschwung der katholischen Wissenschaft gebracht, während in der Kunst die Tradition, die von Overbeck und Cornelius durch Steinle und Führich weiter geleitet wurde, nie ganz erlosch und erst in jüngster Zeit wieder eine lebhafte Anregung bot. Aber richtig ist es, daß die Stellung, welche die Romantik im Geistesleben der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts einnahm, durch die katholische Wissenschaft und Literatur nicht wieder erobert wurde, und richtig ist es, daß die religiöse Kunst und Wissenschaft große Fortschritte machen muß, um, ich will nicht sagen,

ebenbürtig der unkirchlichen zu werden, sondern siegreich dazustehen.

Die katholischen Bestrebungen auf diesem Gebiete leiden unter dem allgemeinen Mangel unserer Zeit, daß ihr keine einheitliche kräftige Tendenz eigen ist. Wir stehen im Zeitalter des entwickeltsten Subjektivismus, in Folge dessen alles sich in eine Anzahl von Richtungen und verschiedenen Anschauungen auflöst, und diesem Zeitcharakter kann sich auch die katholische Kunst und Wissenschaft trotz alles Bestrebens nach Objektivität nicht entziehen. Die der katholischen Kunst und Wissenschaft eigene Richtung auf Objektivität, die Scheu vor dem bodenlosen Subjektivismus ist darin begründet, daß die Katholiken allein noch feste Grundsätze und Anschauungen besitzen. Diese objektive Tendenz kann gewiß noch große Dienste leisten bei der Ueberwindung des heutigen übertriebenen Subjektivismus, und die moderne Welt wird vielleicht noch dankbar sein für den verachteten und verspotteten Dogmatismus der Katholiken.

Immerhin bestehen zunächst auch auf katholischem Gebiete verschiedene Richtungen für Kunst und Wissenschaft und es wird noch einige Zeit dauern, bis sich hier alles geklärt hat. Die einen suchen strengen Anschluß an die Tradition, die andern wollen auch die modernen Errungenschaften und Fortschritte verwerthet wissen. Wie man auf dem Gebiete der Philosophie den hl. Thomas wieder belebt, so sucht man in der Kirchenmusik den gregorianischen Choral oder Palestrina, in der Malerei die altchristliche Kunst oder die Präraphaeliten, in der Baukunst den romanischen oder gothischen Stil wieder aufleben zu lassen. Gewiß hat dieser Rückgang seine volle Berechtigung, aber es wird doch nie gelingen, durch eine bloße Wiederholung weit zurückliegender Denk- und Schaffensformen auch die ursprüngliche Originalität und Schöpferkraft zu gewinnen und jene naive Lebensfrische und Glaubenskraft neu zu erzeugen, aus denen vollendete Werke hervorgingen. Niemand kann ganz der modernen Lebens-

atmosphäre entgehen, vergessen, was um ihn vorgeht, und die modernen Bedürfnisse verachten. Man muß die alten Stile und Anschauungen den modernen Bedürfnissen anpassen, darüber aber, wie weit man den modernen Strömungen entgegenkommen darf, wird man immer verschiedener Meinung sein. Die moderne christliche Malerei z. B., wie sie in der „deutschen Gesellschaft für christliche Kunst" vertreten ist, hat von den modernen Errungenschaften der Technik unendlich viel mehr sich angeeignet, als etwa die Kirchenmusik. Ueberhaupt besteht zwischen der Musik und bildenden Kunst, soweit sie im Dienste der Kirche steht, der auffallende Gegensatz, daß dort viel strengere Principien herrschen und daß man dem Volksgeschmack viel weniger Zugeständnisse macht, als hier.

Allerdings ist in jüngster Zeit auf dem Gebiet der darstellenden Kunst ein Analogon der cäcilianischen Bewegung, genauer des gregorianischen Chorals, aufgetaucht: ich meine die Beuroner Malerschule, die auf Farbe und Gestalt genau die gleichen Principien anwendet, wie sie dem strengen Choral zu Grunde liegen. Aber wie gering ist noch die dadurch hervorgerufene Bewegung gegenüber der cäcilianischen? Eigentlich volksthümlich sind ja freilich beide Bewegungen nicht. Aber warum fand die eine einen Widerstand, dem die andere nicht begegnete? Hat man vielleicht an der Strenge der einen Bewegung schon genug und will nicht noch mehr Strenge und Ernst? Ich weiß es nicht, halte aber die eine Bewegung so berechtigt, wie die andere, wenn auch nicht für absolut und ausschließlich berechtigt, und glaube, daß die Beuroner nur consequent sind. Wenn man einmal von dem musikalischen Princip der Einfachheit überzeugt ist, muß man es auch auf die andern Künste anwenden. Es ist freilich eine etwas harte und schwere Art der Frömmigkeit und des Gottesdienstes, aber wenn man einmal dort der subjektiven Empfindsamkeit entgegentritt, warum nicht hier? Sowohl in Tönen als in Farben

und Formen verwirklichen die Beuroner ihre strenge Idee des Gottesdienstes, greifen zu den einfachsten Formen und setzen der modernen Sentimentalität die unerbittliche, majestätische Strenge der einfachsten aber tiefsten Grundgefühle entgegen, bändigen den Willen, anstatt das Gemüth zu belustigen und vertiefen durch magere Kost und schlichte Gedanken den Geist, den die moderne Welt allzusehr zersplittert. So unmodern, so ägyptisch uns ihre Formen in der Musik und Malerei vorkommen, so fühlt doch die moderne Welt ein Bedürfniß nach einer solchen schlichten Einfalt: der Symbolismus und Präraphaelitismus hat diese Einfachheit wieder zu Ehren gebracht, man sieht in ihr eine Art Wunderquell zur Wiederbelebung, ein Bad zur Verjüngung, zur Wiedergeburt aus unserer überspannten und unnatürlichen Stimmung.

Trotzdem glaube ich aber, daß diese strenge Kunst nur einen propädeutischen und kathartischen Werth hat, so gut etwa wie das Studium der Scholastik durch die Scholastik über sie hinaus! Jene strenge Kunst soll den Boden bereiten, das Gemüth vertiefen und die Bedingungen für eine wahrhaft christliche Kunst schaffen, die die moderne Welt bezwingen kann. Es wäre schon viel erreicht, wenn z. B. die geschmacklosen Devotionsbilder, die in kolossalen Quantitäten aus den Kunstfabriken hervorgehen und unters Volk verbreitet werden, durch die besseren Beuroner Bilder verdrängt würden. Die Düsseldorfer Bilder haben das bekanntlich nicht fertig gebracht.

Unsere kirchliche Kunst steht, wie schon oft und von hervorragender Seite beklagt wurde, allzu sehr unter der Herrschaft der Kunstfabriken. Diese Herrschaft ist ja sehr leicht erklärlich. Die Kunst ist ein Gegenstand der Spekulation geworden und mußte es werden, seitdem die Künstler aufgehört haben, idealen Gesichtspunkten einigen Einfluß auf sich zu gestatten. Mit verschwindenden Ausnahmen arbeitet kein Künstler um der Sache und um Gotteswillen mehr.

Das Geldverdienen ist die Hauptsache und es drängt sich daher jeder der Richtung zu, die am meisten Geld einbringt. Katholiken sind zu arm, um große Summen für Kunstzwecke auszugeben, und so großartig ihr Opfergeist ist, so reicht er nicht aus oder wird anderwärts beansprucht oder wird mißleitet. Man hat genug zu thun, um der kirchlichen Noth überhaupt abzuhelfen. Die Ausschmückung der Kirche will man möglichst billig haben oder man will, einem falschen Volksgeschmacke folgend, möglichst viel und das Viele möglichst neu, dem modernen Stile oder der modernen Mode angepaßt haben. Die Kirche wird dann vielfach überladen mit Devotions- und Prunkstücken, angesichts derer man ausrufen möchte: non multa, sed multum! Ein schönes Gemälde, das für Jahrhunderte seinen Werth behält, wäre vielleicht mehr werth, als der Reichthum von allerlei Kleinwaare, für die man allerdings leichter das nöthige Interesse des Volkes wecken und die nöthige Summe zusammenbringen kann, als für große Stücke. Bei dieser Vorliebe ging die Malerei ziemlich leer aus und dafür erhielt das Kunstgewerbe, die Kunstschreinerei und Kunstgießerei reichliche Arbeit. Dies hatte unleugbar das Gute, daß das kirchliche Kunstgewerbe blühte, — man konnte sich erst jüngst in Nürnberg und Stuttgart davon überzeugen, und auch unparteiische nichtkirchliche Kreise haben das mit großer Anerkennung festgestellt. Aber wie steht es mit der Malerei? Sie findet kaum noch einen Platz für große Werke und jedenfalls ist ihr eine Thätigkeit, wie sie vor der Reformation sie entfaltete, nicht mehr möglich.

Im Gegentheil hat man die alten Gemälde vielfach beseitigt und nicht bloß Gemälde, sondern auch andere Kunstgegenstände. Gewiß war unter dem „alten Zeug" viel Schund, aber wie viel Echtes steckt darunter, das nun um hohe Preise in den antiquarischen Handel kam? Man hört da oft merkwürdige, kaum glaubliche Dinge, die ich lieber verschweige. Nur Eines: in meiner nächsten Nähe

liegt ein großes Gemälde eines Nazareners, eines Freundes Overbecks, in der Rumpelkammer! Man hat diese Verhältnisse in dem letzten bayrischen Landtag zur Sprache gebracht, aber leider war es ein Socialdemokrat, der sie aufgriff, und er wußte nichts anderes als die Staatshilfe zu beanspruchen. Das eine ist, das andere wäre bedauerlich, so sehr man es begrüßen mag, wenn der Staat die christliche Kunst begünstigt.

Der Stil, dem wir solche Sachen opfern, ist aber auch nicht für ewige Zeit. Wie steif oder wie süßlich wird manches der Nachwelt vorkommen. Die Stilbegriffe ändern sich rasch. Die überzierliche Gothik der fünfziger Jahre wird heute verworfen und das geschmähte Rococo ist nahe daran, wieder in die Kirche einzuziehen, wie es bereits in die Salons seinen Einzug gehalten hat.

Namentlich besteht aber ein starker Gegensatz zwischen dem Geschmacke der Gebildeten und dem des Volkes. Im Zusammenhang mit der heutigen Kunstentwicklung wollen jene alles möglichst natürlich und realistisch, das Volk aber hat eine ausgesprochene Vorliebe für hyperideale, wenn man will für unnatürliche Gestalt. Je mehr die Gebildeten aus der Unnatur der Cultur sich nach unverfälschter Natürlichkeit und unverkünstelter Einfachheit sehnen, desto mehr sucht das Volk seine Erquickung in gezierten, puppenhaften, ätherischen Gestalten. Mögen die Figuren noch so unnatürlich sein, mögen sie keine Proportionen besitzen, überschlank und ohne individuellen Charakter sein, der volksthümliche Geschmack findet daran sein Entzücken, wenn die Haare auf's feinste frisirt sind, das Gesichtchen, wie man sich ausdrückt, recht „geschleckt" ist. Am raffinirtesten sind in dieser Hinsicht die Franzosen, sie haben mit ihrer süßen Kost den groben deutschen Magen vollends verdorben und durch Bildchen und Bildwerke eine Geschmacksrichtung begünstigt und befestigt, der alles als unheilig vorkommt, was urwüchsig ist. Der Grund hievon ist naheliegend, die Leute selbst erkennen

ihn ganz naiv an: sie sagen, wenn sie einen recht kräftigen, derben Heiligen sehen: solche Menschen können wir alle Tage sehen, wir wollen sie nicht auch im Bilde. Die Heiligen müssen gewissermaßen dem höheren Stande angehören, das Volk will gleichsam in der Kunst die Ziererei und den Schmuck genießen, der ihm sonst unmöglich ist oder verwehrt wird. Daher erklärt sich auch die Vorliebe für das Sentimentale, Pompöse und Reiche auch in der Musik.

Diesen Volksgeschmack wird man nicht ganz überwinden können und nicht ganz ignoriren dürfen, es wäre vielmehr die höchste Leistung, das Volksthümliche mit den Anforderungen und den Fortschritten der Cultur und Technik zu vermitteln. Eine volksthümliche Richtung der Kunst ist ihr erstrebenswerthestes Ziel. Vielleicht gelingt das am ehesten auf dem Boden des katholischen Glaubens. Dieser noch immer starke Glauben hat seine Schöpferkraft und Lebenskraft lange noch nicht verbraucht und erschöpft und kann noch vieles wirken, er wird, so hoffen wir, den Idealismus und Realismus ebenso versöhnen, wie den modernen Subjectivismus mit einem echten Objectivismus. Mit dieser Hoffnung schließe ich einen Artikel, der mehr, als dem Verfasser lieb war, kritische Bemerkungen bot. Möge man aus diesen Bemerkungen nicht schließen, er wolle selbst so eine Art Döllinger spielen! Wie fern ihm das liegt, wird ein folgender Artikel lehren, dessen Inhalt begreiflicherweise nicht vorausgenommen werden kann.

LI.

Katholische Weckrufe in Oesterreich.

Wien, Anfang Oktober.

Das eben abgelaufene dritte Quartal dieses Jahres hat in Oesterreich-Ungarn zahlreiche Versammlungen tagen gesehen, welche von dem Fortschritt der katholischen Bewegung in allen Kronländern Zeugniß geben. Der zweite polnisch-ruthenische Katholikentag in Lemberg vom 7. bis 9. Juli trat zu dem ersten galizischen Katholikentage, der vor drei Jahren in Krakau gehalten wurde, in höchst vortheilhaften Gegensatz. Budapest sah am 17. August den ersten Landescongreß der katholischen Vereine Ungarns, zu dem ungefähr 400 Vereine ihre Delegirten entsendet hatten, und welchen der Bischof von Veßprim einen Wendepunkt in der Geschichte Ungarns nannte. Ueber die Aussichten der ersehnten katholischen Universität in Salzburg verbreitete der lebhafte fünfte Delegirtentag der academischen Universitäts-Zweigvereine zu St. Pölten am 18 August erfreuliches Licht. Wir sind nicht im Stande ein übersichtliches Bild der gesammten katholischen Vereinsthätigkeit in Oesterreich-Ungarn zu geben, welche in diesen und ähnlichen Versammlungen ihren Ausdruck gefunden hat. Indeß dürften unsere Leser eine genügende Kenntniß von dem Stande der katholischen Bewegung in Cisleithanien erhalten durch einen Rückblick auf die drei hervorragendsten Versammlungen, welche der September gebracht hat, nämlich auf den vierten allgemeinen österreichischen Katholikentag zu

Salzburg vom 31. August bis 3. September, auf die fünfte Generalversammlung der Leo-Gesellschaft vom 14. bis 17. September in Wien und auf den ersten internationalen Antifreimaurercongreß zu Trient vom 26. bis 30. September.

Wie die großartige Katholikenversammlung zu Dortmund in diesem Jahre von dem Zustande der Katholiken Deutschlands ein klares Bild gegeben hat, so sind die Verhältnisse der Katholiken Oesterreichs durch den IV. allgemeinen Katholikentag zu Salzburg ins rechte Licht gestellt worden. Es ist freilich ein großer Unterschied zwischen der glänzenden Versammlung zu Dortmund und dem bewegten Tage von Salzburg; dort eine Art Parademarsch kriegstüchtiger und sieggewohnter Truppen, hier eine Musterung der Truppentheile, die zu gemeinsamen Aktionen erst ermuthigt und geübt werden sollen. Es wäre indeß ein sehr unrichtiges Urtheil über den Salzburger Katholikentag, wollte man seine Bedeutung nach dem glanzvollen Tage von Dortmund bemessen. Die Katholikentage in Oesterreich werden stets einen andern Charakter tragen als die deutschen, und wir möchten an dieser Stelle unser Bedauern darüber aussprechen, daß in Deutschland auch von katholischer Seite über Oesterreich allzu oft ohne genügende Kenntniß der österreichischen Verhältnisse geurtheilt wird.

„Wenn der Wiener und Linzer Katholikentag glänzender waren, so wird doch der Salzburger der wichtigste von allen werden.“ Mit diesem Worte eines Redners dürfte das richtige Urtheil abgegeben sein. Auf gegnerischer Seite wenigstens ist noch keinem Katholikentage solche Bedeutung beigemessen worden. Die liberalen Blätter haben durchweg daraus eine cause célèbre gemacht; am meisten bezeichnend aber ist, daß jetzt noch bei der Wiedereröffnung des Reichsrathes am 1. Oktober die liberale Partei eine lange Interpellation eingebracht hat, worin die Regierung zur Verantwortung darüber aufgefordert wird, daß der Statthalter von Salzburg, Graf Sigmund Thun, den Katholikentag

„als Vertreter der kaiserlichen Regierung“ begrüßt habe. In der That sind die warmen Begrüßungsworte des Statthalters nicht blos, sondern ebenso die des Landeshauptmanns Schumacher und des Bürgermeisters Zeller ein Beweis von dem Fortschritte des Christenthums, der sich auch in den oberen Regionen anbahnt. Die Interpellation der Liberalen andrerseits offenbart in kaum begreiflicher Weise, welche Stellung man dem Christenthum in Oesterreich auf dieser Seite zugemuthet hat. Wie ganz anders als die herzlichen und echt katholischen Worte des Salzburger Bürgermeisters haben vor vier Jahren die indifferenten Begrüßungsphrasen des liberalen Bürgermeisters von Linz gelautet, obwohl auch diese schon genügten, die Liberalen zu Protesten herauszufordern!

Der Salzburger Katholikentag war unter ungünstigen Auspicien zu Stande gekommen. Zunächst wurde seine Abhaltung so spät zur beschlossenen Thatsache, daß man billig staunen muß, wie das Lokalkomitee so ausgezeichnete Vorbereitungen hat treffen können. Die Stadt Salzburg hat ihre Vorgängerin Linz in dieser Beziehung entschieden übertroffen. Es herrschte zudem aus Gründen, die hier nicht untersucht werden können, bei vielen Katholiken namentlich in Wien Abneigung gegen den Besuch dieses IV. allgemeinen Katholikentages, der als Parteitag einer bestimmten politischen Richtung ausgegeben wurde. Trotzdem war der Besuch seitens der verschiedenen Parteien ein verhältnißmäßig guter und es wurde das erreicht, wozu in Linz erst ein mit Unrecht bedauerter und unerwarteter Anfang gemacht wurde: eine offene Besprechung der Differenzen und infolge dessen eine entschiedene Annäherung der verschiedenen Parteien. Ein Hauptverdienst hierbei hat der bestbekannte Redakteur der Warnsdorfer Volkszeitung, Ambros Opitz, dessen Antrag auf eine allseitige Organisation der Katholiken Oesterreichs überhaupt und der Katholikentage insbesondere den Höhepunkt der ganzen Versammlung

bildete. Kann auch mancher nebensächliche Satz in der Begründung dieses Antrags nicht gebilligt werden, so wurde doch in der Hauptsache die Wahrheit offen gesagt und das Ziel erreicht. Die allgemeinen Katholikentage sollen von nun an in ihrem Kerne Delegirten-Versammlungen der katholischen Vereine von ganz Oesterreich werden. Die Worte, mit denen L. von Heemstede die 43. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands begrüßt hat, sollen also in Oesterreich zur Wahrheit werden:

„Was an blühenden Vereinen
Dem kathol'schen Geist entsprang,
Will zum Strome sich vereinen
Im gewaltigen Wogendrang."

Die Hindernisse, welche einem regelmäßigen Zustandekommen der Katholikentage in Oesterreich im Wege standen, wurden principiell weggeräumt und der Salzburger Katholikentag hat damit ein längst ersehntes Resultat zu verzeichnen, das auch die freudigste Zustimmung der Vertreter der einzelnen Kronländer fand. Einzelne unbegreifliche Ansichten, die von der Verkennung der Lage auch bei tonangebenden Männern zeugen, mußten allerdings auch angehört werden. Die willkommenste Ergänzung fand diese einigende und zielführende Aktion durch das bedeutsame Schreiben, welches der österreichische Episcopat an die Theilnehmer des Katholikentages gerichtet hat. „Wiederholt," heißt es in diesem Schriftstück, „haben die österreichischen Katholiken an ihren Episcopat Wünsche und Bitten gerichtet, derselbe möge für die Behandlung der wichtigen Fragen der Gegenwart, welche Kirche und Staat gleich nahe berühren, leitende Grundsätze und Gesichtspunkte bezeichnen, welche den katholischen Politikern in der Volksvertretung, in der Presse und in den Vereinen zur Richtschnur dienen sollten." Mit Berufung auf das Schreiben des heil. Vaters vom 10. Juli 1895 an den belgischen Episcopat stellen nun die österreichischen Bischöfe die Principien auf, welche in kirchenpolitischer,

patriotischer und wirthschaftlicher Beziehung die Katholiken Oesterreichs zu leiten haben. Namentlich auf socialem Gebiete begegnen uns hier die Forderungen, welche die katholischen Conservativen und mit neuer Energie die christlich-sociale Partei gestellt haben und verfolgen.

Es ist nun Sache der Parteien, auf Grund dieses Programmes mit vereinten Kräften das klar bestimmte Ziel zu erstreben. Das Wiener „Vaterland", das in anerkennenswerther Weise den rechten Ton wieder findet, widmete in Nr. 256 dieser bischöflichen Kundgebung einen Artikel: „Die Heerführer der katholischen Armee", welcher die Tragweite desselben richtig würdigen dürfte. „Mit dieser Feldzugsparole," heißt es darin, „ist der Episcopat Oesterreichs dem langjährigen Sehnen und Seufzen der Gutgesinnten entgegen gekommen, welche längst fühlten, daß es für die Sache des Christenthums keinen dauerhaften Sieg geben könne, wenn nicht die berufenen Feldherren an der Spitze stehen. Damit wurde geradezu ein dringendes Bedürfniß erfüllt, da nicht abzusehen ist, auf welch anderem Wege Einheit in die Aktionen der katholischen Kämpfer kommen soll, die bis jetzt so vielfach zersplittert waren. Damit wurde auch eine Weisung des heil. Vaters befolgt, der wiederholt darauf hinwies, daß nur in der Unterordnung unter die Bischöfe, als die natürlichen Führer aller Kämpfer für die katholische Sache, die erwünschte und nothwendige Einheit unter allen Umständen gefunden werden könne. Damit haben unsere Bischöfe, wie sie selbst sagen, eine heilige und ehrenvolle Pflicht erfüllt, für die ihnen nun der Zeitpunkt gekommen zu sein schien." Mit dieser bischöflichen Kundgebung möchten wir indeß die Rede des Prälaten Dr. Schindler über die sociale Frage vereinigen, die neben der Rede des Canonikus Dr. Kaltner über die römische Frage die gediegenste Leistung unter den Reden in den Vollversammlungen gewesen sein dürfte. Es gibt thatsächlich in Oesterreich noch allzuviel gutgesinnte Leute, die mit

ihrem beständigen Betonen der Autorität die nothwendige Selbstthätigkeit eher hemmen als fördern. Wurde doch auch gegen den oben erwähnten Organisationsentwurf von einem der besten katholischen Männer das Bedenken erhoben: man müsse erst die Bischöfe fragen, ehe man überhaupt dergleichen Entwürfe berathen könne. Dem gegenüber hat sich P. Abel ein besonderes Verdienst erworben mit seinem offenen Worte, daß der katholische Oesterreicher als geborener Conservativer immer noch in der Meinung befangen sei, als hätten wir noch ein katholisches Reich, und mit seiner Mittheilung, daß Bischof Rudigier einmal Freudenthränen über den Wunsch nach Organisation der Katholiken vergossen habe. So großes Gewicht wir daher auch auf die bischöfliche Kundgebung legen, welche den österreichischen Katholiken die frohe Ueberzeugung gibt, daß sie in Uebereinstimmung und unter dem Segen der kirchlichen Autorität zumal auf wirthschaftlichem Gebiete arbeiten, für ebenso nothwendig halten wir doch auch die Betonung der Freiheit der Bewegung neben der Autorität in der Schindlerschen Rede. Auf das Doppelpaar: Autorität und Freiheit, Gerechtigkeit und Liebe ist alle ersprießliche Thätigkeit gegründet. Diese vier Säulen tragen jede Gesellschaft; wankt eine, so stürzt alles. Der Nachweis, daß die Kirche selbst auf diesen vier Säulen ruhe und sie gegen jeden Angriff überall geschützt habe, bereitete dem Redner den Weg zu dem Rufe, mit dem er seine ausgezeichnete Rede schloß: „Zurück zur Kirche!"

Wie von der Dortmunder Versammlung so kann auch vom Salzburger Katholikentage gesagt werden, er habe unter dem Zeichen der socialen Frage gestanden. Deutlicher konnte dies nicht zum Ausdruck kommen, als daß die erste große Rede am Eröffnungsabende über die Arbeiterfrage von einem Arbeiter gehalten wurde. Einen weiteren Fortschritt darf man in der Lebhaftigkeit sehen, mit der in allen Sektionen über die vorgeschlagenen Beschlüsse debattirt wurde. Mit größerem Ernste können so viele und weit-

tragende Fragen in so wenigen Tagen kaum berathen werden. In der Agrarfrage machte namentlich der Antrag des Referenten, Professors Dr. Schöpfer, auf ein gesetzliches Verbot der Belastung von Grund und Boden mit Hypothekenschulden hinzuwirken, Aufsehen. Die Berathung darüber, aus der diese Forderung als Resolution hervorging, bildete eine Art Ereigniß.

Charakteristisch für den Salzburger Katholikentag war ferner die außerordentliche Theilnahme seitens des Auslandes, namentlich von Bayern. Fast alle bayerischen Bischöfe haben Zustimmungstelegramme abgesandt, und in den Sektionsberathungen zeichneten sich die Gäste aus Deutschland in vortheilhafter Weise aus.

Auf ganz neue Weise wurde endlich der Salzburger Katholikentag durch großartige religiöse Kundgebungen am Anfange und am Schluß ausgezeichnet. Am ersten Tage nämlich fand unter dem Pontificalamte im Dome die feierliche Weihe des Katholikentages an das göttliche Herz Jesu statt, und am Nachmittag des Schlußtages führte P. Abel S. J. eine lange Procession von nahezu 500 distinguirten Männern vom St. Borromäuskirchlein aus unter dem lauten Gesange des „Großer Gott wir loben dich" durch Salzburg nach Maria Plain.

Somit gestaltet sich der Rückblick auf den vierten allgemeinen österreichischen Katholikentag nothwendig zur freudigen Anerkennung, es sei viel mehr geleistet worden, als man erwarten konnte. Freilich muß die Zukunft erst beweisen, wie viel die denkwürdigen Tage zu Salzburg beitragen werden, um das herrliche Schlußwort des Cardinals und Fürsterzbischofs von Salzburg Haller: „Hinein mit dem praktischen Christenthum!" zur Ausführung zu bringen. Kaum jemand hat mehr nöthig, das Wort zu beherzigen:

„Das Wenige verschwindet leicht dem Blick,
Der vorwärts schaut, wie viel noch übrig bleibt,"

als die Katholiken Oesterreichs. Mit der bloßen an sich

nothwendigen Betonung der Autorität und mit dem Zuwarten, daß die Heerführer alles thun werden, wird wenig oder nichts erreicht werden. Jeder tüchtige Heerführer will vor allem Soldaten haben, die sich rühren, und deren Thatenlust eher gezügelt als geweckt zu werden braucht. Möge daher Autorität und Freiheit in harmonischer Verbindung das Gutbegonnene weiter führen.

Die fünfte Generalversammlung der Leo-Gesellschaft hatte diesmal ein sehr günstiges Programm mit drei vollen Tagen Arbeitszeit und gut gewähltenThematen entworfen. Der Besuch ließ trotzdem zu wünschen übrig, was sich theilweise aus dem kurz vorher abgehaltenen Katholikentage erklären läßt. Bemerkenswerth für die Lage in Wien ist, daß die Generalversammlung in den Räumen der Wiener Universität nicht tagen durfte. Die bezügliche Bitte war von dem Direktorium der Leo-Gesellschaft um so zuversichtlicher gestellt worden, als sowohl 1893 in Innsbruck wie im Vorjahre in Graz die Universität bereitwilligst zur Verfügung gestellt worden war. Die maßgebenden Persönlichkeiten in Wien meinten indeß die Bitte versagen zu müssen aus Furcht, die Leo-Gesellschaft könnte nationale und politische Schwierigkeiten herbeiführen. Dafür erfolgte die Ueberlassung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften um so bereitwilliger. Durch lebhaftes Interesse und Besprechungen war jede der vier Sektionssitzungen ausgezeichnet und dabei ein sicherer Fortschritt gegen die Vorjahre bemerkbar. Das meiste Interesse indeß war auch hier in der Sektion für Social- und Rechtswissenschaften bemerkbar, worin der Vortrag des Dr. Weißkirchner: „Die Armenpflege einer Großstadt vom Standpunkte der christlichen Auffassung der Armenpflege" ungetheilten hohen Beifall hervorrief. In der feierlichen Schlußsitzung hatte auch der Unterrichtsminister einen officiellen Vertreter geschickt. Die vielbewunderte Festhymne, die von Dr. Richard von Kralik zum Ruhme Wiens gedichtet und vertont war,

enthielt auch folgende Strophen, die den Geist der Generalversammlung kennzeichnen:

„Doch nicht nur alten Ruhmes wollen wir all uns freun:
Ein neues Leben kreist
In deinen Adern. Du bist erwacht,
Und prangst mit Werken zum Trotz der Stürme.

Nicht brauchst du Nebenbuhler in aller Welt zu scheun,
Ein neuer heiliger Geist
Hat neues Licht dir gebracht,
Vergoldend die Spitzen deiner Thürme.

Längst warst du voll von hoher Lust,
Der Musen Gaben dir reichlich bewußt;
Nun aber ist der letzte Tadel

Von dir genommen, als triebst du nur Scherz,
Rein bis ins tiefste Herz
Ist dir hoher Ernst gedrungen zu neuem Adel.

Die Fortschritte der Leo-Gesellschaft in den fünf Jahren ihres Bestehens waren stetig und ihr Einfluß wächst in erfreulicher Weise. Der Stand der Gesellschaft belief sich am 17. September auf 1611 Mitglieder. Im letzten Vereinsjahre konnte sie für die Förderung ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecke 18000 fl. ausgeben; seit ihrer Gründung am 28. Januar 1892 sind rund 60000 fl. verausgabt worden. Der gegenwärtige Vermögensstand beträgt 21000 fl. Ihre hervorragendste Leistung ist das „österreichische Literaturblatt“, das sich im In- und Auslande hohen Ansehens erfreut und in unerwarteter Weise die wissenschaftliche Thätigkeit in Oesterreich gefördert hat. Leider läßt die Abonnentenzahl noch nicht das wöchentliche oder mindestens dreimalige Erscheinen im Monate zu, das auch auf dieser Generalversammlung dringend begehrt wurde. Aus der Thätigkeit der Gesellschaft auf wissenschaftlichem Gebiete sind besonders hervorzuheben die „Quellen und Forschungen zur Geschichte, Literatur und Sprache Oesterreichs,“ von deren Fortsetzung bald zwei weitere Bände:

„Die altdeutschen Passionsspiele in Tirol“ und „Tridentinische Urbare aus dem 13. Jahrhundert“ zur Ausgabe gelangen werden. Die Bemühungen, ein katholisches, den Forderungen der Gegenwart entsprechendes Conversationslexikon in Angriff zu nehmen, sind vorläufig von wenig Erfolg begleitet gewesen, werden aber seitens der Gesellschaft nicht aufgegeben.

Auf dem Gebiete der christlichen Kunst hatte die Gesellschaft die Aufführung des Weihnachtsspieles von Dr Richard von Kralik im Dezember 1895, und die Veranstaltung einer Tassofeier am 24. November 1895 zur Erinnerung an Tasso's Todestag zu verzeichnen. Die Herausgabe einer Vierteljahrsschrift für christliche Kunst unter Leitung des Professors Dr. Swoboda soll mit 1. Januar 1897 beginnen, und noch in diesem Herbste das Oratorium „Christus“ von Franz Liszt sowie Calderons Auto: „Das große Theater der Welt“ aufgeführt werden. Nach so glücklichen Erfolgen der Gesellschaft im ersten Lustrum ihres Bestehens, wo sie bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden hatte, ist die Hoffnung nicht optimistisch, daß das folgende Lustrum glänzende und hervorragende Leistungen aufweisen werde. —

Schon auf dem Katholikentag zu Salzburg war der erste internationale Antifreimaurer-Congreß zu Trient als eine recht eigentlich österreichische Angelegenheit durch den gewandten und scharfen Pfarrer Deckert von Wien-Weinhaus in seinem begeisterten Vortrag über die Antifreimaurer-Bewegung dargestellt worden und die Wahl des Ortes hatte den Beifall zahlreicher patriotisch gesinnter Oesterreicher. Auf dem Congresse selbst hat Pfarrer Dr. Deckert in seiner Rede noch schärfer das besondere Interesse Oesterreichs an der Bekämpfung der Freimaurerei hervorgehoben, mit der sehr beifällig aufgenommenen Behauptung: „Für uns Wiener sind antiliberal, antisemitisch und antifreimaurerisch identische Begriffe.“ Diese Worte waren nicht

aus der Luft gegriffen. Es wird nämlich als ganz bestimmt versichert, daß die Liberalen Trients am 20. September d. J. an der Bresche der Porta Pia in Rom einen Kranz niederlegen ließen, auf dessen Schleifen die Worte zu lesen waren: „Die Liberalen von Trient protestiren gegen den Antifreimaurer-Congreß." Die jüdisch liberale Presse hat sich daher auch mit grimmem Aerger über die hervorragende Betheiligung Oesterreichs an dem Congresse ausgesprochen. „Es wirft", wie die „Neue Freie Presse" vom 30. September in einem wirklich wuthschnaubenden Artikel sagte, „ein bezeichnendes Licht auf Oesterreich und auf den Ruf, in dem es bei den Dunkelmännern aller Nationen zu stehen scheint, daß der Antifreimaurercongreß sich gerade eine österreichische Stadt zum Schauplatze seiner Wirksamkeit erkoren hat." Wir wollen dem entgegen constatiren, daß der Congreß seiner Idee und seinem günstigen Ausgange nach zur Ehre Oesterreichs beigetragen hat.

Der Congreß war ein wirklich internationaler, trotzdem die Italiener weitaus die Mehrzahl der Theilnehmer bildeten. Die österreichischen und deutschen katholischen Zeitungen haben übereinstimmend mit wenigen Ausnahmen, wie die „Brixener Chronik", die über den Congreß vielleicht den besten deutschen Bericht geliefert hat, allzu deutlich ihren Unmuth über das italienische bezw. romanische Gepräge des Congresses laut werden lassen. Daß in einer vorwiegend italienisch sprechenden Stadt sich die Italiener mit Vorliebe eingefunden haben, kann man ihnen doch nicht zum Vorwurfe machen, zumal der heilige Vater die Führer der italienischen Katholiken besonders dazu angeeifert hat. Den deutschen Fürsten Karl von Löwenstein, der durch die äußerst geschickte Leitung des Congresses seinen vielen Verdiensten um die katholischen Interessen ein außerordentliches hinzugefügt hat, hat man zum Präsidenten erwählt. Drei deutsche Redner sind programmgemäß aufgetreten. Der Unmuth ist daher gar nicht am Platze, und wenn trotz der ganz ausgezeichneten Vor-

kehrungen des Lokalcomité's manches zu wünschen übrig geblieben ist, so ist doch wohl zu bedenken, daß das an sich äußerst schwierige Unternehmen des Congresses der erste Versuch gewesen ist.

Es war an sich eine großartige Manifestation des katholischen Glaubens, daß alle Länder, in denen das Christenthum warme Anhänger hat, sich zusammengefunden haben, um einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen, über dessen Gefährlichkeit doch kein gläubiger Katholik im Zweifel sein kann. Die gehaltenen Reden haben bei aller Gleichheit der Gesinnung die Verschiedenheit der Nationalität bewahrt. Des Tones aber, welcher der Hauptsache nach alle beherrschte, brauchte sich der Congreß nicht zu schämen. Die Rede des Spaniers Collel über das Gebet als Waffe gegen die Freimaurerei, die feurige, vielleicht am beifälligsten aufgenommene Mahnung des modenesischen Universitätsprofessors Olivi, daß die Freimaurer als verirrte Brüder mit christlicher Liebe zu behandeln seien, zeigen unter andern zur Genüge, daß der Congreß von christlichem Ernste durchdrungen war. Die Resolutionen der Sektionen athmen durchweg den Geist katholischer Glaubenskraft und wahrer Nächstenliebe. Wir halten es auch für einen großen Vortheil, daß die feurigen Romanen von den nüchternen Deutschen und umgekehrt die letzteren von den ersteren manches lernen konnten. Auch die einzigartige Procession am 27. September war nicht blos ein äußerer Pomp, sondern ein Beweis von der Majestät und der inneren Kraft des Katholicismus. Gerade von den hervorragendsten deutschen Mitgliedern des Congresses haben wir daher auch lebhafte Aeußerungen der Zufriedenheit über den glücklichen Ausgang vernommen.

Eine Frage indeß soll nach den deutschen (und österreichischen) Zeitungsberichten den Congreß verdunkelt haben, die Frage nach der Persönlichkeit und den Schriften der ehemaligen Freimaurerin Diana Vaughan. Das Interesse an dieser Frage, die im Grunde unbeantwortet geblieben ist, war

ein außerordentlich großes, aber die Frage selbst stand keineswegs als die wichtigste im Vordergrunde des Congresses. Dem Verfasser dieser Zeilen erscheint es als ein Fehler der deutschen Zeitungen, daß sie von diesem Punkt in ihren Berichten über Gebühr das Urtheil über den ganzen Congreß abhängig gemacht haben. Wir wollen die sonderbare Vertheidigung der mysteriösen Diana Vaughan seitens der Franzosen keineswegs billigen; aber der strenge Beweis dafür, daß die Werke der Diana Vaughan die Betrügerei eines abgefeimten Freimaurers seien, ist auch nicht erbracht worden. Wir bedauern lebhaft, daß die frommen Zeitschriften „Eucharistia“ und „Pelikan“ das deutsche Volk mit Zukunftsbildern und lächerlichen Teufelsgeschichten erschrecken und in eine wenig religiöse Stimmung versetzen. Allein damit hatte das Eintreten der Franzosen für die Diana Vaughan wenig zu thun. Ist es aber nicht auch ein Erfolg des Congresses, daß die Franzosen und Italiener schließlich mit den Deutschen in der endgültigen Resolution zur Untersuchung dieser Frage sich geeinigt haben? Gerade zum Schlusse des Congresses hat der hervorragende Advokat Respini, der Vertreter der schweizerischen Katholiken im Kanton Tessin, es nachdrücklich ausgesprochen, daß auch die Freimaurer nach Wahrheit und Gerechtigkeit seitens der Katholiken beurtheilt werden würden und daß das Comité für die Organisation der antifreimaurerischen Bestrebungen keine Beschuldigung zulassen werde, die nicht mit Zeugnissen der Freimaurer selbst belegt werden könnte. So hat also der ganze Congreß ohne Unterschied der vertretenen Nationen mit Ernst gearbeitet. In großem Frieden und in der Hauptsache zufrieden sind die allermeisten Mitglieder auseinander gegangen und haben Belehrung und Ermuthigung für den weiteren Kampf mitgenommen

Für Oesterreich, das die Freimaurerei dem geschriebenen Gesetze nach noch immer verpönt, obwohl es unter dem Einflusse des freimaurerischen Liberalismus auf den Weg des Untergangs geführt worden ist, ist der Congreß ein

lauter Weckruf. Möge er von den Schläfern, die immer noch schlafen, nicht überhört werden. Möge die kostbare Fahne, die auf dem Trienter Congreß dem Commissär der österreichischen Katholikentage übergeben worden ist, und die eben den Katholikentagen die gänzliche Befreiung Oesterreichs vom Joche des Liberalismus und der Freimaurerei als Ziel steckt, eine Siegesfahne werden nach ruhmvollen, starkmuthigen Kämpfen!

LII.
Aus Frankreich.

Zur republikanischen Wirthschaft der letzten Monate.

Allgemein, im In= und Auslande, ist längst zugestanden, daß die Republik gerade diejenige Staatsform ist, welche am wenigsten zum Kriege sich eignet, ihre Erhaltung sozusagen auf der Grundbedingung des Friedens beruhe. Und doch gibt es einen Fall, der Frankreich zum Kriege drängen könnte. Seit dem Sturz Mac Mahons befindet sich die Regierung fortwährend in den Händen der Opportunisten und gemäßigten Radikalen, in denen sich jetzt die Bourgeoisie verkörpert hat. In letzter Zeit ist, seit Casimir Perier, ihr Bündniß mit den Radikalen gelockert, gesprengt worden. Der republikanische Ring (concentration républicaine) besteht nicht mehr. Die Folge war, daß das Ministerium Bourgeois mit Hilfe der auf etliche fünfzig Stimmen angewachsenen Socialisten ein radikales Ministerium bilden und die gewöhnliche Frist (6—7 Monate), welche allen Ministerien gegönnt wird, am Ruder bleiben konnte. Seitdem, und gerade deßhalb, daß sie an der Regierung gewesen, ist ein weiteres Anwachsen der Radikalen, und somit auch der Socialisten, nicht ausgeschlossen, sondern ganz der Entwickelung der Dinge gemäß. Die letzten Ersatzwahlen, selbst des Senats, fielen zu Gunsten der Radikalen aus. Daß die Radikalen und Socialisten ihre Herrschaft, wenn sie nochmal

ans Ruder kämen, in schärfster, parteilichster Weise benutzen und ausbeuten, ihre Gegner noch rücksichtsloser unterdrücken würden als es bisher die Opportunisten gethan, weiß ein Jeder. Deßhalb hört man manche Opportunisten offen bekennen: Bevor wir unsern Widersachern die Gewalt überlassen, werden wir lieber Napoleon III. nachahmen, die inneren Schwierigkeiten nach außen ablenken. Also der Rheinfeldzug, der jeder versinkenden französischen Regierung als Rettungsanker erscheint. So unmöglich wäre dies nicht angesichts des Hochgangs der vaterländisch-racheluftigen Bewegung, welcher durch den Czarenbesuch jedenfalls bedeutend Vorschub geleistet wird.

In letzter Zeit, besonders nach der am 13. Juli geschlossenen Kammertagung haben eine Reihe Kundgebungen stattgefunden, welche kaum einen andern Schluß zulassen, als den: Frankreich, die Republik befinden sich in Zerrüttung, sind an einem Standpunkt angekommen, bei dem sich die Aussichten sehr trübe gestalten, die Zukunft Besorgnisse einflößen muß. Da ist zuerst Waldeck-Rousseau, Freund und Minister Gambettas, welcher schon seit einigen Jahren auf den Leuchter gehoben wurde, indem man ihn ausdrücklich als künftigen Retter des Vaterlandes in den Senat wählte. Er gilt als letzte Hoffnung der herrschenden Opportunisten. In einer großen Programmrede verurtheilte er die jetzige Verfassung aufs entschiedenste, weist nach, daß die von seinen Freunden seit zwanzig Jahren geschaffene Ordnung ein frecher Hohn auf die vielgerühmte Volkssouveränität ist, auf welche sich sothane Freunde stets berufen. Waldeck-Rousseau verlangt daher Berufung an das Volk bei allen wichtigen Fragen. Die Vollziehgewalt solle sich nicht scheuen, die Kammer aufzulösen; die Auflösung sei vielmehr ein erfolgreiches, gutes Mittel der Regierung. Dabei muß daran erinnert werden, daß Waldeck-Rousseau zu den Schreiern gehörte, welche jede Auflösung als einen an der Volkssouveränität verübten Hochverrath brandmarkten, Mac Mahon wegen dieses Verbrechens vor den Staatsgerichtshof zu stellen drohten.

Ein anderer früherer Minister, de Lanessan, zuletzt General-Resident in Tonkin, wo er eine wahre Paschawirthschaft führte, bestätigt in seinem Blatt: „Die Kammer ist allmächtig für

das Schlimme, ohnmächtig für das Gute, die Regierung hat weder Ansehen und Gewalt, noch Stätigkeit. Um letzterem abzuhelfen gibt es nur ein Mittel, das Schicksal der Kammer demjenigen des Ministeriums unterzuordnen. Also, bei jedem Ministersturz Kammerauflösung. Wenn die Abgeordneten wissen, daß jedem Ministersturz eine Befragung der Wähler folgt, wird man nicht mehr erleben, daß einige Rädelsführer den Sturz aller Ministerien betreiben, bis sie endlich einen Ministersessel erhaschen, noch sehen, daß einzelne Minister das Ministerium unterwühlen, dem sie angehören, um sich einen Sitz im nachfolgenden Cabinet zu sichern". Lanessan zeichnet die republikanischen Minister sehr scharf, mit Meisterhand, freilich nicht sehr vortheilhaft — aber er gehört ja selbst zur Sippe, weiß also wohl, wie es in derselben aussieht.

Der Abgeordnete Alphonse Humbert, welcher eine bedeutende Stellung in der Kammer einnimmt, mehrfach an den Ministersessel streifte, antwortet hierauf: „Wenn die Abgeordneten nur die Wahl zwischen fortwährender Zustimmung und Selbstmord haben, werden sie unfehlbar sich für die immerwährende Zustimmung entscheiden. Die Ministerien werden dann dauern, aber um welchen Preis? Einfach den Preis der Vernichtung der parlamentarischen Regierung. Die Kammern werden Alles thun, was die Minister verlangen". Humbert schlägt also Gesinnung, Gewissen und Charakter seiner Genossen nicht sehr hoch an.

Ein anderer Großbonze der Kammermehrheit, Pelletan, belehrt, in England gehe dergleichen, denn dort seien Kammer und Ministerium sich gleich, stünden für einander: „In England ist die Regierung der wahre Ausdruck der Mehrheit. Die Königin richtet sich nach den von den Wählern geäußerten Forderungen, welche die Kammern vertreten. Bei uns aber haben sich alle Präsidenten der Republik das Recht angemaßt — das indessen durchaus der Verfassung widerspricht — die Minister nach ihrem persönlichen Ermessen zu ernennen, sie oft aus der Minderheit zu nehmen, in jeder Weise auf dieselben zu drücken. Die Ministerien selbst aber haben nur ausnahmsweise und sehr zaghaft versucht, das Programm der Kammer durchzuführen. Anstatt sich nach der Kammer zu richten, ver-

langen sie, daß sich die Kammer nach ihnen richtet. In England vertritt die Mehrheit, aus der die Königin ihre Minister nimmt, wirklich die Nation. In Frankreich vertritt die Mehrheit, welche den durch das Gutdünken des Vollzugsbeamten aus der Minderheit genommenen Ministern dienstfertig folgt, in Wirklichkeit gar nichts. Die Mehrheit ist die Erwählte des Betruges. In England wird niemals versucht, die Freiheit der Wähler zu vergewaltigen. Selbst wenn man es wollte, würden die Mittel dazu fehlen. England hat weder unsere Centralisation, noch unsere Präfekten. Der Versuch der Vergewaltigung würde dort eine allgemeine Auflehnung hervorrufen. Man weiß, daß nach einer Auflösung das Volk frei entscheidet. Bei uns im Gegentheil weiß Jeder aus Erfahrung, daß die Auflösung nur der Anfang eines gewaltthätigen Versuches ist das Volk zu zwingen, nach dem Willen der Regierung zu wählen".

Es sind Erzrepublikaner, welche uns also belehren, daß die gerühmte Volkssouveränität, Volksherrschaft nur eitel Lug und Betrug, Vergewaltigung des Volkes ist. Die Leutchen handhaben die Volkssouveränität, müssen es also am besten wissen.

Die Minister und ihre Freunde haben alle nur Ferienreden gehalten, um Sammeln zu blasen, die Republikaner zu beschwören, sich zu einigen, auszusöhnen; es sei ja Thatsache, von allen Staatsgelehrten nachgewiesen, daß zwischen den verschiedenen Lagern der Republikaner im Grunde keine nennenswerthen Abweichungen bestünden: Zusammenschluß aller wahren Republikaner, um die beiden Gefahren, Collektivismus und Klerikalismus, zu bekämpfen. Der Abgeordnete Poincaré (früherer Minister) rügte dabei auch sehr scharf, daß die Abgeordneten gar zu sehr in die Verwaltung übergreifen, sich in Alles mischen, Gewalt und Verwaltung in Händen haben. Es fehle an Sachkundigen, während die politischen Abenteurer überwucherten. Auf diese Gefahr könne nicht laut genug hingewiesen werden. Als Programm des erneuten republikanischen Zusammenschlusses stellte Poincaré auf: „Weder Reaktion noch Revolution; der Geist von 1789 und die Menschenrechte; Souveränität der bürgerlichen Gesellschaft; Achtung des persön-

lichen Eigenthums; Gleichheit aller vor dem Gesetz; thätige Brüderlichkeit; wirksame Gemeinsamkeit".

Die Minister sprachen im selben Sinne, bethätigten diese Grundsätze auch, indem sie die Zuwachssteuer mit Gewalt eintrieben, die magere Frucht eines Waisenhauses auf dem Halm pfändeten, in Gardes (Angers) den Waisen und Kranke versorgenden Schwestern einen Ochsen aus dem Stall nahmen, und sofort. Natürlich um zu zeigen, was sie unter Gleichheit vor dem Gesetz und Brüderlichkeit verstehen. Sie verbürgen das persönliche Eigenthum, um das genossenschaftliche desto schlimmer brandschatzen zu können. Die Souveränität der bürgerlichen Gesellschaft hat die Regierung namentlich durch Verfolgung der Wallfahrer in Reims bethätigt. Am 24. Juni kamen, unter Führung des Cardinal-Erzbischofs, mehrere Tausend Pariser, lauter Männer, in Sonderzügen morgens in Reims an. Natürlich zogen die mit einem Zug Gekommenen auch miteinander nach der Kathedrale. Um kein Gedränge in den Straßen, keine Störung des Verkehrs hervorzurufen, marschirten die Pilger vier Glied hoch, hatten freilich einige Fahnen bei sich. Sie verhielten sich überhaupt wie alle weltlichen Vereine, wenn sie durch die Straßen ziehen, nur daß sie still dahingingen, während weltliche Vereine gewöhnlich singen und Musik machen. Trotzdem schritt die Polizei ein, wollte sich der Fahnen bemächtigen, gebot Auseinandergehen. Wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt wurden dann auch einige Pilger verhaftet und verurtheilt. Als einige Wochen nachher die Veranstalter des Pilgerzuges, Generalvikar Odelin und Abbé Garnier, vor Gericht erscheinen mußten, kam zu Tage, daß der Polizeileiter in Reims auf Befehl des Justizministers den Zwischenfall hervorgerufen hatte, während er doch eigentlich dem Maire der Stadt, als dem Haupt der städtischen Polizei, unterstellt ist. Die Regierung wollte eben durch ihr Vorgehen gegen die Klerikalen den Radikalen ein Pfand ihrer ächt republikanischen Gesinnung geben, um sie für den neuen Zusammenschluß zu gewinnen. Die Einigkeit der Republikaner kann eben immer nur auf dem Rücken der Katholiken besiegelt werden. Die beiden Angeklagten wurden zu je 1 Fr. Geldbuße verurtheilt, wohl der beste Maßstab für die Größe ihrer Schuld.

Im August hielt Felix Faure, diesmal in der Bretagne, eine jener Rundreisen, von denen die Republikaner selbst sagen, daß sie die Befestigung, die Volksthümlichkeit der Republik zum Zwecke hätten. Ein monarchischer Schriftsteller schrieb daher: „Solange man solche Reisen für nothwendig ansieht, dem Volk das Abbild eines wirklichen Staatshauptes zu zeigen für geboten erachtet, haben wir keine Ursache, unsere Hoffnungen aufzugeben". Ganz richtig. Der reisende Präsident tritt als Herrscher auf, wird gerade von den Republikanern als solcher gefeiert und verherrlicht. Felix Faure vermied es, wie alle Präsidenten, auch nur ein einziges der vielen berühmten kirchlichen Bauwerke zu besichtigen, reiste Sonntags, so daß er Viele am Kirchenbesuch verhinderte. Trotzdem die Behörden alles aufgeboten hatten, war diesmal der Erfolg sehr gering. Selbst die Hofblätter mußten eingestehen, daß die begeisterte, zujauchzende Menge meist durch ihre Abwesenheit glänzte.

Uebrigens haben die Tagesherrscher durch ihre Ausnahmegesetze gegen die Kirche schon einen namhaften Erfolg erreicht. In dem Voranschlag für 1897 hatte der Finanzminister 550,000 Fr. Ersparniß an Gehalten der Pfarrer und Vikare wegen der vielen unbesetzten Stellen vorgesehen. Der Ausschuß erhöhte die Summe auf 600,000. Dies bedeutet mindestens 700 (Pfarrer 900 Fr., Vikare 350 Fr.) erledigte Stellen. Dabei ist der Wehrdienst der Priester erst seit sechs oder sieben Jahren eingeführt! Denn derselbe hat manche dem priesterlichen Berufe entzogen. Außerdem macht es etwas aus, wenn die 1800—2000 jährlich geweihten Priester durch den Wehrdienst ein Jahr länger der Seelsorge entzogen bleiben. Zusammengenommen bedeutet dies einige hundert unbesetzte Stellen. Eigentlichen Ueberfluß an Priestern hatte dabei keine Diöcese, viele sogar Mangel oder doch Knappheit.

Inzwischen haben wir auch etwas Ungewohntes erlebt: ein Priestertag, welcher zu Reims in derselben letzten Augustwoche versammelt war, als in Dortmund der deutsche Katholikentag stattfand. Veranstalter waren hauptsächlich der Abbé Lemire (Abgeordneter) und der Abbé Garnier, Gründer der „Union nationale" genannten Partei und des Blattes derselben (Peuple français), welcher sich äußerst thätig auf socialpolitischem Gebiete

zeigt. Die Cardinal-Erzbischöfe von Reims und Paris, der Erzbischof von Aix, auch einige andere Bischöfe nahmen den Priestertag unter ihren Schutz, ermuthigten ihre Priester zur Theilnahme. Einige Bischöfe äußerten Bedenken, traten fast feindlich auf. Der Priestertag zählte nur 800 Theilnehmer, rief aber allenthalben, auch bei den Widersachern, große Aufregung und Aufsehen hervor. Hauptsächlich aber doch, weil er etwas ganz Neues, Unerhörtes war. Die Mitglieder bewiesen, vom ersten bis zum letzten Tag, daß sie erfahrene, die Zeit verstehende Männer seien, denen das kirchliche Leben, das geistige und leibliche Wohl ihrer Pfarrkinder und überhaupt des ganzen Volkes sehr am Herzen liege. Der Priestertag beschäftigte sich nur mit kirchlichen, sogar pfarrlichen Fragen, faßte natürlich keine bindenden Beschlüsse, sondern sprach nur Wünsche aus und steckte zu erstrebende Ziele vor.

Er besprach die Abschaffung des Stuhlgeldes, welche zu erstreben sei. Da die Pfarrkirchen bei der Revolution alles Vermögen verloren, auch wegen der freiheitfeindlichen Gesetzgebung keines erwerben können, leben sie vom Tag auf den Tag. Das Gesetz, der Code civil, kennt die Kirche nicht, für ihn ist sie gar nicht vorhanden. Und da er genossenschaftlichen Besitz, rechtsfähige Anstalten nicht kennt, vielmehr unter Strafe verbietet, kann er um so weniger der Kirche ein Besitzrecht zuerkennen. Um die Kirche und den Gottesdienst unterhalten zu können, wurde daher eine Stuhlabgabe oder Stuhlgeld eingeführt. Die einzelnen Stühle oder Sitzplätze werden auf das Jahr verpachtet, oder aber, bei jedem Gottesdienst wird eine kleine Gebühr, meist 5 Centimen erhoben. Dies ist störend und für arme Leute und zahlreiche Familien auch eine nicht unbedeutende Ausgabe, was besonders in den Städten sehr empfindlich wirkt. Dazu kommt noch, daß die Gegner hieraus Anlaß nehmen, den Gottesdienst als ein Schauspiel herabzusetzen, bei dem man zahlen müsse, wie im Theater. Natürlich wirkt dies immer, ist bei gar zu vielen ein wohlfeiler Vorwand, um sich des Kirchenbesuches zu entwöhnen. Die Kirchen ohne Pfarrei, welche meist Ordenshäusern oder wohlthätigen Anstalten gehören und kein Stuhlgeld erheben, sind immer stark besucht. Oefters ist in Paris schon die Probe gemacht worden:

die Pfarrer räumten bei Fastenpredigten ihre Kirchen unentgeltlich den Männern ein. Sie waren dann regelmäßig dicht gefüllt, sowohl von Arbeitern als Männern der bessern Stände. Aber sobald wieder Stuhlgeld erhoben wurde, erschien nur eine kleine Zahl Männer. Wegen des Stuhlgeldes stoßen sich auch viele an dem Sammelgang, der bei jedem sonntäglichen Gottesdienst stattfindet, obwohl derselbe doch etwas Selbstverständliches ist, denn das Opfer der Gläubigen, die freiwillige Gabe für kirchliche und wohlthätige Zwecke ist so alt als die Kirche.

Aber der Priestertag fand bald, daß die Abschaffung des Stuhlgeldes durchaus nicht leicht ist. Laut Dekret von 1809 muß dasselbe als Einnahme der Kirchenfabrik verrechnet, also auch vereinnahmt werden. Es ist um so weniger hieran vorbeizukommen, als durch das berüchtigte Gesetz von 1894 die Kirchenfabriken unter die Aufsicht, Verwaltung der Steuerbehörden gestellt sind. Durch dasselbe Dekret sind auch der Kirchenfabrik Gebühren für Beerdigungen, für Bahrtuch, Tragbahre, Leichenwagen u. s. w. zugewiesen, welche also auch wiederum erhoben werden müssen. Diese Einnahmen sind nun noch geschmälert, indem ein vor wenigen Jahren erlassenes Gesetz den Gemeinden das Begräbnißwesen nebst den daraus fließenden Einnahmen zuweist. Unter dem Vorwand der Gewissensfreiheit muß die Gemeinde grundsätzlich religionslose Beerdigungen besorgen, kein religiöses Abzeichen darf Bahrtuch, Leichenwagen u. s. w. zieren. Wer ein Bahrtuch mit einem Kreuz haben will, muß es selbst beschaffen, bei der Kirche leihen. Die Begräbnißkosten sind durch das neue Gesetz gesteigert, besonders wenn man religiöse Abzeichen verlangt, aber die Pfarrkirche hat weniger Einnahmen.

Die Pfarrei ist seit 1809 an die Gemeinde geschmiedet, wie die Kirche im Allgemeinen durch das Konkordat an den Staat gefesselt ist. Die Pfarrkirche selbst (ebenso das Pfarrhaus) gehört der politischen Gemeinde, die aber nur insoferne für Instandhaltung, Neubau und Kosten des Gottesdienstes aufkommt, als die Fabrik es nicht vermag. Außer Stuhlgeld, Gebühren bei Hochzeiten und Bestattungen, hat die Kirchenfabrik fast nur die bei Gottesdiensten gesammelten Beiträge als

Einnahmen. Die 36000 Gemeinden sind — mit Ausnahme der 1600 Mauthstädte, welche Verbrauchssteuern auf Nahr-, Brenn- und Braustoffe, sowie Getränke erheben — fast alle ziemlich arm. Denn ihr Vermögen ist, mit Ausnahme etwaiger Waldungen, ebenfalls durch die Revolution verschlungen worden. Sie haben fast nur die Zuschläge auf die ohnedies sehr empfindlichen Staatssteuern. Da sie solche Zuschläge glücklicherweise nur kraft eines von den Kammern bewilligten Gesetzes einführen und erhöhen können, sind ihre Mittel sehr beschränkt. Selbst wohlgesinnte Gemeinden sind daher nothgedrungen karg gegen ihre Pfarrkirche. Diese bleibt also auf die gedachten Einnahmequellen angewiesen, Schankungen und Vermächtnisse kann sie nur kraft höherer Genehmigung — die nicht leicht ertheilt wird — und zu bestimmten Zwecken, z. B. Neubauten, annehmen; sie hat ja kein wirkliches Besitzrecht. Die Gemeinde ist nicht selbständig, sondern ein unter Vormundschaft des Staates stehendes Mündel. Und an dieses Mündel ist die Pfarrkirche gekettet, ihr untergeordnet!

Da ist guter Rath theuer. Wie aus dieser untergeordneten, von allen Seiten eingeschränkten Lage herauszukommen, welche durch die grundsätzliche Feindseligkeit der Republik, durch die gegen Kirche und Pfarrei geschmiedeten Gesetze täglich unhaltbarer wird? Dabei sind weitere soche Culturkampfgesetze unausbleiblich, sobald die jetzt schon bestehenden einmal gründlich durchgeführt sein werden, ihre volle Wirkung äußern werden. Denn aus Rücksichten für das Volk, die Wähler, muß mit der Durchführung der Culturkampfgesetze sachte vorgegangen, die Leute allmälig daran gewöhnt werden. Wie gefährlich solcher schleichende Culturkampf wird, weiß man aus Erfahrungen in mehreren Ländern. So ergibt sich also schon bei Anregung dieser sehr untergeordneten Frage des Stuhlgeldes, wie sehr der Kirche Hände und Füße gebunden, wie unhaltbar ihre Lage ist.

Kraft des Konkordates hat der Staat weitgehenden Einfluß auf die Ernennung der Bischöfe, der Generalvikare, Domherren und eigentlichen Pfarrer (etwa 3000 auf 27000), gebraucht denselben immer in der Kirche möglichst abträglichem Sinne. Nicht daß die Ernennung wirklich Unwürdiger durch-

gesetzt würde, aber es wird dafür gesorgt, daß thatkräftige und entschiedene Männer nicht auf hervorragende Stellen kommen. Man muß sich nur wundern, daß, trotz der Regierung, Frankreich einen ausgezeichneten Episkopat und ebensolche Geistlichkeit besitzt. Aber es fehlt an Widerstandskraft, hauptsächlich auch weil es an Einstimmigkeit fehlt, die Bischöfe sich — kraft der Organischen Artikel — nicht frei versammeln, berathen und beschließen dürfen. Dabei hängt über Allen, Bischöfe wie Pfarrer, stets das Damokles-Schwert der Wegnahme der Bezüge. Diese sind, laut Konkordat, ausdrücklich nur eine als Ersatz für das weggenommene Kirchenvermögen gezahlte Rente. Aber alle Regierungen, insbesondere die Republikaner, wie sogar die meisten politischen Parteien bestehen darauf, einen Gehalt darin zu sehen und handeln dementsprechend. Während der Erledigung der Stelle wird die Rente nie bezahlt, also eine Verletzung des Conkordates. Noch größer ist der Verstoß gegen das Conkordat, wenn die Regierung die Rente wegnimmt, um den Bischof oder Pfarrer wegen seiner politischen Haltung zu strafen, oder auch nur einen Abgeordneten oder Präfekten an ihm zu rächen. Die Freigebigkeit der Gläubigen hat in solchen Fällen stets Ersatz geschafft, aber die Stellung des Bischofs oder Pfarrers zur Regierung ist doch, bei der bestehenden Ordnung, eine derartige, daß ein solcher Kriegszustand immer seine Nachtheile hat. Anders, besser könnte es nur werden, wenn einmal alle Bischöfe und Pfarrer sich in solcher Lage befänden, dann einmüthig gegen die Regierung sich wehren müßten. Aber ein solcher Kriegszustand hat seine Gefahren, würde eine ungemeine Aufregung im ganzen Lande hervorrufen. Es ist aber nie Sache, Uebung der Kirche gewesen, einen Kriegszustand hervorzurufen. Sie hat immer vorgezogen, zu dulden, auszuharren, durch Sanftmuth und Wohlthun zu kämpfen und zu siegen Freilich mit jedem Tage drängt sich mehr die Erkenntniß auf, daß der jetzige Zustand unhaltbar, nöthigenfalls das Conkordat daran gegeben werden muß, damit es besser werde. Kurz, die Erhaltung des Conkordates liegt Geistlichen und Laien immer weniger am Herzen, so sehr man auch vor einer Ueberstürzung sich in Acht nimmt.

Also schon bei der ersten ganz einfach erscheinenden

Neuerung steht die Staatsgewalt mit ihren Gesetzen dagegen. In Besançon und anderwärts haben Frauenvereine die Stühle gepachtet, um sie den Andächtigen unentgeltlich zu überlassen. Bei Begräbnissen und Hochzeiten sind, bezüglich der Ausschmückung der Kirche, der Zahl der Geistlichen und Sänger, überhaupt des Hochzeits- und Leichenprunkes, verschiedene Klassen eingerichtet. Bei den ersten Klassen sind die Gebühren sehr hoch, wofür dann die Armen unentgeltlich getraut und begraben werden. Wohlverstanden fließt von den Gebühren nur ein Theil der Geistlichkeit zu. Das Uebrige kommt an die Kirchenfabrik, dient zur Entlohnung der Kirchendiener, Chorknaben, Organisten. Trotzdem wird diese Gewährung großen Prunkes gegen Bezahlung schmählich gegen die Geistlichkeit ausgebeutet, was bei Verschleierung und Verdrehung des Sachverhaltes natürlich gar nicht schwer ist. Der Priestertag empfahl, die unentgeltlichen Trauungen, Taufen und Begräbnisse mit mehr Feierlichkeit zu umgeben, was jedenfalls einen guten Eindruck hervorbringen wird.

Sehr wichtig ist auch, daß der Priestertag dringend empfahl, die kirchlichen Vereine und Bruderschaften, namentlich die Congregationen der Mädchen und jungen Leute der socialen Thätigkeit und gegenseitigen Unterstützung zuzuführen. Alle diese Einigungen verfolgen bis jetzt nur kirchliche Zwecke, die Förderung der Frömmigkeit ihrer Mitglieder. Sie nach außen namentlich zu wohlthätigen Zwecken wirken zu lassen, ist gewissermaßen ein Gebot der Zeitlage. Die jungen Leute werden dadurch nur um so besser für ihr zukünftiges Leben vorbereitet. Besonders soll auch den Mitgliedern selbst ein Rückhalt geboten werden. Gar viele gut erzogene junge Leute erliegen aus Mangel eines solchen Rückhaltes. Gegenseitige Unterstützung, Stellen- und Arbeitnachweis, Herberge, Speisehaus, gesellige Unterhaltung, überhaupt eine Zufluchtstätte in der Bedrängniß sind für dienende Personen, Arbeiterinen und Arbeiter ganz unschätzbar. Die Wohlhabenderen können dabei etwas für die Minderbegünstigten beitragen. Schulbrüder und Schwestern haben schon manche solche Vereinigungen unter ihren früheren Zöglingen gebildet. Es sind also schon Anfänge vorhanden, die bloß weiter ausgebildet zu werden brauchen.

Den Landpfarrern wurde namentlich empfohlen, den sonntäglichen Gottesdienst zu den der Bevölkerung angemessensten Stunden zu halten, mit den Leuten in angemessener Weise gesellig zu verkehren, sich um Ackerbau und wirthschaftliche Verhältnisse zu kümmern. Dies flöße Vertrauen ein, gebe Gelegenheit zu guten Rathschlägen. Auch hierin liegen schon Beispiele und Erfahrungen vor. Viele Pfarrer haben Vereine zur gegenseitigen Unterstützung gegründet und gefördert; besonders aber hat sich die Geistlichkeit Verdienste um Ausbreitung der Raiffeisen'schen Kassen erworben. Auch auf Winzervereine u. s. w. erstreckt sich die Thätigkeit einzelner Pfarrer.

Der Priestertag hat auch noch in anderer Hinsicht vortrefflich angeregt, wird also wohl gute Früchte bringen. Daß er sich nicht auf das politische Gebiet begab, ist ganz in der Ordnung, hätte den Bischöfen Unannehmlichkeiten, den Pfarrern aber Entziehung der Staatsrente, Verfolgungen aller Art eingetragen. Der Priestertag beklagte sehr den Wehrdienst, welcher den Geistlichen ganz zwecklos auferlegt sei, mahnte jedoch, denselben mit Würde und Standhaftigkeit zu tragen, treue Pflichterfüllung zu üben, nicht das Beispiel gewisser Leute nachzuahmen, welche fortwährend auf Urlaub sind, oder um solchen einkommen. Daß diese gewissen Leute fast nur unter den Schützlingen der Tagesherrscher zu suchen sind, weiß ein Jeder.

Die kirchenfeindliche Politik rächt sich besonders bei den Ueberseeischen Unternehmungen. In Tonkin befinden sich etwa 700,000 eingeborne Christen unter den 2—3 Mill. Einwohnern, also ein namhafter Bruchtheil der Bevölkerung, auf den die französische Herrschaft sich um so besser stützen konnte, als diese Christen viele Verfolgungen erlitten haben, die Franzosen als Befreier und Brüder aufnahmen. Mit etwas Vernunft und Geschick wäre also viel zu erreichen gewesen. Aber die Republik schickte erbitterte Kirchenfeinde, wie Paul Bert, Constans und Lanessan, als General-Gouverneure dorthin, die durch ihre verkehrten Maßnahmen neue Christenverfolgungen und fortwährende Aufstände hervorriefen, eine wahre Paschawirthschaft führen. Es ist offenkundige, mehrfach bestätigte Thatsache, daß diese Gouverneure, mit Hilfe gewisser hiesiger Spießgesellen, den Staat ausbeuten, die (8—10) Millionen fast buchstäblich

veruntreuen, welche Frankreich jährlich zuschießen muß. Es werden Lieferungen, Dampferlinien, Anlage von Straßen, Eisenbahnen, Wasserwerken 2c. zu übertriebenen Preisen verdingt, aber nie oder nur theilweise ausgeführt. An Untersuchung und Bestrafung dieser Mißwirthschaft denken die Machthaber am wenigsten. Merkwürdigerweise wird diese Mißwirthschaft aber doch nicht den Klerikalen in die Schuhe geschoben. Aber dies kommt nach, sagt Kardorff.

Noch schlimmer geht es in Madagaskar. Der Feldzug war unpassend, so erbärmlich vorbereitet, daß die Hälfte der dahin geschickten 15,000 Mann elendiglich durch Krankheiten und Mangel am Nothwendigsten zu Grunde ging, die übrigen elend heimkehrten. Im Felde sind keine Hundert Franzosen verwundet worden oder gefallen. Die Eroberung wurde thatsächlich mit wenigen Tausenden ausgeführt. Aber nun erst beginnen die Schwierigkeiten, welche derart sind, daß der schon erwähnte Lanessan versichert, es seien 200—250 Millionen erforderlich, um die französische Herrschaft zu befestigen, Madagaskar nutzbar zu machen. Mit dem ersten Feldzug sind schon an hundert Millionen ausgegeben worden. Aber es wurde auch ein abgefallener Katholik, der Protestant Laroche, als Gouverneur hingesandt, dieweil er, als Unterpräfekt in Havre, ein großer Freund Felix Faure's geworden war. Laroche hat abgerufen und durch einen General (Gallieni) ersetzt werden müssen, hat aber schon in weniger als einem Jahr Unheil genug angestiftet, eine Verfolgung der Katholiken entfesselt, wie sie früher nie so schlimm dagewesen. Hundertfünfzig Stationen sind zerstört, mehrere Priester getödtet oder gefangen, der P. Berthieu wurde in schrecklichster Weise zum Martyrer. Laroche fand nichts besseres zu thun, als sich auf Seite der Protestanten zu schlagen, zu denen freilich die Königin nebst Familie, sowie die herrschenden Kasten gehören. Die Protestanten, über 300,000, sind durch englische (überwiegend) und norwegische Prediger bekehrt und geleitet, durchaus Parteigänger Englands, haben stets die katholische Minderheit (130,000) bedrückt und verfolgt. Als sie den Gouverneur auf ihrer Seite sahen, mußten sie sich Herren der Lage glauben, sich alles erlaubt halten.

Seit Jahrzehnten gab Frankreich jährlich gegen eine Million aus, um in Madagaskar Residenten, Richter und einige sonstige Beamten, auch eine kleine Militärstation zu unterhalten, woran sich jedoch die Hova-Regierung wenig kehrte, da sie auf England sich stützte. Hätte Frankreich nur ein Drittel dieser Summe den katholischen, von seinen Angehörigen geleiteten Missionen zukommen lassen, so würde die Zahl der Katholiken gewiß doppelt und dreifach so groß sein als jetzt und die Insel von selbst französisch geworden sein. Protestant ist Engländer, Katholik Franzose in Madagaskar. Aber aus Haß gegen die Kirche dürfen die Katholiken nicht unterstützt werden, sondern nur die Protestanten. Ein Verein zur Ausbreitung der französischen Sprache im Auslande glaubte in Madagaskar nur den katholischen Schulen Unterstützungen gewähren zu sollen. Sofort erhob sich, unter Führung Rancs, des geistigen Leiters der Republikaner, ein Sturm gegen den Verein, dessen Vorstand förmlich Abbitte leisten mußte. Die Tagesherrscher sind an erster Stelle Feinde, erbitterte, unversöhnliche Feinde der Kirche, opfern lieber die Sache Frankreichs als daß sie auf diese Feindschaft auch nur in einem Falle verzichten. Aus Haß gegen die Kirche unterstützen sie die Protestanten in jeglicher Weise, so daß es genügt, Protestant zu sein, um gefördert zu werden. Eine Menge Protestanten ist daher in öffentlichen Stellen untergebracht, besonders auch im Schulfach.

Diese kirchenfeindliche Leidenschaft hat, allein schon in Tonkin und Madagaskar, einige Hundertmillionen und das Leben mehrerer Zehntausende gekostet. Und das Volk sieht noch nicht klar, die Conservativen verstehen es nicht, ihm begreiflich zu machen, wohin die kirchenfeindliche Politik der Republik führt! Gerade in Folge der französischen Eroberung brechen blutige Katholikenverfolgungen in Tonkin und Madagaskar aus — dies spricht Bände.

Dabei verschlimmert sich die Lage des Staatsschatzes mit jedem Jahre. Seit 1876 sind die Ausgaben genau um 1100 Mill. gestiegen, sind (für 1896) auf 4325 Mill. angeschlagen, unbeschadet 60—70 Mill. Nachschub, während dessen die Einnahmen (wohl um 40—50 Mill.) hinter dem Voranschlag zurückbleiben. Deßhalb wird immer viel von

Sparsamkeit und Erschließung neuer Hülfsquellen gesprochen. Aus diesem Grunde haben viele Abgeordnete für die Einkommensteuer gestimmt, obwohl sie dieselbe für undurchführbar erkennen. Aber Poincaré versicherte in seiner Rede, daß solche Abstimmungen gegen die bessere Ueberzeugung Gepflogenheit geworden. Außerdem hat die Bewegung zu Gunsten des Branntwein-Monopols sehr an Ausdehnung gewonnen; namentlich haben 25 (von 83) Generalräthe sich dafür ausgesprochen. Die Regierung hat die entsprechenden Vorarbeiten unternommen, auch Beamte nach den Ländern (Rußland, Schweden, Schweiz) geschickt, in denen das Monopol besteht. Ein Stubengelehrter, Professor Alglave, hat bei Heller und Pfennig ausgerechnet, daß das Monopol 930 Mill. Reinertrag einbringen werde. In der Schweiz ist kaum ein Viertel oder Drittel der Summe erzielt worden, welche die Herren am grünen Tisch herausgerechnet hatten. Freilich, mit 930 Mill. wären die Tagesherrscher aus allen Nöthen, der Tanz der Millionen könnte noch toller weiter gehen.

Sehr beunruhigend, selbst für die sonst stets auf die Erfolge der Republik pochenden Tagesherrscher ist auch das Ergebniß der dieses Jahr vorgenommenen Volkszählung: 38,228,969 Einwohner oder 133,819 Mehrung seit 1891. Das Jahrfünft 1886—91 wies 208,584, das Jahrfünft 1881—86 sogar 565,380 Seelen Mehrung auf. Selbst die Zahl der Fremden hat in den letzten zehn Jahren kaum zugenommen, theils wegen der mehrfach stattgehabten Fremdenhetzen, theils auch wohl weil die wirthschaftlichen Verhältnisse, die Möglichkeit lohnender Beschäftigung, nicht mehr so günstig sind, obwohl eine namhafte Verschlechterung nicht zu bemerken, auf mehreren Gebieten sogar gute Verhältnisse herrschen. Aber auch die Zahl der Eheschließungen hat abgenommen, die Ehescheidungen aber sind auf nahezu 8000 gestiegen. Also Rückgang, Zerrüttung, welche doch mehr oder weniger auf die herrschenden politischen Zustände zurückzuführen ist. Der politische Kampf, das bis in die letzten Weiler, in alle und jegliche Verhältnisse getragene leidenschaftliche Parteitreiben wirkt lähmend auf alle Aeußerungen des wirthschaftlichen, wie des gesellschaftlichen Lebens.

LIII.

Zeitläufe.

Der türkische Status quo unter russischer Vormundschaft.

Den 12. Oktober 1896.

In dem Moment, wo die Welt erkennen mußte, daß die große Frage des Jahrhunderts sich nach dem Willen Rußlands lösen wird, lag das republikanische Frankreich, entzückt bis zur Verrücktheit, vor der leiblichen Erscheinung des Czarenthums in Paris. Der junge Herr, sonst kühl und schüchtern, wie er sich in Breslau gegenüber den ungestümen Liebeswerbungen der „hundertjährigen Freundschaft" gezeigt hat, ist offenbar schon in gutem Humor von dem Besuch der englischen Großmutter herübergekommen, und thaute nun in der französischen Hauptstadt vollständig auf. Nur Eines war nicht nobel bei der glorreichen Rundreise: daß sie nämlich Friedrichsruh umging, und Fürst Bismarck unbesucht blieb, dem doch Rußland einzig und allein sein ungeahntes Emporsteigen und die überraschenden Erfolge des jungen Czaren verdankt. Dadurch kam es, daß die französischen Blätter ihm mit Recht zujubeln konnten: „Der Czar diktirt der Welt seinen Willen!"

Ueber die Ergebnisse des Czaren-Besuchs in Wien hat der ungarische Ministerpräsident im Reichstag erklärt: es habe sich Uebereinstimmung der österreichisch-ungarischen Politik und der „Endziele der russischen" in der Richtung kundgegeben, daß beide Mächte, von gleichem friedlichen Geiste durchdrungen, insbesondere die Erhaltung des Status quo im Orient anstreben, innerhalb dessen die freie Ent-

wicklung der Balkanstaaten gefordert werde. Aehnlich hatte sich auch der österreichische Minister des Auswärtigen in den Delegationen ausgesprochen: „er hege das vollste Vertrauen, daß Rußland an seiner jetzigen Politik, namentlich an der unbedingten Respektirung der bestehenden Verträge und an der Vermeidung jeder isolirten Einmischung in die Geschicke der Balkanstaaten auch fernerhin festhalten werde.“[1]) Er versicherte ausdrücklich den Respekt Rußlands nicht nur vor dem Berliner Vertrag, sondern auch vor dem alten Pariser Vertrag, trotz aller klaffenden Löcher, die Rußland in beide Verträge gemacht hat, und obgleich es gerade jetzt am Werke ist, die grundlegende Bestimmung beider, den Abschluß der Meerengen, für die Mächte zu beseitigen, aber für sich auszunützen. Allein von einer Uebereinstimmung mit „den Endzielen der russischen Politik“ hat der Graf Goluchowski doch nicht gesprochen; das hat nur der ungarische Quasi-Diplomat fertig gebracht.

Beide Minister preisen das Streben Rußlands für Erhaltung des „europäischen Friedens“ auf der Grundlage des türkischen Status quo. Gewiß will Rußland diesen Frieden, aber nur bis auf Weiteres, weil es zur Zeit in Ostasien mit anderen Geschäften überladen ist und bis die Birne am Bosporus sich ausgereift hat. Um den Proceß nicht zu stören, kann es sich aber mit gewissen Reformbestrebungen nicht befassen lassen. Die Verträge fordern auf's Bestimmteste „Reformen“ für jeden einzelnen Theil der Türkei. Was wollten sie damit? Sie wollten Europa in die Türkei einführen, sie „europäisiren“. England hat sich noch sozusagen persönlich Armenien gegenüber dazu durch den sog. Cypern-Vertrag vom 4. Juni 1878 verpflichtet, welcher dem Sultan den dortigen Besitz garantirte: „Andererseits verpflichtet sich Se. kaiserliche Majestät der Sultan, England gegenüber, nothwendige Reformen einzuführen, worüber später ein Ab-

---

1) Wiener Correspondenz der Münchener „Allg. Zeitung“ vom 15. Juni ds. Js.

kommen zwischen den beiden Mächten getroffen werden soll bezüglich der Regierung und des Schutzes der Christen und anderer Unterthanen der Pforte in diesen Gebieten". Das war noch vor dem Berliner Vertrag mit seinem bekannten Artikel 63. Aber in allen den langen Jahren ist nichts daraus geworden.

Der Sultan ist eben nicht nur kaiserliche Majestät des osmanischen Reiches, sondern auch Chalife, das Oberhaupt der „Gläubigen" des Islam, dem das Wort „Reformen" ein Schrecken seyn mußte. Daran knüpfte Rußland an. Bei den Aufforderungen der Mächte, insbesondere Englands, daß der Sultan endlich seine Verpflichtung erfülle, schloß die russische Botschaft sich immer nur mit der Absicht an, ihn an dem Ernst solcher Schritte zweifeln zu machen. Immer aber ist Abdul-Hamid sein alleiniger Rathgeber. Die Minister haben keinen Einfluß, die „Pforte" bedeutet nichts gegenüber dem „Palast" und der vertrauten Umgebung des Chalifen.[1]) Außerdem lebt derselbe mit seinen Palastbewohnern, darunter 350 Weiber, ganz abgeschlossen und von beständiger Todesangst vor geheimen Verschwörungen erfüllt. Selbst ein Berliner Blatt hat kürzlich den Vorschlag veröffentlicht, es solle eine europäische Ueberwachungscommission gebildet werden, bestehend aus unbefangenen landeskundigen Männern, die unter etwaiger Heranziehung hervorragender türkischen Staatsmänner die ausschlaggebende Instanz zwischen dem Sultan und den Ministern wäre. „Nur eine solche Instanz, gestützt auf die Mächte, könnte den unheilvollen Einfluß der Palastbeamten brechen und verhindern, daß ein neuer Sultan alsbald wieder von ränkevollen Rathgebern beeinflußt würde."[2])

1) Dieser verhängnißvolle Zustand ist eingehend geschildert in den „Histor.-polit. Blättern" 1896, Bd. 117, S. 5 ff: „Neujahr im Orient".

2) Aus der Berliner „Kreuzzeitung" s. Wiener „Vaterland" vom 22. September l. Js.

„Protektorat über die Türkei“ wird bereits in Frankreich, wie in England, besprochen, und zwar dessen Uebertragung an Rußland, nur meinen die Einen die selbständige Polizeiaufsicht über den Sultan, Andere unter Controle der Mächte. Welche Hetze hatte Lord Salisbury auszustehen, als er in seiner berühmten Rede vom Herbst vorigen Jahres von der Möglichkeit einer Absetzung des Sultans sprach. Jetzt müßte Rußland in Constantinopel abgesetzt werden. Noch vor wenigen Jahren ist dem Sultan von der westlichen Diplomatie ein aufrichtiger Wille und wohlmeinender Charakter nachgerühmt worden; wie weit sich das geändert hat unter dem Einfluß der Fanatiker im Chalifenpalast, und was der russischen Hetze dabei zugetraut wird, mag man aus folgendem Bericht ersehen:

„Zu der ‚harmlosen‘ Art russischer Arbeit gehört wohl auch die Bombenausstellung in Pophané. Daß der ängstliche Sultan, der in letzter Zeit wiederholt in den Gärten des Yildizpalastes am Arme Nelidows promenirte, seine Einwilligung dazu gegeben hat, wird lediglich auf die Inspirationen des russischen Botschafters zurückgeführt. Die Hunderte von ausgestellten Bomben mit englischen Stempeln müssen unter den Muselmanen einen großen Haß gegen England entfachen und ihren Fanatismus noch steigern. Die Russen werden schon wissen, welchen Zweck sie mit einem derartigen Vorgehen verfolgen. Ohne Wirkung bleibt die Ausstellung in den kaiserlichen Arsenalen jedenfalls nicht. Die Bewegung unter den Osmanlis war vor zehn Tagen stark zurückgegangen, aber seitdem die Mordinstrumente den täglich zu Tausenden in's Arsenal strömenden Neugierigen durch besondere Instruktionsoffiziere erklärt werden, ist die Aufregung wieder sehr stark gestiegen.“ [1])

Derselbe Berichterstatter erzählt: außer den Russen seien die übrigen Botschafter mit ihren Conferenzen „schon zum

---

1) Correspondenz aus Constantinopel s. „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung“ vom 4. Oktober ds. Js.

Gespött" geworden, wie denn auch seinerzeit berichtet wurde, daß diese Herren, außer dem russischen, während der grausigen Katastrophe vom 26. August ruhig in ihren Sommerresidenzen ferngeblieben seien. England hielt sich zurück, weil man sich dort keiner Täuschung mehr über die wahre Lage hingeben konnte. „Ich verstehe wohl," schrieb der englische Staatssekretär für Indien auf eine Anfrage, „wie Sie dem Gedanken widerstreben, daß Rußland Constantinopel erhalten solle, aber es ist nicht zu übersehen, daß der Sultan schon jetzt der Vasall von Rußland ist".[1]) Ein paar Wochen vor jenem blutigen Tage hatte derselbe noch einen außerordentlichen Ministerrath einberufen und auch den früheren Großvezier Said Pascha dazu eingeladen. „Said führte eine sehr heftige Sprache gegen die in der letzten Zeit eingenommene gefährliche Haltung der Pforte und gegen die dieser Haltung zu Grunde liegende Politik eines Zusammengehens mit Rußland, und soll sich dabei keinerlei Reserve auferlegt, sondern darauf aufmerksam gemacht haben, daß es Rußland trotz seiner scheinbaren Gunstbezeugungen doch nur auf Territorialbesitz abgesehen habe, und dieser Fehler in der Politik sich eines Tages furchtbar rächen werde, während man im entgegengesetzten Falle einen ausgiebigen Schutz von England zu erwarten hätte".[2])

Es hätte also immerhin türkische Staatsmänner gegeben, die von der Pforte aus dem Palastgetriebe die Stange gehalten und den Sultan unterstützt hätten, wenn die andern Mächte einen gemeinsamen Druck ausgeübt hätten ohne Rücksicht auf den Verdruß Rußlands. „Ein großer Theil der Schuld trifft die russische Regierung, welche durch ihre Haltung gegenüber den Armeniern den Sultan zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß er mit den nicht-türkischen Nationalitäten

1) Aus London s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 1. Okt. l. Js.
2) Aus der „Frankfurter Zeitung" s. Berliner „Germania" vom 1. August l. Js.

in seinem Reiche fortan machen kann, was er will. Mit dem Augenblicke, wo die türkischen Machthaber erkennen, daß es mit der Einigkeit der Mächte in Bezug auf das Nichtsthun zu Ende und der gefährliche Nachbar wieder einmal bereit ist, die Forderungen der unzufriedenen Unterthanen des Sultans wirksam zu unterstützen, würden sie auch die Nothwendigkeit von Zugeständnissen einsehen."[1]) Aber das sollte eben verhindert werden unter dem Vorwande, daß England auf eigene Faust vorzugehen beabsichtige. Mit anderen Worten: Rußland wollte den Sultan für sich allein einfangen, und ihn nicht mit „Reformen" kopfscheu machen lassen.

Und dazu ließen sich die Dreibundsmächte gebrauchen! Als man in Wien von England absprang und den alten Interessen-Genossen im Orient urplötzlich im Stiche ließ, mußte man doch wohl wissen, welche Beweggründe bei der leitenden Macht in Berlin immer noch maßgebend waren. „Indem Fürst Bismarck von Frankreich als von einem ‚wilden Lande' sprach und der russischen Orientpolitik Aussichten eröffnete, welche fast bis zur Verleugnung der österreichischen Bundesgenossenschaft sich steigerten, rückte er den Dreibund in eine Beleuchtung, als ob derselbe für Deutschland ein faute de mieux wäre, so lange Rußlands Abwendung von Deutschland dauerte."[2]) Unmittelbar ehe der der Eintritt der Dreibündler die Verdrängung Englands aus der bisherigen „Aktion England, Frankreich und Rußland in Sachen Armeniens" herbeiführte, schärfte der Exreichskanzler seine Vorschrift in dem Hamburger Leibblatt eigens noch nachdrücklich ein:

„In den politischen Fragen, die hiebei auf dem Spiele stehen, sind so starke Interessen des russischen Reichs engagirt, daß Rußland begreiflicherweise das Vertrauen, das es zu einer anderen europäischen Macht haben kann, nach der Haltung

---

1) „Wochenblatt der Frankfurter Zeitung" v. 2. Aug. l. Js.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 28. März 1894.

bemißt, die der betreffende Staat in Bezug auf den russisch-englischen Antagonismus in Asien und am Schwarzen Meere einnimmt, und es liegt in der Natur unseres Verhältnisses zu Rußland, daß man in St. Petersburg gegen deutsche Parteinahme für England noch empfindlicher ist als gegen jede andere. Eine solche Parteinahme aber gerade ist es, zu der die englische Presse in letzter Zeit mit den allerverschiedensten Mitteln zu verleiten strebt, mit Schmeichelei, Insolenz, Unwahrheit und allen sonstigen Mitteln politischer Tartüfferie." [1])

Allerdings hat die armenische Frage für Rußland auch eine eigenthümliche Seite, nach welcher es dem Sultanat näher steht als andere Mächten. Die Armenier sind keineswegs begierig nach der Russificirung und man hat in Petersburg ihre Züchtigung von Anfang an nicht ungern gesehen. Schon nach den Ereignissen in Constantinopel vom 30. September v. Js. ließ die russische Presse verlauten, daß den Armeniern eigentlich Recht geschehe. Sie veröffentlichte Briefe aus der türkischen Hauptstadt mit rosigen Schilderungen der Lage der Armenier daselbst, für die England nur eintrete, um Rußland Schwierigkeiten zu schaffen, welche sich bis zu den Bergen des Kaukasus ausdehnen würden. Ein halbamtliches Blatt schrieb: die Unruhen in Constantinopel, „wo die Armenier mehr Privilegien genießen, als die übrigen christlichen Unterthanen des Sultans", offenbarten den Versuch Englands, aus der armenischen Sache Capital gegen Rußland zu schlagen. [2]) Aber der Anfang der Bewegung war nicht in den europäischen Wohnsitzen der Rasse, sondern in ihrer Urheimath, und auch dort zeigte sich überall die Furcht vor der Russificirung. Neulich hat sich ein englisches Blatt aus St. Petersburg schreiben lassen:

„Keine Thränen sind über das Schicksal der Armenier geflossen, die nächst den Juden unter allen Rassen die meist-

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 15. Sept. 1895.
2) Wiener „Neue Freie Presse" vom 12. Oktober 1895.

gehaßten sind. Soweit es von Rußland abhängt, sagte vor einigen Tagen eine russische Autorität, ist die Lage der Armenier hoffnungslos. Als die Russen 1878 in Erzerum einrückten, fanden sich auf dem russischen Consulat Aktenstücke von der russischen Botschaft in Constantinopel vor, worin der Consul angewiesen wurde, die Armenier im Dunkeln zu lassen und ihnen in keiner Weise zu helfen, gleichsam als ob es Rußlands Interesse sei, durch weiteres Geschehenlassen der türkischen Bedrängung den Armeniern um so besser beizubringen, wie vortheilhaft für sie die russische Staatsangehörigkeit wäre. Wollte Rußland der Türkei ernstlich beistehen, um die Lage ihrer christlichen Unterthanen aufzubessern, so würden die Armenier erstarken und zufrieden werden, was jedoch nicht von der russischen Politik angestrebt wird." [1])

Man sucht jetzt vielfach nach dem Ursprung und den Anstiftern der Bewegung Um aber zu richtigem Schlusse zu kommen, muß man ihren Verlauf in den sechs vergangenen Jahren kennen. [2]) Sie nahm ihren Anfang im türkischen Armenien, sozusagen in der Landbevölkerung, durch den muselmanischen Christenhaß und die Räuberbanden der Kurden; genährt war sie durch die grenzenlose Willkür und Corruption der gewohnheitsmäßigen türkischen Verwaltung. [3]) Neuerlich wird den englischen und amerikanischen Missionären eine schwere Schuld zugeschoben, die den unreifen Leuten die Köpfe verrückt hätten. Allerdings zählte man vor ein paar Jahren noch 172 protestantische Missionäre allein aus Nordamerika. Aber ihre Wirksamkeit konnte sich doch nur auf die größeren

1) Aus den Londoner „Times" s. Berliner „Vorwärts" vom 26. Dezember ds. Js.

2) „Die drei aktiven Mächte in Sachen Armeniens; die ‚armenischen Gräuel' insbesondere." I. und II. Artikel. „Histor.-polit. Blätter" Bd. 116. Heft vom 16. September und 1. November 1895, S. 453 und S. 590 ff. — Der erste Artikel war schon vor den Constantinopler Ereignissen vom 30. September v. Js. erschienen.

3) In einem Aufsatze der Münchener „Allg. Zeitung" (Beilage vom 15. u. 16. September ds. Js.): „Die Verwaltung in der Türkei", entwirft der, örtlich wohl orientirte, Verfasser ein geradezu haarsträubendes Bild der allgemeinen Zerrüttung.

Städte beziehen, wie dieß auch von den vielgenannten geheimen Comités gilt. Von dem „Comité", welches hier allein in Betracht kommt, der „Föderation der revolutionären Armenier", wird jetzt berichtet, daß die Partei im Jahre 1890, und zwar in Russisch-Armenien, entstanden sei und sich rasch über Türkisch-Armenien verbreitet habe. Andere im Ausland entstandene Comité's, namentlich das socialistische junger Leute, hätten keinen Eingang gefunden, jene Partei aber sei „ein Produkt des armenischen Volkes und der allgemeinen Entrüstung gewesen, die sich im Jahre 1890 im Volke nach den Metzeleien in Erzerum und anderen Orten bemerkbar machte".[1])

Am 11. Mai v. Js. unterbreiteten die Botschafter der drei Mächte der Pforte ihre Vorschläge zur Reform in Armenien. „Es fragt sich freilich", äußerte das Cityblatt in London, „ob der geplante complizirte Mechanismus gegenüber einer Bevölkerung, welche so lange unterdrückt war und in der Haß und Erbitterung so tiefe Wunden schlugen, sich praktisch bewähren wird: in erster Linie wird das von der Person des einzusetzenden Obercommissärs abhängen." Als solcher wurde der hochbejahrte Feldmarschall Schakir Pascha ernannt. Er kannte Armenien von früher her, hatte in Kreta gut gewirkt, und galt als frei vom muselmanischen Fanatismus. Am 26. August v. Js. traf er bereits in Erzerum ein; ein englischer [illegible] ließ ihn erklären:

„Unser Programm läßt sich in wenig Worten zusammenfassen: zunächst werde ich einen allgemeinen Census der Bevölkerung vornehmen, und [illegible] zu den muselmanischen [illegible] geben, [illegible], um den [illegible] vierzehn [illegible] Schienenwege, [illegible] Verwaltung der [illegible]

1) [illegible]

will ich eine Gendarmerie errichten, die aus Christen und Mohamedanern bestehen soll. Handhaben beide Confessionen den Dienst des Gesetzes, so wird die Beseitigung des alten Antagonismus sehr viel leichter sein. Auch für die Justiz will ich das paritätische System befolgen. Das Beste verspreche ich mir aber, wie gesagt, von der wirthschaftlichen Förderung, von dem Bau der Chausseen, Canälen und Bahnen."[1])

Inzwischen hatte der Streit mit der Pforte über die Vorschläge der Mächte fortgedauert. Namentlich wollte erstere die Forderung einer unmittelbaren europäischen Control-Commission durch die Botschafter nicht zugestehen. Im Juni war sogar von einer Flottenkundgebung im Bosporus die Rede.[2]) Bald aber verlautete, daß der Sultan seinen Vortheil ersehen habe, und „hinter den Coulissen die Dienste Rußlands und Frankreichs gegen das schroffe Verhalten Englands in Anspruch nehme".[3]) Am 30. September brachen die bedrohlichen Unruhen in Constantinopel aus, und am 5. Oktober erschienen zum ersten Male die Dreibundsmächte in der Vorstellung der anderen drei Mächte an deren Seite. Am 21. Oktober erhielten die Botschafter die Mittheilung der Formalitäten, unter welchen der Sultan ihre Reformvorschläge genehmigen wollte. Aber jetzt war es schon zu spät. Ganz Armenien begann im Blut zu schwimmen; von dem hoffnungsvollen Schakir Pascha hörte man gar nichts mehr, als einmal die Klage, daß er der Kurden nicht Herr werden könne. Dann folgte die Erhebung Kreta's, und die nachfolgenden Kämpfe in Macedonien werden an die Mächte auch noch die ernste Frage stellen, wie Ernst es ihnen mit der Aufrechthaltung des Status quo in der Türkei.

Niemand kann voraussehen, wie sich die Dinge mit dem Sultanat und Chalifat in Constantinopel selbst entwickeln

1) Correspondenzen der Münchener „Allg. Zeitung" vom 3. und der Wiener „Neue Freie Presse" vom 4. Sept. 1895.
2) Aus London s. Münchener „Allg. Zeitung" v. 7. Juni 1895.
3) Aus Wien „Allg. Zeitung" vom 3. September 1895.

werden. Man thut gut, den fortwährenden Nachrichten über neue Schrecken zu mißtrauen, aber vor dem Krach ist man von heute auf morgen nicht sicher. Eine Berliner Zeitschrift, die sonst in Verehrung Bismarcks erstirbt, sieht den „russischen Islam“ und das „erschreckend schnell anwachsende Slaventhum“ vor der Thüre stehen. Und sie glaubt, wie sie ihre Welt kenne, dieselbe werde sich darüber keine grauen Haare wachsen lassen:

„Seit wirthschaftliche Spekulationen, in deren Dienst alle modernen Verkehrsmittel stehen, die politischen Erwägungen zurückgedrängt haben, ist der Blick nicht mehr an die engen Grenzen Europa's gebunden. Asien erwacht aus dem Schlaf, die Händlerwelt bereitet sich für den großen Wettbewerb und will mit dem Reich, das zu den asiatischen Schätzen den Schlüssel besitzt, in Frieden und Freundschaft leben. Die Bourgeoisie, die in allen Ländern des Westens den Ton angiebt, schwärmte für englische Sitte und englische Einrichtungen, so lange sie von England lernen konnte und kaufen mußte; jetzt, seit sie dem alternden Lehrmeister seine Geheimnisse abgeguckt und ihn auf seinen Hauptgebieten vielfach überholt hat, wendet sie sich in erglühender Liebe dem neuen, kaufkräftigen Kunden zu und fragt, nach ihrer Geschäftssitte, trotz der angeblich ungebrochenen Macht des liberalen Gedankens nicht erst ängstlich, ob der Käufer im eigenen Hause auch hübsch für Menschenrechte und Freiheit sorgt. Sie beugt willig ihr Haupt vor dem letzten Despoten, weil an ihm nach menschlicher Voraussicht mehr zu verdienen ist, als an irgend einem Präsidenten irgend einer noch so freien Republik, — und der Erbe der Palaeologen zieht als Kaiser der Kunden triumphirend durch das Händlerspalier.“ [1])

1) Max. Harden in seiner „Zukunft“ vom vom 12. und 26. Sept. 1896. — Es ist doch der Mühe werth, wenigstens hier unten von dem Aerger des Fürsten Bismarck über die von protestantischen Pastoren angeregte Agitation zu Gunsten der Armenier Notiz zu nehmen, in welchem er sein Leibblatt sagen läßt: „Wir hoffen, daß die deutsche Regierung gegenüber der zunehmenden Hetze in Sachen Armeniens auf der bis jetzt erreichten Linie bleiben wird. Das Schicksal der Armenier kann uns noch gleichgültiger sein, als das der Kretenser, mit denen sie politisch und moralisch auf Einer Höhe stehen. Für uns sind die gesunden Knochen eines einzigen pommer'schen Grenadiers werthvoller, als das Leben von 10,000 Armeniern“. Uebrigens nichts Neues, es sieht dem alten — Schlachtenplaner gleich.

LIV.

Was der Schweiz noth thut.

Am eidgenössischen Schützenfest in Winterthur 1895 hielt der Bundespräsident Dr. Zemp am 1. August einen Toast auf das Vaterland, in welchem er sagte: „die unentwegte Festhaltung an den demokratischen Einrichtungen unseres Landes und die opferwillige Hingebung für große nationale Aufgaben, das ist es, was noth thut und was uns zu gesundem und kräftigem Fortschritt führt". Wie überall in der Welt, so treten auch an das Schweizer Volk ganz neue Aufgaben heran, und diese nationalen Aufgaben führen immer mehr zum nationalen Gedanken als dem größten auf rein staatlichem Gebiete, und dieser selbst führt wieder zurück zu diesen Aufgaben. Doch wird das zu erstrebende Ziel nicht erreicht werden, so lange in gewissen Kreisen eine so tief verletzende Ausschließlichkeit herrscht. Die radikale Partei in der Schweiz, und besonders der deutsch-schweizerische Radikalismus will bekanntlich von der päpstlichen Unfehlbarkeit nichts wissen, aber der Glaube an die eigene Unfehlbarkeit sitzt ihr dafür so unausrottbar im Blut, daß sie es nicht einmal merkt, daß das Volk nicht mehr unbedingt daran glaubt, und wenn ihr auch in den letzten zehn Jahren eine große Zahl Gesetze als „fehlbar" mit abgeschlagenem Kopf vor die Füße gelegt wurden, so war sie doch der Meinung, daß nur die Böswilligkeit conservativer Politiker daran schuld gewesen sei, denn bei den Wahlen bekam sie ja doch immer wieder die Mehrheit. Vor diesem Bewußtsein, daß sie, die radikale Mehrheit in Bern, die „Regsten" und „Besten" des Schweizervolkes darstelle, mußte Alles weichen.

Sie besetzte bisher die Stellen in der Verwaltung und im Militär; sie anerkannte nur nothgedrungen noch einige kantonale Hoheitsrechte, wenn dieselben ihrer höheren Gewalt nicht ins Gehege kamen; sie suchte nach und nach alle Rechtsgebiete und alle Verkehrsanstalten unter ihre Botmäßigkeit zu bringen Wagte es jemand, anderer Meinung zu sein, so war er ein „Bundesfeind".

Das ging natürlich ganz glatt, so lange blos die conservativen Katholiken die Zurückgesetzten waren, denn sie machten nicht die Mehrheit aus, und unsere Radikalen lassen sich nur von Mehrheiten für längere Zeit bange machen. Allein nach und nach fand die radikale Bundesallmacht auch noch andere Gegner Die Vereinheitlichung der Gesetzgebung über Rechtsbetrieb und Conkurs kam noch zu Stande, weil die Gründe der Unzufriedenheit mit dem Gesetze so entgegenstehender Art waren, daß es zu keinem gemeinsamen Krieg kam. Aber die Ausführung brachte die Rechtseinheit doch bei Vielen um den Credit, welche sonst auch unbesehen nach dieser Einheit gerufen hatten. Dazu kamen die Staatseisenbahn und Staats-Bank-Fragen, sowie die Versicherungsprojekte, bei denen sich eine große Kluft zwischen deutscher und welscher Schweiz zeigte, und endlich in jüngster Zeit warfen die Wille-Markwalder-Geschichten ein so grelles Licht auf die Kameraderie-Verhältnisse, welche bei den Beförderungen zu den höchsten Stellen in der Eidgenossenschaft mitspielen, daß weite Kreise angeeckelt wurden und allen weiteren Machtvermehrungen der Centralbehörden sehr mißtrauisch gegenüberstehen. Gerade die letzten Ereignisse im Bund und andere ähnliche in den Cantonen haben dargethan, wie blind unsere regierende Partei im Grunde ist, und wie wenig sie verdient, eine „Fortschrittspartei" zu heißen. Wenn sie wirklich und im Ernst glaubt, daß die Gesetzesvorlagen, die sie beräth, für das wahre Wohl der Schweiz ersprießlich seien, so sollte sie trachten, der Gegnerschaft gegen dieselben durch ein großes Maß klugen Entgegenkommens in Einzelfragen zu besänftigen und alles zu vermeiden, was allzu offenbar nach Parteibüffelei schmeckt. So z. B. wäre die *freiwillige* Gewährung der Verhältnißwahl für die Bestellung des Nationalrathes sehr geeignet gewesen, um das Ansehen der radikalen

Partei zu befestigen. In Bern wehren sich die Radikalen bis auf's Blut gegen die proportionale Wahl des großen Rathes und riskiren viel lieber, daß der Gegner nun sich ein Entgegenkommen mit dem Mittel des Verwerfens aller neuen Gesetze erst erkämpfen muß. Sollen die großen nationalen Aufgaben gelöst werden, so muß deßhalb vor Allem und in erster Linie die schroffe Parteiherrschaft aufhören; es muß eine innere Politik herrschen, die jedem Schweizer sein Land lieb und theuer macht und nirgends das Bewußtsein der Hintansetzung, der ungleichen Elle und des Mangels an wahrer Freiheit aufkommen läßt. Die Franzosen haben im Jahre 1798 darum so leichtes Spiel mit der Schweiz gehabt, weil ein Theil der Schweizer — ob mit Recht oder Unrecht, braucht hier nicht untersucht zu werden — sich nicht als gleichberechtigte Bürger fühlten und für die Unabhängigkeit des Landes keinen Finger rühren wollten, sondern den Feind geradezu in's Land einluden. An die Stelle der Aristokraten und der Städtevorrechte ist heutzutage die Partei und ihre Alleinherrschaft getreten, und es ist unvermeidlich, daß fortgesetzte Ungerechtigkeiten derselben den Patriotismus schwer schädigen müssen. Darum hüte man sich die Centralgewalt in's Ungemessene zu vermehren; man gewähre eine gerechte Vertretung aller Bürger in den Behörden durch proportionale Wahlen, weil uns darin für die Schweiz die größte Bürgschaft allgemeinen Wohlbefindens zu liegen scheint; man richte sich bei Besetzung der Stellen in der Verwaltung und im Militär nicht nach der Parteifarbe, sondern einzig und allein nach der Tüchtigkeit; und man merze endlich einmal aus in der Verfassung alle jene Artikel, welche die Rechte und Freiheiten der Katholiken schwer verletzen. Denn das wird sich nicht durchstreichen lassen, daß man die Freiheit nur dann als theures Gut empfindet, wenn sie nicht bloß auf dem Papier garantirt steht, sondern wenn jeder, auch der Katholik, auch der Ordensmann und die Klosterfrau, sie hat; nur dann wird ihr auch jeder willig die größten Opfer an Gut und Leben bringen.

Ein zweites Mittel zur Belebung des nationalen Gedankens

liegt in einer wohlgeordneten Finanzverwaltung, sagen mit Recht die „Schweizerblätter" vom Oktober 1895. „Wir sehen eine solche noch lange nicht da, wo man trotz bedeutender Staatsschulden im Frieden und bei Geldüberfluß ¹/₄% billigeres Geld bekommt, als seine Nachbarn, sondern da, wo man seine Schulden abzahlt und so sich einen Credit schafft, der auch in Krisen über allem Zweifel erhaben steht. In den Zeiten einer großen, allgemeinen Mobilisirung, die in wenigen Tagen Millionen kostet, ist die Möglichkeit, rasch und ausreichend Geld zu erhalten, viel mehr werth als eine Festung am Gotthard, wohin man allenfalls die Staatsbankkasse flüchten kann. Aber es macht nicht den Eindruck, als ob man sich höheren Orts dieser Thatsache mit genügendem Ernst bewußt wäre. Und vollends will es uns bedünken, daß die Kriegsgefahren für uns gerade nach dieser Richtung bedeutend anwachsen werden, wenn unser Staatscredit völlig verknüpft wird mit dem Credit einer Staatsbank, und die Staatsschuld durch Uebernahme der Eisenbahnen auf einmal auf eine ganz ungeheuerliche Summe steigt."

Drittens thut uns noth die Erhaltung der körperlichen, der sittlichen und religiösen Kraft unseres Volkes. Nicht blos die genialen deutschen Feldherrn und die wohlvorbereiteten Heereseinrichtungen haben die Siege von 1870 errungen, sondern auch der bessere Geist der Ordnung, der Zucht, der Religion und Sitte, welcher auf deutscher Seite zu finden war. Ein verwirthshäuseltes, sittenloses und religiösgleichgültiges Volk, das der Zucht entwöhnt ist, nur den sinnlichen Genuß als Daseinszweck kennt und in demselben seine moralische Energie verloren hat, ist auch der selbstlosen Opferfreudigkeit für das Vaterland nicht mehr fähig. Das innerlich heruntergekommene und darum geschlagene Deutschland des 18. Jahrhunderts mußte auch erst durch die bitteren Prüfungen der napoleonischen Tyrannei wieder zu dem Geiste erzogen werden, der in den Freiheitskriegen das fremde Joch zerbrach. An der Spitze der Bundesverfassung steht noch immer der „Name Gottes". Wenn man aber Gott braucht, dann braucht man auch die Kirche, und wenn man der Religion und Kirche einen Einfluß auf das öffentliche Leben gewähren will, dann

muß man auch dulden, was man zweideutig und hämisch „Priesterherrschaft" nennt. Die Regierung des Cantons St. Gallen hat noch vor wenigen Tagen in ihrem „Bettagsmandat" geschrieben: „Die Demokratie stellt an den Bürger hohe Anforderungen; nur ein tugendhaftes und gerechtes Volk darf hoffen, unter dem Schutze der göttlichen Vorsehung seine Aufgabe und Mission glücklich erfüllen zu können". Ohne Religion und Kirche gibt es aber kein gerechtes und kein tugendhaftes Volk. Daher muß man in regierenden Kreisen der Kirche wieder allen möglichen Schutz angedeihen lassen; man muß schützen und fördern die confessionelle Schule; man muß schützen die Heiligung des Sonntags, darf also nicht Schießübungen, Fortbildungsschulen, militärischen Vorunterricht ꝛc. am Sonntag abhalten, man darf nicht die Soldaten am Sonntag einrücken, auf den Sonntag Ausmärsche und Uebungen veranstalten lassen. Sonst wächst ein Geschlecht heran, das, baar aller Religion, auch baar an Ehrfurcht und Achtung vor der weltlichen Obrigkeit sein wird.

„Die Herren haben zu nichts gemacht
Den König aller Welten;
Bald wird der König in ihrem Land
So viel wie der Herrgott gelten".

singt Sebastian Brunner. Es sollte deßhalb wohl auch die vor ein paar Jahren gegründete „Kathol. Volkspartei" eine regere Thätigkeit entwickeln, so daß nicht der Gedanke auftauchen kann, ob sie wohl noch am Leben oder schon wieder eingeschlafen sei. Wer Anfangs September ds. Js. die Verhandlungen der Piusvereinsversammlung in Sursee verfolgte, der fühlte sich gehoben durch die warme religiöse Begeisterung, die alle Verhandlungen und alle Reden durchzog; er mußte sich sagen: der Piusverein hat auf religiös-charitativem Boden seit 1858 Großartiges geleistet und es sollte der Verein alle mögliche Förderung erfahren. Aber wer näher zusah, der konnte sich nicht verhehlen, daß eine Mitgliederzahl von 15,000 für die ganze katholische Schweiz eine geradezu trostlose und armselige ist, daß beinahe alle Vertreter der katholischen Männer- und Arbeitervereine, sowie die katholischen Staatsmänner (mit wenigen Ausnahmen) fehlten. Sollte es da nicht

bald jedem klar sein, daß wir neben den Piusvereinsversammlungen von Zeit zu Zeit auch einen schweizerischen Katholikentag haben müssen, an dem alle Vereine, Piusverein, Männer- und Arbeitervereine, Jünglings-, Gesellen- und Vinzensvereine ꝛc. ihre Vertreter senden, und wo sociale, religiöse und politische Fragen ihre gründliche Besprechung finden. „Das deutsche Centrum," so schrieben jungst diese Blätter (3. Heft, S. 205, 1896), „bleibt nur so lange ein bedeutsamer Faktor, als es eine politische Partei bleibt und das Gewicht seiner einheitlichen Geschlossenheit auch in anderen als kirchlich-religiösen Fragen in die Wagschale werfen kann. Eine freie Vereinigung katholischer Abgeordneter, die sich nur in Fragen dieser Art zusammenfänden, übrigens aber nach allen Richtungen der Windrose auseinander stimmten, wäre auch auf dem kirchlich-religiösen Gebiet zu vollständiger Ohnmacht verurtheilt." Also einheitliche Geschlossenheit in religiösen und politischen Fragen! Das gilt auch für uns. Nur so wird es möglich sein, daß die Katholiken in der Schweiz nach ihrer Stärke zur Geltung kommen. Hin und wieder muß eine großartige katholische Manifestation, ähnlich den deutschen Katholikentagen, diese Stärke den Gegnern zum klaren Bewußtsein bringen und alle Katholiken enger zusammenschließen.

Aber nicht bloß die Erhaltung der religiösen Kraft thut uns noth, sondern auch der körperlichen und materiellen Kraft des Volkes. Unser Volk sinkt immer mehr zum Proletariat herab. Da können nur die Berufsgenossenschaften gründlich helfen.

Herr Fabrikinspektor Dr. Schuler publicirte in der Zeitschrift für schweizerische Statistik einen Aufsatz über die Arbeitslöhne in den industriellen Betrieben des ersten schweizerischen Fabrikinspektorates. Die von Herrn Schuler angestellten Erhebungen erstrecken sich auf 65,204 Arbeiter seines Inspektorates, die 83 Prozent der Fabrikarbeiterschaft des ersten Kreises ausmachen.

Greifen wir zuerst die Baumwollspinnerei heraus. Herr Schuler hat für 3542 Arbeiter einen durchschnittlichen Jahreslohn von 644 Fr., d. h. wenig mehr als 2 Fr. pro Tag berechnet. Von den in dieser Industrie beschäftigten Personen

sind nicht weniger als 58 Prozent Frauen und jugendliche Arbeiter. Die Löhne dieser zwei Kategorien sind natürlich im Allgemeinen noch niedriger.

Von 8001 Arbeitern (jugendliche und Frauen mitinbegriffen) hatten einen Lohn von

Fr. 1.— bis Fr. 1.50	1112	Arbeiter	=	14%
„ 1.50 „ „ 2.—	2986	„	=	37%
„ 2.— „ „ 2.50	1797	„	=	23%
„ 2.50 „ „ 3.—	874	„	=	11%
mehr als „ 3.—	1184	„	=	12%

Von 8001 Arbeitern sind es also nur 1184, die im Jahr wenigstens 900 Franken verdienen. Und ein Jahreseinkommen von circa 750 Fr. haben blos 2671 und darunter eine nicht kleine Zahl Verheiratheter. Die übrigen 51 Prozent oder 5100 Personen verdienen im Jahr — Notabene bei elfstündiger Arbeitszeit — 300 bis 500 Fr.

Von diesen gehören natürlich nicht wenige zu den Jugendlichen und Ledigen.

Die Verhältnisse in der Baumwollweberei sind um nichts erfreulicher. Auch hier übertrifft die Zahl der Frauen und der jugendlichen die der erwachsenen männlichen Arbeiter um ein Bedeutendes. Die Frauen machen 69 Prozent und die Kinder 16 Prozent der Gesammtarbeiterschaft aus. Herr Schuler deutet mit Recht an, daß wo der Mann die Conkurrenz der Kinder und der Frauen — vielleicht seiner eigenen Kinder und seiner eigenen Frau — auszuhalten hat, sein Lohn leider ein sehr niedriger sein wird.

Den mittleren Tagelohn hat Herr Schuler auf Fr. 2. 28 berechnet. Im Einzelnen gestalten sich aber die Verhältnisse folgendermaßen:

Die Erhebungen erstrecken sich auf 9385 Arbeiter. Von diesen bezogen einen Tagelohn von

weniger als Fr. 1.—	478	Arbeiter	=	4,6%
Fr. 1.— bis „ 1.50	1514	„	=	16%
„ 1.50 „ „ 2.—	2675	„	=	28%
„ 2.— „ „ 2.50	2610	„	=	28%
„ 2.50 „ „ 3.—	1182	„	=	13%
mehr als „ 3.—	976	„	=	10%

Von dem Gros der eigentlichen Arbeiter verdient also kaum einer mehr als Fr. 1000 im Jahr. auf Fr. 7 bis 800 kommen nicht viel mehr als Tausend, mit Fr. 6 bis 700 müssen mindestens 2600 Arbeiter und Arbeiterinen ihr Leben fristen und mehr als 4000 müssen schauen, wie sie mit Fr. 4 bis 600 ihr Auskommen finden.

Auch nicht rosig ist die Lage der in der Seidenindustrie beschäftigten Arbeiter. Ihre Zahl belief sich im Inspektionskreise des Herrn Schuler auf 12,315, wovon 2991 dem männlichen und 9324 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Am günstigsten sind natürlich die Verhältnisse der männlichen Arbeiter, die vor allem in der Färberei Verwendung finden. Von 1310 Färbern verdienten wenigstens die Hälfte mehr als 3.50. Für städtische Verhältnisse selbstverständlich immer noch ein kümmerlicher Lohn.

Ein wahres Hundeleben müssen aber die Frauen und Mädchen führen, die mit Seidenwinden und Seidenzwirnen ihr Brod verdienen. Es liegen Erhebungen vor über 1627 Arbeiterinen. Von diesen verdienten

weniger als		Fr.	1.—	138	Arbeiterinen	= 9%
Fr. 1.—	bis	„	1.50	635	„	= 39%
„ 1.50	„	„	2.—	661	„	= 41%
„ 2.—	„	„	2.—	157	„	= 8%
mehr als		„	2.—	30	„	= 2%

Fast 800 von diesen Frauen verdienen also durchschnittlich im Jahre 300 Fr. und weitere 700 bringen es jährlich auf etwa 500 Fr.

Auch den Seidenweberinen ist kaum ein besseres Loos beschieden. Ihre Zahl beträgt im ersten Fabrikinspektoratskreis etwa 8000. Von diesen verdienen pro Tag

	bis	Fr.	1.50	809	Arbeiterinen	= 10%
Fr. 1.50	„	„	2.—	1416	„	= 18%
„ 2.—	„	„	2.50	2014	„	= 25%
„ 2.50	„	„	3.—	1889	„	= 24%
„ 3.—	„	„	3.50	1086	„	= 13%
mehr als		„	3.50	800	„	= 10%

Der durchschnittliche Jahresverdienst schwankt also bei den Seidenweberinen zwischen 7—800 Fr. Nur wenige bringen es auf Fr. 1000.

Herr Schuler hat ferner festgestellt, daß in der Stickerei z. B. von 2221 Fädlerinen nur 54 mehr als 2 Fr. per Tag verdienen. Der Tagesverdienst von 1342 Arbeiterinen beträgt durchschnittlich Fr. 1.70; 800 müssen mit einem Jahresverdienst von 400 Fr. auskommen.

Sehen wir noch zu, wie sich die Lohnverhältnisse der Arbeiter in einem der bessergestellten Berufe gestalten, etwa in der Gießerei und den Maschinenfabriken. Es liegen Angaben vor über 8188 Arbeiter. Von diesen verdienen

bis Fr. 2.—	868	= 10%
Fr. 2.— bis Fr. 3.—	766	= 9%
„ 3.— „ „ 3.50	1369	= 17%
„ 3.50 „ „ 4.—	1376	= 17%
„ 4.— „ „ 5.—	1899	= 23%
mehr als „ 5.—	1900	= 23%

Der Durchschnittsjahreslohn beträgt in dieser Industrie circa 1200 Fr.

Was erübrigt bei diesem Lohne ein Familienvater, der z. B. einer Familie von 5 bis 6 Köpfen Nahrung, Kleidung und Wohnung verschaffen muß, abgesehen von Krankheiten und sonstigen Unkosten aller Art?

Das sind keine Löhne, die den heutigen Lebensmittel- und Miethpreisen und sonstigen Anforderungen entsprechen. Es ist keine Uebertreibung, wenn man von der socialen Noth in der Schweiz spricht und schreibt.

Was Wunder, wenn die Arbeiter in so vielen Betriebsarten unzufrieden sind und eine Besserung ihrer Lage durch Lohnerhöhung verlangen.

Aufgabe der katholisch-socialen Presse und der katholischen Vereine ist es, das Unrecht, das der Arbeiterbevölkerung geschieht, mit dem rechten Namen zu nennen, den berechtigten Klagen der Arbeiterschaft Ausdruck und Rückhalt zu geben und ihren Forderungen durch die Mittel der politischen Wahlen, der Gesetzgebung und der genossenschaftlichen Organisation der Arbeit zum Durchbruche zu verhelfen.

Der moderne Gesellschaftsbau, den der Manchester-Liberalismus auf der Basis der freien Conkurrenz errichtet hat, muß auf dem friedlichen und gerechten Wege der Gesetzgebung einer neuen, berufsgenossenschaftlichen Produktionsweise Platz machen.

Die Lohnansätze, die hier aus der zuverlässigen Statistik des Herrn Fabrikinspektor Dr. Schuler veröffentlicht sind, entsprechen ganz und gar nicht den Normen, die Leo XIII. in seiner Arbeiterencyklika für die gerechte Zumessung des Lohnes festgestellt hat.

Die Nothwendigkeit und den großen Nutzen der Berufsgenossenschaft hat auch die Bewegung der Eisenbahnangestellten am Anfang dieses Jahres zur Evidenz gezeigt. Etwa 18,000 Eisenbahner verlangten mehr Lohn und eine gerechtere Dienstpragmatik, d. h. in den künftigen Anstellungsverträgen soll es heißen, der Angestellte habe das Recht und die Freiheit auszutreten, wann er wolle (bestimmte Kündigungsfrist vorbehalten), dagegen habe die Gesellschaft nicht das Recht einen Angestellten von sich aus zu entlassen ohne Genehmigung des Eisenbahnerverbandes oder deren Vertreter.

Die Eisenbahnverwaltungen mußten fast alle Forderungen der Angestellten erfüllen, ein großartiger Streik wäre sonst ausgebrochen. Der Sieg der Eisenbahner hat gezeigt, in welcher Weise es möglich ist, den Arbeiterstand als gleichberechtigten und gleichmäßigen Faktor in der Produktion dem Capital gegenüberzustellen und ihn so in den Stand zu setzen, seine wirklichen Rechte zu erzwingen. Das Mittelalter hat den Arbeiter geschützt durch eine kraftvolle Organisation. Auch der neuen Zeit wird nichts übrig bleiben, als die Arbeiter in gewaltigen, gesetzlichen, obligatorischen Verbänden mit Selbstverwaltung und großen, genau abgegrenzten Rechten und Pflichten zu organisiren.

Natürlich würde es auch den Arbeitgebern unbenommen bleiben, ihrerseits zum Schutze gegen etwaige Uebergriffe der Arbeiter zu Verbänden zusammenzutreten.

Der gesetzlich organisirte Arbeiterstand wäre so, wie es die Eisenbahnerbewegung gezeigt, seinem gebornen Gegner gewachsen, und wir würden vor einer neuen Entwicklung

stehen, deren Resultat die Erhebung der besitzlosen Klasse in den Mittelstand wäre. Durch die Organisation verhandelt die Lohnarbeiterklasse als gleichberechtiget mit der Arbeitgeberklasse, sie erwirbt sich den gerechten Antheil am Reinertrag, sie erreicht den gebührenden Einfluß auf die staatliche Gesetzgebung und die praktische Selbstregierung des Arbeiterstandes auf socialem Gebiete.

Fassen wir das Gesagte kurz zusammen: Sollen in unserer schweizerischen Republik die großen nationalen Aufgaben glücklich gelöst werden, so darf es keine Bürger 1. u. 2. Klasse geben, sondern alle müssen gleich sein vor dem Gesetze; der Religion muß wieder der erste Platz eingeräumt, und die Arbeitermassen müssen durch obligatorische Berufsgenossenschaften wieder in den Mittelstand erhoben werden. W.

LV.

Gutberlet: Der Mensch.[1])

„Innerhalb des Rahmens einer gesetzmäßigen, bestimmten Zielen zustrebenden Entwicklung durch Abstammung kann jeder Christ die Descendenzlehre zugeben. Im Gegentheil, er wird jede Erklärung aus natürlichen Ursachen mit Freuden begrüßen, weil ein fortwährendes unmittelbares Eingreifen des Schöpfers in den Naturlauf ebenso seinem Glauben wie seiner Naturbeobachtung widerspricht. Es ist also nicht Voreingenommenheit, was uns gegen den Darwinismus skeptisch stimmt, sondern lediglich Mangel an zwingenden Gründen." Mit diesen Worten charakterisirt Gutberlet selbst den Geist, mit welchem das vorliegende Werk geschrieben ist. Es ist nicht so sehr die Abstammungslehre überhaupt, als vielmehr die atheistische Zufallslehre Darwins einer vernichtenden Kritik unterzogen.

1) Der Mensch. Sein Ursprung und seine Entwicklung. Eine Kritik der mechanisch-monistischen Anthropologie. Von C. Gutberlet. Paderborn. F. Schöningh 1896.

Selbstverständlich werden auch die Gründe gebührend hervorgehoben, welche uns berechtigen, der Annahme einer genealogischen Abstammung der verschiedenen Thiergruppen von einander und vom Menschen als Gegner gegenüber zu stehen. Die von den niedrigsten bis zu den höchsten Thierformen aufsteigenden Reihen lassen sich vom naturphilosophischen Standpunkte aus bis jetzt viel leichter erklären bei der Annahme eines Stetigkeitsgesetzes als durch Abstammung von einander. „Es ist dies (daß die Ichthyosaurier keine Uebergangsformen zwischen Reptilien und Fischen, sondern wahre Reptilien sind, die nur in biologischer und morphologischer Beziehung mit den wasserbewohnenden Fischen übereinstimmen), sagt Gutberlet, nämlich nur einer der vielen Fälle, in denen die Natur selbst da, wo ungeheure Sprünge und Lücken in der Stufenleiter der Weltwesen unvermeidlich sind, dieselben doch für den betrachtenden Beobachter verdeckt hat. Zwischen Thier und Mensch z. B. besteht eine unendliche Kluft, aber äußerlich ist sie durch die Affen in Bezug auf Aehnlichkeit des Körperbaues ausgefüllt; zwischen Säugethieren und Fischen füllen morphologisch die Cetaceen die Lücke aus, zwischen Säugethieren und Vögeln die Fledermausarten, zwischen Vögeln und Reptilien die Flugeidechse u. s. w. Diese äußere Herstellung der Stetigkeit zeigt aber recht anschaulich die unendliche Fülle und den unerschöpflichen Reichthum der lebendigen Wesen: dieselbe Organisation wird für alle möglichen Lebensverhältnisse eingerichtet, wo immer ein Platz für ein lebendes Wesen ist, wird er auch ausgefüllt, jede ideale Möglichkeit erscheint realisirt. Dabei bleiben aber die Typen selbst charakteristisch bestimmt und innerlich streng von einander geschieden: die Mannigfaltigkeit wird nicht zum Chaos, sondern wahrt ihre Ordnung und Einheit.“ (S. 79).

G. hat, wie dies auch in seinem Werke „Der mechanische Monismus“ der Fall war, einzelne Kapitel bereits in verschiedenen Zeitschriften behandelt. In dem vorliegenden Werke hat er sie gesammelt und zu einem harmonischen Ganzen verbunden. Im ersten Kapitel prüft er die Descendenzlehre auf Logik und Thatsachen, wobei er insbesondere das Werk Spitzers „Beiträge zur Descendenztheorie“ einer vernichtenden Kritik

unterwirft. Im zweiten und dritten Kapitel bespricht er die Lehre von der Abstammung des Menschen und vom Urmenschen. Nachdem er so die Gründe beleuchtet hat, welche die Anhänger der Abstammungslehre aus äußeren Aehnlichkeiten der Thiere unter sich und mit dem Menschen zu Gunsten ihrer Anschauung ins Feld führen, geht er auf das Gebiet des Geisteslebens über und spricht im vierten Kapitel von der Züchtung des Seelenlebens: von der Entstehung des sinnlich-motorischen Apparates, von der Entwicklung des Farbensinnes, von der Züchtung der Instinkte, Denkformen und Ausdrucksbewegungen. Im fünften Kapitel handelt Gutberlet von den verschiedenen Theorien bezw Hypothesen über den Ursprung der Sprache. Er kommt zu dem Schlusse, daß die Lösung der Frage auf theistisch-christlichem Standpunkte allen von den Sprachforschern und Philosophen geltend gemachten Faktoren Rechnung trägt: der Theorie vom instinktiven Sprachtrieb wie der freien Sprachbildung, dem Nativismus wie dem Empirismus, der Interjektions- wie der Onomatopoiie-Hypothese. „Auf unserem theistischen Standpunkte, sagt er, treten diese Faktoren erst in ihre rechte Beleuchtung und erweisen sich erst so als wirkliche Sprachschöpfungskräfte" (S. 390). Die Lehren über den Ursprung der Familie und der Sittlichkeit finden eine ausführliche Besprechung in den Kapiteln sechs und sieben. Zum Schlusse vertheidigt Gutberlet gegen H. Spencer, Ed. v. Hartmann und Max Müller, den Vertretern der ungläubigen vergleichenden Religionswissenschaft, daß die Religion nicht Produkt naturalistischer Entwicklung ist, daß nicht alle Religionen gleichwerthig sind, daß keine menschliche Spekulation, keine rein natürliche religiöse Entwicklung die Welt erlösen konnte.

Gutberlets Werk bietet allen, welchen es nicht gegönnt ist, aus der Fachliteratur selbst sich die Waffen gegen die christenthumfeindliche Abstammungslehre zu holen, Gelegenheit über die einschlägigen Fragen sich zu orientiren. Es kann jedem Gebildeten, der hinsichtlich der höchsten Fragen der Menschheit nicht indifferent ist, empfohlen werden, freilich darf er nicht eine Unterhaltungslektüre erwarten. Das Werk verlangt schon seines vielseitigen Inhaltes wegen ein ernstes Studium.

Dr. Birkner.

LVI.

Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1896.

Ja wohl, du bist, o Rom,
Noch heutzutag die Königin der Welt. (Nach Tieck.)

In dem großen Pergamentgedenkbuch der Anima, meines liebgewonnenen deutschen Absteigequartiers, das den Aufenthalt in der ewigen Stadt doppelt angenehm macht, las ich mit schöner Verwendung eines Wortes der hl. Schrift von einem scheidenden Kaplan geschrieben: O Roma, qui edunt, te, adhuc esuriunt et qui bibunt te adhuc sitiunt. (O Rom, wer dich genießt, den hungert noch, und wer dich trinkt, den dürstet noch nach dir.) Aehnlich ist's auch mir ergangen, und als ich im vergangenen Jahre von den römischen Jubiläumswanderungen zurückkehrend in meiner Reklusе anlangte, da hingen meine Gedanken noch lange nach Süden, und so sehr hatte es mir die Hauptstadt der Christenheit angethan, daß auch der Frühling dieses Jahres mich reisefertig fand, um, während in unserem kalten Norden noch Schnee und rauher Sturmwind ihrer letzten Herrschaft sich freuten, über die Alpen in raschem Fluge dorthin zu eilen, wo die Peterskuppel in glänzendem Sonnenschein sich erhebt. Selbstverständlich steuerte ich in Rom wieder der Anima zu, welche bereits ein 1670 gedruckter „Wegzeiger zu den wunderbarlichen Sachen der hl. Stat Rom" zum Aufenthalt empfiehlt als „am besten ort" gelegen und

„schier mitten in Rom." Ich lade den werthen Leser hiemit freundlichst ein, von diesem Punkte aus mit mir wiederum einige Jubiläumswanderungen machen zu wollen.

I. Zum ersten deutschen Papst — 996.

Was will der höhere Mensch? — Daß mit gutem Walten,
Mit Sinn und Zweck erfüllt das Leben sei;
Von welcherlei Gestalten,
Ob Glück, ob Unglück, das ist einerlei. (Nach Fr. Daumer.)

In den sogenannten Vatikanischen Grotten, d. i. den etwas über drei Meter hohen unterirdischen Räumen, welche in einer Gesammtlänge von etwa 70 und einer Breite von circa 18 Meter sich unter dem Marmorboden der jetzigen Peterskirche vom dritten Gewölbepfeilerpaar bis zu den hinteren Kuppelpfeilern hinziehen, finden wir unter der „todtenstillen und tragischen Versammlung von Päpsten, die als Mumien in ihren Sarkophagen liegen, im geisterhaften Dämmerdunkel jener größten Katakomben der Weltgeschichte, die der fühlende Mensch nicht durchwandert, ohne von dem Wehen der Geschichte durchschauert zu sein" (Gregorovius), zwei Grabmäler nahe bei einander, welche vorzüglich für uns Deutsche hervorragendes Interesse haben: das des Kaisers Otto II. und das seines Vetters, des Papstes Gregor V. Letzterem gilt unsere erste Jubiläumswanderung, und wenn auch mein schon von vornherein [1]) wenig Aussicht bietender Versuch, die Grotten selbst zu besuchen, mißglückt ist, so war es wenigstens möglich, durch die Gitterthüre in jene denkwürdigen Räume zu sehen und in ihrer unmittelbaren Nähe zu sein.

Gerade neunhundert Jahre sind es, daß auf das Haupt desjenigen, der in diesem altchristlichen Sarkophage seine

---

1) Bei A. de Waal, Der Rompilger, ist S. 60 zu lesen: Seit einigen Jahren ist der Besuch derselben nur auf persönliche Erlaubniß des Papstes möglich, und diese war bisher nur durch sehr hohe Vermittlung zu erwirken.

Ruhestätte fand, die päpstliche Krone gelegt wurde und mit ihm der erste deutsche Papst den Stuhl des hl. Petrus als Gregor V. bestieg.

Eine überaus traurige, für einen neu gewählten Papst recht trostlose Aussichten bietende Zeit war es, in welcher dieses bedeutsame Ereigniß vor sich ging, die Zeit des ausgehenden, eisernen Jahrhunderts. Erst hatte der Markgraf Alberich II. und seine Mutter, die „Senatorin und Patrizierin" Marozia den päpstlichen Stuhl der Freiheit beraubt, dann suchte ihn Kaiser Otto der Große in Fesseln zu legen, lud den Papst Benedikt V. vor sein Gericht, setzte ihn ab und schickte ihn nach Hamburg in die Verbannung, ja den Römern hatte er sogar den Eid abgenöthigt, nie einen Papst zu wählen oder zu consekriren außer in Uebereinstimmung mit der Wahl des Kaisers und seines Sohnes Otto. Nach des Kaisers Tode waren die reichbegüterten römischen Großen aufgetreten, vor Allem die Crescentier. Auf ihr Anstiften wurde Papst Benedikt VI. 973 überfallen, in der Engelsburg gefangen gehalten und endlich dort erdrosselt; dessen Nachfolger Benedikt VII. konnte ebenfalls nur bis 980 sich halten, wo er den Gegnern das Feld räumen mußte, kann aber wenigstens wieder zurückkehren; dagegen wird Johann XIV., welcher ihm folgt, wieder in die Engelsburg gesperrt und stirbt dort 985 durch Hunger oder Gift. Der nächste Papst Johann XV. ist zwar im Allgemeinen glücklicher, doch lastet auch auf ihm schwer die Hand des jüngeren Crescentius, so daß er 987 die Stadt verläßt, nach Toskana flieht und von dort Otto III. einladen läßt, der Tyrannei des Crescentius ein Ende zu machen. Der letztere lenkt nun allerdings ein und bewegt den Papst wieder zurückzukehren, aber nur um die alte Abhängigkeit wieder herzustellen: der Papst wird ein Gefangener im eigenen Palast, denn um 990 klagen die nach Rom geschickten Gesandten des Königs Hugo, daß sie dort drei Tage vor dem päpstlichen Palast gewartet, aber

keine Antwort erhalten, weil sie den Crescentius durch Geschenke zu gewinnen versäumt hätten, überhaupt aber seufze die römische Kirche jetzt unter dem Joche der schmählichsten Tyrannei.[1]) So stand es um die Zeit unseres Jubiläumsereignisses in Italien. Aber auch andere Länder boten überaus trübe Aussichten für einen Papst. In Frankreich[2]) war der berühmte Streit über den erzbischöflichen Stuhl in Rheims noch nicht erledigt und schien die älteste Tochter der Christenheit den päpstlichen Primat verleugnen zu wollen, indem Könige und Bischöfe den rechtmäßigen Erzbischof absetzten und in Synoden ihre Beschlüsse gegen Rom aufrecht zu halten suchten. „Die gänzliche Abhängigkeit der Bischöfe vom Könige, die Verwilderung der Zeit, der Oppositionsgeist der Stimmführer, die Gewandtheit Gerberts trieben so einen beträchtlichen Theil der französischen Prälaten zu einem Schritt, der die hierarchische Ordnung in ihren Grundfesten bedrohte.“[3]) In England brachte große Feindseligkeiten hervor der Kampf der Mönche mit den Weltgeistlichen, welche weder der Strenge kirchlicher Zucht sich fügen, noch, was sie zu milden Zwecken empfangen, dazu auch selbst verwenden oder anderen und Bessergesinnten zur Verwendung überlassen wollten.[4]) In Deutschland war mit der Willkür der Ottonen zu rechnen und verschiedene auf Bischofsitze bezügliche Streitigkeiten zu schlichten. So standen die Zeitverhältnisse, als Papst Johann XV. die Augen schloß, nachdem er noch vorher in Uebereinstimmung mit den

---

1) Ranke, Jahrb. des d. Reichs II, 2. S. 66; über die angeführten Zeitverhältnisse vergl. Weiß, Weltgesch IV. S. 252—263 (3. Aufl.); Giesebrecht Gesch. d. deutsch. Kaiserzeit (5. Aufl.) I, S. 366 f., 372 f., 458, 464, 578, 631 u. a.

2) Hergenröther, Kirchengesch. (3. Aufl.) II, S. 28—38.

3) Hergenröther, l. c. II, S. 38.

4) Höfler, die deutschen Päpste, I, S. 92.

Römern und Langobarden den deutschen König nach Rom eingeladen hatte.[1]

Im Februar 996 hatte sich zu Regensburg ein stattliches Heer um den jugendlichen König Otto III. gesammelt, ihn nach Rom zu geleiten. Darunter viele geistliche und weltliche Fürsten, allen voran der Erzbischof Willigis von Mainz, die Seele des ganzen Unternehmens.[2] Mit vielen Beschwerden ging es über den schneebedeckten Brenner nach Verona und weiter nach Pavia, wo Otto das Osterfest feierlich beging und die italienischen Fürsten huldigten. Hier traf die Nachricht ein, daß Papst Johann XV. einem hitzigen Fieber erlegen sei, und als sich Otto gleich darauf nach Ravenna begab, erschienen auch bereits Gesandte des römischen Adels und Briefe des Senates, welche um seinen Rath baten, wen sie an Johanns Stelle auf den päpstlichen Stuhl erheben sollten.

Unter den beim Heere befindlichen königlichen Kaplänen befand sich damals auch Bruno, ein Sohn Herzogs Otto von Kärnthen und Enkel der Liutgarde, einer Tochter des Kaisers Otto des Großen und Gemahlin jenes Konrad von Franken, welcher sein Leben im Kampfe gegen die Ungarn auf dem Lechfelde verloren hatte. Doch die Verwandtschaft mit dem Kaiserhause war nicht Brunos größter Schmuck. Mehr noch galt sein trefflicher Charakter und seine ausnehmende Bildung. War er doch so demüthig, daß er anfangs das Ziel seiner Wünsche als unverdiente Gabe ausschlug, da er zum Priester geweiht werden sollte; so liebevoll gegen die Armen, daß er viel an sie austheilte; so unterrichtet, daß er in vier Sprachen sich zu unterhalten verstand, dazu entschlossen und energisch, gleich einer ächten Römernatur und unbeugsam im Unglück und Leid, ein Charakter voll Weisheit und Tugend, glühend von Be-

---

1) Annal. Hildesh. bei Ranke, l. c. II, 2. 86.

2) Giesebrecht, l. c. I, 672.

geisterung für hohe Ideale. Auf ihn lenkten die deutschen Bischöfe in der Umgebung des Kaisers die Wahl, denn sie wollten, wie Giesebrecht (I. 695) sagt, an die Spitze der Kirche einen Mann stellen, „der durch Sittenstrenge und wissenschaftliche Bildung nicht zu ähnlichen Ausstellungen Anlaß gebe, wie sie von den französischen Bischöfen gegen jene Römer erhoben worden, die zuletzt unter dem Einfluß der Ottonen den Stuhl Petri erstiegen hatten; sie wollten zugleich das Papstthum den kleinlichen Interessen der römischen Adelsparteien entreißen und wieder auf die Höhe seiner wahren Bedeutung erheben; sie wollten ihm endlich alle Hülfsmittel des Kaiserreichs zu Gebote stellen, um heilsame Maßregeln für die Kirche kraftvoll durchzuführen. Deshalb lenkten sie die Wahl auf einen Geistlichen der strengsten Richtung, den aber zugleich eine außergewöhnliche Bildung empfahl, auf einen deutschen Kleriker, der allen Parteien des römischen Adels gleich fern stand, auf einen nahen Verwandten des Kaisers, der durch Freundschaft ihm nicht minder verbunden war, als durch Bande des Blutes; man erhob überdies in ihm auf den Stuhl Petri einen thatkräftigen jungen Mann, dem ein langes Leben an der Seite seines kaiserlichen Vetters gegönnt schien, um weitgreifende Reformen durchzuführen."

Otto III. schlug somit den römischen Gesandten seinen Vetter Bruno vor und schickte denselben sofort unter Begleitung seines Erzkanzlers Willigis und des Bischofs Hildebald von Worms, nach Rom, wo seine Wahl von der römischen Geistlichkeit und dem Volke allgemein anerkannt[1]) und am 3. Mai 996 die feierliche Erhebung Brunos auf den Stuhl Petri vorgenommen wurde: zum erstenmal seit Gründung der Kirche war ein Mann aus deutschen Landen mit der höchsten Würde der Christenheit bekleidet worden

1) Chronogr. Hildesh. be Baronius-Pagi, annales Eccl. XVI, S. 345.

und wir können mit Befriedigung und einem gewissen Stolze im gegenwärtigen Jahre das Jubiläum dieses Ereignisses begehen, denn wahrlich der erste deutsche Papst Gregor V. hat dem Stuhle Petri nicht Unehre bereitet, sondern sein Pontifikat, so kurz es war, so ehrenvoll steht es in der Geschichte da.[1])

Das erste wichtige Ereigniß während dieses Pontifikats, zugleich das glänzendste, welches einzig in der Weltgeschichte dasteht und woran die Zeitgenossen die größten Erwartungen knüpften, war die noch im nämlichen Jahre kurz nach der Papstkrönung erfolgte Kaiserkrönung.

Otto hatte nach dem Abzug seines Vetters noch einige Zeit in Ravenna verweilt, dann brach er nach Rom auf. Jubelnd und in festlichem Glanze zog ihm das Volk entgegen und holte ihn feierlich in die Stadt ein. Am 21. Mai, dem Himmelfahrtstage, wurde Otto III. von Gregor V., der Enkel Ottos I. von einem Urenkel dieses großen Kaisers im Beisein einer zahllosen Menge, die aus allen Ländern des Abendlandes herbeigeeilt war, zum Kaiser, Patricius und Schirmvogt der römischen Kirche gesalbt und gekrönt. Welch' ein ergreifender, zu Bewunderung und Jubel hinreißender Anblick mag es gewesen sein, hier in St. Peter

1) Wenn der Biograph des hl. Nilus den Papst als grausam und hartherzig schildert (vgl. dessen Schilderung bei Baronius-Pagi l. c. S. 350—351) und ihn durch das göttliche Strafgericht „als Tyrannen mit Gewalt vom Throne stoßen, der Augen berauben" und so elend sterben läßt, so ist darauf zu sagen, daß der betreffende Bericht schon aus inneren Gründen, so wie er ist, unmöglich wahr sein kann und daß andere Autoren wie z. B. Glabrio das Verhältniß des Papstes zum Schicksal des Gegenpapstes Johann, wo diese Grausamkeit besonders zum Ausdruck gekommen sein soll, ganz anders, ja ganz gegentheilig darstellen. Auch würde schlecht das allgemeine Lob der Zeitgenossen und die rühmende Grabschrift damit übereinstimmen. Daß aber Gregor von heftiger Gemüthsart war, berichten auch andere Schriftsteller.

neben der berühmt gewordenen runden Porphyrplatte die beiden Jünglinge zu sehen von glänzendem Gefolge umgeben als Vertreter der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt: Otto erst 16, Gregor 25 Jahre alt, der erste von den Zeitgenossen „ein Wunder der Welt", der letztere „ein Mann voll Tugend und Weisheit" genannt; der eine wie der andere von schöner Gestalt, jeder von ihnen aus deutschen Landen, jeder aus demselben erlauchten Fürstenhause, beide hoch gebildet, beide begeistert für alles Edle und Gute, beide mit den besten Vorsätzen erfüllt, der Kirche und den Völkern die wahren Güter zu bieten. Groß war darum auch die Begeisterung bei den Zeitgenossen und immer haben die Geschichtsschreiber mit freudiger Genugthuung des 21. Mai 996 gedacht. „Wir haben dem Herrn zu danken, schrieben einmal die oberitalienischen Bischöfe an Gregor, daß das weltliche Regiment und die Kirche Gottes jetzt gegenseitig durch ihr glückliches Gedeihen gekräftigt werden. Ihr seid mit des Kaisers Majestät durch unauflösliche Bande verknüpft, Euere Absichten und Euere Handlungen können nicht auseinander gehen, denn wie Euch Verwandtschaft verbindet und die treueste Anhänglichkeit dieses Band befestigt, so müßt ihr auch stets dasselbe wollen, dasselbe denken und beabsichtigen und könnt nie schließlich zur verschiedenen Zielen gelangen." [1] Ein gleichzeitiger Auktor sagt: „Auch der später ankommende König wird nach römischer Gewohnheit glänzend aufgenommen und erhält dann zu allgemeiner Freude die Kaiserwürde. Mit den höchsten Ständen der Stadt freut sich das niedere Volk, mit dem bedrängten Armen jubeln die Schaaren der Witwen, weil nun ein neuer Kaiser und ein neuer Papst den Völkern Recht spricht." [2] Auch die Geschichtsschreiber haben bis auf den heutigen Tag immer mit freudiger

1) Giesebrecht, l. c. I, 696 und 852.
2) Vita s. Alberti bei Baronius-Pagi, l. c. XVI, 347.

Genugthuung des 21. Mai 996 gedacht. „Der höchste Triumph der deutschen Nation schien errungen, schreibt Giesebrecht, als ein deutscher Papst und ein deutscher Kaiser zugleich an die Spitze des Abendlandes traten.“ „Diese Handlung, so bemerkt Höfler [1]) zur Kaiserkrönung, welche langem Unfrieden ein ersehntes Ziel setzte und jeden unrechtmäßigen Anspruch auf die höchste weltliche Gewalt mit Einem Male vernichtete, erhob den König der Deutschen und Italiener hoch über alle Fürsten des Abendlandes, verband alle ihm unterworfenen Völker aufs engste mit der Kirche und diente ihm selbst zum bleibenden Gedächtniß, es sei, wie die Krone, die er empfangen, so alle Gewalt auf Erden nur eine gegebene, sein Reich nur ein Vorbild der künftigen Herrschaft des Erlösers. Da aber Papst und Kaiser durch die Einheit des Blutes wie der Gesinnung mit einander verbunden waren, schien das Ziel endlich erreicht, nach welchem Kaiser Karl der Große und die besten seiner Nachfolger, dann nach Wiedererneuerung des Kaiserthums die beiden Ottonen unablässig, wiewohl vergeblich gerungen hatten: die Kirche auf jene sichere Grundlage der innigsten Eintracht ihrer Häupter zu stellen, auf welche sie vor 600 Jahren durch Kaiser Constantin erhoben worden war.“

Am 25. Mai, noch in Anwesenheit des Kaisers, hielt der Papst die erste Synode in St. Peter,[2]) wo besonders die Verhältnisse der Diöcese Prag, von welcher sich der hl. Adalbert zurückgezogen hatte, und der Streit wegen des Rheimser Bischofsstuhles zur Sprache kamen. Dann wurde über den Patrizier Crescentius Gericht gehalten und über denselben wegen seiner Gewaltthätigkeiten gegen den päpstlichen Stuhl von Otto das Verbannungsurtheil ausgesprochen. Doch Gregor V. verwendete sich für ihn und er durfte auf

1) Deutsche Päpste I, 97.

2) Jaffé, Regesta Pont. Rom. ad. ann. 996 S. 340 und Höfler, l. c. S. 98 ff.

seiner Stelle bleiben, wenn auch mit Einschränkung seiner Machtbefugnisse. Aber diese Milde fand schlechten Dank. Kaum hatte der Kaiser Rom verlassen, da erhob sich Crescentius mit einer mächtigen Partei und der Papst mußte von allem entblößt entfliehen, seine Anhänger sowie die des Kaisers wurden ebenfalls verjagt und Crescentius stand wieder an der Spitze der städtischen Verwaltung. Nur wenige Monate war es dem Papst gegönnt gewesen, die Verhältnisse der Kirche nach Außen und im Innern mit Ernst und Würde zu ordnen, insbesondere den Rheimser Streit ganz nach den kirchlichen Canonen beizulegen. Aber ein Gregor V. ließ sich nicht leicht muthlos machen. Von seinem Sitze vertrieben benachrichtigte der flüchtige Papst sogleich den Kaiser von den Vorfällen und bot die Bischöfe Oberitaliens auf, sich mit ihm in Pavia zu versammeln, um die Angelegenheiten der Kirche zu berathen. Anfang des Jahres 997 kam die Synode zu Stande, welche uns zeigt, wie die Sorgfalt des Papstes selbst mitten in den größten Verfolgungen auf das Wohl der Kirche und Völker gerichtet ist.[1]) Allerdings wird Crescentius als „Ecclesiae Romanae invasor et depraedator“ exkommunizirt, aber hauptsächlich beschäftigt sich die Versammlung mit dem allgemeinen Interesse; König Robert von Frankreich wird wegen seiner blutschänderischen Verbindung mit Bertha zur Rechenschaft gezogen, respektive exkommunizirt, nicht minder die Bischöfe, welche bei der Vermählung Assistenz geleistet, auch jene Bischöfe, die im Rheimser Streit sich gegen den päpstlichen Stuhl erhoben hatten und verschiedene andere Verletzer des kirchlichen Rechtes, wie Adalbert von Laon und Gisilher von Merseburg. Zugleich wurde, wohl in Voraussicht der Erhebung eines Gegenpapstes der Canon durchgesetzt, daß jeder Bischof, Priester, Diakon oder sonstiger Kleriker, der

1) Jaffé, l. c. S. 341—42 und Giesebrecht l. c. 699—701; vgl. auch Ranke l. c. II, 2 S. 97.

es wagte zu Lebzeiten des Papstes und ohne dessen Zustimmung betreffs der Wahl eines andern Verbindlichkeiten einzugehen durch Unterschriftsausstellung, Eidesleistung oder Versprechen der Stimmabgabe, seiner Würde verlustig gehen, aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen und mit dem Bann belegt werden soll.

Bald trat ein, wofür diese Verordnung Verwendung fand. Der Erzbischof Johann von Piacenza, genannt Philagath, scheute sich nicht, von Crescentius die Würde eines Afterpapstes zu erkaufen und als Johann XVI. sich huldigen zu lassen, wenn auch nur für kurze Zeit, denn bereits Ende des Jahres tritt Otto III. seine zweite Romreise an, erscheint mit Gregor V. im Februar 998 vor Rom und hält strenges Gericht mit Crescentius und dem Gegenpapst; ersterer wurde ergriffen, auf der Engelsburg enthauptet und dann sein Leichnam auf dem Monte Mario an den Galgen gehängt; letzterer wurde der päpstlichen Gewänder entkleidet, auf griechische Weise an den Augen, Ohren und der Nase verstümmelt und mußte rücklings auf einem Esel sitzend mit dessen Schweif in der Hand zum allgemeinen Gespötte die Stadt durchziehen, wobei er beständig zu singen genöthigt ward: „Solche Strafe erleidet, wer den römischen Papst von seinem Throne zu stoßen strebt.“ [1]) Auch die übrigen Schuldigen wurden mit ungewohnter Strenge bestraft, der Uebermuth des römischen Adels gebrochen und die Herrschaft des Papstes und des Kaisers im römischen Gebiet wieder zur Herrschaft gebracht.[2]) Die so hergestellte Ruhe benützte der Papst, welcher in Rom in drei Sprachen predigte,[3]) jeden Sonnabend Kleider an die Armen austheilen ließ, unermüdlich im Amte thätig war und die besten Männer seiner Zeit zu Freunden hatte,

---

1) Petrus Dam. epist. ad Cad. bei Baronius-Pagi l. c. 350.

2) Ranke l. c. S. 99—105.

3) Vgl. die unten angeführte Grabinschrift.

um seine ganze Kraft nunmehr der Erhebung der Kirche zu widmen, auf Klerus und Volk, Hoch und Nieder ohne Ansehen der Person bessernd einzuwirken, überall dem Recht und der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen. Zu diesem Zwecke hält er Synoden, ruft König Robert wiederholt zur Rechenschaft und Buße, widrigenfalls ganz Frankreich mit dem Interdikt belegt werden soll, entsetzt die unrechtmäßigen Bischöfe, nöthigt andre in ihre Diöcesen zurückzukehren, schirmt die guten in ihren Rechten und Besitzungen und verleiht ihnen Auszeichnungen, greift viel in die Klosterangelegenheiten ein, ihre Streitigkeiten schlichtend, ihre Güter bestätigend, sie in seinen besonderen Schutz nehmend und ihre Klagen anhörend.[1])

Leider sollte diese energische, Alles umfassende Thätigkeit des ersten deutschen Papstes von kurzer Dauer sein.[2]) War es das ungewohnte Klima, waren es doch vielleicht die vielen Drangsale und Mühseligkeiten verbunden mit aufopfernder Thätigkeit oder war es, wie einige wollen, rachsüchtiger Mord, was das für die höchsten Güter begeisterte Leben endete: nach nicht ganz dreijähriger Verwaltung des Pontifikates starb Gregor V. am 18. Februar 999 in Rom eines unerwarteten Todes.[3]) „Als Otto im Frühling 999 wieder in Rom eintraf, beklagte er den frühen Tod Gregors V. Nur drei Jahre hatte der erste deutsche Papst den Stuhl Petri innegehabt, als er am 18. Februar starb. . . . Seine Wirksamkeit war kurz gewesen, aber sie hatte guten Samen ausgestreut. Dieser deutsche Fürstensohn, dem man seine

---

1) Jaffé, l. c. S 339—344.

2) Ausführlich hat das Leben dieses Papstes beschrieben Höfler in seinem Werke: Die deutschen Päpste I, S. 59—195. Auch Giesebrecht hat ein eigenes Kapitel über denselben.

3) Ueber den Tod des Papstes sind die Akten noch nicht geschlossen; während die einen ausdrücklich gewaltsamen Tod berichten, wird anderweitig ausdrücklich das Gegentheil gemeldet (vergl. Höfler 317—18 und Giesebrecht l. c. S. 854).

heftige Gemüthsart vorwarf, jung und in fremden Lande, in fremden Verhältnissen, hatte das tiefgesunkene Papstthum wieder gehoben. Durch Empfehlung seines kaiserlichen Verwandten zur höchsten Würde der Kirche gelangt, hatte er deren Unabhängigkeit allen weltlichen Gewalten gegenüber mit größter Entschiedenheit gewahrt, während er durch tadellosen Wandel seiner Stellung die rechte Weihe verlieh". Diesem Nachrufe, welchen Reumont[1]) unserem Jubilare widmet, schließen sich nicht minder ehrenvolle von anderen Geschichtsschreibern an. Nur einer sei noch anzuführen gestattet. „Die Zeitgenossen, sagt Brischar, rühmten die Schönheit seines Aeußern, seine Freigebigkeit und Wohlthätigkeit — er theilte jeden Samstag zwölf Kleider aus — sowie seinen Eifer für das Seelenheil der ihm untergebenen Gemeinde, namentlich auch, weil er während seiner Anwesenheit zu Rom in drei Sprachen zu predigen pflegte. Wie befähigt dieser deutsche Papst zur Leitung der Kirche war, hat er zur Genüge bewiesen. Er fühlte sich als römischer Papst, hatte ein volles Bewußtsein von der universalen Bedeutung seiner Stellung und war beflissen in die Fußstapfen Gregor des Großen zu treten, dessen Namen er sich beigelegt hatte. Wie Großes hätte er wirken können, wenn ihm ein langes Leben wäre beschieden worden!"[2])

Die Leiche des verstorbenen Papstes wurde in einem altchristlichen, wohl aus dem 5 Jahrhundert stammenden Sarkophag im Vorhofe der Peterskirche nicht weit von seinem Vetter Otto II. beigesetzt. Dieser Marmorsarkophag, welcher im Jahre 1606 beim Graben von Fundamenten für die heutige Peterskirche gefunden wurde und gegenwärtig in den Vatikanischen Grotten sich befindet, ist mit Reliefs an der Vorderseite geschmückt und für die Geschichte der christlichen Kunst von hohem Interesse. Nach E. Platners rc. Be-

1) Geschichte der Stadt Rom II, S. 307.
2) Kirchenlexikon 2. Aufl. V, S. 1101.

schreibung[1]) sind die auf demselben dargestellten Gegenstände folgende: „Christus, welcher einem Knaben die Hand auflegt. Nach unserer Meinung deutet diese Vorstellung überhaupt auf die zur Vereinigung mit Gott nothwendige Unschuld des Herzens, weßwegen wir, nach den Worten des Heilandes Kindern gleich werden müssen, um in das Himmelreich zu kommen, und kann daher auf zwei verschiedene Erzählungen der Evangelisten bezogen werden, denen zufolge das eine Mal Christus ein einziges Kind seinen Jüngern zum Beispiel darstellte, und ein anderes Mal die zu ihm gebrachten Kinder segnete. — 2. Das blutflüssige Weib, welches den Saum des Heilandes berührt. Der dabei befindliche Apostel ist vermuthlich der hl. Petrus, den der Evangelist Lukas insbesondere unter denen erwähnt, welche auf die Frage des Heilandes, wer ihn berührt habe, antworteten. — 3. Christus auf dem Felsen mit den vier Strömen des Paradieses. Er verkündet mit der emporgehobenen Rechten seine Lehre, welche das aufgerollte Evangelium in seiner Linken bezeichnet. In dem bärtigen Kopf dieser schön gedachten Figur erkennt man bereits den Typus des Heilandes der späteren Kunst des Mittelalters, da hingegen die übrigen Christusfiguren dieses Sarkophages das auf den ältesten christlichen Monumenten gewöhnlichere bartlose Gesicht, ohne Eigenthümlichkeit des Charakters zeigen. — 4) Derselben Figur zur Rechten ist Christus abermals unter dem Bilde des Lammes vorgestellt, auf dessen Haupt man das bekannte Monogramm bemerkt. Die Anhöhe, auf der er erscheint, bedeutet den Berg Zion, in Folge des 1. Verses des 14. Kapitels der Apocalypse. In einem anderen Lamme zur Linken ist nach Bottaris Meinung die Gemeinde Christi angedeutet. — 5. Zu beiden Seiten des Heilandes befinden sich die auf diese Weise öfter auf christlichen Sarkophagen

1) Beschreibung der Stadt Rom II, Abth. 1, S. 218 f., Nr. 53.

wiederholten Figuren der Apostel Petrus und Paulus. Hinter diesem, welcher die Rechte gegen den Erlöser erhebt, bemerkt man einen Palmbaum. Jenen scheint das Kreuz als sein Marterwerkzeug zu bezeichnen. — 6. Christus dem hl. Petrus seine Verläugnung vorhersagend. — 7. Der Heiland, welcher dem gedachten Apostel die Schlüssel übergibt." — Außer diesen Reliefs enthält das Grabmonument noch eine in Distichen abgefaßte Inschrift mit dem Lobe des ersten deutschen Papstes. Als Schluß dieses Abschnittes möge sie hier nach der Uebersetzung bei Giesebrecht Platz finden:

Papst Gregorius deckt, den Fünften des Namens, die Gruft hier,
Strahlenden Auges war er, stattlich und schön von Gestalt.
Einst hieß Brun er, entstammt dem Königsgeschlechte der Franken;
Judith gebar ihn der Welt, Otto erzeugete ihn.
Deutscher nach Sprach und Geblüt, zu Worms gelehrt und erzogen,
Saß er in Jugendkraft auf apostolischem Stuhl,
Fast zwei Jahr und acht Monde; da dreimal sechs man der Tage
Zählte des Februar, ward er entrissen der Welt.
Reich, war mild er dem Volk und vertheilte an jeglichem Sabbath
An der Apostel Zahl Kleider mit sorglichem Fleiß.
Fränkisch war ihm vertraut, Romanisch und Latiums Zunge;
In drei Sprachen beredt, lehrte er eifrig das Volk.
Otto der Dritte verlieh ihm zu weiden die Heerde des Petrus,
Ward von des Blutsfreunds Hand selbst dann zum Kaiser gesalbt,
Und als die Bande gelöst des sterblichen Fleisches, zur Rechten
Jenes ersten Gregor wählte er hier ihm die Gruft.[1])

---

1) Der lateinische Originaltext bei Reumont, Geschichte der Stadt Rom II, 1226:

Hic quem claudit humus oculis cultuque decorum
Papa fuit quintus nomine Gregorius etc.

LVII.

Literarische und künstlerische Thätigkeit in deutschen Nonnenklöstern im ausgehenden Mittelalter.

Wenn der Conrektor am Johanneum zu Zittau, H. J. Kämmel, Seite 55 seiner „Geschichte des deutschen Schulwesens im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit" sagt, das spätere Mittelalter habe von Nonnen, welche die Kunst des Bücherschreibens verstanden, wenig mehr zu berichten, so hat er sich die Sache zu leicht gemacht.[1]) Die Durchsicht der Verzeichnisse der Handschriften, welche die größeren oder kleineren Büchersammlungen unseres Vaterlandes seit der Einziehung der Klöster 1803 heute noch besitzen, sowie das Nachforschen in über Nonnenklöster geschriebenen Monographien kann allerdings nicht als verlockende Arbeit bezeichnet werden. Doch dem ernsten Forscher, welcher vor hingeworfenen Behauptungen sich fürchtet, und lieber nichts behauptet, als Unbewiesenes aufstellt, darf keine Mühe zu viel sein, um hinter die Wahrheit zu kommen.

Ein abgewogeneres Urtheil fällt Konrad Burdach „Vom Mittelalter zur Reformation" (Forschungen zur Geschichte der deutschen Bildung, erstes Heft. Halle 1893.) S. 129:

---

1) „Ausgezeichnet waren noch im 15. Jahrhundert durch Bücherschreiben die Frauen im St. Anna-Convent zu Kempen", sagt eine Note. Sonstige Convente kennt er nicht.

„innerhalb des Benediktinerordens, dessen eigentliche Culturmission mit dem 12. Jahrhundert abgelaufen war, kam es nur im 15. Jahrhundert von zwei Seiten her auf kurze Zeit zu einer Erneuerung des wissenschaftlichen Lebens: im Süden von Melk her . . . und im Norden durch die sogenannte Bursfelder Congregation. . . . Dort wie hier nahm man nun das Abschreiben von Handschriften wieder als Ordenspflicht auf, wobei sich auch die Klosterfrauen eifrig betheiligten".

Wir können einen Schritt weitergehen und sagen, nicht allein Schönschreiberinen lassen sich zu Genüge[1]) nachweisen, sondern auch solche, welche Bücher und Gedichte verfaßten, Chroniken schrieben, die Kunst des Malens auf Wänden, Glas und Stoffen übten, abgesehen von der so viele Kräfte in Anspruch nehmenden Thätigkeit im Unterrichten und Erziehen der den Klöstern anvertrauten Mägdlein vornehmer oder bürgerlicher Eltern.

Die Leistungen der Dominikanerinen zu Nürnberg auf dem Gebiete der Kalligraphie, der Nonnen zu Wienhausen auf dem der Malerei u. s. w. hat der Katholik 1889. II, 58 zur Sprache gebracht. Diesem Artikel sei Folgendes nachgetragen.

Die Landesbibliothek zu Wiesbaden besitzt eine Handschrift, Homilien Gregor's, welche aus dem Doppelkloster Schönau Benediktinerordens stammt.[2]) Auf dem Deckel steht der Vermerk: „Dit boich hait yn (ihnen) Abt Melchior gegeben 1464 vor einen lon; hon sie mit schriben verdint". Sie hatten also Bücher und Anderes für das Männerkloster geschrieben und zum Lohn obiges Buch erhalten.[3])

---

1) Wer ermißt den Verlust an Handschriften infolge der Verwüstung durch den Bauern- und Schwedenkrieg sowie die Säcularisation?

2) Im Nassauischen, 18 Kilometer nördlich von Rüdesheim.

3) Roth, Die Handschriften der Benediktinerklöster in Wiesbaden, in Benediktiner-Studien 1886 S. 440 Nr 12. — Die beiden Bibel-

Die Kgl. Bibliothek zu Hannover besitzt ein im Jahre 1509 auf Pergament geschriebenes Martyrologium Usuards, welches die Nonne Agnes Klenke aus dem Kloster Fischbeck zum Lobe Gottes und der hl. Jungfrau Maria sowie des hl. Patrons St. Johannes d. T. geschrieben. Sie bittet, es möge gebetet werden für die Schreiberin, daß sie nach diesem Leben zu den ewigen Freuden geführt werde.[1])

Die Geschichte des Birgittenklosters Maihingen im Ries bei Nördlingen berichtet uns von einer Priorin Walburgis Schefflerin († 1525) von Eichstätt. Sie führte das Saalbuch des Klosters in ordentlicher Weise, beschrieb sogar den Bauernkrieg, soweit er zu ihrem Kloster in Beziehung stand. „Dieser Bericht ist ausgezeichnet durch seine naive Anmuth und seine anschauliche Lebhaftigkeit. In schlichtem Volksdeutsch, das keine rhetorische und grammatische Fülle abgeschlossen hat, erzählt die Chronistin, was sie erduldet und fühlte, und versetzt uns in die lebhafteste Theilnahme . . . Die Schreiberin unterläßt selten, den Verrath und schimpflichen Abfall von Genossinen, den Uebermuth und die Rohheit ihrer Dränger zu schildern, ohne die rührende Bemerkung beizufügen: der allmächtige Gott verzeih ihr (ihm) in seiner Barmherzigkeit; sie (er) hat uns übel gethan".[2])

---

handschriften in der herzogl. Bibliothek zu Gotha (15. Jahrh.) sind laut Eintrag aus dem 17. Jahrhundert geschrieben: Man[illegible]scriptum alicuius virginis ex coenobio Zinnensi. Jacobs & Ukert Beiträge II, 23.

1) Completus est liber presens ao dni 1509 ipso die Chrisogo[illegible] m., quem scripsit Agnes Klenke monialis in Visbecke [illegible] oretur igitur pro scriptrice, ut post hanc vitam perducat[illegible]r ad eterna gaudia. Archiv der Gesellschaft für Geschichtskun[illegible]e VIII, 630.

2) Binder, Gesch. des Birgittenklosters Maihingen (hist. Verein [illegible]ür Oberpfalz Bd. 48), auch separat S. 40.

„Sie ist ein fleißig Mensch gewesen", sagt die Fortsetzerin der Chronik, „hat mit Treue zusammengelesen das Buch, denn sie hat alle ding gar gewißlich erfahren von der ersten Mutter Barbara und andern alten Schwestern, die sie alle gar eigentlich gefragt hat. Gott belohn ihr alle Müh und Arbeit und geb ihr die ewige Ruh und Seligkeit mit allen Gläubigen".[1])

Dieser Chronistin ging voraus als erste Priorin Anna Zinnerin, welche als Schreiberin sich hervorgethan hat. Sie vollendete in den Jahren 1478 und 79 zwei noch erhaltene Chorbücher; sie sind auf Pergament in Folio geschrieben und mit sorgsam in Farben und Gold ausgeführten Initialen verziert. Als im Bauernkriege einige Nonnen nach Altomünster flüchteten, nahmen diese die Chorbücher mit. Sie blieben in letzterem Kloster bis zur Säcularisation, wo sie in den Besitz der kgl. Hof- und Staatsbibliothek in München übergingen und unter die Cimelien aufgenommen sind.[2])

Eine merkwürdige Erscheinung bietet uns „Schwester Bertke", das ist Berta, zu Utrecht, geboren 1427, gestorben 1514 Juni 25. Aus der von ihr hinterlassenen Schrift, bemerkt Vos in der Allgemeinen Deutschen Biographie II,

---

1) Hoch im Norden finden wir dieselbe Thätigkeit; im Birgittenkloster Wadstena starb 1477 Soror Botildis, quae fuit bona scriptrix, et scripsit magna volumina, missalia et alia. Diarium Wadstenense ed. Benzelius 1721 p. 141.

2) Clm 2931 und Clm 2932. Auf dem letzten Blatte steht: Finitus est liber iste Anno Dni MCCCCLXXVIII in uigilia s. Thomae de aquino ordinis praed. Ad laudem et glor. ste et indiuide trinitatis pris et filij et spus sct. Amen. — per sororem Annam zinerin hujus monasterii priorissam. Die Vollendung des anderen Buches fällt infra oct. Nativ. B. M. V. 1479. Binder, Gesch. der bayer. Birgittenklöster (München 1896) S. 178.

511, geht hervor, daß sie eine sorgfältige Erziehung genossen hatte. Wahrscheinlich zog sie sich frühzeitig in das Kloster Betlehem zu den Regulirern des St. Augustinerordens zurück. Doch genügte hier das Klosterleben ihrem Eifer nicht. Bischof David von Burgund (1496—1516) gewährte ihr die Bitte, als Recluse an der Burkirche in Utrecht das strengste Leben zu führen. In Abgeschlossenheit lebte sie hier von Brod, Wasser und Gemüse, ging barfuß, hatte nie ein Feuer. In ihrer Einsamkeit verfaßte sie:

Een ser devoet boescken van dye passie ons liefs herren J. Christi.

Een voorbereydinge als men dat meerde hh. sacrament begeert to ontfangen.

Een devoete ofeninge als men dat hh. sacrament ontfangen heeft.

Een person gecledet mit geestliken habite heft gevoelt van den geboerte ons herren als na beschreven staet

Een innige sprake tuschen die minnende siel (seel) ende haren geminden brudegom Jesus. (Dialog.)

Diese Schriften zeigen sie nicht nur als eine fromme, sondern auch als eine sehr talentvolle Frau. Noch mehr tritt solches in ihren Liedern hervor, die sie uns hinterlassen hat, und welche durch tiefe religiöse Sprache sich auszeichnen. Bertke's Schriften gab Jan Severson 1518 zu Leyden heraus. Hoffmann v. Fallersleben nahm einige in seine Horae belgicae I auf.[1])

Die Hofbibliothek zu München verwahrt ein Antiphonar, von der Nonne Adelheid geschrieben, mit herrlichen figurirten Initialen auf rothem Grund geziert. Man sieht hier

1) Ihr Leben ist beschrieben in Bollandi Acta SS. Jun. V, 151; van Vloten, Konst- en Letterbode 1850; Moll, Kalender vor Protest in Nederlanden. Jahrg. 1863 (mit den Liedern).

die Heimsuchung Mariä, Geburt Mariä und der hl. Ursula Enthauptung. Die Malerin kniet unten im blauen Talar und sagt: qui me scribebat, Adelhaidis nomen habebat. Weniger Bedeutung haben die etwas späteren Miniaturen eines Evangelienbuchs aus Hohenwart. Auf Goldgrund sieht man Maria mit dem Kinde, Petrus, Georgius, Christus auf dem Regenbogen und die vier Evangelisten, frisch gemalte Gestalten, doch ohne Grazie. Eine Nonne, wohl die Malerin, kniet zu Mariens Füßen.[1])

Der eingangs angeführte Kämmel gedenkt zwar der Nonnen 3. Ordens zu St. Anna in Kempen am Niederrhein, hätte aber seiner kurzen Erwähnung beifügen können, daß zu den zahlreichen im Laufe des 15. Jahrhunderts angefertigten Büchern jene 70 Bände gehörten, welche innerhalb der Jahre 1434—76 geschrieben, späterhin in die kurfürstliche Kölner Büchersammlung und 1808 in Hamburg zur Versteigerung kamen.[2])

Besonders reich gestaltet sich die Thätigkeit der Nonnen in dem Kloster Ebstorf,[3]) gelegen in der Lüneburger Haide, nicht weit von Uelzen. „Das Kloster erlebte in der zweiten Hälfte des Mittelalters eine Blüthe des geistigen Lebens, von welcher Erzeugnisse der Wissenschaft, Kunst und Literatur vielfältige Kunde geben. Ich erinnere nur an jene mächtige Weltkarte, die um 1300 im Kloster oder doch für das Kloster angefertigt wurde und deren Herausgabe jetzt der historische Verein für Niedersachsen vorbereitet;[4]) ich verweise auf Mithoffs Kunstdenkmale und Alterthümer

1) Sighart, Gesch. der bild. Künste in Bayern, S. 345.

2) Nettesheim, Geschichte der Schulen im Herzogthum Geldern, S. 49. Serapeum 1869. N. 21.

3) Jetzt noch adeliges Damenstift mit einer Aebtissin an der Spitze.

4) Vorläufig O. Sommerladt, Afrika auf der Ebstorfer Weltkarte 1885 (Festschrift). (Inzwischen erschien eine Ausgabe dieser Weltkarte mit Erklärung von Dr. Konrad Miller als Vereinsgabe der Görresges. Köln 1896. A. d. R.)

im Hannoverschen,[1]) wo neben Denkmälern der Architektur, Sculptur und Malerei zahlreiche Produkte des Kunstgewerbes verzeichnet sind, — und ich nenne schließlich die Bibliothek des Klosters. Ihre noch immer stattlichen Reste hat im Jahre 1886 Archivrath Dr. Jacobs in einem sorgfältigen Kataloge verzeichnet." So leitet Edw. Schröder einen Aufsatz über „die Ebstorfer Liederhandschrift" ein.[2])

Dieser Handschriftenkatalog, leider noch nicht durch Drucklegung der Oeffentlichkeit bekannt gegeben, verzeichnet Gebetbücher, Predigten, geistliche Betrachtungen (Asketisches und Katechetisches), dazu lateinische Hymnen mit Interlinearversionen, ein lateinisch-deutsches Vocabular, Bruchstücke der Heldensage, wozu Schröder bemerkt: „besonders wird die Geschichte der Predigt aus den umfangreichen Handschriften VI. 5 und VI. 6 Nutzen ziehen: es sind niederdeutsche Homilien, die in Ebstorf selbst gehalten sind und sich auf die Jahre 1497—1521 bestimmt datiren lassen . . . . Geschrieben sind diese Codices überwiegend, vielleicht durchgehends, von den Nonnen des Klosters, die gelegentlich auch ihre Namen angegeben haben . . . . . . Es ist ein reges religiöses Leben, das aus diesen vielfach modrigen und wurmzerfressenen Handschriften zu uns spricht, und wir begreifen sehr wohl, daß gerade von Ebstorf aus den Reformationsbestrebungen des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg ein besonders heftiger Widerstand entgegengesetzt wurde.

„Die Handschrift VI. 17 ist ein Liederbuch von 106 beschriebenen Seiten, aus der Zeit von 1490—1520. Ob die von etwa drei Schreiberinen niedergeschriebenen 20 Nummern (Mühlenlied, Marienlob, Kreuzlied, Christus und

1) Band IV. S. 63—69.

2) Im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Band XV.

die Seele, Truz-Welt, nach der Melodie Ave pulcherrima regina, Farbenlied, Volkslied, Lied von Mariä Verkündigung, Osterlied, Passionslied, Paraphrase der Glaubensartikel) aus dem Gedächtniß oder nach einer Vorlage wiedergegeben sind, läßt sich vorerst nur schwer entscheiden".[1])

Neben dem Schreiben finden wir als eine wesentliche Beschäftigung der Frauen das Anfertigen von Stoffen, also von Spinnen, Weben und Sticken und zwar das kunstvolle Weben (Teppiche, Gobelins). Dabei galt diese Thätigkeit nicht als Sache des Zufalles, etwa weil adelige Fräulein dergleichen Fertigkeiten und Künste ins Kloster mitbrachten, sondern sie gehörten zum Leben der christlichen Frauen überhaupt, besonders derer im Kloster.[2])

Bei dieser Thätigkeit in weiblichen Arbeiten, im Weben wurde der Blick hingerichtet auf das Beispiel der allerseligsten Jungfrau, die nach sehr alter Ueberlieferung im Tempel zu Jerusalem ähnlichen Arbeiten oblag und die übrigen Tempeljungfrauen alle darin übertraf. Der Hinweis auf Maria das Urbild aller Tugend sollte die Arbeit heiligen.[3])

1) Der Kürze halber sei hier hingewiesen auf eine Stelle in Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. Halle 1893, S. 130: Für die Theilnahme der Klosterfrauen an den Handschriftenherstellungen gibt Wackernagel, Literaturgeschichte, S. 342, 365, 408, 426 und 430 Belege.

2) Fürstliche Damen hatten ihre eigene Werkstätte, Spinnstube, Webstube, Genez, von dem griechischen gyneceum. Mone, Zeitschrift f. d. Oberrhein. IX., 174. Schon Walafrid Strabo in liber de exordiis quarundam rerum (ed. Knöpfler 1890) S. 19 sagt, die Deutschen hätten so manche Wörter entliehen, so auch genez a genetio, graece γυναικεῖον.

3) Wie auch beim Schulbesuch auf Maria als Schulkind hingewiesen wurde. Auf einem Glasgemälde in Chartres und einem Altarwerk in Lübeck sitzt Maria unter den Schulkindern; auf einem Holzschnitte von 1508 führt Maria das Jesukind in die Schule! In Jerusalem zeigte man den Pilgern die Stätte, „wo U. L. Frauen Schule sich befand, da sie Latein lernte." Kämmel a. a. O. S. 54 Note 2.

Hören wir, wie beim ausgehenden Mittelalter Wimpfeling in seiner „Germania“ 1501 gegen Ende „von der Erziehung der Töchter“ unter anderem aus dem Leben Mariä nach St. Hieronymus mahnt: „Die Eltern sollen mit Sorgfalt ihre Töchter vom Umherschweifen, Hin- und Herlaufen, vom vielen Schwätzen, vom Müssiggang abhalten. Seien sie auch reich und vornehm, so sollen sie dieselben doch zur Handarbeit gewöhnen, damit sie Ueppigkeit und böse Anfechtungen überwinden können. Man heiße sie, sich ein Beispiel nehmen an den Töchtern des Octavianus Augustus und Karls des Großen . . . . ., welche ihre Töchter zu Frauenarbeiten anhielten . . . . . Ja noch mehr, sie sollen der allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes nachfolgen, von welcher der heilige Hieronymus bezeugt, daß sie im Tempel mit Weben sich beschäftigt habe. — Es sei ihnen auch ein Vorbild die durchlauchtigste Herzogin Margareta von Bayern, die züchtige Hausfrau des Pfalzgrafen Philipp, welche von der Frauenarbeit, vom Zetteln, Weben, Nähen mit Wolle und Seide, vom Sticken mit Seide, niemals, so lange sie lebte, abließ, und welche auch alle ihre Frauen dazu anhielt, wie allgemein bekannt ist, so daß sie damit Müssiggang und alle sinnliche Lust überwand. — Es sollen sich die Töchter von Bürgern und Rittern — fährt er weiter — nicht schämen noch verdrießen lassen zu thun, wovon sie wissen können, daß die Frauen und Töchter der Kaiser und Fürsten es unermüdlich gethan haben“.[1])

Die älteren Bibelauslegungen beschäftigen sich gerne mit der Zeit des Aufenthalts der allerseligsten Jungfrau Maria im Tempel bis zur Vermählung mit dem heil. Josef. So sagt eine Augsburger Handschrift vom Jahre 1457[2]): Do Maria das Kind siben jar alt was worden,

1) Germania, übersetzt und erläutert von Ernst Martin. Mit ungedr. Briefen von Geiler und Wimpfeling. Straßburg 1885. S. 77.

2) Kgl. Hof- und Staatsbibl. zu München cgm 206, Blatt 236.

[illegible]

1 [illegible] XLI, S. [illegible]

2 [illegible], Die Legende der Jungfrau Maria und ihre Darstellungen in der bildenden Kunst des Mittelalters 1858 S. 10.

„Maria als Spinnerin, Weberin", diese Idee finden wir demgemäß in der darstellenden Kunst des Mittelalters, so weit sie Marias Leben behandeln, ausgedrückt.

Auf einem Glasgemälde der Marienkirche zu Eßlingen (Württemberg) sehen wir Maria als Jungfrau vor dem in die Höhe gestellten Webstuhle sitzend, wie eben das Weberschiffchen von der einen Hand zur andern gleitet.[1])

Sowie Maria, so sitzt eine Nonne vor ihrem Webestühlchen auf einem gewirkten Teppich, der sich jetzt im Nationalmuseum zu München befindet, aber einem Kloster zu Bamberg und dem 15. Jahrhundert entstammt. Der Teppich stellt die Anbetung der Weisen (mit St. Barbara und Agnes als Seitenstücke) dar, ganz in Wolgemuts Geschmack, eine vortreffliche Arbeit.[2])

Auf der Badischen Kunst- und Kunstgewerbeausstellung zu Karlsruhe 1881 hatte die fürstlich Fürstenbergische Standesherrschaft aus ihren Sammlungen zu Donaueschingen einen 240 cm langen und 100 cm breiten figurenreichen Gobelin ausgestellt, auf welchem drei Scenen aus der Marienlegende dargestellt sind: Mariä Tod (Thomasgürtel), Mariä Himmelfahrt und Krönung. Ein durch das ganze Bild sich ziehendes Spruchband (noch nicht vollständig eruirter Text) belehrt:

---

1) Diese wenig bekannte Darstellung findet sich abgebildet in Paulus, Die Kunst- und Alterthums-Denkmale im Königreich Württemberg. Stuttgart 1889. Alw. Schultz, Die Legende der Jungfrau Maria S. 48 bezeichnet obiges Glasgemälde als: Maria am Spinnrocken arbeitend, was nicht ganz zutrifft. Jacopo Bellini (ehemals zu St. Johann in Venedig) stellt Maria dar, Priestergewänder zubereitend. Schultz S. 49.

2) Waagen, Kunst und Künstler in Deutschland S. 117; Sighart, bild. Künste in Bayern S. 659; Lotz II, 302: merkwürdig ist die kleine Vorstellung der Nonne, welche ihn wirkt und vor welcher er nach der Höhe aufgespannt ist. Die Photographie davon, 60 Pf., ist im Museum zu haben.

Willkommen [illegible]
Ihr Brüder und [illegible] Herre mein
Du bist der [illegible]
Bei dem [illegible] wirst bekannt
Bis willkommen Maget rein
Gott der [illegible] allein
Thomas meinen [illegible] ich dir gedacht
[illegible] heran
Gnaden [illegible] . . . .[1]

Zur Linken kniet ein betendes Nönnchen mit eigenem kurzen Spruchband. Mone[2] spricht sich dahin aus, daß damit die Weberin selbst dargestellt sei und daß die Arbeit von den Franziskanerinen in Bächen 1418—20 herrühre. Um 1400 ließ sich in Bächen bei Beuren eine wegen ihrer außerordentlichen Webekunst (Bunt- und Kunstweberei) die „wundersame Weberin“ genannte Beguine aus Frankreich nieder, textrix admirabilis sic dicta propter nimiam texendi artem.[3])

Mone bemerkt außerdem S. 84. 98: „In Weppbach, auch Webbach geschrieben, sammelten sich schon 1414 Franziskanerinen unter Leitung einer Beguine aus Frankreich, die des Webens sehr kundig war, und verdienten sich ihren Lebensunterhalt als Weberinen. Dasselbe Kunsthandwerk trieben auch die Klosterfrauen in Berghein bei Markdorf, welche ihre Niederlassung ad S. Josephum später in diese Stadt verlegten. Von den Kunstwebereien der Weppbacher ist nichts bekannt geworden: es ist deßhalb an-

1. Riezler's Lesung. In Zeile 5 lese ich wie oben, statt Riezler: Heil willkommen Magd du reine. Ein Lichtdruck von Bankmann im Verlag von L. Keller in Frankfurt a. M.
2. Mone, Bildende Künste im Gh. Baden ehemals und jetzt. I. 98, 142, 145—149, 155; Stengele Linzgovia sacra 1887. S. 126.
3. Sie war, nach Kunstdenkmäler des Gh. Baden: Bächen S. 483, eine der Beghinen, welche in der Weberei besonders erfahren, den burgundischen Tisserands nahestanden.

im Hannoverschen,[1]) wo neben Denkmälern der Architektur, Sculptur und Malerei zahlreiche Produkte des Kunstgewerbes verzeichnet sind, — und ich nenne schließlich die Bibliothek des Klosters. Ihre noch immer stattlichen Reste hat im Jahre 1886 Archivrath Dr. Jacobs in einem sorgfältigen Kataloge verzeichnet." So leitet Edw. Schröder einen Aufsatz über „die Ebstorfer Liederhandschrift" ein.[2])

Dieser Handschriftenkatalog, leider noch nicht durch Drucklegung der Oeffentlichkeit bekannt gegeben, verzeichnet Gebetbücher, Predigten, geistliche Betrachtungen (Asketisches und Katechetisches), dazu lateinische Hymnen mit Interlinearversionen, ein lateinisch-deutsches Vocabular, Bruchstücke der Heldensage, wozu Schröder bemerkt: „besonders wird die Geschichte der Predigt aus den umfangreichen Handschriften VI. 5 und VI. 6 Nutzen ziehen: es sind niederdeutsche Homilien, die in Ebstorf selbst gehalten sind und sich auf die Jahre 1497—1521 bestimmt datiren lassen . . . . . Geschrieben sind diese Codices überwiegend, vielleicht durchgehends, von den Nonnen des Klosters, die gelegentlich auch ihre Namen angegeben haben . . . . . . Es ist ein reges religiöses Leben, das aus diesen vielfach modrigen und wurmzerfressenen Handschriften zu uns spricht, und wir begreifen sehr wohl, daß gerade von Ebstorf aus den Reformationsbestrebungen des Herzogs von Braunschweig-Lüneburg ein besonders heftiger Widerstand entgegengesetzt wurde.

„Die Handschrift VI. 17 ist ein Liederbuch von 106 beschriebenen Seiten, aus der Zeit von 1490—1520. Ob die von etwa drei Schreiberinen niedergeschriebenen 20 Nummern (Mühlenlied, Marienlob, Kreuzlied, Christus und

1) Band IV. S. 63—69.

2) Im Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Band XV.

die Seele, Truz-Welt, nach der Melodie Ave pulcherrima regina, Farbenlied, Volkslied, Lied von Mariä Verkündigung, Osterlied, Passionslied, Paraphrase der Glaubensartikel) aus dem Gedächtniß oder nach einer Vorlage wiedergegeben sind, läßt sich vorerst nur schwer entscheiden".[1])

Neben dem Schreiben finden wir als eine wesentliche Beschäftigung der Frauen das Anfertigen von Stoffen, also von Spinnen, Weben und Sticken und zwar das kunstvolle Weben (Teppiche, Gobelins). Dabei galt diese Thätigkeit nicht als Sache des Zufalles, etwa weil adelige Fräulein dergleichen Fertigkeiten und Künste ins Kloster mitbrachten, sondern sie gehörten zum Leben der christlichen Frauen überhaupt, besonders derer im Kloster.[2])

Bei dieser Thätigkeit in weiblichen Arbeiten, im Weben wurde der Blick hingerichtet auf das Beispiel der allerseligsten Jungfrau, die nach sehr alter Ueberlieferung im Tempel zu Jerusalem ähnlichen Arbeiten oblag und die übrigen Tempeljungfrauen alle darin übertraf. Der Hinweis auf Maria das Urbild aller Tugend sollte die Arbeit heiligen.[3])

---

1) Der Kürze halber sei hier hingewiesen auf eine Stelle in Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation. Halle 1893, S. 130: Für die Theilnahme der Klosterfrauen an den Handschriftenherstellungen gibt Wackernagel, Literaturgeschichte, S. 342, 365, 408, 426 und 430 Belege.

2) Fürstliche Damen hatten ihre eigene Werkstätte, Spinnstube, Webstube, Genez, von dem griechischen gyneceum. Mone, Zeitschrift f. d. Oberrhein. IX., 174. Schon Walafrid Strabo in liber de exordiis quarundam rerum (ed. Knöpfler 1890) S. 19 sagt, die Deutschen hätten so manche Wörter entliehen, so auch genez a genetio, graece γυναικεῖον.

3) Wie auch beim Schulbesuch auf Maria als Schulkind hingewiesen wurde. Auf einem Glasgemälde in Chartres und einem Altarwerk in Lübeck sitzt Maria unter den Schulkindern; auf einem Holzschnitte von 1508 führt Maria das Jesukind in die Schule! In Jerusalem zeigte man den Pilgern die Stätte, „wo U. L. Frauen Schule sich befand, da sie Latein lernte." Kämmel a. a. O. S. 54 Note 2.

Hören wir, wie beim ausgehenden Mittelalter Wimpfeling in seiner „Germania“ 1501 gegen Ende „von der Erziehung der Töchter“ unter anderem aus dem Leben Mariä nach St. Hieronymus mahnt: „Die Eltern sollen mit Sorgfalt ihre Töchter vom Umherschweifen, Hin- und Herlaufen, vom vielen Schwätzen, vom Müssiggang abhalten. Seien sie auch reich und vornehm, so sollen sie dieselben doch zur Handarbeit gewöhnen, damit sie Ueppigkeit und böse Anfechtungen überwinden können. Man heiße sie, sich ein Beispiel nehmen an den Töchtern des Octavianus Augustus und Karls des Großen . . . . ., welche ihre Töchter zu Frauenarbeiten anhielten . . . . . Ja noch mehr, sie sollen der allerseligsten Jungfrau und Mutter Gottes nachfolgen, von welcher der heilige Hieronymus bezeugt, daß sie im Tempel mit Weben sich beschäftigt habe. — Es sei ihnen auch ein Vorbild die durchlauchtigste Herzogin Margareta von Bayern, die züchtige Hausfrau des Pfalzgrafen Philipp, welche von der Frauenarbeit, vom Zetteln, Weben, Nähen mit Wolle und Seide, vom Sticken mit Seide, niemals, so lange sie lebte, abließ, und welche auch alle ihre Frauen dazu anhielt, wie allgemein bekannt ist, so daß sie damit Müssiggang und alle sinnliche Lust überwand. — Es sollen sich die Töchter von Bürgern und Rittern — fährt er weiter — nicht schämen noch verdrießen lassen zu thun, wovon sie wissen können, daß die Frauen und Töchter der Kaiser und Fürsten es unermüdlich gethan haben“.[1])

Die älteren Bibelauslegungen beschäftigen sich gerne mit der Zeit des Aufenthalts der allerseligsten Jungfrau Maria im Tempel bis zur Vermählung mit dem heil. Josef. So sagt eine Augsburger Handschrift vom Jahre 1457[2]): Do Maria das Kind siben jar alt was worden,

1) Germania, übersetzt und erläutert von Ernst Martin. Mit ungedr. Briefen von Geiler und Wimpfeling. Straßburg 1885. S. 77.

2) Kgl. Hof- und Staatsbibl. zu München cgm 206, Blatt 236.

do macht im sein Vater und sein Muter ain gut gewand, und furtent es zu Jerusalem. Und do sie dohin koment, do furtent sie es in den tempel und befuhhent es den priestern, die des tempels maister warent ...... Maria kund alles weiblich werk wurken, porten (Borden) und samat und mit siden und mit gold spinnen, näen und reichen, das gold umbe die sydin tragen. Auf Blatt 243 derselben Handschrift heißt es, als der Erzengel die Botschaft brachte: so würkt Maria uff die zeit das si Gold zwirnet.

Eine andere Handschrift[1]) weiß: Darnach warchten sie mit gold und mit seyden und mit anderen dingen und machten allerlay arbeit, das da gehoret zu der zyer des tempels. So sy nun lernet lesen die püecher, da hub sye an zu arbeitten zu der zyer des tempels als (wie) ander jungkfrawen. Und wie wol sy alle warchten von manigerlay matery von gold und von seyden und welicherlay sye machten, so übertraf doch das werk Mariä der jüngeren jungkfrawen werk in aller zyer und schonheyt als ain lebendiges pild und gemalts pild.

Philipp des Carthäusers Marienleben weiß, daß Maria mit den übrigen Tempeljungfrauen bis zur None arbeitete; sie verloosten die Arbeit unter sich, wer das beste Loos zog, erhielt die Seidenarbeit und wurde „Königin" genannt. Maria hatte das Glück das Königsloos zu ziehen. Das alte Passional sagt:

Da waren Jungfrawen,
Die zu dem Gottes Templo
Mit arbeiten gehorten do.
Twelen, Stolen, Borten
Mit Gold an allen Orten
Worchten si und neten (nähten)
Mit sidenen geweten.[2])

1) Zu München cgm 96 Blatt 23. Kirchenschmuck von Laib und Schwarz 1863 Bd. XIII, S. 53.

2) Alwin Schultz, Die Legende der Jungfrau Maria und ihre Darstellungen in der bildenden Kunst des Mittelalters 1878. S. 10.

„Maria als Spinnerin, Weberin“, diese Idee finden wir demgemäß in der darstellenden Kunst des Mittelalters, so weit sie Marias Leben behandeln, ausgedrückt.

Auf einem Glasgemälde der Marienkirche zu Eßlingen (Württemberg) sehen wir Maria als Jungfrau vor dem in die Höhe gestellten Webstuhle sitzend, wie eben das Weberschiffchen von der einen Hand zur andern gleitet.[1])

Sowie Maria, so sitzt eine Nonne vor ihrem Webestühlchen auf einem gewirkten Teppich, der sich jetzt im Nationalmuseum zu München befindet, aber einem Kloster zu Bamberg und dem 15. Jahrhundert entstammt. Der Teppich stellt die Anbetung der Weisen (mit St. Barbara und Agnes als Seitenstücke) dar, ganz in Wolgemuts Geschmack, eine vortreffliche Arbeit.[2])

Auf der Badischen Kunst- und Kunstgewerbeausstellung zu Karlsruhe 1881 hatte die fürstlich Fürstenbergische Standesherrschaft aus ihren Sammlungen zu Donaueschingen einen 240 cm langen und 100 cm breiten figurenreichen Gobelin ausgestellt, auf welchem drei Scenen aus der Marienlegende dargestellt sind: Mariä Tod (Thomasgürtel), Mariä Himmelfahrt und Krönung. Ein durch das ganze Bild sich ziehendes Spruchband (noch nicht vollständig eruirter Text) belehrt:

---

1) Diese wenig bekannte Darstellung findet sich abgebildet in Paulus, Die Kunst- und Alterthums-Denkmale im Königreich Württemberg. Stuttgart 1889. Alw. Schultz, Die Legende der Jungfrau Maria S. 48 bezeichnet obiges Glasgemälde als: Maria am Spinnrocken arbeitend, was nicht ganz zutrifft. Jacopo Bellini (ehemals zu St. Johann in Venedig) stellt Maria dar, Priestergewänder zubereitend. Schultz S. 49.

2) Waagen, Kunst und Künstler in Deutschland S. 117; Sighart, bild. Künste in Bayern S. 659; Lotz II, 302: merkwürdig ist die kleine Vorstellung der Nonne, welche ihn wirkt und vor welcher er nach der Höhe aufgespannt ist. Die Photographie davon, 60 Pf., ist im Museum zu haben.

Willkommen mugend ihr alle sin
Ihr Brüder und ihr Herre min
Du bist der Busch unverbrannt
Bei dem du (?) Moses wirst bekannt
Bis willkommen Maged rein
Gott het dich auserwalt allein
Thomas meinen Gürtel hab ich dir gedailt
Dobi ist dir min trost (?) berait
Gnaden da . . . . . .[1])

Zur Linken kniet ein betendes Nönnchen mit eigenem kurzen Spruchband. Mone[2]) spricht sich dahin aus, daß damit die Weberin selbst dargestellt sei und daß die Arbeit von den Franziskanerinen in Bächen 1418—20 herrühre. Um 1400 ließ sich in Bächen bei Beuren eine wegen ihrer außerordentlichen Webekunst (Bunt- und Kunstweberei) die „wundersame Weberin" genannte Beguine aus Frankreich nieder, tentrix admirabilis sic dicta propter nimiam texendi artem.[3])

Mone bemerkt außerdem (S. 84, 98): „In Weppbach, auch Webpach geschrieben, sammelten sich schon 1414 Franziskanerinen unter Leitung einer Beguine aus Frankreich, die des Webens sehr kundig war, und verdienten sich ihren Lebensunterhalt als Weberinen. Dasselbe Kunsthandwerk trieben auch die Klosterfrauen in Bergheim bei Markdorf, welche ihre Niederlassung ad S. Josephum später in diese Stadt verlegten. Von den Kunstwebereien der Weppbacher ist nichts bekannt geworden; es ist deßhalb an-

1) Riezler's Lesung. In Zeile 5 lese ich wie oben, statt Riezler: Heiss willkommen Magd du reine. Ein Lichtdruck von Bankmann im Verlag von L. Keller in Frankfurt a. M.

2) Mone, Bildende Künste im GH. Baden ehemals und jetzt. I, 98, 142, 145—149, 153; Stengele Linzgovia sacra 1887. S. 126.

3) Sie war, nach Kunstdenkmäler des GH. Baden: Bächen S. 483, eine der Beghinen, welche in der Weberei besonders erfahren, den burgundischen Tisserands nahestanden.

zunehmen, daß sich nichts erhalten hat". — „Diese Beguinen, welche in der Webekunst sehr bewandert waren, kamen aus Niederburgund und Frankreich an den Bodensee, weil am Anfange des 15. Jahrhunderts in Frankreich und am Rheine die Dominikaner die Beguinen und Begharden sehr hart verfolgten. Aber die Bischöfe von Konstanz duldeten in ihrer Diöcese jene Verfolgung nicht".

Das Nationalmuseum zu München besitzt zwei Teppiche, welche höchst wahrscheinlich im Kloster der hl. Walburga zu Eichstätt von Klosterfrauen angefertigt wurden. Der eine mit der Figur der hl. Walburga, von Engeln gekrönt und von den Nonnen des Klosters beiderseits zu ihren Füßen verehrt, trägt das Wappen[1]) der Stifterin Aebtissin Walburga, aus dem von Absberg'schen Geschlechte 1508—38. Auf dem anderen Teppiche, etwas älter, sind dargestellt die Heiligen Wunibald, Bonifacius, Deodatus (Theocar?) und Sola, er bildet das Ende eines größeren Teppichs. Am oberen Rande die Worte: . . . . . faciem Dei.

F. Falk.

1) Dasselbe Wappen auf einem in Maihingen befindlichen Teppiche des Jahres 1519, welcher das Leben der hl. Walburga darstellt und sehr wahrscheinlich auch aus St. Walburga stammt.

LVIII.

Der antifreimaurerische Congreß zu Trient.

Wenn ich mich anschicke einige Bemerkungen über den Congreß von Trient (26.—30. September) niederzuschreiben, so glaube ich dieselben am besten einleiten zu können mit folgenden grundsätzlichen Bemerkungen.

1. Die Bekämpfung aller Bestrebungen, die mit der von Gott geoffenbarten Wahrheit und der von Ihm gewollten sittlichen und gesellschaftlichen Ordnung nicht im Einklange stehen, ist uns im göttlichen Gesetze zur strengen Pflicht gemacht. Bei der Beschränktheit der menschlichen Leistungsfähigkeit ist es nicht immer möglich allen solchen Bestrebungen gleichmäßig scharf und nachdrücklich entgegenzutreten, sondern häufig müssen wir uns begnügen mit der besonderen Bekämpfung der hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Schädlinge unserer Gesellschaftsordnung. Zweifellos steht nun dem obersten Leiter unserer Kirche, dem sichtbaren Stellvertreter Christi auf Erden, das Recht und die Pflicht zu, die ihm unterstellte Heerde auf die dringendsten Gefahren aufmerksam zu machen und zu ihrer Bekämpfung aufzufordern. Zu wiederholten Malen hat Leo XIII. sich nachdrücklich über die Sekte der Freimaurer in klarster Weise ausgesprochen und das muß für uns Katholiken genügend Grund sein, um uns mit allen Mitteln gegen diese von der Kirche verurtheilte Gesellschaft zu wehren und,

wenn nöthig, zu gemeinschaftlichem Handeln zu organisiren. Dieses ist die Veranlassung gewesen, daß man sich in Trient zusammengefunden hat, um auf internationaler Versammlung sich klar zu werden, was man am besten thun kann und wie die Vorschläge zur Ausführung zu bringen sind. Um keine historischen Unwahrheiten aufkommen zu lassen, ist es gut, wenn man diesen Punkt ausdrücklich festlegt.

2. Wer in einem Lande lebt, in dem ein jahrelanger Culturkampf alle Waffen gegen Rom für ehrliche Waffen erklärte, wer darunter zu leiden hatte, daß man allerwegen — man schlage nur die Zeitungen jener Zeit nach — mit wissentlicher Verleumdung, bodenloser Dummheit und jüdischer Frechheit gegen die katholische Kirche vorging, wer gesehen hat, wie alle menschlichen Kräfte in den Dienst des Kampfes gegen Rom gestellt wurden, hat es begreiflich gefunden, wenn man von der Kanzel, von der Tribüne der Volksvertretungen, in Volksversammlungen, in der Presse, in Büchern u. s. w. mit tiefinnerster Entrüstung Front machte gegen Angriffe auf die katholische Kirche, die, unbehelligt durch Detailkenntnisse, ihr Material aus lügnerischen Werken und Schriften, aus Pamphleten und Geschichtsklitterungen herholten. Laut wurde stets die Forderung erhoben: Bevor Ihr über die katholische Kirche zu Gericht sitzt, bevor Ihr sie bekämpfen wollt, lernet sie erst kennen, wie sie wirklich ist, nicht wie sie Euch fälschlich vorgestellt wird. Das Gleiche, wenn unsere Forderung beachtet werden soll, müssen wir dem Gegner zubilligen, wenn wir das Recht haben wollen, ihn zu bekämpfen. Da es sich in Trient um die Bekämpfung der Freimaurerei handelte, so müssen wir, wenn unser Kampf durchaus ehrlich und gerecht sein soll, die Freimaurerei kennen lernen, wie sie wirklich ist, nicht wie sie vielleicht in diesen oder jenen Büchern dargestellt wird. Es handelt sich also um ein ernstes Studium, nicht um ein Haschen nach Sensationellem. Verlassen wir diese gerade Linie des wiss[illegible]

schaftlichen Kampfes, so laufen unsere Bestrebungen Gefahr entweder machtlos zu sein oder uns dem Fluche der Lächerlichkeit anheimzugeben.

3. Unser Glaube lehrt uns, daß die bösen Geister vorhanden sind, daß sie handeln, ja daß sie gelegentlich, mit Zulassung Gottes, in die Erscheinung treten können. Die Leugnung dieser Dinge würde ein wesentliches Stück unserer Glaubenswahrheit preisgeben. Wenn dieses Glaubenslehre ist, so ist aber kein vernünftiger Mensch verpflichtet und gebunden alles dasjenige zu glauben und für wahr zu halten, was von privater Seite über Manifestationen der bösen Geister gesagt und geschrieben wird. Zur Richterin in diesen Dingen ist die Kirche da, und wer sich an deren Urtheil hält, steht stets auf sicherem Boden. Privaten Mittheilungen über solche Dinge zweifelnd oder direkt ablehnend gegenüberzustehen, ist niemals das Kennzeichen eines schlechten Katholiken; in vielen Fällen kann es sogar das Erkennungszeichen des Gegentheils sein.

Es hält nicht schwer diese Sätze bei unbefangener Prüfung nach allen Richtungen hin als richtig zu erkennen. Wer unparteiisch prüft, muß in derartigen Fragen obige Aufstellungen — mutatis mutandis — als Leitstern benützen, nur dann kann er sicher sein, daß er vor schweren Irrthümern bewahrt bleibe.

* * *

Vor 10 bis 11 Monaten trat man in Rom im Antifreimaurer-Bunde, unter Vorsitz des Commendatore Alliata, in die nähere Vorbereitung zu einem internationalen Congresse ein. Mit Hülfe der verschiedensten treibenden Kräfte gelang es, alles so in die Wege zu leiten, daß man im Sommer dieses Jahres die Abhaltung dieses internationalen Congresses in Trient als gesichert betrachten konnte. Allgemein war die Spannung bezüglich des zu erwartenden Besuches der auf den 26. bis 30. Sept. angesetzten Versammlung. Es sei gleich hier bemerkt, daß die Veranstaltung sowohl

bezüglich der Zahl des vollberechtigten Besuches, wie mit Rücksicht auf die Herkunft eines großen Theiles der Mitglieder voll und ganz den Namen eines „internationalen Congresses“ verdiente.

Die aufopfernde Thätigkeit des Fürstbischofes von Trient und des Vorsitzenden des örtlichen Ausschusses, des Grafen Consolati, hatte dem Congresse ein überaus prächtiges und praktisches Heim in der Seminarkirche bereitet. Die Bürgerschaft der alten Concilsstadt nahm in umfangreicher Weise Antheil an den Veranstaltungen, die Regierung sorgte für vollkommenste Freiheit der Berathungen und Bewegung, und die Lokalbehörden glänzten durch gänzliche Abwesenheit.

Die Frage der Besetzung des Vorstandes war dahin gelöst worden, daß Fürst Löwenstein, der verdiente Veteran im Kampfe für Wahrheit, Freiheit und Recht, das erste Präsidium übernahm; ihm zur Seite standen zahlreiche andere Vorstandsmitglieder aus den verschiedensten Ländern. Der Episcopat war durch österreichische, italienische, spanische und englische Prälaten vertreten, die alle naturgemäß ihre Kraft in dem Ehrenpräsidenten, dem Cardinal-Fürsterzbischof von Salzburg sahen. Im Auditorium waren Priester und Laien ungefähr gleichmäßig vertheilt; unter den Laien bemerkte man aber ebenso gut wie Bürger und Bauer auch zahlreiche Mitglieder der oberen Zehntausend. Die Oratorien waren den Damen (als außerordentlichen Mitgliedern) vorbehalten. Sie waren stets überfüllt und auch dort machte sich die internationale Färbung des Congresses geltend.

Ich bin nicht darüber unterrichtet, ob man sich im Schoße des örtlichen Ausschusses vor Abhaltung des Congresses darüber Rechenschaft ablegte, daß, weil es sich um eine internationale Veranstaltung handelte, es nun auch Aufgabe des Ausschusses sei, dafür zu sorgen, daß das Internationale nicht zum Hemmschuh der Berathungen werde, d. h. daß man für eine Verdollmetschung der Reden

in officieller Weise Sorge tragen müßte. Aus dem Gange der Verhandlungen nun habe ich den Eindruck geschöpft, daß, wenn derartige Einrichtungen vorgesehen waren, sie nicht funktionirten, soweit die Verhandlungen in Frage kamen. Die technischen Mittheilungen dagegen wurden stets, auf Veranlassung des Präsidenten, in den drei vorherrschenden Sprachen französisch, italienisch und deutsch gemacht. Die Erfahrung, daß man ohne Behinderung oder Zurücksetzung eines Theiles der Versammlung sich nicht auf zufällige Interpretation, die von dem guten Willen und der Thätigkeit einzelner Mitglieder abhängig ist, in Zukunft verlassen kann, sollte ein für alle Mal für alle internationalen Veranstaltungen katholischen Charakters in's attende geschrieben werden.

Bezüglich der Art der Verhandlung ist zu bemerken, daß man öffentliche Sitzungen und Ausschüsse eingerichtet hatte. Letztere behandelten die praktischen Fragen, formulirten Vorschläge, gaben Erläuterungen und legten das Ergebniß ihrer Berathungen der öffentlichen Versammlung zur Genehmigung vor. Vorsitzende der vier Ausschüsse waren: im ersten: Domherr Mustel, Direktor der Revue Catholique de Coutances; im zweiten: J. P. Tardivel, Direktor der Vérité de Quebec (Canada); im dritten: Domherr Giacomo Collel, von der Kathedrale Vich (Spanien); im vierten: Commendatore Pietro Pacelli, Rom. Die Hauptthätigkeit der öffentlichen Sitzungen war belehrenden Charakters durch Reden und beschließender Art durch Annahme bezw. Abweisung des von den Ausschüssen vorbereiteten Materials.

Die Controlle beim Besuche der verschiedenen Veranstaltungen war eingehend, jedoch ohne jeden Anflug von lästiger Bureaukratie. Ueberhaupt muß man dem örtlichen Ausschusse das große Lob nachsagen, daß alle Einrichtungen in musterhafter Weise getroffen waren, daß die den zahlreichen Unterausschüssen zugewiesenen Mitglieder stets auf ihrem Posten waren und mit der größten Zuvorkommenheit

alle nur wünschenswerthen Aufschlüsse gaben. Besonders hervorzuheben ist die auch schriftlich am Eingange angeschlagene Liste der in allen Räumlichkeiten vertheilten jungen Leute, die dort für die ganze Dauer der Verhandlungen den Ehrendienst zu leisten hatten. In solchen Fragen des technischen Details sind uns die Italiener wesentlich über und wir können da Manches von ihnen lernen.

Die Vertretung der Presse war sehr zahlreich; im Ganzen waren 61 Correspondenten da, die sich auf 58 katholische und 3 liberale Blätter vertheilten. Die liberalen Zeitungen waren der Corriere della Sera von Mailand, L'Alto Adige und La Gazzetta Piemontese. Die Berichte, die mir zu Gesicht gekommen sind, namentlich solche in der ausländischen Presse, entsprachen in keiner Weise der Bedeutung der Verhandlungen. Was die gemeinschaftliche Berichterstattung einer Anzahl deutscher katholischer Zeitungen angeht, so war dieselbe umfangreich und in den meisten Punkten richtig. Einzelheiten wären zu verbessern, doch keine von besonderem Belang. Bezüglich der Hervorhebung der allgemeinen Bedeutung des Congresses muß ich bemerken, daß diese Nothwendigkeit gelegentlich von der ausführlichen Berichterstattung über Nebenpunkte überwuchert wurde.

* * *

Einem Wunsche der Redaktion dieser Blätter entsprechend, trete ich nunmehr nicht in eine lange Wiedergabe sämmtlicher Reden des Congresses ein, sondern ich beschränke mich auf einen kurzen Ueberblick. Die Presse hat seiner Zeit sich in ausführlicher Weise über die einzelnen Vorgänge verbreitet, so daß ich dieser Pflicht auch thatsächlich enthoben bin.

Die verschiedenen Reden, die man auf dem Congresse hören konnte, kann man in doppelter Weise eintheilen: 1) die verständlichen und die unverständlichen, und 2) die Declamationen ohne tieferen Gehalt und die wohldurchdachten,

genügend vorbereiteten Vorträge, denen ein gutes Studium der Frage voranging.

Mit dieser Eintheilung ist auch die Aufgabe dieses Ueberblickes gekennzeichnet. Da ein stenographisches Bureau für vollständige Aufnahme der ganzen Verhandlungen nicht bestand, so sind die unverständlichen Reden für die Theilnehmer verloren gewesen und auch — wohl ohne dadurch großen Schaden nach sich zu ziehen — der Nachwelt verloren gegangen. Ein großer Theil der überaus zahlreichen Begrüßungsreden muß unter die Declamationen eingereiht werden, während manche Begrüßungsreden wegen der Auftraggeber — Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, große Verbände, Vereine u. s. w. — ihre Bedeutung hatten und behalten.

In Ansehung der Volkszugehörigkeit bietet die Rednerliste auch zu einer Bemerkung Veranlassung. Am packendsten und volksthümlichsten haben unzweifelhaft die Italiener geredet. Leistungen wie die Paganuzzi's, Respini's, Grossi Gondi's u. A. sind unzweifelhaft Perlen volksthümlicher Beredsamkeit gewesen. Die Franzosen haben, außer Leo Taxil, keinen bedeutenden Redner gestellt. Abbé Brougidou hätte wesentlich mehr Erfolg gehabt, wenn er nicht Wort für Wort an seinem Manuscript hätte kleben müssen. Der Canonicus Mustel war in Folge seines Uebereifers nicht immer verständlich. Abbé Bessonie sprach ein musterhaftes, bezauberndes Französisch, und wenn nicht alle Zuhörer zu sehr unter dem Banne, den Inhalt seiner Ausführungen genau zu verstehen, gestanden hätten, so hätte der ausgezeichneten Form Beifall nicht fehlen können. Die deutschen Redner haben alle miteinander — soweit sie in öffentlichen Versammlungen sprachen — gut gesprochen, d. h. es waren abgerundete, formvollendete Vorträge, aber die volksthümliche Note, die für solche Versammlungen unerläßlich ist, wußte nur Pfarrer Deckert mit Erfolg anzuschlagen.

Der Congreß wurde mit einer eindrucksvollen, durch

den Reiz der Umgebung wesentlich erhöhten kirchlichen Feier begonnen und beschlossen. Als Hausherr waltete der Fürstbischof von Trient seines Amtes mit einer bestechenden Liebenswürdigkeit und mit den ausgesuchtesten Umgangsformen. Er behielt alle Vorgänge, auch die rein technischer Art, stets scharf im Auge und gab seine Anordnungen mit schneller Entschließung, die auf ein großes organisatorisches Talent schließen läßt. Graf Consolati, die ausführende Hand der fürstbischöflichen Entschließungen, war stets auf dem Platze und er hat gezeigt, daß er in Veranstaltung großer Feste kein Neuling ist.

Nach der Feier im Dome wurde die erste öffentliche Sitzung durch den Herrn Fürstbischof mit dem Veni Creator Spiritus eröffnet. Bei den Worten „accende lumen sensibus" brach die Sonne durch die hohen Scheiben der Seminarkirche, wodurch dieser Bitte eine besondere Feierlichkeit verliehen wurde. Der Fürstbischof weist in seinen einleitenden Worten auf die Gottesmutter hin und am Schlusse der warmen Rede beteten Alle gemeinschaftlich das Ave Maria, dem — more Italico — ein begeistertes Viva Maria folgt. Die Uebergabe des Vorsitzes der Versammlungen an den Fürsten Löwenstein und seinen Beirath — der aus allen vertretenen Nationen ausgewählt war, — die Verlesung des Breve's Sr. Heiligkeit und der endlosen Zahl der Briefe von Cardinälen und Prälaten jeder Ordnung, von Fürsten, darunter Don Carlos und der Graf von Caserta, und Verbänden und Vereinen, die Absendung von Telegrammen an Papst und Kaiser, sowie die von Niemand verstandene Rede des Generalsekretärs füllen eine geraume Zeit aus. Schließlich besteigt Mgr. Smoczynski die Tribüne um — von den Polen zu reden. Die vorgeschrittene Zeit zwingt den Präsidenten den Redner zu unterbrechen, um die erste öffentliche Versammlung durch eine Schlußrede des Bischofes Molo aus dem Tessin zu beschließen. Die Anwesenden erhalten aber die Versicherung,

daß sie den zweiten Theil der Rede des polnischen Prälaten, in dem er auch über die Freimaurer sprechen wird, in einer anderen Sitzung zu hören bekommen werden.

Am Sonntag den 26. September war Morgens um 10 Uhr feierliches Pontificalamt im Dome, zu dem sich schier ungezählte Schaaren von Benutzern der Extrazüge aus der näheren und ferneren Umgebung eingefunden hatten. Auf dem Bahnhofe von Trient waren an jenem Tage über 18000 Personen ausgestiegen. Als sich am Nachmittage alle Congreßtheilnehmer, ganz Trient und die ganze Umgegend zu jener großartigen Procession vereinigten, von der die Zeitungen schon berichteten, lag es nahe, Vergleiche anzustellen. München entfaltet bei der Fronleichnamsprocession mehr Glanz, Rom vor 1870 war unerreicht in der Corpus Domini-Feier, in Lourdes kann man gelegentlich gewaltige Menschenmassen processionaliter einhergehend beten sehen, in den Vereinigten Staaten werden bei kirchlichen Feierlichkeiten oft die großartigsten Aufzüge veranstaltet, aber was Trient hier geboten hat, ist was Zahl, Andacht und Sammlung angeht, wohl selten erreicht worden. Alle Häuser der Stadt prangten in reichem Deckenschmuck, die in ungebrochenen Farben leuchtend außerordentlich zur Abrundung dieses schier unerreichten kirchlichen Aufzuges beitrugen. Hier wurde das allerheiligste Sacrament in der erhebendsten Weise geehrt und gelobt und der Eindruck für alle Theilnehmer, — Zuschauer waren wenige, weil fast Alle in der Procession mitgingen, — war ein nicht zu vergessender.

Nach 6 Uhr Abends begannen die Berathungen der Ausschüsse, denen ich am Schlusse bei Besprechung der angenommenen Anträge einige Worte widmen werde.

Montag den 28. September wurde die öffentliche Versammlung im erstmaligen Beisein des Cardinals Haller, Fürsterzbischofes von Salzburg eröffnet, der dann auch — auf ausdrücklichen Wunsch Sr. Heiligkeit — bis zum Ende

der Tagung anwesend blieb. Zur Einleitung der Verhandlungen wurden die Antworttelegramme Sr. Heiligkeit und Sr. Majestät verlesen, und dann folgte wiederum die äußerst ermüdende, beinahe unverständliche Verlesung der eingelaufenen Briefe und Depeschen durch den sehr jugendlichen Generalsekretär der römischen Union. Sprach er Italienisch, verstand man ihn nicht, weil er zu schnell und hastig redete, sprach er Französisch, so fragte man sich, in welcher Sprache er redete, weil ihn Niemand verstehen konnte. Als dieser Theil der „Verhandlungen" glücklich erledigt war, — ein gedrucktes Verzeichniß der Absender der Kundgebungen, täglich ausgegeben, hätte viel mehr Dienste erwiesen — berichtete Mgr. Sanminiatelli, decano della reverenda camera, aus Rom von einer Audienz, die er vor seiner Abreise bei Sr. Heiligkeit gehabt habe; der heilige Vater habe ihm wiederholt sein besonderes Wohlgefallen an dem Zustandekommen des Congresses ausgesprochen. Diese Worte, in Verbindung mit den zahlreichen sonstigen Kundgebungen des Papstes zu Gunsten der ganzen antifreimaurerischen Bewegung, lassen klar erkennen, welche Wichtigkeit Leo XIII. einer festen Organisation gegenüber den Geheimbünden beilegt. Und diese Aussprüche und diese Breven und Briefe sollen es stets sein, die wir als die Grundlage aller unserer antifreimaurerischen Bestrebungen einzig und allein ansehen müssen. Dann bleibt auch wahr, was Mgr. Sanminiatelli unter größtem Beifalle sagte: Dio è con noi e chi sarà contro di noi, Gott ist mit uns, und wer wird gegen uns sein?

Diesem Redner, der in seinen Worten die alte italienische Schule der geistlichen Beredsamkeit zum günstigen Ausdrucke brachte, folgte die Verlesung der adesioni aus Spanien, Deutschland, Frankreich u. s. w., die jedes Mal von einem der Congreßsekretäre der betreffenden Nation vorgenommen wurde.

Endlich beginnen die Reden, die auf einer gedruckt vor-

liegenden Tagesordnung verzeichnet stehen Abbé Brougidon, der Bauherr der St. Joachimskirche in Rom, der man mehr Beiträge aus der katholischen Welt wünschen muß, wenn sie fertig werden soll, verbreitet sich mit warmem Gefühle für sein hohes Thema über die internationale Sühnungsanbetung in Verbindung mit der antifreimaurerischen Bewegung. Er bittet den Congreß, die St. Joachimskirche, in deren Unterkirche schon seit lange Gottesdienst gehalten wird, zum Mittelpunkte dieser Gebetsorganisation zu erheben.

Die Verlesung eines Telegramms vom Erzbischofe von Aix wird darum mit solch' ostentativem Beifalle aufgenommen, weil gerade dieser Prälat in besonderer Weise die häufigeren Liebkosungen der Freimaurerei zu kosten bekommen hatte.

Mgr. Smoczynski beendigte dann seinen Vortrag über „Papst und Freimaurerei“, wobei er einige vorzügliche sogenannte „Schlager“ anzubringen wußte, die tosenden Beifall erregten.

Pfarrer Schwarz aus Ottenbach (Württemberg) verbreitet sich auf Grund eingehender Studien über das Wesen der Freimaurerei, wobei er dem Punkte besondere Betrachtung schenkte, daß die Handlungsweise besonders der deutschen Logen, Fürsten zu Protektoren heranzuziehen, ohne sie jedoch jemals in die wahren Ziele einzuweihen, das ganze Lügensystem ihrer Lehren kröne. Die Stufenfolge: Pantheismus, Atheismus, Satanismus, ist, dem Redner zufolge, der logische Entwicklungsgang der freimaurerischen Doctrin. Redner belegte alle seine Behauptungen mit maurerischen Quellen. Bei der einmal vorgekommenen Nennung des Namens Leo Taxil ertönen laute Beifallrufe aus der Versammlung und Taxil, der auf der Journalistentribüne sitzt, erhebt sich dankend, indem er sein Hauskäppchen abzieht!

Commendatore Pacelli legt der Versammlung einige Beschlüsse des vierten Ausschusses vor und begleitet dieselben mit dem Sinnspruche aus Dante: Inestinguibil odio ed

indomato amor, unauslöschlicher Haß und unbezähmte Liebe, das eine der Freimaurerei, das andere den Unglücklichen, die in ihre Hände gefallen sind. Kampf dem System, Liebe und Gebet dem Individuum, damit wahr werde, was wir täglich beten: Adveniat regnum tuum. Die Rede, ruhig gesprochen, machte sichtlichen Eindruck und zeichnete mit großem Verständniß den Weg vor, den wir bei unserer Organisirung wandeln müssen.

Der in den Ausschußsitzungen als etwas nationaler Heißsporn hervorgetretene P. Servic aus Croatien berichtete über die Maurerei in seinem engeren Vaterlande, Professor Bergmann, vom Seminar in Herzogenbusch, sprach als Vertreter der holländischen Antifreimaurer und dann hielt Cavaliere Grossi Gondi die Gedächtnißrede auf Anton Maria Bonetti, der zuerst den Gedanken ausgesprochen und verfochten hatte, daß der Congreß in Trient tagen solle. Ueber die Art seines Vortrages habe ich oben schon gesprochen.

Mgr. Schirò, Erzbischof von Neo-Cesarea, sprach zwar nur im Allgemeinen über die Zwecke des Congresses, erregte aber einen nicht endenwollenden Beifall, als er Garcia Moreno und Pellegrino Rossi, die beiden blutenden Schatten, aufrief, damit sie Zeugniß wider die Freimaurer ablegen sollten. Der Eine sank in seinem Blute getroffen vom Stahle der Loge dahin, weil er es gewagt, sein Land dem heiligsten Herzen Jesu geweiht zu haben, der Andere fiel auf der Treppe der Cancelleria zu Rom von den Dolchen der Freimaurer durchbohrt, weil er seinem Papste treu gedient und die Freiheit der Kirche vertheidigt hatte. Auch rief er den mit dem Kelche des heiligen Meßopfers vergifteten Erzbischof von Quito auf, um zu bestätigen, daß die Loge vor keinem Mittel, Thron und Altar zu zerstören, zurückbebt. „Wir streiten“, so schloß der Redner, „für die christliche Bildung und Gesittung, beginnen wir also den ‚Culturkampf‘ der christlichen Civilisation“. Es läßt sich nicht leugnen, daß der genannte Prälat des Wortes in hohem Grade mächtig

ist und daß er es verstanden hat seine Zuhörer in hohem Grade zu fesseln.

Die Sitzung wurde um 1 Uhr mit lebhaften Rufen: „Evviva Leone XIII.“ aufgehoben.

Am Dienstag den 29. September eröffnete Cardinal Haller die öffentliche Versammlung mit dem Gebete „Sancte Michael archangele“, um am Festtage des heiligen Erzengels die Berathungen unter den besonderen Schutz des Besiegers der finsteren Mächte zu stellen. Commendatore Alliata verlas ein weiteres Telegramm Sr. Heiligkeit, worin der heilige Vater seinen Dank für die trostvolle Benachrichtigung von der gewaltigen Procession des vergangenen Sonntags ausdrückt. Wiederum begann dann die Verlesung der adesioni, die aber der stellvertretende Vorsitzende Avvocato Respini abschnitt, um dem Grafen Paganuzzi aus Venedig das Wort zu ertheilen. Als erster Vorsitzender aller katholischen Bestrebungen Italiens überbrachte der Redner die Grüße des katholischen Italien, dessen 14 Regionen einig sind im Kampfe für die Freiheit der Kirche. Er zeichnet in der ihm eigenen praktischen Weise die Linie vor, auf der man sich bewegen muß: Ernst im Kampfe, Vertrauen auf Gott, feste Entschließungen, Disciplin im Gehorsam gegen unsere geistlichen Hirten und Gemeinschaftlichkeit in Wort und That, sei es was die Einzelnen angeht, sei es was die katholischen Vereine und Verbände betrifft, wobei Landesgrenzen, ebenso wie bei unserem Glauben, keine Rolle spielen dürfen. Die Punkte führte der Redner im Einzelnen aus und wandte sie auf den Kampf gegen die Freimaurerei an. Wenngleich, wie schon erwähnt, durch und durch praktisch, verfehlte die Rede doch nicht nachhaltigsten Eindruck auf die Zuhörer zu machen, wie man schon aus dem häufigen und herzlichen Beifall schließen konnte. Der Redner hatte über eine Stunde gesprochen.

Nach dem Canonicus Mustel von Coutances, der sich über die Theorie der maurerischen Philosophie verbreitete,

betrat der frühere Regierungspräsident des Tessin, Avvocato Respini, das Redepult. In markigen Worten schilderte er die Revolution von Bellinzona, die mit dem Tode Luigi Rossi's und seiner eigenen Gefangenschaft endete. Hier, sagte er, haben wir die Freimaurer, wie sie sind. Wir brauchen nicht weit zu gehen Blutvergießen, Meuchelmord und Gefangensetzung sind ihnen gerade recht, wenn sie damit der Erreichung ihrer Ziele näher zu kommen glauben. „Ohne Furcht, auch aus freimaurerischen Kreisen je ein Wort des Ableugnens zu hören, stelle ich fest, daß auf dem Schurzfelle der Tessiner Logen das Blut des edlen Luigi Rossi klebt. Und wenn man der Freimaurerei das Schlimmste nachsagt, so hat man doch noch nicht genug gesagt." Der erste Freimaurer war, wie er symbolisirend ausrief, Kain; des Bruders Blut klebte an seiner Hand. Kämpfen wir, bis zur Wahrheit werde, was der Psalmist sagt: Justitia et pax osculatae sunt. Seine Worte zündeten wie Blitze, wirkten wie Keulenschläge und für jede Behauptung hatte er einen historischen unanfechtbaren Beweis. Das Evviva il Ticino cattolico, Evviva Respini u. s. w. wollte kein Ende nehmen.

Nach solcher packenden Beredsamkeit hat der geistl. Rath Steigenberger aus Augsburg einen schweren Stand. Aber trotzdem gelang es ihm, seine Ausführungen, die in allen größeren deutschen Zeitungen mit Recht ganz zum Abdruck gelangten, durchaus zur Geltung zu bringen. Unter Uebergehung von sieben eingeschriebenen Rednern erhielt dann das Wort Mgr. Lazzareschi, der delegato ecclesiastico des römischen Centralausschusses. Er schloß seine nicht uninteressanten, aber allgemeinen Ausführungen mit dem Rufe, daß man die Freimaurer zwingen müsse zu rufen: Vicisti Galilaee!

Zum Schlusse der Sitzung benedicirte Cardinal Haller, mit dem Stolone bekleidet, das Banner der Antifreimaurer Oesterreichs, das Baron Vittinghoff-Schell dann freude-

strahlend durch die Luft schwenkte, während die Versammlung lauten Beifall klatscht. Hierauf erreichte die Sitzung ihr Ende.

Mittwoch den 30. September wird die öffentliche Versammlung um 9 Uhr eröffnet. Fast alle Theilnehmer waren noch unter dem Eindrucke der am vorhergehenden Nachmittage stattgehabten dramatischen Ausschußsitzung über die Vaughanfrage, und als Leo Taxil seinen gewohnten Platz auf der Journalistenbühne einnahm, klatschte ein Theil in ostentativer Weise lauten Gruß und Beifall. Jedes verfügbare Eckchen in der Kirche und auf den Galerien war gesteckt voll Menschen, so daß man die Thüren schließen mußte, weil Niemand mehr Platz fand.

Die gewohnte Verlesung der adesioni, unter denen sich eine Anzahl recht wichtiger befanden, wurde abgelöst durch ein Referat des Professors Vincenzo Longo aus Rom, dem der Chefredakteur der Italia Reale aus Turin, Avvocato Scala folgte. Canonicus Collel (Spanier) verbreitete sich dann über die Nothwendigkeit des Gebetes beim Kampfe gegen die Freimaurerei, und er hob als Hauptwaffe das Rosenkranzgebet hervor, das schon einmal einen grimmigen Feind des christlichen Namens schimpflich in die Flucht geschlagen hätte: die Türken bei Lepanto. Großen Eindruck machte es, als der Redner ein Crucifix vorzeigte, das ein Trientiner Freimaurer auf dem Sterbebette reuevoll seinem Beichtvater übergeben hatte. Der obere Theil des Längsbalkens läßt sich herausziehen und daran befindet sich ein scharfer Dolch. Bei Erörterung dieser Thatsache brach die Versammlung in laute Rufe: Viva Gesù Cristo! aus.

Luigi Gallino, Präsident des italienischen Ausschusses für die tägliche Anbetung des allerheiligsten Sakramentes, und Abbé Bessonie sprachen dann noch, bevor Pfarrer Deckert aus Wien zum Worte kam. Seine Ausführungen hatten vorwiegend geschichtlichen Charakter und behandelten die Phasen der österreichischen Gesetzgebung gegenüber den

Freimaurern. Er hob die Anstrengungen hervor, die die Loge macht, um demnächst im neuen Strafgesetzbuche das Verbot und die Strafen für die Freimaurerei in Oesterreich auszumerzen. Er belegte die interessante Thatsache, daß. Deutschland ausgenommen, überall sonst Juden an der Spitze der maurerischen Bewegung stehen, wodurch die Bestrebungen der Antifreimaurerei auch nothwendigerweise antisemitisch sein müßten.

Professor Olivi von Treviso berührte mit herzlichen Worten die Nothwendigkeit, die Sekte mit allen Mitteln zu bekämpfen, aber die Mitglieder derselben durch Gebet und Liebe aus den Banden des schrecklichen Irrthums zu erlösen. Nach einem Schlußworte des Bischofs von Adria wurde die Tagung gegen 1 Uhr aufgehoben.

Die Schlußsitzung fand Nachmittags statt. Dieselbe wurde durch eine Anzahl von weithergereisten Rednern charakterisirt, die alle mehr oder weniger über die Zustände ihres Landes — zum Theil in ganz ausgezeichneter Weise — sprachen. Rom, Canada, Schweiz, Portugal u. s. w. sandten ihre Grüße und aus Livorno kam ein Wort von Einem, der schon den Dolch der Freimaurer einmal nicht unerheblich gespürt hatte. Die zusammenfassende Schlußrede Respini's bedeutete einen zweiten, wohlverdienten Erfolg.

Der Commendatore Alliata, Vorsitzender des römischen Centralausschusses, dankte Allen, die zum Zustandekommen und zur gedeihlichen Entwicklung des Congresses mitgewirkt hatten, wobei er besonders des Herrn Fürstbischofes, des Grafen Consolati und des Fürsten Löwenstein Erwähnung that. Das Wort des Abschiedes sprach der Herr Fürstbischof bewegten Herzens, und unter allgemeinster Begeisterung und erhobenen Gemüthes verließen die Mitglieder die Seminarkirche, in der in viertägiger Berathung der Grundstein für eine hoffentlich haltbare und lebenskräftige Organisation gegen die Feinde von Thron und Altar gelegt wurde.

Das Te Deum im Dome wurde von Cardinal Haller unter Assistenz aller anwesenden Prälaten angestimmt, sämmtliche Glocken der Stadt fielen mit ihrem Geläute ein, um die Nachricht hinauszutragen, daß nahezu 2000 Männer Gott Dank sagten für den Schutz und die Erleuchtung, die Er ihren Berathungen hatte zu Theil werden lassen. Beim Heraustreten aus dem Dome standen viele Tausende von Menschen auf dem Platze und in den Straßen und stets auf's Neue erhallten die Rufe: Viva Trento cattolico! Viva il congresso antimassonico!

Am folgenden Tage nahmen über 200 Mitglieder des Congresses an der Wallfahrt zur Madonna in Pinè theil. Mgr. Schneider und Mgr. Lazzareschi brachten dort das hl. Meßopfer dar, während die Böller der ganzen Umgegend unaufhörlich abgefeuert wurden. Aus allen umliegenden Orten waren alle Bruderschaften und Erzbruderschaften im saccone mit ihren Fahnen und gewaltigen Crucifixen herbeigeeilt, so daß die nachfolgende Procession zum Orte der Erscheinung (14. Mai 1729) ein herrliches, überraschendes Bild bot. Festessen, Telegrammaustausch, Reden und Poesien verschönerten den herrlichen Tag, der allen Theilnehmern ein liebes Andenken bleiben wird. Am Abend war man wiederum in Trient.

* * *

Die Ausschüsse tagten in der Regel Nachmittags und zwar alle vier gleichzeitig. Diese Anordnung hatte naturgemäß die unangenehmsten Folgen für alle diejenigen, die den Verhandlungen mehr wie eines Ausschusses Interesse entgegenbrachten. Was die Beschlüsse der Ausschüsse anbetrifft, so kann man nicht sagen, daß die Congreßtheilnehmer, wie es ihr Recht war, in genügender Weise über alles unterrichtet worden wären. Ob die Anordnung, keine Nachrichten über die Verhandlungen der Ausschüsse in die Presse zu bringen, irgend einen besonderen, und zwar durchschlagenden wichtigen Grund hatte, konnte Niemand in

Erfahrung bringen Wir waren versammelt, um uns gegen eine geheime Gesellschaft zu organisiren, mithin war es durchaus geboten, daß auch bei unseren Berathungen jeder Schein von Geheimnißkrämerei vermieden werden mußte. Irgend einen Erfolg hat die Anordnung, keine Berichte über die Verhandlungen der Sektionen zu bringen, natürlich nicht gehabt, was vorauszusehen war, darum wäre es besser gewesen, man hätte solche Wünsche überhaupt nicht ausgesprochen In mancher Beziehung konnte man eine einheitliche, stramme Leitung vermissen, denn einige Anordnungen wurden von dem Commendatore Alliata erlassen und andere gingen, wie es sich gehörte, vom Präsidenten des Congresses aus, und nicht immer waren diese Dinge genau vereinbar. Die Hervorhebung solcher Thatsachen soll keine Kritik von Personen enthalten, sondern vielmehr Fingerzeige geben über das, was von uns Besuchern des Congresses, als unangenehm und störend empfunden, in Zukunft geändert werden muß. Ueberhaupt gestatte ich mir die principielle Bemerkung, daß alle Aeußerungen dieses Aufsatzes, die nicht zustimmender Natur sind, nur als Material betrachtet sein wollen, das einem zukünftigen Congresse als zu beachten überwiesen werden möge. Wir sind auf dem Gebiete der internationalen Versammlungen, selbst die katholischen Gelehrtencongresse nicht ausgenommen, noch in der Zeit unseres Noviziates, und da müssen wir uns selbst genau das Gewissen erforschen, damit wir so verhüten, daß Andere es uns erforschen, was weniger angenehm und belehrend wirkt.

Im ersten Ausschusse wurde die freimaurerische Lehre erörtert. Es gelangten vier Punkte zur Berathung: 1) Welche sind die religiösen Anschauungen, von denen die Freimaurerei durchdrungen ist? 2) Welcher Art sind die Beziehungen der Maurerei zum Satanismus? 3) Haben die äußerlich von den Freimaurern bekannten Lehren einen Zusammenhang unter sich und, wenn ja, welchen?

4) Welcher ist der Zweck der Freimaurerei? In diesem vom Canonicus Mustel präsidirten Ausschusse führte fast ausschließlich Professor Vincenzo Longo, früher Missionär in Hong-Kong, jetzt in Rom, das Wort. Er hat zwei Bände über diese Dinge gedruckt, der dritte ist unter der Presse. Man kann nicht sagen, daß seine Ausführungen, namentlich wenn sie sich in das Detail sexueller Dinge verloren, stets dem Publikum entsprachen, das ihm zuhörte. Die dem Congreß unterbreiteten Antworten auf die vier Fragen enthalten nichts, was nicht auch dem tüchtigen Kenner der einschlägigen Literatur bekannt wäre; manche Sätze bewegen sich sogar an der Grenze der Gemeinplätze.

Freimaurerische Aktion war der Verhandlungsgegenstand in dem zweiten Ausschusse. Auf Grund der weitesten Duldung aller Religionsgenossenschaften, die nicht katholisch sind, behauptet die Freimaurerei, daß sie als obersten Grundsatz allgemeine Toleranz predige. Thatsächlich ist die in diesem Umfange geübte Toleranz aber nur der Schleier, mit dem der Kampf auf Leben und Tod gegen den Katholicismus verdeckt werden soll. Die Geschichte unseres Jahrhunderts allein gibt jedem, auch nur oberflächlichen, Zeitungsleser genügend Material an die Hand, um das von selbst einzusehen. Das Gleiche gilt von den politischen Anschauungen. Ueberall, wo die Freimaurerei ein straffes, monarchisches Regiment fühlt und fürchtet, wird die absolute Tendenz zur Republik sorgfältig mit dem Mantel eines fadenscheinigen Patriotismus verhängt. Derselbe wird aber, wenn die Gelegenheit günstig erscheint, sofort abgeworfen, selbst wenn eine Aussicht auf Erfolg versprechende Revolution zum Sturze des Thrones nothwendig wäre. Auch dieser Punkt braucht nicht bewiesen zu werden. Die Weltgeschichte der letzten 60 Jahre bietet zahlreiche Beispiele hierfür. Und diese Dinge werden von den Freimaurern selbst nicht bestritten. Die Verwirklichung ihrer im politischen Leben erlangten Macht geht nur darauf aus, für sich

und ihre obersten Anhänger alles an Geld und Geldeswerth, an Einfluß und Macht zusammenzuraffen, was möglich ist. Das sprechendste Beispiel hierfür aus neuester Zeit ist Adriano Lemmi, sowie Francesco Crispi und Familie; Panama darf dabei auch nicht vergessen werden, ebenso wie die Banca Romana. Dieses Protektionswesen führt naturgemäß ebenso über die Landesgrenzen hinaus, wie das Streben nach politischer Macht. Und darum ist es nicht zu verwundern, wenn die Freimaurerei heute als eine, wenn auch noch lose organisirte, internationale Macht dasteht. Ob es sich wird beweisen lassen, daß eine fest geordnete internationale Hierarchie mit einer leitenden Spitze besteht, erscheint zur Zeit sehr fraglich, wenngleich es eifrige Vertreter dieser Ansicht gibt.

Der dritte Ausschuß befaßte sich mit der wichtigen Frage der gemeinschaftlichen Gebetsaktion, und er hat neun Anträge vorgelegt, deren genaue Drucklegung und weiteste Verbreitung von allergrößtem Nutzen begleitet sein wird. Ich will hier nur den einen schönen Gedanken herausheben, daß der Centralausschuß in Rom beauftragt wird, ein officielles Gebet verfassen zu lassen, das allen Mitgliedern sämmtlicher antifreimaurerischen Vereinigungen als gemeinschaftliche geistige Waffe dienen soll. Auf die übrigen Punkte des Näheren hier einzugehen, verbietet mir leider der Raum.

Der am meisten besuchte vierte Ausschuß erörterte die vorzuschlagenden Mittel für eine wirksame antifreimaurerische Aktion. Als Hauptstützpunkt für die Zukunft wurde ein Grundstatut von fünf Artikeln aufgestellt, das mit folgenden Worten eingeleitet wird: Indem zu Beginn betont wird, daß jegliche antifreimaurerische Organisation und Aktion aus den Belehrungen und Weisungen der päpstlichen Verlautbarungen und vornehmlich aus der Encyklika Humanum genus ihre Kraft ziehen muß, beschließt der

erste internationale antifreimaurerische Congreß das folgende Grundstatut:

„1. Der General-Direktionsrath der am 20. Sept. 1893 unter Gutheißung des hl. Stuhles zu Rom gegründeten Union générale antimaçonnique ist eingesetzt als alleiniges Centrum aller antifreimaurerischen Gruppirungen, sei es, daß dieselben als einzelne Gesellschaften oder Comités, oder als Ligen oder Verbände ihre Aktion betreiben.

„2. Jede antifreimaurerische katholische Gruppe legt der bischöflichen Obrigkeit ihre Statuten zur Gutheißung vor und wird bei jeder Gelegenheit die Rathschläge und Wünsche dieser bischöflichen Obrigkeit entgegennehmen. Die einzelnen Gesellschaften oder Comités u. s. w., welche sich diesen Bestimmungen unterworfen haben, werden durch den römischen General-Direktionsrath als Theilnehmer der allgemeinen, vom hl. Stuhle gutgeheißenen Aktion anerkannt.

„3. Die einzelnen Gesellschaften u. s. w. sind verpflichtet, sich in beständiger Verbindung mit dem oder den Centralcomités der antifreimaurerischen Union, welche entsprechend den Verhältnissen jedes Staates geschaffen sind, zu halten.

„4. Jede einzelne Gesellschaft u. s. w. hat auch einen Vertreter in ihrem Landes-Centralcomité und jedes Centralcomité auch einen Vertreter im General-Direktionsrath zu Rom.

„5. Der General-Direktionsrath der Union générale antimaçonnique hat das alleinige Recht, einen internationalen antifreimaurerischen Congreß einzuberufen; die einzelnen Gesellschaften u. s. w., welche noch unter oben genannten Bedingungen bestehen, senden in diesen Congreß einen Vertreter von Rechtswegen in der Person ihres Vorsitzenden, welcher als aktives Mitglied am Congresse theilnimmt unter Beobachtung der vom General-Direktionsrath aufgestellten, allgemeinen Bedingungen.“

Eine zweite wichtige Frage, wegen deren Fassung lange und eingehend debattirt wurde, betrifft die Gründung der antifreimaurerischen Comités, um durch möglichst zahlreiche Gründungen das internationale Netz immer enger zu spannen. Weiterhin beschloß man die Herausgabe von Flugschriften

über die Freimaurer, die zu billigem Preise ins Volk geworfen werden sollen. Auf deutsche Anregung hin wurde dem Antrage der Zusatz hinzugefügt, daß dieselben das Imprimatur der geistlichen Behörde tragen und alle darin aufgestellten Behauptungen bezüglich der Unthaten der Freimaurer durch deren eigene Bekenntnisse gestützt sein müssen. In Anlehnung an die Gründung des Blattes Le Conservateur Européen in Wien, Organ der allgemeinen antifreimaurerischen Union und seiner Zweigvereine in Oesterreich und Ungarn, wird die Gründung ähnlicher Blätter in französischer Sprache empfohlen. Auf diese Weise werden die Erfahrungen am leichtesten Gemeingut Aller. Da erfahrungsgemäß die Freimaurerei an der Herstellung und Verbreitung der pornographischen Literatur und Kunst in erster Linie betheiligt ist, so ist der Kampf dagegen von allen Zweigvereinen mit der größten Energie zu führen. Der Congreß billigt die Einrichtung eines Ausschusses in Rom, der mit dem größten Eifer alle authentischen Documente über die Freimaurerei sammeln und verarbeiten soll. Das Hauptaugenmerk ist auf Anlegung von Personalakten der thätigsten Freimaurer der ganzen Welt zu richten. Eine weitere Entschließung des Congresses befaßt sich mit der Verläumdung der religiösen Orden und Genossenschaften durch die Freimaurerei. Von besonderer Wichtigkeit ist folgender Beschluß: Indem der Congreß der Organisation der katholischen Universitätsjugend seinen Beifall zollt, wünscht er, daß dieselbe überallhin ausgedehnt werde, damit die Studirenden darin einen Mittelpunkt zur Aufnahme christlicher Ideen finden, der sich in Gegensatz stellt zu den Lehren antichristlichen Charakters der Hochschulen, die in anderen von der Freimaurerei gegründeten, studentischen Vereinigungen ihre Beschützer finden.

Ich übergehe einige minder wichtige Beschlüsse, um noch von folgenden zu sprechen: In den Parlamenten soll ein nachdrücklicher Kampf gegen die Freimaurerei eröffnet werden

und da, wo es thunlich ist, sollen Freimaurer aus den öffentlichen Aemtern entfernt werden, weil sie weder den Thron noch den Altar zu stützen bereit sind. Die Frau soll in die antifreimaurerische Bewegung in dem Sinne hineingezogen werden, daß sie den Lastern der Freimaurerei ein Vorbild von Tugend und Heroismus entgegensetzt, wie es an der Jungfrau von Orleans bewundert wird, deren Prozeß in Rom eingeleitet ist. Schließlich stellt der Congreß noch folgendes fest: „In Ansehung, daß der heilige Vater in dem Breve an Commendator Alliata empfiehlt, daß der Congreß in seinen Beschlüssen sich an die im Breve genannten apostolischen Encykliken halten solle, erklärt der Congreß ausdrücklich, daß er in den angenommenen Beschlüssen die angezogenen Encykliken als Richtschnur genommen hat, indem er von allen Schriften und Büchern privaten Charakters absah".

Mit diesem Ueberblick ist die Thätigkeit des Congresses in seinen öffentlichen Sitzungen und das Resultat der Berathungen in den Ausschüssen zur Darstellung gelangt. Hiermit könnte der Artikel geschlossen werden, wenn nicht eine Frage — die für den Congreß selbst und seine ratio essendi durchaus nebensächlicher Natur war — die Gemüther sehr erhitzt hätte: die Verhandlung über die Vaughan-Frage in dem vierten Ausschusse. Da gegenwärtig ein lebhafter Meinungsaustausch darüber in der kath. Presse der ganzen Welt stattfindet, und da allerlei Enthüllungen gemacht werden, die geeignet sind, den in Trient geführten Verhandlungen erst den rechten Hintergrund zu geben, so verschiebe ich die Darstellung dieser Angelegenheit bis zum nächsten Hefte. Bis dahin werden sich die Meinungen soweit geklärt, die erhitzten Gemüther soweit beruhigt haben, daß eine objektive Darstellung sicher ist, nicht mißverstanden zu werden, weder von den Freunden noch von den Gegnern dieser vielgenannten Persönlichkeit.

LIX.

Gibt es in der Freimaurerei einen Satanscult?

Zu Beginn des letzten Sommers circulirte in den höheren Berliner Gesellschaftskreisen das Gerücht, Se. k. Hoheit Prinz Friedrich Leopold, bekanntlich der Sohn des Feldmarschalls Friedrich Karl, habe als „Protektor" der Berliner Großlogen bei Sr. Majestät dem Kaiser sich über die Angriffe beschwert, welche die Centrumspresse und das „Deutsche Adelsblat" (das seiner Natur nach interconfessionell ist) gegen die Freimaurer richteten.

Ursprünglich hielt man diese Nachricht für eine der vielfachen Freimaurer-„Legenden", welche man garnicht oder nur halb zu glauben pflegt. Das Zutrauen zu dem Gerücht wollte auch nicht wachsen, als ein Berliner freisinniges Blatt dasselbe in bestimmte Worte faßte. Bald aber zeigte es sich, daß die „Legende" buchstäblich wahr war. Ein Provinzialblatt, die in Halle erscheinende „Saale-Ztg.", veröffentlichte nämlich Anfangs August nachstehendes Document:

Jagdschloß Glienicke, 10. Juni 1896.

An des Kaisers Majestät. Allerdurchlauchtigster, Großmächtigster Kaiser und König, Allergnädigster Kaiser und Herr! Euer Kaiserlichen und Königlichen Majestät erlaube ich mir Nachstehendes ehrerbietigst vorzutragen: Als ich im Februar 1894 mit Eurer Majestät Allerhöchster Genehmigung das Protektorat über die drei hier domicilirenden altpreußischen Großlogen übernahm, hatte ich bereits Gelegenheit gehabt, zu

erkennen, daß — den Traditionen getreu — ihre Arbeiten und die Arbeiten der Tochterlogen einzig den Zweck im Auge haben, die Liebe zur Religion und Sitte, zu König und Vaterland zu beleben und zu bestärken. Nachdem ich nunmehr länger als zwei Jahre das Protektorat geführt habe und außerdem als Ordensmeister an der Spitze der Großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland getreten bin, kann ich jene Wahrnehmung nur aus vollster Ueberzeugung bestätigen. Sehr bedauerlich sind mir daher die Angriffe, wie sie namentlich in neuester Zeit gegen die Freimaurerei und ihre Zwecke, besonders in den Blättern der katholischen Centrumspartei, geschleudert worden, die zum Theil so unsinnige Mittheilungen enthalten, daß sie ein eigenthümliches Licht auf die Intelligenz der Leser werfen, für welche sie geschrieben sind. Ganz besonders aber ist es zu beklagen, wenn sich das hier erscheinende Deutsche Adelsblatt, Organ der Deutschen Adelsgenossenschaft, zu solchen Verdächtigungen hergibt, wie sie die am 18. Mai ds. Js. erschienene Nummer desselben bringt. Als Protektor der drei altpreußischen Großlogen halte ich für meine Pflicht, dieselben gegen derartige Verunglimpfungen, die auch zu Eurer Majestät Kenntniß kommen könnten, in Schutz zu nehmen. Das Organ der Deutschen Adelsgenossenschaft nimmt sich heraus, seinen Lesern eine Orgie aus einem Pariser socialdemokratischen Atheistenclub als Kundgebung des Freimaurerthums und echt freimaurerischen Geistes zu erzählen und zu bezeichnen. Dasselbe Blatt spricht dann weiter von dem vielfach verkannten giftigen Kern, der sich unter der harmlosen Hülle des Freimaurerthums verbergen soll, und fabelt von einer Centralleitung, die nichts Geringeres als die Ausrottung des Christenthums und die geheime Herrschaft über die Völker mit den gemeinsten Mitteln und zu den gemeinsten Zwecken beabsichtige; — allein schon das warme Interesse, welches die hochseligen Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. der Freimaurerei entgegenbrachten, sollte diese gegen solche Verdächtigungen schützen. In dem Aufnahmeritual der großen Landesloge der Freimaurer von Deutschland heißt es in der Ansprache des Vorsitzenden an den Aufzunehmenden wörtlich: „Wenn Sie als redlicher

und gewissenhafter Mann besorgen sollten, daß in der Loge etwas geschehe, was gegen Gott und Religion, gegen den König und die Regierung oder die guten Sitten verstieße, so versichere ich Ihnen auf mein und der ganzen Loge Ehrenwort, daß dem nicht so ist. Reine Ehrfurcht gegen das höchste Wesen, Gehorsam gegen die Obrigkeit und Gesetz, Liebe zu unseren Mitmenschen, Treue und Fleiß in unserem Beruf, das sind die Pflichten, die wir einem Freimaurer auferlegen, und die Tugenden, die von ihm unzertrennlich sein müssen."

In diesen Worten, wie sie ähnlich auch die Aufnahme-Rituale der beiden anderen hiesigen Großlogen enthalten, liegt wahres Freimaurerthum und echt freimaurerischer Geist; sie geben den Zwecken und Zielen der deutschen Freimaurerei den klarsten Ausdruck. — Im Gegensatz zu dem Deutschen Adelsblatt halte ich geradezu in der heutigen Zeit die inländischen Freimaurerlogen für besondere Pflegestätten der Religiosität und des Patriotismus und erlaube mir daher aus voller Ueberzeugung und wärmstem Interesse für die Freimaurerei, wie sie in den preußischen und den deutschen Staaten überhaupt betrieben wird, dieselbe Eurer Majestät Allergnädigstem Schutz und Wohlwollen ehrerbietigst zu empfehlen. Eurer kaiserlichen und königlichen Majestät unterthänigster Friedrich Leopold, Prinz von Preußen.

Hierauf erging aus dem Civilcabinet des Kaisers folgende Antwort:

Kiel, 22. Juni 1896.

An den Hofmarschall Sr. kgl. Hoheit des Prinzen Friedrich Leopold von Preußen, Generalmajor z. D. Herrn Rickisch von Rosenegk, Hochwohlgeboren Potsdam. Euer Hochwohlgeboren beehre ich mich im Allerhöchsten Auftrage ganz ergebenst zu ersuchen, Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Friedrich Leopold von Preußen gefälligst zu melden, daß Seine Majestät der Kaiser und König aus Höchstdesselben Schreiben vom 10. ds. Mts. zu Allerhöchstihrem Bedauern entnommen haben, welche ungerechten Angriffe und Verdächtigungen gegen die deutsche Freimaurerei das Organ der deutschen Adelsgenossenschaft, das Deutsche Adelsblatt, in seiner Nummer vom 18. Mai ds. Js. gebracht hat. Seine Majestät haben mir

zu befehlen geruht, mich mit dem Protektor der bezeichneten Genossenschaft, Sr. Hoheit dem Herzog Ernst Günther von Schleswig Holstein, dieserhalb ins Vernehmen zu setzen. Von dem Hofmarschall Seiner Hoheit wurde mir mitgetheilt, daß Höchstderselbe bereits mit dem Vorsitzenden der Genossenschaft, Grafen von der Schulenburg-Beetzendorf, wegen der in der Sache zu unternehmenden geeigneten Schritte in Verbindung getreten sei. (gez.) von Lucanus.

Die Intervention, welche der Freimaurer-Protektor in solcher Weise erbeten, scheint inzwischen fruchtlos gewesen zu sein.

Das „Deutsche Adelsblatt“ hat neuerdings seine antifreimaurerische Position — suaviter in modo, fortiter in re — noch verschärft, und die in der kaiserlichen Antwort übergangene Centrumspresse hat sich noch mehr als früher bemüht, zu beweisen, daß die internationale Freimaurerei unter einer auf Vernichtung des Papstthums und der Monarchien bedachten Centralleitung stehe, auch wenn die Berliner „Brüder“ dritten Grades nichts davon wissen.

Nur über eine Frage, die des „Satanscultes“ herrschte im katholischen Lager keine volle Einmüthigkeit. Und diese Frage war doch mit die Veranlassung zum Schreiben des Prinzen Friedrich Leopold. Der Prinz wurde nämlich ermuthigt durch eine Schrift des Leipziger „Bruder“ Findel: „Katholischer Schwindel“, welche Schrift wieder eine Antwort sein sollte auf die neueren Enthüllungen Margiotta's[1]) sowie (zum Theil) der „Miß Vaughan“, von denen beiden namentlich die letztere die Existenz des Satanscultes in den Vordergrund stellte.

Erst nach Findels Schrift erschien im Verlage des „Pelikan“ zu Feldkirch die Broschüre: „Die Geheimnisse der Hölle oder Miß Diana Vaughan, ihre Bekehrung und ihre Enthüllungen über die Freimaurerei. Von Dr. Michael

1) Die centrale Leitung der Freimaurerei, Paderborn 1896.

Germanus." Diese den Satanscult mit vielen Details schildernde Schrift rief im katholischen Lager drei verschiedene Parteiungen hervor. Die Einen meinten, daß Diana Vaughan gar nicht existire; daß ihre „Enthüllungen" vielmehr von freimaurerischer Seite erlogen seien, um einen Hauptschlag gegen die Katholiken zu führen. Das Gegentheil wurde von angesehener Seite in anderen katholischen Blättern ausgesprochen, auch erschien von dort eine eingehende Widerlegung der Schrift Findels, welche auf eine äußerst genaue Kenntniß des Verfassers in freimaurerischen Dingen schließen ließ. Eine dritte Ansicht endlich machte sich dahin geltend: Es handle sich hier um überaus schwierige und dunkle Fragen. Daß ein Satanscult bei den Freimaurern existire, werde von protestantischen Blättern, wie dem „Deutschen Adelsblatt" und dem Berliner „Volk" zugestanden. Daß er bei den diabolischen Tendenzen des Freimaurerbundes wenigstens in den letzten Graden möglich sei, könne nicht bestritten werden. Die quaestio juris sei also entschieden; es handle sich nur noch um eine quaestio facti. Diese zu erledigen, sei Sache einer sorgfältigen Untersuchung. Von dieser werde es abhängen, was an den angeblichen Enthüllungen der „Diana Vaughan" Wahres und Falsches sei.

Zu dieser letzteren Ansicht hat sich auch der soeben geschlossene internationale Antifreimaurer-Congreß in Trient bekannt. Er hat eine Commission eingesetzt, welche die Existenz der Miß Vaughan und die Wahrheit ihrer Behauptungen prüfen soll. Wir können also die Entscheidung dieser Commission in suspenso lassen. Inzwischen trifft auch die Nachricht ein, daß die Schrift des Dr. Germanus vom Verleger zurückgezogen ist.

Indeß wir hatten uns vorgesetzt, unser Thema ohne Rücksicht auf „Miß Diana" und ihre Commentatoren zu lösen. In der That bedarf man deren nicht zur Erörterung der Frage, ob es in der Freimaurerei einen Teufelscult gebe oder nicht.

Die „Germania“ hatte in den siebziger Jahren wiederholt die Freimaurerei bezeichnet als: „Kirche des Teufels“, als „Wider“- oder „Afterkirche“, als „Kirche des Affen Gottes“ u. s. w. Diese Determinationen wurden indeß nur gefolgert aus dem Wesen und besonders den bis dahin bekannten Ceremonien der Freimaurer; auch zog man Parallelen mit einer Art Teufelscult, welchem einzelne Sekten, insbesondere die Judaisten oder Kainiten, die Gnostiker, Luciferianer, Albigenser u. s. w. fröhnten. Diese gingen bekanntlich in der Hauptsache von der Behauptung aus, daß der Jehova der Bibel das böse Princip, sein „Rivale“ Lucifer das gute sei und dies führte zu den mannifaltigsten Culten. Allen Culten gemeinsam ist eine mehr oder minder große Scurrilität, die mit der gesunden Vernunft in Widerspruch steht. Aber gerade darin zeigt sich der Ursprung jener Culte; denn überall, wo das böse Princip sich geltend macht, wird nicht allein die göttliche Wahrheit vernichtet, sondern auch die von Gott ausgehende menschliche Vernunft geschwächt, so daß die Prophezeiung des Apostels buchstäblich wahr wird: „Sanam doctrinam non sustinebunt; ad fabulas autem convertentur.“

In den früher von katholischer Seite erschienenen Schriften über die Freimaurerei, zu deren hervorragendsten die der Bischöfe v. Ketteler und Dupanloup gehörten, ist von einem Teufelscult der (seit Anfang des vorigen Jahrhunderts entstandenen) Sekte noch nirgends die Rede.

Freiherr v. Ketteler findet den Gegensatz zwischen Kirche und Freimaurerei nur darin, daß „die eine das Werk Gottes, das Werk Christi, das Werk Aller, die an Christus glauben, die andere das Werk der Menschen, die entweder Gott oder Christus leugnen oder wenigstens den Glauben daran als unwesentlich dahingestellt sein lassen.“

Derselben Ansicht ist Bischof Dupanloup; nur betont er noch schärfer die staatsgefährliche, weil Altar und Thron bekämpfende Richtung des Geheimbundes. Von einem direkt

diabolischen Einfluß auf die Sekte oder von einem diabolischen Cult innerhalb derselben ist auch bei ihm nirgends die Rede.

Der erste, welcher diesen letzteren dokumentarisch enthüllte, war der französische Schriftsteller Leo Taxil, der in seiner 1885 erschienenen Schrift über die „Drei Punkte-Brüder" — das Werk erschien bekanntlich 1886 in deutscher Uebersetzung — sehr concrete und zum Theil auch detaillirte Angaben über die bei den einzelnen Graden stattfindenden Aufnahme-Ceremonien veröffentlichte. Diese Ceremonien enthalten einen theils indirekten, theils ganz offenen diabolischen Cult, der sich von den heidnischen Götzenanbetungen wesentlich dadurch unterscheidet, daß zu seiner Erklärung eine Art „Dogmatik" ganz im Sinne der „christlichen" Gnostiker beigegeben wird.

Taxil behauptet zwar in seiner Schrift „Les soeurs maçonnes" (S. 350), daß schon im Jahre 1738 in Folge der von Clemens XII. gegen die Sekte ergangenen Excommunicationsbulle ein Theil der Geheimnisse der höheren Grade enthüllt worden seien, u. A. die über den Baphomet; indeß können wir nirgends finden, daß katholischen Schriftstellern über diese Enthüllung etwas bekannt geworden sei. Auch der 1885 verfaßte Artikel des neuen Kirchenlexikons über die Freimaurer enthält nichts davon.[1]) Taxil selbst

1) Dagegen sagt Streber im „Kirchenlexikon" (1890) unter Benutzung des Taxil'schen Werkes im Artikel: „Luciferianer": „Luciferianer, mehrere Sekten, welche die aus dem Morgenlande in das Abendland eingeschleppten gnostisch-manichäischen Irrthümer bis zu dem Extrem steigerten, daß sie Lucifer wie Gott verehrten, seinen Sturz vom Himmel für eine Ungerechtigkeit hielten und behaupteten, er mit seinen anderen gefallenen Engeln werde einst wieder erhoben, dagegen der Erzengel Michael mit seinem Anhange in das ewige Feuer gestürzt werden. Daß sich die gnostisch-manichäische Ketzerei bis zu diesem Grade des Hasses gegen Gott und die sichtbare Kirche ausgebildet, ist ganz glaubwürdig; nur fragt es sich, ob alle, welche des Luciferianismus angeschuldigt worden sind, auch wirklich demselben huldigten. Unter den Luciferianern

sagt in seinen „Drei-Punkte-Brüdern“ (S. 134), daß „neunzehn Zwanzigstel aller Freimaurer nicht von jener aggressiven Gottlosigkeit beseelt sind, welche

werden vorerst die Stedinger aufgeführt, Bewohner des Gaues Steding an den Niederungen der Weser, welche 1234 von einem gegen sie ausgezogenen Kreuzheere großentheils aufgerieben wurden. Dann sind die im Anfang des 14. Jahrhunderts in Oesterreich entdeckten und zahlreich verbreiteten Manichäer zu nennen, welche sich der greulichsten Blasphemien und Unsittlichkeiten schuldig machten und vor Lucifer eine hohe Achtung bezeigten, ihn dem Erzengel Michael vorzogen und seinen endlichen Triumph über diesen behaupteten (Klein, Geschichte des Christenthums in Oesterreich und Steiermark, Wien 1840, II, 394—402; Raynald, Annal. Eccl. ad a. 1318, n. 44). Daß unter die Fraticellen und das geistesverwandte Gesindel auch Luciferianer sich einschlichen, hat alle Wahrscheinlichkeit für sich; vielleicht waren die 14 Luciferianer beiderlei Geschlechts, welche 1336 zu Tangermünde in der Mark Brandenburg verbrannt wurden, solche Ueberläufer; indeß reichten auch der Fraticellismus, sowie die Anschauungen der Brüder und Schwestern des freien Geistes allein schon hin, um Luciferianer zu erzeugen. — Auch in der Freimaurerei der Gegenwart treten die alten gnostischen Gedanken wieder zu Tage. In dem Hochgrade der Ritter Kadosch wird der Recipient, nachdem er die vorbereitenden „philosophischen“ Stufen durchlaufen hat und nunmehr „sehr ausgewählter Kadosch“ oder „vollkommen Eingeweihter“ werden soll, zur Erkenntniß geführt, daß Adonai, der Gott der jüdisch-christlichen Offenbarung, das böse Princip sei, während in Lucifer, dem Lichtengel, das höchste Wesen, der Weltenbildner, verehrt werden müsse. Bei dieser Aufnahme finden entsetzliche Gotteslästerungen und dann Opfer und Gebete zu Lucifer statt (s. Leo Taxil [Jogand-Pagès], die drei Punkte-Brüder, deutsche Bearbeitung II, Freiburg-Schweiz 1887, 280 ff.). In die Oeffentlichkeit traten solche Luciferianer in Rom bei der Enthüllung des Denkmals für Giordano Bruno am 9. Juni 1889, als sie Fahne und Embleme des Teufels in ihrem Zuge mitführten. Leo XIII. erhob in der Allocution vom 20. Juni gerade mit Bezug auf diese Thatsache seine klagende Stimme.“

So Dr. Streber. P. Pachtler hatte die aggressive Gottesfeindschaft der Maurer noch nicht hinreichend erkannt.

das eigentliche Wesen der Freimaurerei ist," denn zu ihrer Beschwichtigung werde ihnen bei der Aufnahme in die niederen Grade officiell vorgelogen, daß höhere Grade, in deren letzten der Teufelscult erst unverhüllt zu Tage trete, nicht existiren. (S. 253 und an mehreren anderen Stellen.)

Verhüllt ist dieser Cult aber schon bei der Aufnahme in die ersten Grade. So überaus lächerlich, ja, wie schon bemerkt, vernunftwidrig und jeder menschlichen Intelligenz unwürdig auch die betreffenden Ceremonien sind, so bilden sie in ihrer Gesammtheit doch ein System, welches darauf hinausläuft, durch Verehrung Lucifers an „Adonai" (dem Gott der Bibel) „Rache" zu nehmen und den bethörten Menschen zum Vieh zu machen durch schrankenlose Freigabe des Generationstriebes. Wohl gemerkt, nicht Haß gegen Gott, sondern „Rache" („Nekam") an ihm ist das oberste Motiv der obersten Grade der Freimaurer und die Zügellosigkeit des Geschlechtstriebes ist, obschon bereits im ersten Grade symbolisirt, beim Aufsteigen zunehmend deutlicher anbefohlen. Das Letztere könnte man etwa noch durch die gefallene Natur des Menschen erklären; wo ist aber unter Menschen selbst der größte Verbrecher, der sagen könnte, seine angeborene Natur treibe ihn an, „Rache" gegen Gott zu nehmen? Eine solche Tendenz kann nur von einem nicht-menschlichen Wesen herrühren, das seine Machtlosigkeit gegenüber einem seine ewige, unabänderliche Verdammniß aussprechenden Urtheilsspruch fühlt.

Es sträubt sich die Feder, alle die zahllosen Blasphemien hier zu wiederholen, die Taxil unter zehnfachen Entschuldigungen aus den officiellen Freimaurer-Ritualen wiedergibt: in lateinischer Uebersetzung reproducirt er die in einer lebenden Sprache gar nicht auszudrückenden sexuellen Obscönitäten, welche die „höheren" Freimaurer selber zur Erklärung ihrer Symbolik geben.

Den Dolch läßt Taxil — stets nach dem officiellen

Ritual — bei folgenden Gelegenheiten funktioniren: Beim 30. Grade muß der Aufzunehmende einen Dolchstoß gegen den Himmel führen und rufen: „Nekam Adonai“! — Neben ihm stehen zwei Todtenschädel, von denen der eine eine päpstliche Tiara, der andere eine Königskrone trägt. Die Tiara muß der Recipiend durchstechen und rufen: „Tod dem Betruge!“ Beim Durchstechen der Krone ruft er: „Tod der Tyrannei!“ — Um sich gleich zum „Rächer“ zu qualificiren, muß er mit verbundenen Augen ein Schaf (an dessen rasirten Hals man seine Hand führt) durchstechen, in der Meinung, es sei ein „Verräther“ an der Maurerei.

Ueber die Durchstechung consecrirter Hostien sagt Taxil nichts; indeß mehren sich die Diebstähle solcher hl Hostien ohne die betreffenden Gefäße auffallend. Die oft hohen materiellen Werth repräsentirenden hl. Gefäße läßt man stehen, die Hostien raubt man. Die „Abendmahlsfeier“, welche Taxil in seinem Buche schildert, ist nur eine lächerliche Nachäffung der hl. Messe. Uebrigens hat Görres in seiner Mystik noch viel gräßlichere Entweihungen von Hostien geschildert, als die Vornahme von Dolchstichen bedingt.

Am Schlusse aller „höheren“ maurerischen Feierlichkeiten und zwar wie es scheint, nicht nur der „Messen“, sondern auch der „Taufen“ und „Trauungen“ incensirt der oberste Meister Weihrauch vor dem „satanischen Dreieck“, dem Symbol der „commixtio generis masculini et feminini“, vor dem selbst Kniebeugungen verrichtet werden. Auch erfolgt eine wiederholte Verhöhnung der Kreuzes-Inschrift J. N. R. J. Begleitet sind diese Ceremonien von der „dogmatischen“ Erklärung, daß es keine creatio, sondern von Ewigkeit her nur eine generatio gebe. Also das fundamentale maurerische Dogma besteht in der Leugnung des Schöpfers Da kann auch der Teufel „Gott“ sein. Freilich bleiben uns die maurerischen Gelehrten gleich Darwin die Antwort auf die Frage schuldig, woher denn der böse „Adonai“ und der gute „Lucifer“, der „Weltbaumeister“, gekommen war. Kain

ist ein Sohn der Eva und Lucifers, weßhalb der eifersüchtige „Adonai“ das Paradies verschloß. Und so geht der Blödsinn weiter.

Dies der Glaube der obersten Freimaurer; ihre Liebe repräsentirt das auf dem Kopfe stehende Dreieck, das nach allen Seiten hinfallen kann; ihre Hoffnung ist, daß einst Adonai von Lucifer ewig gefesselt werden wird.

Nicht eitle Hirngespinnste sind es, mit denen man es hier zu thun hat, sondern es ist eine veritable Dogmatik, die allerdings nur einem ganz geringen Theile der Freimaurer selbst bekannt ist. Sie steht verzeichnet in den officiellen Ritualen der höheren Grade und die oberen Freimaurer-Zeitschriften haben die Anführungen Taxils nur als „Indiscretionen“, nicht als Unwahrheiten befehdet.[1])

Aber fürwahr, wenn „gebildet“ sein wollende Männer und Frauen ihren Verstand so tief erniedrigen, daß sie Gefallen an diesem „Cultus“ finden, was kann ihnen dann Alles noch möglich sein!

Warum die schaurigen Eide, warum muß schon der „Lehrling“ schwören, daß ihm die Gurgel abgeschnitten werden solle, wenn er eins der Geheimnisse verrathe; warum richten sich gegen ihn, den Halbentkleideten, die gezückten Degen der Logenmitglieder zum Zeichen, daß nur der allergeringste Verrath mit dem Leben gerächt wird, warum muß der Recipiend eines höheren Grades sich als Mörder einführen zur Bestrafung des Verrathes, wenn nicht in der That in letzter Instanz ein Geheimniß zu bewahren wäre, welches das Licht der Oeffentlichkeit nicht zu tragen vermag? Wozu endlich der Schwur, unbekannten Obern unbedingten Gehorsam zu leisten, wenn nicht die Unbekannten es darauf abgesehen hätten, ein Heer blindlings ergebener harmloser Menschen zu infernalen Zwecken zu verwenden? In keiner Vereinigung der Welt ist je so das Esoterische und Exoterische ausgebildet

1) „Chaine d'Union“ vom 1. Februar 1886.

worden, als bei den Freimaurern und nach den unwiderlegten Enthüllungen des Franzosen kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Vereinigung besteht aus einer großen Masse von gutmüthig Getäuschten und einer kleinen Zahl bewußter Teufelsanbeter. Wer nicht den Muth hat, zu einer von diesen beiden Kategorien zu gehören, für den ist kein dauernder Platz unter den „Brüdern". Daher die Austritte aus der Sekte, an denen es zu keiner Zeit gefehlt, die aber besonders häufig in den letzten Jahren vorgekommen sind.

Sehr präcis hat unter den Bekannteren seinen im Jahre 1786 erfolgten Austritt motivirt der Dichter J. H. Voß, der darüber einst einem maurerischen Freunde schrieb:

„Ehe ihr mich über den dritten Grad hinaufführtet, war ich voll Erwartungen, welche allein mir damals eine geheime Verbindung zu rechtfertigen schienen, von solchen meine ich, welche die Freiheit der Menschen, die politische und moralische betreffen. Man hat mich getäuscht. Die Hieroglyphe wird für den, der allgemeines Menschenglück ahnt, immer unerklärbarer und widersprechender. In 11 Jahren mußte ich doch wohl einige Kenntniß von dem Innern, wo das Geheimniß sein soll, und von den unbekannten Mächten desselben erfahren haben, aber noch jetzt weiß ich nur so viel, daß jene Akte, die ich bekannt machen mußte, um den Laien ein Vorurtheil für die Echtheit unserer Sekte zu geben, nichts weiter als Possenspiel war, worüber selbst die sichtbaren Vorsteher in Berlin gelacht haben, ein Possenspiel, wie andere, für Beweis ausgegebene, wahre oder vorsätzlich erdichtete Nachrichten von Abstammung des Ordens aus Schweden, Schottland, dem Orden der Tempelherren, den eleusinischen Geheimnissen, der ägyptischen Hierarchie u. s. w. Wie kann ein Orden auf Wahrheit und Tugend ausgehen, der sich öffentliche Unredlichkeiten erlaubt und dazu den Eifer eines redlich gesinnten, arglosen Jünglings mißbraucht? Wie kann ein gutes Geheimniß in den Händen der Wächter sein, die sich und ihre Herkunft noch mehr als ihre

Lehre verheimlichen; die nicht nach Geist und Rechtschaffenheit fragen, wenn sie Jemand näher zu sich berufen, sondern nach den Umständen, worin er lebt, und nach der Hoffnung, die er gibt, diese Umstände zum Vortheil d. h. zur Ausbreitung des Ordens zu nützen; die von ihren Beförderern schamlos verlangen, daß man zu wissen vorgebe, was man nicht weiß, die es nicht als edle Gesinnung, als echte Ordensarbeit belohnen, wenn Jemand dies Ansinnen ablehnt, sondern ihn mit Kälte und Drohungen strafen und gleichwohl diesen so gut als ausgeschlossenen Redlichen, der nicht aus blindem Gehorsam lügen wollte, noch immer als Anhänger des Ordens mitnennen, wenn Jemand angelockt werden soll. Ich weiß auch nicht, was man zur Entschuldigung des Ordens anführen kann, daß er so manchen recht und schlecht lebenden fleißigen Bürger, den die windige Prahlerei von Glückseligkeit für dieses oder jenes Leben oder der eitle Stolz, unter Seinesgleichen etwas Außerordentliches vorzustellen, angelockt hat zu Müßiggang und albernen Zeremonien, und, weil ihm wahre Deutung nur weniger brauchbar, offenbar und zur stupiden Schwärmerei verführt, sich diesen edlen Unterricht so theuer bezahlen läßt, daß oft Frau und Kinder dabei darben müssen. -- Frage Dich mit dem ersten Gedanken an Gottes Gericht, wer die Oberen sind, die, selbst Dir noch unbekannt, an der Spitze des Ordens stehen, und was für Zwecke die Menschen, die sich solche Mittel erlauben, haben können. Schon vor Jahren setzte Dich mein Einwurf in Verlegenheit, wie ein Orden, der sich frei nennt, die entsetzlichste Unterjochung des Geistes zum Grundsatz annehmen konnte. Man muß sehr verblendet sein, um nicht bald zu entdecken, daß solche Grundsätze auf Hierarchie, die schrecklichsten alten Tyranneien abzwecken. Und worauf gründet man diese Ansprüche auf sklavische Unterwerfung? Wer sind die Leute, denen wir blindlings nachtappen in Finsternisse, wo auch nicht das schwächste Schimmerchen leuchtet? Wozu eine geheime, mit so scheußlichen Schwüren befestigte Verbindung, und wozu die vielen Symbole, die immer vermehrt werden, je weiter man kommt, und die nur durch willkürliche Deutungen einen moralischen Sinn erhalten, als wenn ich da-

Chaos auf meinem Schreibpult moralisch erklären wollte. Hat das sklavische Entblößen und daß man blindlings (mit verbundenen Augen bei der Aufnahme in die Loge) nicht bloß ankommt, sondern die symbolische Reise thut, gar keine Bedeutung? Wem verspricht man blinden Gehorsam?"

So Voß. Höchst charakteristisch ist, daß selbst ein Mann wie er im dritten Grade noch nicht wußte, unter wem und wohin die Reise ging.

Das Wesen der Freimaurerei ist seit dem Bestande des Christenthums zu allen Zeiten vorhanden gewesen, nur die Formen waren verschieden, in denen der widergöttliche Geist sich manifestirte. Zu Christi und der Apostel Zeiten war die Synagoge der Hauptwirkungskreis der christenfeindlichen Macht; bei weiterer Ausbreitung des Christenthums wurde der Schauplatz ihrer Thätigkeit in die Reihen der Christen selbst verlegt. Alle Sekten haben eine innere Verwandtschaft mit der Freimaurerei; nur bei einzelnen zeigt sich ihr Urheber, der leo rugiens vernehmbarer.

Jedenfalls ist nach ihrer heutigen Organisation die Freimaurerei die Sekte der Sekten. Extensiv ist sie die Vereinigung aller Sekten und intensiv ist sie mit dem höchsten Hasse gegen die Kirche Gottes erfüllt. Sie ist die Antikirche oder die Sekte schlechthin. Auf der einen Seite steht die universelle Gotteskirche mit ihren Sacramenten, auf der andern Seite die universelle Teufelskirche mit ihren „Execramenten", wie Görres die „Sacramente" mancher Sekten sowie die des „Hexensabbaths" nennt.

Eigenthümlicher, aber nicht unbegreiflicher Weise prahlt die Sekte in ganz besonderer Art mit ihrer „fortgeschrittenen Wissenschaft", die allein „Licht in die Finsterniß" bringen könne. Unter der „Finsterniß" wird ausschließlich wieder nur die Lehre der katholischen Kirche verstanden, wenn es auch an manchen Orten, wo Logen errichtet wurden, nicht zwei Katholiken gab, wie es vor 100 Jahren noch häufig der Fall war. Auch wird in dem Aufnahme-Ritual eines

Grades ausdrücklich vorgeschrieben, daß dem Recipiend, gleichviel ob er Katholik oder Protestant sei, vorgesagt werde, die katholische Kirche lehre den Grundsatz: „Credo quia absurdum". Diese letztere Vorschrift kann einen doppelten Zweck haben: Einmal wird dadurch der Katholicismus als Aberglaube hingestellt, andererseits wird der Verstand des Recipienden irregeleitet, damit er den wirklichen Aberglauben, das ganze Knäuel von Lächerlichkeiten und Vernunftwidrigkeiten, welches seiner eventuell noch harrt, nicht merken solle. Je höher der Grad, desto stumpfer der Intellect, desto schwächer der Wille. Aus der Gottesähnlichkeit, zu der der Mensch seiner Natur nach berufen ist, und zu welcher ihn die Kirche durch Wissenschaft und Tugend erhebt, formt ihn die Freimaurerei zur Thierähnlichkeit um.

Es ist der oberste christliche Grundsatz, daß der Mensch ohne Gottes Gnade nichts Gutes verrichten kann, d. h. daß er weder zu höherer Wissenschaft, noch zu reinerer Tugend gelangen kann. Schon die Vernunft sagt, daß ein Geschöpf ohne Verbindung mit dem Schöpfer verkommen muß, wie eine vom Weinstock geschnittene Rebe. Kein christlicher Gelehrter oder Staatsmann schreitet an eine Arbeit heran, wenn er nicht vorher mit seinem Schöpfer durchs Gebet sich in Verbindung gesetzt; kein Priester betet selbst sein Stundengebet, wenn er nicht vorher das „Aperi Domine," das „Intellectum illumina" und das „Affectum inflamma" gesprochen. Selbst die alten Heiden hatten, wenn sie nicht dem vernunftwidrigen und darum diabolischen Götzendienst verfallen waren, den Grundsatz „Ab Jove principium!" Anders der Maurer. Je höher er steht, desto eifriger wird er vor jeder größeren Arbeit: „Nekam Adonai"! rufen.

Was Wunder, wenn diese gottverlassene Gesellschaft immer tiefer sinkt in Untugend und Verhöhnung jeglicher Vernunft! Man beachte die durch die ganze Welt- und Kirchengeschichte sich documentirende Thatsache, daß alle von

der Gnade Gottes verlassenen „großen Geister" mit der Vernunft in immer größeren Widerspruch gerathen.

Und nun wollen die Maurer gar mit ihrer „höheren Wissenschaft" prahlen? Wer erinnert sich da nicht des Wortes unsers großen Görres, der mit Berufung auf Johannes de Rupescissa jedes hochmüthige Wissen ein „dämonisches", und darum ein „Unwissen" nannte (Mystik III 702), weil der Hochmüthige nicht merkt, daß er die Grundlage seines Wissens nicht aus sich, sondern aus Gott besitzt und daß er, nachdem er Gott verlassen, sofort einen andern Herrn eingetauscht hat.

Die „Brüder" mögen sich also nicht einbilden, daß wir ihren Vorspiegelungen und Intriguen so leicht zum Opfer fallen werden. Wenn wir auch Alles mit möglichster Sorgfalt prüfen wollen, was uns in neuerer Zeit aus ihren dunklen Höhlen, wo der unterirdische Weihrauch dampft, gemeldet wird, so wollen wir ihnen doch alsbald erklären, daß wir deßhalb, weil diese oder jene Mittheilung von ihrem Treiben „Absurditäten" enthält, diese deßhalb nicht von vornherein als unglaubhaft abweisen; daß wir im Gegentheil geneigt sind, Manches von dem, was uns von ihnen gemeldet wird, gerade deshalb zu glauben, „quia absurdum est."

Vorläufig sind wir mit dem Erfolge zufrieden, den die katholische Apologetik auch wieder bei diesem Streifzuge davongetragen hat. Es ist jetzt documentarisch erwiesen, daß gerade diejenigen Leute, welche bisher den lautesten Spott über den katholischen „Götzendienst", über das hl. Meßopfer und die sieben hl. Sacramente hatten, daß diese Leute, selbst wenn sie von Geburt Protestanten und Juden sind, am eifrigsten ihre Kniee beugen vor dem gehörnten Götzen Baphomet oder vor dem unzüchtigen Triangel, daß sie am häufigsten das Weihrauchfaß schwingen, umgürtet mit dem Schurzfell, daß sie am sehnlichsten hungern nach dem Brod und am heißesten dürsten nach dem Wein, der ihnen in ihrer „Messe" von ihrem „Priester" gereicht wird u. s. w.

Solche menschenentwürdigende, Vernunft und Sitten vernichtende Vorgänge ist kein „voraussetzungsloser“ Geschichtsphilosoph zu deuten im Stande; hier kann nur ein positiv gerichteter Theologe eine Verstand und Wissenschaft befriedigende Erklärung geben und diese wieder kann er nicht aus sich, sondern muß sie von Gott nehmen; d. h. er kann eine Deutung nur geben mit Hilfe des Gotteswortes: „Selbst die Teufel glauben und zittern!“ P. M.

Nachschrift.

Vorstehendes war bereits geschrieben, als die „Kölnische Volkszeitung“ neue und diesmal höchst frappirende Argumente publicirte, welche für die Vermuthung sprechen, daß „Miß Diana Vaughan“ überhaupt nicht existirt, daß die ihr zugeschriebenen Bücher vielmehr von einem männlichen Consortium verfaßt sind, dessen Mitglieder selbst wieder zum Theil unter falschen Namen schreiben.

Indem wir unser definitives Urtheil der speziell für die Miß Vaughan-Frage eingesetzten römischen Commission reserviren, möchten wir zur Sache schon jetzt Folgendes bemerken

1) Steht es fest, daß die geheimnißvolle Miß nicht existirt, so werden auch die Schriften Margiotta's hinfällig In seinem Buche: „Le Palladisme, culte de Satan-Lucifer“, Grenoble 1895, erzählt er nicht nur die Bekehrungsgeschichte der Miß nach einem Berichte von Taxil, sondern führt auch Einiges aus dem Briefwechsel an, den er selbst mit ihr geführt hat. — Hat die Diana niemals existirt, so hat die Komödie schon einen langen Prolog gehabt. Noch mehr. Auf S. 23 seiner Schrift citirt Margiotta ein Schreiben des Großmeisters Militello zu Palermo vom 12. September 1894 an ihn, worin sich der Absender bedankt für „verschiedene Summen“, welche „Diana Vaughan zur Unterstützung armer Brüder“ nach Palermo gesandt hat. Existirte die Miß nicht, so ist entweder der „Bruder“ von Palermo belogen worden oder er war bereits ins Ge-

heimniß zum Zwecke späterer, mit dem Namen der Miß vorzunehmender Intriguen gezogen.

2) Dr. Hacks, der einen Theil der unter dem Namen „Dr. Bataille“ circulirenden Schriften verfaßt hat, erklärt jetzt offen, daß er „der katholischen Religion die vollkommenste Verachtung bekunde.“ Da sowohl Margiotta wie Taxil (seit 1890) sich wiederholt auf ihre „Freundschaft“ mit diesem „Dr. Bataille“ berufen, so kann auch ihre „Bekehrung“ vom Freimaurerbunde nicht weither gewesen sein. Welchen Grad der Achtung der „Dr. Bataille“, der eingestandener Maßen seine Ueberzeugung (turpis lucri gratia) verleugnet, für sich beanspruchen darf, bemißt sich von selbst.

3) Hat die Miß Vaughan niemals existirt,[1]) so wird auch das hinfällig, was Leo Taxil in den letzten Jahren geschrieben hat. Wir sagen „in den letzten Jahren“, denn was er 1885 und 1886 publicirte: „Les frères troits points“ und „Les soeurs maçonnes“ hat die Kritik bestanden. Insbesondere gilt dies von seinem ersterwähnten Werke, das schon a priori Glaubwürdigkeit in Anspruch nehmen durfte, weil zehn Jahre vor ihm P. Pachtler in Deutschland, 25 Jahre vorher Dr. Lecanu in Frankreich (Histoire du Satan, Paris 1860) ähnliche Enthüllungen über die Freimaurerei gemacht hatten. Lecanu kannte u. A. das Ceremoniell bei der Aufnahme in den 30. Grad schottischen Ritus, der in Frankreich, England, Deutschland und Italien zumeist eingebürgert ist. Lecanu sagte aber noch nichts von dem charakteristischen „Nekam Adonai“, Pachtler gab die

1) Man würde in diesem Falle an den Freimaurer „Leon Vaughan“ (Leon Pelzer) denken, der mit seinem Bruder Armand in Brüssel ein eigenes Haus miethete, um daselbst den Advokaten Bernays aus Antwerpen zu ermorden. Die freimaurerischen Belgier, welche ihre „Brüder“ lange Zeit nicht der Gerechtigkeit überliefern wollten, freuten sich über ein so „meisterhaft ersonnenes“ Verbrechen. Gegebenen Falls könnten auch die französischen Maurer ihre Genugthuung über die Kühnheit des unter „Vaughan“ sich verbergenden Complottes äußern — freilich nur so lange, als der Henkel am Kruge bleibt.

Parolen zu allen 33 Graden („Der stille Krieg gegen Thron und Altar", Amberg 1876), aber er übersetzte das „heilige Wort" des 30. (Kadosch-) Grades, das „Nekam Adonai", mit „Rache des Herrn", während Taxil richtig übersetzte: „Rache Dir! Adonai!" Auch gab Taxil viele neue Details und vor Allem eine richtige, überzeugende Erläuterung und Symbolik dazu.

P. Pachtler glaubte, das „Positive" der Freimaurerei bestehe in der Vergötterung des Menschen („Der Götze der Humanität", Freiburg 1875). Nach dem aber, was Taxil 1885 und 1886 publicirte, erscheint es außer Zweifel, daß die Maurerei in den obersten Graden die Vergötterung des Teufels und die Verthierung des Menschen anstrebt. Darum auch der mit jedem Grade zunehmende Haß gegen geordnete gesellschaftliche Institutionen: Familie und Monarchie. Trotz aller Scurrilitäten, der unvermeidlichen Beigabe bei jedem gottesfeindlichen Akt, strebt die internationale Maurerei diesem ihrem Doppelziele schon beim ersten Grade zu, auch wenn die „Eingeweihten" noch nicht ahnen, in welche Grube man sie zuletzt senken will.

Die Welt- und Kirchengeschichte lehrt, daß es einen Teufelscult und zwar in den mannigfaltigsten Formen zu allen Zeiten gegeben hat; daß gerade unser Jahrhundert und zwar fin de siècle ausgenommen sein sollte, ist nicht abzusehen; daß andererseits keine zweite menschliche Vereinigung hierzu einen fruchtbareren Nährboden bietet, als die Freimaurerei, ist jedem ernsten und wirklich wissenschaftlichen Historiker, Psychologen und Mystiker eine ausgemachte Sache. Wir wiederholen daher: Alles, was auf diesem Gebiete der Nachtseite der menschlichen Gesellschaft gemeldet wird, bedarf gewiß der Untersuchung, ja bei der Natur der Sache, bei der fast immer Wahrheit mit Lüge vermischt ist, der allerstrengsten Untersuchung; aber es handelt sich stets nur um eine quaestio facti, niemals um eine quaestio principii.

Der Verf.

LX.

Brück's Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts.[1]

Den beiden ersten Bänden dieses verdienstvollen Werkes sind ausführliche Besprechungen in diesen Blättern gewidmet worden (Bd. 101. S. 54 und Bd. 105. S. 72). Nunmehr beschenkt der emsig schaffende Verfasser, welcher heute zu den ehrwürdigen Veteranen auf dem Gebiete der kirchlichen Historiographie gehört, uns mit dem dritten Bande seiner Arbeit, welcher uns eine Periode vorführt, von deren Ereignissen Viele aus uns Zeugen gewesen sind. Der Gang der Thatsachen hatte ihn im zweiten Bande bis zum sturmbewegten Jahre 1848 geleitet, welches sich für die Kirche in Deutschland gefahrdrohend anließ, in seinen Folgen aber unter der Leitung der göttlichen Vorsehung und durch das kluge Eingreifen umsichtiger Oberhirten für das Wohl derselben sich glücklich gestalten sollte. Fortgesetzt ist dann dieser Band bis zum Jahre 1870, in dem Brück den sogenannten Culturkampf schon beginnen läßt. Wir erlauben uns anderer Meinung zu sein. Ein stiller Culturkampf mag auch damals bestanden haben, aber offen und greifbar ist diese geistige Strömung doch erst 1872 in jenen Gesetzen zu Tage getreten, welche die Gesellschaft Jesu ohne Erweis auch nur der geringsten Anklage vom deutschen Reich ausschlossen und darauf der freien Verkündigung des göttlichen Wortes auf den Kanzeln der Kirchen hemmende Fesseln anlegten. Das Jahr 1870 ist mit goldenen Lettern in die Bücher der Kirchen- und Weltgeschichte eingezeichnet durch das hochwichtige

---

1) Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im neunzehnten Jahrhundert. Von Dr. Heinrich Brück, Domkapitular und Professor der Theologie am bischöflichen Seminar zu Mainz. Dritter Band. Von der Bischofsversammlung in Würzburg 1848 bis zum Anfang des sog. Culturkampfs 1870. Mainz, Kirchheim. 1896. 8° XII. 574 S.

Ereigniß des Vatikanischen Concils; und gerade diesen Namen hätten wir auf dem Titelblatt gerne gesehen.

Domkapitular Brück hat den überaus reichen Stoff unter einige sehr passende, weil aus den Thatsachen selbst geschöpfte Gesichtspunkte geordnet, welche uns geeignet erscheinen, die betreffenden Perioden und die darin auftretenden maßgebenden Personen in ihren letzten Ursachen und Zwecken deutlich zu beleuchten. Der „Bekämpfung des Staatskirchenthums" ist der erste Abschnitt gewidmet. Er behandelt in zehn Kapiteln die berühmte Bischofsversammlung in Würzburg 1848, die Verhandlungen zum Abschluß sowie zur Durchführung des österreichischen Concordats, die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Preußen unter der Herrschaft der neuen Verfassung, welche der Kirche größere Freiheiten gewährte, deren Anerkennung und Durchführung im Leben aber noch harte Kämpfe mit sich brachte. Daran reiht sich die Darlegung der Rechtsverhältnisse in der oberrheinischen Kirchenprovinz nebst einer Geschichte des Abschlusses, und der einseitigen Aufhebung der Conventionen Badens und Württembergs mit dem heiligen Stuhl. Den Schluß bildet das Kapitel über die Kirche in Hannover mit seinen Sprengeln von Hildesheim und Osnabrück. Mehrfach berühren sich diese Abschnitte mit der auf Grund umfassenden Aktenstudiums früher vom Verfasser veröffentlichten Schrift über die oberrheinische Kirchenprovinz. Damit hat Brück sich aber keineswegs begnügt. Die seit jener Zeit ans Licht getretene Literatur, aus welcher nur die Geschichte der katholischen Kirche in Baden vom verstorbenen Direktor der erzbischöflichen Kanzlei Dr. Maas, ferner Poschingers Werk über Preußen im Bundestag und die Memoiren des Herrn von Beust hervorheben, wurde fleißig benutzt und die Arbeit damit auf eine den Anforderungen der Wissenschaft vollkommen entsprechende Höhe emporgehoben. Dabei soll nicht verkannt werden, daß der gelehrte Verfasser den äußeren Schicksalen der Kirche, insbesondere den Verhandlungen der deutschen Staatsregierungen mit dem päpstlichen Stuhle und den an denselben sich anschließenden Conflikten einen vielleicht übermäßig breiten Raum gestattet. Was Schlachten in der Darstellung der Weltgeschichte, das bedeuten diese Begebnisse

in der Entwicklung der Kirche. Wie aber die neueste Forschung in der Geschichte der Staaten der Entwicklung der Cultur und des gesellschaftlichen Lebens sich mit Vorliebe zuwendet, so wünscht man in der Geschichte der Kirche eine möglichst erschöpfende Schilderung ihres innern Lebens in Wissenschaft und Askese, sowie in socialer Hinsicht. In dieser Beziehung, so will uns bedünken, hätte der gelehrte Verfasser sein treffliches Werk etwas vertiefen können. Doch auch so wie sie vorliegt, ist die in klarem und ansprechendem Stil verfaßte und auf den unverrückbaren Grundsätzen der Dogmatik und des Kirchenrechts ruhende Arbeit in hohem Maße geeignet, unser lebendiges Interesse zu erregen.

Für das erste Kapitel mit seiner eingehenden Darlegung der Verhandlungen der Bischofsconferenz in Würzburg sind die gedruckten Akten derselben nebst der Geissel-Biographie von P. Otto Pfülf gewissenhaft benützt. Im Lichte der seit jenen sturmbewegten Tagen eingetretenen Ereignisse betrachtet, muß die Berufung, Leitung und fruchtbringende Verwerthung dieser bischöflichen Tagung als eine Heldenthat ersten Ranges des Erzbischofs von Geissel erachtet werden. Bedingt war dieselbe nicht etwa bloß von der genauen Würdigung der ganzen Weltlage und der Stellung der Kirche zum Staate, es kam in dem nämlichen Maße dabei in Betracht ein tief katholisches Gefühl, ein inniges Empfinden mit dem Oberhaupt der Kirche, ein brennender Seeleneifer und feiner Takt. All diese Erfordernisse waren im Erzbischof von Köln vereinigt. Wirft man einen Blick auf all die höheren Persönlichkeiten, welche, mochten es Träger der Kirchengewalt, mochten es Vertreter der katholischen Wissenschaft sein, hier in der fränkischen Bischofsstadt zu gemeinsamer Berathung tagten, dann kann man sich eines elegischen Gefühles nur schwer erwehren. Nur wenige Jahre sollten vergehen und eine tiefe Kluft öffnete sich. Keine geringe Zahl derjenigen, die ehedem das Recht der Kirche vertheidigt, trat in die Reihen ihrer Gegner über und verblieb in diesem Lager.

Für uns an der Westgrenze des deutschen Reiches, die ehedem Jahrhunderte lang bis zum französischen Concordat von 1801 in kirchlicher Beziehung zu Lüttich gehörten und mit so

vielfachen Beziehungen zu den österreichischen Niederlanden standen, besitzen das zweite und dritte Kapitel über das österreichische Concordat ein besonderes Interesse. Aus Brück's Darstellung geht hervor, daß der jugendliche Kaiser Franz Joseph von den edelsten Gesinnungen gegen die Kirche beseelt war, daß es aber anderseits einer langwierigen Arbeit bedurfte, um in das josephinische System Bresche zu legen. Und selbst nach dem Abschluß des Concordats hat sowohl die weltliche Beamtenschaft, wie auch manche von der josephinischen Geistesrichtung erfüllte Geistliche für den Sinn und die Tragweite dieses feierlichen völkerrechtlichen Vertrages nicht das nothwendige Verständniß besessen. Aus den Verhandlungen über das Concordat in Rom zwischen Erzbischof Rauscher und dem Cardinal Santucci ersehen wir, daß die Oesterreicher an dem bekannten römischen Cunctari sich stießen und daß die Ungarn aus Furcht, ihre Privilegien möchten angetastet werden, Verwahrung einlegten. Und heute — Gott gebe, daß nicht eines frühen Morgens unter der Herrschaft der ungarischen Chauvinisten und Juden die Kirche alle Vorrechte einbüße und die Bischöfe, wie ihre französischen Amtsbrüder in der Revolution, im Handumdrehen den Verlust ihrer irdischen Güter erleiden und unter das Gesetz der Armuth gebeugt werden. Solchen Aussichten gegenüber würde Jedermann die süße Herrschaft des ehedem beanstandeten österreichischen Concordats mit Freude herbeisehnen. Mit allem Recht wird auch die Thatsache durch Brück betont, daß das Concordat keine Neuerung war, sondern lediglich die Wiedereinführung der Kirche in solche Rechte, welche eine von falschen Grundsätzen beherrschte Gesetzgebung ihr schon allzulange entzogen hatte.

In Bayern sehen wir die Bischöfe ein größeres Maß von Freiheit für die Kirche anstreben. An der Spitze des Episkopats stand der Erzbischof Karl August Graf von Reisach und hinter ihm der Domkapitular Windischmann, der als Orientalist, Bibelkenner und Canonist bei allen tiefer angelegten Naturen sich Achtung erzwang. Beide Männer drangen nicht durch. Wenn man den zweiten Band von Pfülf's Geissel-Biographie liest und hier, wie auch bei Brück, auf die Thatsache stößt, daß die bayerische Regierung sich in Köln bei v. Geissel

bemühte, er möchte mit Reisach einen Tausch eingehen,[1]) dann traut man seinen Augen kaum über die Kurzsichtigkeit des Herrn von Zwehl. Die unerbittliche Festigkeit Geissels in der Vertheidigung der kirchlichen Rechte würde die von der Regierung gehegten Wünsche nie verwirklicht haben.

Infandum, regina, iubes renovare dolorem — diese Worte Virgils könnte man füglich über die der oberrheinischen Kirchenprovinz gewidmeten Kapitel schreiben. Der Leser sei auf die betreffenden Kapitel verwiesen mit all den Blättern, die angefüllt sind mit so vielen Kränkungen und Rechtsverletzungen gegen die katholische Kirche und ihre Diener. Neue Momente zur Beleuchtung der Conflikte der Regierungen mit den Landesbischöfen und dem päpstlichen Stuhl bot dem Verfasser das Werk Poschingers: Preußen am Bundestag, welches das für die Rechte der katholischen Kirche so verhängnißvolle Eingreifen des Bundestagsgesandten v. Bismarck in Karlsruhe, Wiesbaden und Frankfurt in die diplomatischen Verhandlungen für alle Zeiten in sehr trauriger Weise klarstellt. Auch Mecklenburg hat er damals seine kirchenpolitische Thätigkeit zugewendet, indem er die Ablehnung der Beschwerde des Freiherrn von der Kettenburg wegen Verletzung seiner Gewissens- und Religionsfreiheit im Bundestag durchsetzte.

„Der Kampf des falschen Liberalismus gegen die Kirche“, so lautet die Ueberschrift des zweiten Abschnittes, welcher sachgemäß in erster Linie den nach einem umfassenden Plane angelegten Sturm wider das österreichische Concordat in sehr dankenswerther Ausführlichkeit darlegt. Dabei wird auch der Sendung des Generalvikars und Weihbischofs von Vorarlberg Dr. Feßler im Jahre 1863 nach Rom gedacht, wo er für gewisse Punkte eine Abänderung des Concordates erreichen sollte. Eines Sonntags Morgens gegen 11 Uhr im Monat Mai jenes Jahres stand ich am Thore S. Maria dell' Anima in Rom, um einen Ausgang zu machen, als mir die hohe Gestalt des Bischofs entgegentrat, der mich mit den Worten anredete: „Eben komme ich von Civitavecchia, bin aber noch

1) Der aktenmäßige Briefwechsel hierüber wurde zuerst in den Histor.-polit. Blättern mitgetheilt Bd. 89. S. 169 ff. Anm. d. Red.

nüchtern und wünsche die hl. Messe zu lesen." Von da an war Bischof Feßler länger als ein Jahr unser Haus- und Tischgenosse in der genannten Anstalt, wo er die Verhandlungen mit dem Titular-Erzbischof Msgr. Franchi, dem nachmaligen Cardinalstaatssekretär, leitete. Während der Sommermonate nahm er seine Villeggiatur in dem lieblichen Rocca di Papa, wo auch der berühmte Maler Flatz, sein Tiroler Landsmann, zu wohnen pflegte. Dem Bischof muß bezeugt werden, daß er ungeachtet der Heiterkeit seines Gemüthes und der Lebhaftigkeit seiner Unterredung nie mit einer Silbe des Fortgangs der Unterhandlungen gedachte. Aus Brück's Darstellung entnehmen wir, daß diese in dem Hauptpunkte, welcher die Frage nach der Gültigkeit der vor dem protestantischen Prediger abgeschlossenen Mischehen und die staatliche Gültigkeit der über die katholische Kindererziehung ausgestellten Cautionen betraf, gescheitert sind. Die ihm neben der Erledigung seiner Mission verbleibende freie Zeit benützte Bischof Feßler vornehmlich zu canonistischen Studien. Die römischen Bücherauktionen machte er förmlich unsicher. Wenige Prälaten dürften so viele Kisten und Kasten, angefüllt mit canonischrechtlicher Literatur mit in die Heimath genommen haben als der nachmalige einflußreiche Sekretär des allgemeinen Vatikanischen Concils.

Einen höchst betrübenden Eindruck auf den Leser machen die Depeschen des Reichskanzlers von Beust an den Botschafter Crivelli in Rom wegen der Abänderung oder vielmehr Aufhebung des Concordats. Ein Freiherr von Hübner mit seiner hohen staatsmännischen Begabung, mit seiner umfassenden Kenntniß der Kirchen- und Weltgeschichte, mit seiner echt katholischen Gesinnung würde sich als Botschafter zu den vom leitenden Staatsmanne Oesterreichs beliebten Verhandlungen unter keinen Umständen hergegeben haben. Der berühmte Biograph Papst Sixtus' V. mußte den Botschafterposten in Rom an Crivelli abtreten, welcher Beusts zweideutige Vorschläge bei Antonelli zu befürworten hatte. Der Leser sei eingeladen, sich die Auszüge aus Beusts Depeschen etwas näher anzusehen, er wird alsbald erkennen, daß die sog. politische Heuchelei hier wahre Orgien feiert.

Ein weit ansprechenderes Bild als all diese aufregenden

Kämpfe der Diplomaten und der parlamentarischen Körperschaften mit dem römischen Stuhl gewährt die Abtheilung: „Die katholische Wissenschaft". Hier werden uns Männer vorgeführt, zu deren Füßen das jetzt lebende Geschlecht noch gesessen. An einigen Stellen hätte man sich eine eingehendere Darstellung gewünscht, wofür beispielsweise die unsterbliche Apologie des Christenthums von Hettinger angeführt sein mag. Das Nämliche gilt von Kleutgen. Plaßmann war nie Rektor der Anima, sondern Vorsteher des Campo Santo beim Vatikan. Bei Dieringer, dem jeder Schüler wegen seiner hervorragenden Lehrgabe, eminenten Beredsamkeit und seines kirchlichen Sinnes ein treues und dankbares Andenken bewahren wird, ist sein letztes Werk, die dreibändige Erklärung des kirchlichen Epistelbuches (Mainz, Kirchheim 1863) übergangen. Während seine Dogmatik längst mit Staub bedeckt, der Vergessenheit anheimgefallen, hat sich neben dem Laienkatechismus das Epistelbuch ruhmvoll erhalten. Dem Kanzelredner bietet es eine geradezu erstaunliche Fülle der tiefsinnigsten Gedanken und muß bei diesem Anlaß nochmals empfohlen werden.

Im Streit zwischen dem Bischof von Speyer und der bayerischen Regierung bezüglich der Frage, ob jener zur Errichtung einer theologischen Lehranstalt kraft eigener kirchlicher Autorität befugt sei, ist auffallenderweise der Thätigkeit des Stiftspropstes von Döllinger nicht gedacht. Und doch ist gerade hier sein Eingreifen in die Frage entscheidend gewesen und durch die von Professor Reusch herausgegebenen „Kleineren Schriften" authentisch bezeugt (E. Michael, Ignaz v. Döllinger. 3. Aufl. S. 33). Die ebenso eingehende wie gerechte Darlegung der Geschichte der Münchener Versammlung der katholischen Gelehrten vom 28. September 1863 ruft eine Erinnerung an meinen Aufenthalt in Rom wach. Während Döllinger in München die deutschen Gelehrten um sich schaarte, war sein College Karl Joseph von Hefele aus Tübingen mit einer sogenannten Karawane in Rom angekommen. Den verehrten Lehrer auf seinen Wanderungen in der ewigen Stadt als Führer zu begleiten, bildete für mich eine wahre Herzensangelegenheit. Vielfach kam auch die Rede auf die Münchener Versammlung und ihren Präsidenten, wobei der scharfe Gegen-

nüchtern und wünsche die hl. Messe zu lesen." Von da an war Bischof Feßler länger als ein Jahr unser Haus- und Tischgenosse in der genannten Anstalt, wo er die Verhandlungen mit dem Titular-Erzbischof Mſgr. Franchi, dem nachmaligen Cardinalstaatssekretär, leitete. Während der Sommermonate nahm er seine Villeggiatur in dem lieblichen Rocca di Papa, wo auch der berühmte Maler Flatz, sein Tiroler Landsmann, zu wohnen pflegte. Dem Bischof muß bezeugt werden, daß er ungeachtet der Heiterkeit seines Gemüthes und der Lebhaftigkeit seiner Unterredung nie mit einer Silbe des Fortgangs der Unterhandlungen gedachte. Aus Brück's Darstellung entnehmen wir, daß diese in dem Hauptpunkte, welcher die Frage nach der Gültigkeit der vor dem protestantischen Prediger abgeschlossenen Mischehen und die staatliche Gültigkeit der über die katholische Kindererziehung ausgestellten Cautionen betraf, gescheitert sind. Die ihm neben der Erledigung seiner Mission verbleibende freie Zeit benützte Bischof Feßler vornehmlich zu canonistischen Studien. Die römischen Bücherauktionen machte er förmlich unsicher. Wenige Prälaten dürften so viele Kisten und Kasten, angefüllt mit canonischrechtlicher Literatur mit in die Heimath genommen haben als der nachmalige einflußreiche Sekretär des allgemeinen Vatikanischen Concils.

Einen höchst betrübenden Eindruck auf den Leser machen die Depeschen des Reichskanzlers von Beust an den Botschafter Crivelli in Rom wegen der Abänderung oder vielmehr Aufhebung des Concordats. Ein Freiherr von Hübner mit seiner hohen staatsmännischen Begabung, mit seiner umfassenden Kenntniß der Kirchen- und Weltgeschichte, mit seiner echt katholischen Gesinnung würde sich als Botschafter zu den vom leitenden Staatsmanne Oesterreichs beliebten Verhandlungen unter keinen Umständen hergegeben haben. Der berühmte Biograph Papst Sixtus' V. mußte den Botschafterposten in Rom an Crivelli abtreten, welcher Beusts zweideutige Vorschläge bei Antonelli zu befürworten hatte. Der Leser sei eingeladen, sich die Auszüge aus Beusts Depeschen etwas näher anzusehen, er wird alsbald erkennen, daß die sog. politische Heuchelei hier wahre Orgien feiert.

Ein weit ansprechenderes Bild als all diese aufregenden

Kämpfe der Diplomaten und der parlamentarischen Körperschaften mit dem römischen Stuhl gewährt die Abtheilung: „Die katholische Wissenschaft". Hier werden uns Männer vorgeführt, zu deren Füßen das jetzt lebende Geschlecht noch gesessen. An einigen Stellen hätte man sich eine eingehendere Darstellung gewünscht, wofür beispielsweise die unsterbliche Apologie des Christenthums von Hettinger angeführt sein mag. Das Nämliche gilt von Kleutgen. Plaßmann war nie Rektor der Anima, sondern Vorsteher des Campo Santo beim Vatikan. Bei Dieringer, dem jeder Schüler wegen seiner hervorragenden Lehrgabe, eminenten Beredsamkeit und seines kirchlichen Sinnes ein treues und dankbares Andenken bewahren wird, ist sein letztes Werk, die dreibändige Erklärung des kirchlichen Epistelbuches (Mainz, Kirchheim 1863) übergangen. Während seine Dogmatik längst mit Staub bedeckt, der Vergessenheit anheimgefallen, hat sich neben dem Laienkatechismus das Epistelbuch ruhmvoll erhalten. Dem Kanzelredner bietet es eine geradezu erstaunliche Fülle der tiefsinnigsten Gedanken und muß bei diesem Anlaß nochmals empfohlen werden.

Im Streit zwischen dem Bischof von Speyer und der bayerischen Regierung bezüglich der Frage, ob jener zur Errichtung einer theologischen Lehranstalt kraft eigener kirchlicher Autorität befugt sei, ist auffallenderweise der Thätigkeit des Stiftspropstes von Döllinger nicht gedacht. Und doch ist gerade hier sein Eingreifen in die Frage entscheidend gewesen und durch die von Professor Reusch herausgegebenen „Kleineren Schriften" authentisch bezeugt (E. Michael, Ignaz v. Döllinger, 3. Aufl. S. 33). Die ebenso eingehende wie gerechte Darlegung der Geschichte der Münchener Versammlung der katholischen Gelehrten vom 28. September 1863 ruft eine Erinnerung an meinen Aufenthalt in Rom wach. Während Döllinger in München die deutschen Gelehrten um sich schaarte, war sein College Karl Joseph von Hefele aus Tübingen mit einer sogenannten Karawane in Rom angekommen. Den verehrten Lehrer auf seinen Wanderungen in der ewigen Stadt als Führer zu begleiten, bildete für mich eine wahre Herzensangelegenheit. Vielfach kam auch die Rede auf die Münchener Versammlung und ihren Präsidenten, wobei der scharfe Gegen-

satz, der Hefele von Döllinger trennte, klar zu Tage trat. Nachdem er der Reisen Döllingers nach Tübingen und seiner weitreichenden Vorschläge gedacht, bemerkte er einmal in erregtem Tone: „Döllinger weiß unendlich mehr als ich, aber er ist ein Projektenmacher."

Die beiden letzten Abschnitte sind dem „Kampf um die Schule" und dem „religiösen Aufschwung" gewidmet. Der letztere gewährt ein farbenreiches Bild von dem allerorten sich kundgebenden neuen Frühling, dessen Blüthen zuerst vom Ansturm des Liberalismus unsanft berührt, dann im Culturkampf unterzugehen bestimmt waren.

Ein Literaturverzeichniß sammt Register bilden den Schluß des vornehm ausgestatteten Werkes. A. Bellesheim.

LXI.
Erinnerungsblätter von E. Ringseis.[1]

Ein hinterlassenes Werk von Emilie Ringseis — mit lebhaftem Willkomm werden die Freunde ihrer Muse die „Erinnerungsblätter" begrüßen, an deren Aufzeichnung die verewigte Dichterin in den letzten Jahren ihres Lebens gearbeitet hat, und in denen sie über ihre geistige Entwicklung und ihre Kunstübung Aufschlüsse zu geben wünschte. Es ist allzeit lehrreich, wenn ein Künstler über sein eigenes Schaffen Rechenschaft ablegt, zumal aber interessant, wenn ein Geist von so hervorragender Eigenart und schöpferischer Kraft, wie es E. Ringseis war, über sich und sein innerstes Leben berichtet. Es sind, wie sie selber bemerkt, keine sogenannten Bekenntnisse, die sie schreiben will, sondern es kam ihr vornehmlich darauf an, über den Zusammenhang ihrer Kunstbestrebungen sich aus-

1) Erinnerungsblätter von Emilie Ringseis. Mit Ergänzungen von Bettina Ringseis. Freiburg, Herder 1896. 196 S.

zusprechen und dabei Bemerkungen, die das Leben und die Kunstübung ihr aufgedrängt, an den Mann zu bringen. Wer die Biographie des Vaters Ringseis kennt, der weiß auch, was er in ihrer Selbstbiographie — die im Vergleich zu jener großen und mühsamen Aufgabe für die Schreiberin eine erheiternde Beschäftigung gewesen — zu erwarten hat: ungeschminkte Wahrhaftigkeit der Erzählung und kernhafte Frische und Natürlichkeit der Sprache, belebt durch sinnvolle Betrachtungen und einen am rechten Ort schalkhaft anklingenden Humor.

Kindheit und Jugend, die mitwirkenden Einflüsse der Zeit und Umgebung auf die Entfaltung ihres poetischen und künstlerischen Talents, die schauspielerischen Bestrebungen und Versuche werden geschildert. In chronologischer Folge führt die Erzählerin uns dann die verschiedenen poetischen Werke in ihrem Werden und Wachsen vor; und hat es seinen Reiz, bei so mancher ihrer lyrischen Dichtungen den Anlaß und die persönlichen Bezüge zu erfahren, so wird man mit gesteigertem Interesse den Auseinandersetzungen der Verfasserin folgen, wo sie über ihre bedeutenden dramatischen Schöpfungen, über Entstehung und Absicht, Idee und Ausführung derselben sich ausläßt und gegen die Urtheilssprüche gewichtiger Kritiker, mitunter nicht ohne Lebhaftigkeit, aber ehrlich Licht und Schatten vertheilend, ihre Selbstvertheidigung führt. Jeder Unbefangene, auch derjenige, der mit ihren Gründen nicht in allem einverstanden ist, wird den Eindruck mitnehmen, daß er einer geistig hochstehenden Dichterin gegenübersteht, einer Dichterin, die eine Denkerin ist

Als der Tod der geistvollen Erzählerin so unerwartet die Feder aus der Hand nahm, war es ihr gelungen, wenigstens die wichtigsten Phasen ihres Entwicklungsgangs zur Darstellung zu bringen und zu beleuchten, wenn gleich es ihr versagt war, das Vorhaben g a n z zu Ende zu führen. Ein guter Stern wollte, daß die Arbeit kein Torso blieb. Was zum Ganzen noch fehlte, wurde nach dem Heimgang Emiliens von Bettina Ringseis ergänzt und mit eigenen Erinnerungen zu einem Gesammtbild gestaltet. Und wer war zu diesem Liebesdienst berufener und befähigter, als die congeniale Schwester, die in das intimste Wollen und Streben der Dichterin eingeweiht

war, die durchs ganze Leben ihre Vertraute und bei allen literarischen Hervorbringungen mit der andern Schwester ihr erstes Publikum gewesen? Von dem innigen Verhältniß Emiliens zu den beiden Schwestern legen zwei auf S. 80—83 mitgetheilte Gedichte redendes Zeugniß ab.

Die „Ergänzungen" bringen (in sechs Abschnitten) zunächst vielerlei anziehende Einzelheiten über die Studien und Beschäftigungen der Schwester, über Charakter und äußere Erscheinung, über die geselligen Talente, womit die Verewigte als Poetin wie als Schauspielerin und Vorleserin Freundeskreise erfreute und größere Feste so oft und immer willig verschönte.

Vom vierten Abschnitte an wird sodann der abgebrochene chronologische Faden der Erzählung aufgenommen und der Lebensgang Emiliens vollends zu Ende geführt. Es handelt sich hiebei noch um die beiden Hauptleistungen der letzten zwei Jahrzehnte: die Biographie des Vaters Ringseis und ihren Schwanengesang „der Königin Lied". Bei letzterem erfährt der Leser aus ausgehobenen Proben namentlich auch, mit welchem Ernst die Dichterin in das Wesen der Metrik und des Rhythmus sich vertiefte und wie unermüdet sie beflissen war, die Ergebnisse dieser Studien in der großen epischen Dichtung zur Anwendung zu bringen, indem sie selbst in der Wahl und Aufeinanderfolge der Versmaße darauf Bedacht nahm, daß Klang und Farbe zusammenpaßte.

In einem Schlußkapitel, das die letzten Jahre und das innere Leben der Dichterin, die Zeit des Ausreifens und stillen Loslösens aus dem Irdischen und ihr friedliches Ende beleuchtet, wird das Charakterbild der Verewigten in einem kurzen Ueberblick zusammengefaßt — eine kleine Porträtskizze, von der schwesterlichen Feder gezeichnet mit der Sicherheit lebenslanger Beobachtung und verständnißinniger Seelenverwandtschaft.

Das Büchlein erscheint zur guten Stunde — eine geist- und gemüthansprechende Weihnachtsgabe, die überall Genuß und Freude bereiten wird.

LXII.

Döllinger redivivus.

III.

Die kirchliche Kunst und Wissenschaft ist im Verfall, die Frömmigkeit ist politisch vergiftet und die Religion der Politik dienstbar gemacht: das ist das vernichtende Urtheil des „Spektators" und auf Grund dieses Urtheils stellt er die katholische Kirche der protestantischen Sektenkirche gleich und kommt zu dem verhängnißvollen Schlusse, daß alle kirchlichen Organismen erkrankt sind. Gewiß hat er Recht, soweit sich diese Behauptung auf nichtkatholische Kirchen bezieht, aber wie Unrecht er in Bezug auf die katholische Kirche hat, dafür sind seine kirchen-politischen Briefe selbst der beste Beweis. Solche Briefe schreibt man nicht über einen kranken Organismus, der keine Lebenskraft mehr hat, oder einen dem Tode nahen Körper, wie ihn der Protestantismus darstellt. Kirchenpolitische Briefe über Schäden innerhalb des Protestantismus gibt es in dieser Form nicht oder sie erregen wenigstens keine Aufmerksamkeit und kein Interesse. Hier interessiren nur die Todeszuckungen des Glaubens, die Auflehnungen der Prediger gegen jeden Rest des Dogmas. Wenigstens hat die „Allgemeine Zeitung" in ihrer Beilage sonst über keine anderen Erscheinungen berichtet, als über den Kampf um das Apostolikum und den Kampf gegen die Consistorien. Außerdem kommt nur noch die Frage in Betracht, wie weit sich bei den christlich-socialen

Pastoren der Socialismus entwickelt und wie weit die christlichen Gedanken zurückgedrängt und verflüchtigt werden. Das Christenthum ist hier unter allen Formen ebenso zu schwach, um eine kräftige Grundlage für politische und sociale wie für künstlerische Bestrebungen abzugeben, und man kann daher über das Verhältniß der Religion zur Politik und Kunst bei weitem keine so interessanten Ausführungen bieten, wie hinsichtlich der katholischen Kirche. Wenn der Spektator überhaupt hierauf zu sprechen gekommen wäre, dann hätte er, soviel vertrauen wir auf seine Ehrlichkeit, gewiß den christlich-socialen Pastoren den Vorwurf nicht erspart, oder ersparen können, den er den katholischen Volksparteien macht, sie stellen die Religion in den Dienst der Politik, in den Dienst des vierten Standes. Gerade bei der christlich-socialen Bewegung innerhalb des Protestantismus zeigt es sich, wie der religiöse Gedanke sich vollends auflöst, wenn er in die Klassenkämpfe hineingezogen wird. Die sociale Frage ist eine Probe der Geister, hier scheiden sie sich und die Gegensätze werden noch unversöhnlicher. In seiner Scheidung in eine Religion der Armen und in eine Religion der Reichen muß der Protestantismus vollends zerfallen. Es zeigt sich, daß er nur noch einen Halt hat, wenn er sich auf materielle Interessen stützt und resolut entweder die Partei der Reichen oder die der Armen ergreift, sich zum dritten oder vierten Stande schlägt und entweder Bürger- oder Bauern- oder Arbeiterpolitik treibt. Die Pastoren müssen sich vollständig den betreffenden Standesinteressen verschreiben, sie sind nicht im Stande, den Interessenegoismus einzudämmen und zur Harmonie der Interessen zu vermitteln. Ich weiß von hervorragenden Protestanten, die das beklagen und die Ursache davon mit Recht im Mangel einer Autorität sehen, welche die Pastoren an die Weisungen der Consistorien und das Volk an die Lehre der Pastoren knüpft. Da diese Autorität fehlt, thut jeder was er will, die Pastoren mißachten das Consistorium, welches gerne

vermitteln und den Zerfall in Interessengruppen aufhalten wollte, und das Volk hört nicht auf die Pastoren, wenn sie gegen seine Meinung sprechen.

Daraus erklärt sich auch die Feindschaft, ja der Haß, den der protestantische Adel, die reichen Kapitalisten und Fabrikanten den christlich-socialen Pastoren entgegenbringen. In einer Schrift gegen den gut evangelischen Freiherrn von Stumm fragt Pastor Naumann den erbitterten Gegner socialer Bestrebungen erstaunt, warum er nur die protestantische, nicht auch die katholische Geistlichkeit so glühend verfolge, wenn sie sich in sociale Verhältnisse einmische. Gegen katholische Arbeitervereine habe er noch nie etwas gethan oder zu thun gewagt. Die Ursache dieses verschiedenen Verhaltens sucht man natürlich in äußern Umständen, nicht in innern Gründen, man spricht von der Macht des Centrums, auf das auch die Liberalen Rücksicht nehmen müssen, man sei die Umtriebe des katholischen Klerus gewöhnt, während die volksthümliche Agitation innerhalb der protestantischen Kirche etwas Neues sei u. s. f. Allein der Grund ist ein tieferer. Der Protestantismus ist seiner Natur nach eine Staatskirche und sein Träger war von jeher das gebildete Bürgerthum. Er wird daher als die natürliche Religion der Leute von Besitz und Bildung angesehen und es gibt in der That eine gewisse Wahlverwandtschaft, die sich namentlich in gemischten Ehen ausdrückt. Der bäuerliche Protestantismus hat fast überall etwas Katholisches[1]) und der Arbeiterprotestantismus etwas Nihilistisches. So ist es natürlich, daß die sociale Strömung unter den protestantischen

1) Ich kann mich darüber nicht weiter auslassen, verweise aber auf das interessante Buch: „Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre" von H. Gebhardt (Gotha 1885). Bekannt ist, wie man zur Reformationszeit die Bauern mit katholischen Aeußerlichkeiten täuschte. In vielen Gegenden, sogar bei Wittenberg gibt es noch Wallfahrten, Marien- und Heiligenkulte, überall aber hat der Bauer noch tiefen Respekt vor Weihen und geweihten Personen.

Pastoren, die ganz offenbar auf katholische Anregung zurückgeht, als etwas ganz Fremdes, Unprotestantisches betrachtet und verfolgt wird.

Dem Protestantismus fehlt der sociale, organische Trieb, das Formprincip; die Ursache davon hat schon Albertus in seiner „Socialpolitik der Kirche" ganz richtig entdeckt. Dem Protestantismus sei das Princip der Liebe, der Charitas, des Opfergeistes und Opfersinnes fremd, wie er nur auf der Grundlage der evangelischen Räthe gedeihen kann. Der Geist der Kritik, der freien Forschung, der ihm in der Wiege lag, sei ein Princip der Auflösung.

Formend, bildend und schöpferisch ist nur die Liebe und die Begeisterung, ist der unbefangene Glaube und ungetrübte Hoffnung, das alles ist aber dem Protestantismus gar nicht oder erst kümmerlich zu Theil geworden. Er war wohl der Wissenschaft förderlich, nicht aber der Kunst, er hat die Phantasie nicht angeregt, er hat keine Ideale geschaffen, künstlerische sowenig wie sociale.

Charakteristisch ist schon die Oede der Gotteshäuser. Gewiß hätte der Spektator, wenn er auf die protestantische Kunst zu sprechen gekommen wäre, diese Kahlheit und Bildlosigkeit gebührend hervorgehoben. Man könnte ja wohl auf Uhde und Gebhardt hinweisen als Künstler, die auf protestantischer Grundlage stehen, aber der Spektator hätte wenigstens in Uhde einer Andeutung zufolge keine besonders erfreulichen Früchte des Protestantismus gefunden. Bedeutende Anregungen hat die protestantische Kirche weder der Baukunst noch der Bildnerei und Malerei geboten. Wenn aber je eine Spur schöpferischer und anregender Kraft in ihr war, so wurde sie zertreten in dem tausendfachen Zwiespalt der Lehre und erstickt in der unsichern Stimmung, die keine Freudigkeit, Unbefangenheit und Unmittelbarkeit des Handelns gedeihen ließ.

Der Protestantismus droht sich immer mehr aufzulösen, in demselben Grade wie er sein Amt als „Todten-

gräber des Christenthums" erfüllt. Die Auflösung des Protestantismus ist die nothwendige Folge seiner individualistischen und centrifugalen Principien, der freien Forschung und des Staats- und Nationalkirchenthums. Die Befreiung des Individuums gilt immer noch als die große That des Protestantismus, darin wird seine weltgeschichtliche Mission, so neuestens von Lamprecht, erblickt. Er habe, sagt man, den inhaltslosen und willkürlichen Subjektivismus, den die Renaissance in die Welt einführte, mit einem Inhalt erfüllt und religiös geweiht. Ebenso habe er dem Volksthum die rechte Begründung gebracht und den Staat geheiligt, überhaupt die Religion aus der Transscendenz des Mittelalters zur Immanenz der Neuzeit übergeleitet. Aber eben dadurch hat er die Religion verweltlicht, ihres festen Inhalts beraubt und geschwächt. Man hat verschiedene Male versucht, den Subjektivismus und Nationalismus auch in die katholische Kirche einzuführen, aber diese Versuche enthalten mehr oder weniger die protestantische Gefahr und es ist nicht zu verwundern, daß alle diese Versuche, mögen sie noch so bescheiden sein und unverfänglich scheinen, starkem Mißtrauen begegneten. Wenn daher der Spektator das Recht der eigenen Ueberzeugung und der Gewissensfreiheit der Autorität gegenüberstellt und den päpstlichen Centralismus verwirft, wird man darin nie eine Wiederholung theologischer Tendenzen sehen, die vor das Jahr des Syllabus und des Vatikanums zurückreichen und als überwunden gelten können. Man wird auf die Geschichte der Mysticismus, Quietisums und Jansenismus, auf die Geschichte der Constanzer und Basler Concilsideen und auf den Gallikanismus hinweisen. Gewiß waren das lauter edle Bestrebungen, aber sie sind abgethan und überwunden und der ihnen zu Grunde liegende Wunsch, die Religion zu verinnerlichen und zu vertiefen, sie volksthümlich, richtiger gesagt, national-bürgerlich zu machen, muß eben andere Wege suchen. Solche Wege gibt es aber, Gott sei Dank, immer noch und

die Gefahr der **Veräußerlichung** und **Centralisirung** kann durch verschiedene Mittel hintangehalten werden. Diese Gefahr ist lange nicht so groß, wie man sie gewöhnlich macht. Die Lebens- und Zeitströmungen sind mächtig genug, Gegengewichte gegen jene Tendenzen zu bilden. Man kann ja wohl wünschen, daß der Formalismus nicht einseitig gepflegt wird, daß echte Kunst und Wissenschaft noch mehr zur Geltung komme, daß man auf die Gebildeten, ihre Anschauungen und Bedürfnisse noch mehr Rücksicht nehme. Dieser Wunsch hat sicherlich nichts Unkirchliches, aber er muß an jenen Grenzen Halt machen, die im Interesse der Einheit und Autorität gezogen sind. Die kirchliche **Einheit** und **Autorität** sind Güter und Werthe, hinter die alle anderen Wünsche zurücktreten müssen. Um diese Einheit beneiden uns einsichtige Protestanten, sie erblicken in der zeitlichen und räumlichen Einheit, der Continuität und Solidarität mit Recht eine wesentliche Quelle der Macht und des Einflusses der katholischen Kirche, wiewohl sie sich täuschen, wenn sie darin die einzige Quelle dieser Macht sehen und die kirchlichen Gnadenmittel **übersehen**.[1])

Wenn daher in jüngster Zeit die centralistische Tendenz über die nationalen Bestrebungen siegte und alle liberalisirenden und subjektivistischen Velleitäten zurückgedrängt wurden, so ist darin das Walten der Vorsehung und des hl. Geistes deutlich zu spüren. Jener Vorgang hatte seinen tiefen Grund, sonst müßte man an der göttlichen Leitung der Kirche verzweifeln!

Der **Spektator** hat einen eigenthümlichen Grund des

---

1) Vgl. den interessanten Briefwechsel zwischen Gollwitz und einem Seminarregens (vermuthlich S. in R.) in den preuß. Jahrbüchern 1896 (B. 84 S. 145), der sich an den Aufsatz des ersteren „Ueber die religiösen Lebenskräfte des Katholicismus" anknüpfte.

Mißfallens an der kirchlichen Centralisirung, er meint, sie mache jene kostspieligen römischen Inskitute nothwendig, die den hl. Stuhl in stündige Geldnoth bringen. Diese Geldnoth sei einerseits die Ursache der Abhängigkeit der Curie von den Jesuiten, die über große Geldmittel verfügen, andererseits die Ursache der fortgesetzten Agitation für Wiedererlangung eines territorialen Besitzes. Beide Uebelstände, die Herrschaft der Jesuiten in der Kirche und der vergiftenden politischen Agitation, würden zum großen Theil wegfallen, wenn die Kirche mehr decentralisirt würde. Aber freilich die Bischöfe wünschen das selbst nicht, sie wollen nichts von ihren verlorenen Rechten wieder erlangen und da gelte dann der Grundsatz: volenti non fit injuria. Es fehlt nur noch, daß beigefügt wird: tu l'as voulu, George Dandin.

Das Mitleid und die Fürsorge für die Bischöfe ist ja sehr rührend und es ist anzuerkennen, daß der Spektator die größte Ehrfurcht vor den Bischöfen als Nachfolgern der Apostel wenigstens zu haben beabsichtigt, wenn er dieser Absicht auch öfters ungetreu wird. Der Episkopalismus hat biblisch und geschichtlich viel für sich; aber hat nicht auch der Papalismus seine biblische und geschichtliche Grundlage und ist die Centralisirung und Einheit nicht gerade heute, im Zeitalter der Eisenbahnen und Telegraphen, sehr zeitgemäß, sehr opportun?

Die Staaten centralisiren fort und fort trotz aller Mahnungen und Rufe, inne zu halten auf dieser Bahn. Eine gewisse Nothwendigkeit, die Logik der Thatsachen treibt sie dazu an. Nun hat man aber schon längst den Grundsatz aufgestellt, daß auf geistigem, nicht aber auf weltlichem Gebiete die Centralisirung nothwendig und heilsam sei. Kunst und Wissenschaft ist international, warum soll es nicht auch die Religion sein? Von Jahr zu Jahr mehren sich die internationalen Gelehrtencongresse, es versammeln sich die Anthropologen und Psychologen, die Archäologen und Kunst-

historiker aus allen Ländern, und diese Bewegung wird immer weitere Fortschritte machen. Warum sollte gerade die Theologie von dieser Internationalität ausgenommen sein? Nun könnte man ja wohl sagen, die Internationalität würde am besten gewährleistet durch eine Versammlung von Theologen und Bischöfen. Allein man braucht sich solche regelmäßige Versammlungen nur näher auszumalen, um von ihrer Unmöglichkeit und Unersprießlichkeit überzeugt zu sein. Die Religion verträgt heute Debatten nicht, wie sie auf Gelehrtencongressen üblich sind. Die Gelehrtencongresse haben auch eigentlich nur den Zweck, die Gelehrten gegenseitig näher zu bringen, als wirklich praktische Resultate hervorzubringen. Eine Uebereinstimmung und wirkliches Zusammenwirken, Zusammenarbeiten ist selten.

Was haben den Protestanten ihre Landes- und Generalsynoden geholfen? Sie erregen nicht einmal ein allgemeines Interesse. Zu einer Theologenversammlung haben es auch die Protestanten nicht gebracht, das gäbe eine schöne babylonische Sprachverwirrung! Wenn aber auch die katholischen Theologen zusammen kämen, was sollte da verhandelt werden? Vielleicht die Streitfrage über den Molinismus und Thomismus oder über den Probabilismus und Tutiorismus? Im Uebrigen ist ja nicht ausgeschlossen, daß auch künftig noch Bischöfe sich zu Concilien versammeln, in Amerika kommt das häufiger vor. Die päpstliche Unfehlbarkeit hat nicht den Sinn, Concilien ganz überflüssig zu machen und die Gesammtheit der Bischöfe wird immer ein großes Gewicht in der Kirche bilden, obwohl sie dem päpstlichen Primate untergeordnet ist. Der Papst ist noch nicht die Kirche und den Grundsatz l' état c'est moi auf die Kirche zu übertragen, fällt auch den „Ultramontanen" nicht ein. Der Spektator meint nämlich, die Ultramontanen verwechseln Papst und Kirche und stellen die Kirche über die Religion. Man kann aber ultramontan sein und doch beides oder wenigstens das erste vermeiden, denn das zweite hängt mit

dem ersten nicht zusammen und ist, je nachdem man es faßt, die Gewohnheit jedes Christen. Ein Christ wird nothwendig die Kirche Christi höher stellen als die „Religion“ in ihrer Unbestimmtheit, aber die Kirche ist ihm nicht der Papst, sondern nach der Definition des Katechismus die Gemeinschaft der Gläubigen, geleitet vom Papst und den Bischöfen.

Allerdings greift der Spektator weder den Primat noch die Unfehlbarkeit an, er gibt sogar in seinem letzten Briefe eine ganz annehmbare und beruhigende Erklärung der Unfehlbarkeit, die sich auf eine Assistenz, nicht auf eine Inspiration des hl. Geistes stütze. Insofern gleicht er Döllinger nicht, aber der Groll Döllingers und sein Abfall war nicht allein veranlaßt durch die Unfehlbarkeit, sondern mehr noch dadurch, daß das Vatikanum seine deutsche Theologie und nationalkirchliche Richtung unmöglich machte. Damit sympathisirt offenbar der Spektator, was man ihm nicht verargen kann, nur mag man wünschen, daß neben jener negativen Seite auch die positive Bedeutung des Vatikanums mehr berücksichtigt wird.

Wenn 1870 die centralisirende Richtung in der Kirche siegte, so war das ganz etwas anderes, als Aufsaugen aller nationalen Selbständigkeiten, Errichtung eines geistigen Despotismus und Untergang aller constitutionellen Formen. Vielmehr siegte der organische Trieb innerhalb der Kirche gegenüber dem auflösenden und zersplitternden Zeitgeiste. Jener Sieg bedeutete: daß man mit dem Proceß der Auflösung, der liberalisirenden Erschlaffung und Schwächung aufhören müsse. Wie schwächend und entnervend der Zeitgeist wirkte, konnte man am besten beobachten an jenen, die sich den Ideen von 1870 entgegenstellten. Was waren das oft für Leute, die sich um die Fahne des Altkatholicismus schaarten? Wie ganz anders führten sich die alten Sekten, die Arianer und Pelagianer, die Hussiten und Jansenisten in die Welt ein! Die Energie und Thatkraft, die Disciplin,

der Opfergeist und der Erfolg zeigte sich nicht bei den „Altkatholiken“, sondern bei den „Neukatholiken“, in der nachvatikanischen Kirche. Wenn man die Sache so auffaßt, verschwindet jener künstliche Contrast, den man 1870 zwischen den vatikanischen und den deutsch-französischen Ereignissen aufstellte, wie dies jüngst in beachtenswerther Form dargelegt wurde. In einer „Frankfurter Broschüre“ heißt es:

Das Jahr 1870, der Ausgangspunkt einer neuen Periode, bietet zwei scheinbar entgegengesetzte Schauspiele: in Rom, sagt man, siegte der Romanismus und auf den Schlachtfeldern Frankreichs unterlag er. Dort wurde der Parlamentarismus zu Grabe getragen, alles in eine Hand gelegt und der Absolutismus geheiligt, wie die Gegner ausführen, während gleichzeitig der Liberalismus siegte. Aber das sind künstliche Contraste und verschleiern die eigentliche Bedeutung der Vorgänge. Hinter dem Gegensatz verbirgt sich ein gemeinsamer Zug, die Tendenz der Zusammenfassung und Vereinigung dessen, was der Liberalismus aufzulösen drohte. Auf den Schlachtfeldern Frankreichs siegte nicht der Liberalismus, sondern die Disciplin, die militärische Autorität, und die geistige Leitung lag nicht in den Händen der liberalen Bourgeois, sondern in Händen von preußischen Junkern, des bestgehaßten Standes der Liberalen.

Die Einheit und Vereinigung kann nicht oft genug betont werden. Sie ist so nothwendig auf allen Gebieten, auf wirthschaftlichem wie auf wissenschaftlichem, auf künstlerischem wie auf religiösem Gebiete! Die ganze Zukunftsentwicklung wird darauf beruhen, daß sich die moderne Gesellschaft wirklich vergesellschaftet und social gliedert, daß wir den associativen Geist des Mittelalters wieder gewinnen und daß dieser Geist den atomisirenden und nivellirenden Liberalismus vollends überwindet. Dafür war aber der kirchliche Vorgang in gewissem Sinne vorbildlich, eine Art prophetischen Zeichens.

Man spottet so gerne über moderne Vereinsmeierei und über das Congreßfieber, das selbst Schornsteinfeger und

Bierbrauer ergreift. Aber diesen Erscheinungen liegt ein tiefes Gefühl, ein sociales Bedürfniß zu Grunde, und da es sich nicht in natürlichen, gesunden und fruchtbaren Formen bethätigen kann, verfällt es in lächerliche, kraftvergeudende Spielereien.

Etwas Großes kann nur noch durch Vergesellschaftung, viribus unitis erreicht werden. Es ist ein goldener, oft genug wiederholter Spruch: in necessariis unitas, in dubiis libertas, und es hieße Eulen nach Athen tragen, wenn man sich länger darüber verbreiten wollte. Man hat den Grundsatz auch praktisch zu einem großen Theil verwirklicht und hat, dem Zeitgeiste entgegenkommend, alle möglichen Vereine gegründet: Arbeiter-, Gesellen- und Lehrlingsvereine, Männer- Frauen- und Jungfrauenvereine. Was aber noch fehlt, das sind Bildungsvereine, das ist ein Bund der Gelehrten, die Einigkeit der Gelehrten und die praktische Pflege der katholischen Literatur durch Lese- und Büchervereine. Doch davon das nächstemal!

LXIII.

Der Antifreimaurer-Congreß in Trient.

II.

Wie schon in meinem ersten Artikel hervorgehoben wurde stellt die Frage der Untersuchung über Diana Vaughan nur ein Intermezzo dar. Wichtig für den Congreß als solchen war die Frage nicht und durfte sie nicht werden, weil das Accidens der Essentia nicht über den Kopf wachsen darf. Der Ausgang der Angelegenheit war — in gewissem Sinne — wie das Hornberger Schießen. Das, was von einer Seite

[illegible] Enthüllungen
der Diana Vaughan [illegible] nicht
[illegible]. Die
[illegible]

Der [illegible] Schlacht
geschlagen wurde. Die Verhandlungen in diesem Ausschusse
waren von vornherein von einem [illegible] Enthusiasmus,
wenn nicht Fanatismus durchdrungen. Man fühlte, es lag
etwas in der Luft, was sich entladen mußte. Demonstrativ
war der Beifall, der hie und da einem Redner gezollt wurde,
demonstrativ war der [illegible] mancher Redner,
demonstrativ waren manche Maßnahmen, die vorgeschlagen
wurden und demonstrativ war der Ausdruck des Unwillens,
der sich zuweilen Luft machte.

Man verhandelte über die Massenverbreitung antifrei-
maurerischer Schriften kleineren Umfanges. Alle waren sich
einig, daß man darin eine gute Waffe haben würde, um
das Volk aufzuklären. Leo Taxil hatte schon verschiedentlich
das Wort ergriffen, und die anwesenden Franzosen und
Italiener hatten ihm — mit wenigen Ausnahmen — be-
geistert zugejubelt. In einer Anwandlung von Rührung
und Bescheidenheit für so viel Ehre, die ihm erwiesen wurde,
machte dann Taxil darauf aufmerksam, daß die Katholiken
gut daran thäten, alle bekehrten Freimaurer mit einigem
Mißtrauen anzusehen, denn bevor ein solcher gestorben und
gut gestorben sei, läge immer die große Gefahr nahe, daß
sie wieder rückfällig würden. Er bat die Versammlung, diese
Charakteristik auch auf ihn selbst anzuwenden, eine Bitte,
der sich aus dem Schoße der Versammlung Niemand wider-
setzte.

Wer ein klein wenig Verständniß für die Instinkte
öffentlicher Versammlungen hatte, mußte sich sagen, daß
unter solchen Umständen die Geltendmachung von Anschau-
ungen, die nicht mit denen einer begeisterten Majorität
übereinstimmten, ein Wagniß sein und bleiben mußte, daß

Widerspruch, statt ruhig gehört und eventuell widerlegt zu werden, nur einen Sturm der Entrüstung auf das Haupt des Opponenten kommen lassen würde. Wenn nun doch Jemand auftrat, und wenn nun doch Jemand, der Stimme der Pflicht folgend, mit Warnungen hervortrat, so gebührt diesem Muthigen unzweifelhaft die Anerkennung weitester Kreise, die sich kaltes Blut bewahrt haben.

Monsignor Gratzfeld, langjähriger Uditore und Secretär des verstorbenen Cardinals Melchers, gegenwärtig Pfarrer in Pützgen bei Bonn, machte auf die Gefahr aufmerksam, daß bei Verbreitung antifreimaurerischer Broschüren leicht minderwerthige Waare in Vertrieb kommen könne, d. h. solche, welche Dinge enthalten, die sich nicht beweisen lassen würden. Dadurch würden nicht nur die Gläubigen irregeführt, sondern auch die Stellung der antifreimaurerischen Bewegung wesentlich geschwächt Bei diesen Ausführungen spitzten schon alle die Ohren und man merkte es deutlich, daß die Versammlung auf einen „Zwischenfall" gefaßt war. Die Zuhörer hatten sich nicht getäuscht Mgr. Gratzfeld fuhr in seiner tadellosen italienischen Rede fort, indem er von den angeblichen Enthüllungen von Diana Vaughan sprach. (Große Bewegung und vereinzelte heftige Zwischenrufe.) Mit Energie und ohne sich um die Störungen zu kümmern, fuhr Redner fort, daß Leute mit klarem Verstande von vorneherein diese „Enthüllungen" mit größtem Mißtrauen behandelt hätten, daß aber weite Kreise dieselben kritiklos als lautere Wahrheit aufgenommen und zu ihrer Massenverbreitung mitgewirkt hätten. (Erneute Unterbrechungen und Rufe des Unwillens.) Was seien denn diese „Enthüllungen"? Wer sei Diana Vaughan? Erstere seien eine geschickte Herausputzung 'echter Documente mit Verbrämung von Falschem und Abenteuerlichem, letztere sei eine in mystisches Dunkel gehüllte Persönlichkeit, über die einwandfreie Leute von unbestrittenem Ansehen keinerlei Aufschluß geben könnten. Die Aufregung der Versammlung

wuchs von Minute zu Minute, auf aller Gesichter prägte sich die äußerste Spannung aus, und als Redner schließlich erklärte, daß er auf das bestimmteste versichern könne, daß es sich bei den angeblichen Enthüllungen der Diana Vaughan um einen großartigen Betrug handle, eine Person Namens Diana Vaughan existire überhaupt nicht, waren die meisten Zuhörer über die Maßen verblüfft, daß sie vorläufig nur in starrem Staunen weiter zuhorchten. Die Frage nach dem Verfasser jener „Enthüllungen" könne er dahin beantworten, daß derselbe ein Mann sei, der auf Grund seiner eingehenden Kenntniß der freimaurerischen Dinge diese Memoiren schriebe, zu seinem eignen materiellen Vortheil und zur Blamage derer, die die Dinge alle als baare Münze gläubig hinnehmen. Wenn nicht zeitig durch eindringliche Warnungen dem Treiben Einhalt geschehe, dann endige das Ganze mit einer großartigen Bloßstellung der Katholiken und der gesammten antifreimaurerischen Bewegung.

Es ist schwer zu beschreiben, welchen Eindruck diese Rede machte. Viele waren von vorneherein überzeugt, daß der Redner zwar in gutem Glauben handle, er aber das Opfer eines Betruges geworden sei, und bemitleideten ihn. Andere schienen mit Rücksicht auf die sociale und hierarchische Stellung des Redners, mit Rücksicht auf die Festigkeit und Bestimmtheit seiner Behauptungen und wohl auch mit Rücksicht auf den Umstand, daß ein Vertreter eines Cardinals der heiligen römischen Kirche wohl kaum so sprechen würde, wenn er keine genügende Unterlage für seine Ausführungen hätte, bedenklich nachdenklich zu werden. Eine verschwindend kleine Minorität endlich betrachtete das Wagstück des hochwürdigsten Redners wie eine Erlösung, indem nunmehr der Congreß gleich zu Beginn gewarnt war.

Frankreich und Italien vereinigten sich, um Deutschland zu widersprechen, wie einige Herren aus den Zuhörern scherzhaft sagten, als ein italienischer Pater pathetisch erklärte, daß theoretische Deklamationen den Thatsachen

nichts anhaben könnten, er stehe seit langer Zeit mit Miß Diana Vaughan in Verbindung, könne also den Vorredner aus eigener Erfahrung des vollständigen Irrthums zeihen. In großer Aufregung erzählte er dann allerlei aus den Briefen der „Heiligen“ und ging in seinen Worten zuweilen über die Grenze der höflichen Discussion hinaus. In ähnlicher Weise sprach dann ein Geistlicher aus Paris, der sich auch von seiner Entrüstung hie und da etwas fortreißen ließ, so daß man die Antworten dieser beiden Herren und die Zwischenrufe nach Kigges Umgang mit Menschen auf eine Stufe stellen muß. Es war überaus bezeichnend für die ganze Lage der Dinge, daß die Atmosphäre eine sehr schwüle wurde, daß sich vielleicht unerquickliche Scenen vorbereiteten und daß die Fähigkeit der Anhänger Diana Vaughan's, sachlichen Widerspruch zu vertragen, fast verschwunden war und einer persönlichen Gereiztheit Platz machte.

Es war darum ein ganz vernünftiger Gedanke, daß die Diskussion kurzer Hand beendigt wurde, dadurch daß erklärt wurde, Abbé de Bessonie, der Vorsitzende der französischen Ligue antimaçonnique, werde in einer anderen Sitzung den vollwerthigen Beweis, gestützt auf zahlreiche unangreifbare Dokumente aus dem freimaurerischen Lager selber, für die Existenz der vielverleumdeten Diana Vaughan in einer Jedermann zufriedenstellenden Weise erbringen.

Warum sich wohl nach Schluß der aufregenden Debatten bei vielen Italienern und Franzosen in ernstlicher Weise der Gedanke festsetzte, daß die Deutschen einen Schlag gegen die anderen Nationen zu führen beabsichtigten? Warum Unrath wittern und nationale Fragen aufwerfen, wo es sich um Klärung einer Frage im Interesse des Katholicismus handelte?

* * *

Fürst Löwenstein, der Vorsitzende des Congresses, erklärte am Montag und Dienstag in den öffentlichen Versammlungen, daß die Frage der Vaughan'schen Enthüllungen

von so außerordentlicher Wichtigkeit sei, daß zu ihrer Behandlung eine eigene Sitzung der vierten Sektion, und zwar im großen Congreßsaale, abgehalten würde. Bedauerlicher Weise wurde diese Mittheilung von Vielen dahin mißverstanden, daß der Fürst vollständig von dem, was Mgr. Gratzfeld plumpen Schwindel genannt hatte, überzeugt sei. Wenngleich der Fürst sich öffentlich auf dem Congresse bis hierher weder für die eine noch die andere Ansicht ausgesprochen hatte, so war es doch nicht angängig, ihn zum vollständigen Parteigänger der Freunde dieser „Enthüllungen" zu stempeln.

Dienstag 2½ Uhr wurde die mit Spannung erwartete Sitzung vom Ausschußpräsidenten Pacelli eröffnet. Nach Erledigung einiger Anträge ertheilte der Vorsitzende dem Abbé de Bessonie das Wort zur Darlegung der Beweise für die Existenz ꝛc. von Miß Diana Vaughan. Der Vortrag war in zwei Theile getheilt: 1) Diana Vaughan als Palladistin, 2) Diana Vaughan als Katholikin. Zunächst gruppirte Redner in geschickter Weise eine Fülle von Dokumenten freimaurerischer Provenienz, in denen Diana Vaughan entweder zu irgend einem maurerischen Grade befördert wird, oder in denen sie als Inhaberin verschiedener Ehrenstellen in den Logen genannt wird. Bei der Menge des Materials und der Unmöglichkeit, derartig genügende Notizen zu machen, daß eine Nachprüfung ermöglicht wird, muß man auf die versprochene Drucklegung des Vortrages warten, um sich über die Bedeutung der für den ersten Theil beigebrachten Dokumente klar zu werden. Ohne die Uebergangszeit vom Palladismus zum Katholicismus besonders zu belegen, wandte sich Redner im zweiten Theile der Thätigkeit Diana Vaughan's zu, die sie als Katholikin auf dem Gebiete der Enthüllungen, der christlichen Charitas und der praktischen Frömmigkeit entfaltet habe. Die Angaben beruhen zum weitaus größten Theile auf den gedruckten Memoiren und zum kleineren Theile auf ihren eignen Briefen.

Daß keinerlei Zeugnisse dritter einwandfreier Personen beigebracht werden konnten, bestätigte Redner ausdrücklich. Ein besonders Kapitel befaßte sich mit der christlichen Charitas der Diana Vaughan, d. h. wir erhielten eine Aufzählung der Geldsummen, die sie zu guten Zwecken verausgabt habe. Darin spielten, außer 200 Francs an den Domherrn Mustel für seine Armen, die Gelder für die Beförderung von 16 Kranken nach Lourdes, sowie die Oblation zu Händen des Cardinalvikars Parrocchi eine Hauptrolle. Bezüglich der letzteren wird in den Zeitungen von 10000 Francs gefabelt. An zuständiger Stelle erfuhren wir, daß es — 60, sechszig, Francs für die Armen Roms waren. Mit ganz besonderer Betonung und erhobener Stimme erklärte der Redner dann, daß la France antimaçonnique in allem das fest glaube und für wahr halte, was er eben verlesen hatte.

In athemloser Spannung hatten die vielen hundert Menschen den Ausführungen des Vortragenden zugehört. Nach Schluß der Rede wurde ihm außerordentlicher Beifall zu Theil, der der Ansicht der Versammlung deutlichsten Ausdruck verlieh. Dieser concludenten Beweisführung konnte man, nach Ansicht der Meisten, irgendwelche stichhaltige Gegenbemerkungen nicht folgen lassen. Daß aber eine große und wesentliche Lücke in der Rede des Abbé de Bessonie vorhanden war, bewies der folgende Vortrag.

Mgr. Baumgarten aus Rom begann seine Rede mit den Worten, daß es immer eine unangenehme Aufgabe sei, als lästiger Mahner aufzutreten. Wo aber die Pflicht spreche, müßten Nebenrücksichten schweigen. Ohne in eine kritische Beleuchtung der Beweise einzutreten, müsse darauf aufmerksam gemacht werden, daß Vorredner über alle möglichen Phasen aus dem Leben der Diana Vaughan gesprochen habe, daß aber der Punkt, der für einen Katholiken das besondere, unmittelbare Interesse habe, von Niemanden bisher aufgeklärt worden sei. Der Congreß habe eigentlich

gar keine Veranlassung gehabt, sich mit derartigen Privatgeschichten zu befassen, wenn aber die Frage besprochen werden solle, müsse es auch gründlich geschehen. Nun erhebe sich die Schwierigkeit, wie steht es mit der Conversion der Diana Vaughan? Hier wendete sich Redner direkt an Abbé de Bessonie und fragte ihn: Wissen Sie, wo Diana Vaughan getauft ist? Von wem? In welcher Kirche? Wo und von wem hat sie die erste hl. Communion empfangen? Gibt es einen Geburtsschein von ihr? u. s. w. Abbé de Bessonie war nicht im Stande, auch nur auf eine einzige der Fragen irgend eine Antwort zu geben, gestand vielmehr zu, daß er alles das nicht wisse. Dr. Baumgarten betonte ausdrücklich, daß es ihm ganz einerlei sei, ob die Person existire oder nicht, wer aber an ihre Existenz glaube, müsse vor Allem diesen Punkt aufzuhellen suchen, sonst hätten alle anderen „Dokumente“ für uns als Katholiken nur einen sehr beschränkten Werth, und wenn sie noch so echt seien. Der Congreß brauche die „Enthüllungen“ nicht, um seiner Aufgabe gerecht werden zu können, und die Angelegenheit Vaughan sei deswegen für den Congreß ohne jede Bedeutung.

Nur ganz vereinzelte Zustimmungsrufe wurden laut, als der Redner, der erst französisch und dann italienisch gesprochen hatte, die Tribüne verließ. Während seiner Rede war Leo Taxil in größter Aufregung von seinem Platze auf der Journalistenbühne aufgesprungen und hatte sich in die Nähe des Redepultes begeben, wo er nur mit Mühe von seinen Freunden beruhigt wurde, daß er den Redner nicht durch laute Zwischenreden störte. Sofort, nachdem Mgr. Baumgarten geendigt hatte, ging Leo Taxil hinauf und begann seine lange, demagogisch zugespitzte, aber völlig zusammenhanglose Rede mit dem phänomenalen Satze: Je n' existe pas! Vous n' existez pas! Miss Diana Vaughan n' existe pas! Ausgehend von der Leugnung der Existenz der genannten Person, verlor er sich in alle möglichen

Redereien, daß der Präsident ihn energisch ermahnen mußte, zur Sache zu sprechen. Sich an seinen Vorredner wendend, sagte er ihm ins Gesicht: Sie sind nicht Antifreimaurer, sondern Sie sind Freimaurer! Sie thun Maurerarbeit mit dem, was Sie hier leisten. Die weitere Tirade von Invectiven wurde durch den Präsidenten abgeschnitten, daß er alle maligni insinuazioni bei Seite lassen müsse, da hier Niemand beleidigt werden dürfte. Im Verlaufe der Rede bemerkte Taxil dann in einem Nebensatze, er habe Niemanden beleidigen wollen. Auf erneutes Drängen des Präsidenten, zur Sache zu sprechen, sagte Redner endlich: Ich könnte Ihnen alles das beweisen, was Sie gefragt haben. Das Material darüber habe ich in der Tasche, aber Sie dürfen es nicht wissen. Sie sind zu neugierig, mein Herr! Sie wissen gar nicht, welches Unheil Sie anrichten, wenn Sie öffentlich solch' delikate Dinge behandeln. Der Dolch der Freimaurer bedroht Diana Vaughan stündlich, also schweigen wir über solche Vorgänge, um die Heilige nicht zu gefährden. Einer Commission von Vertrauensmännern werde ich die Beweise vorlegen, aber Ihnen nicht!

Man hörte der Rede an, daß Taxil ein guter Redner ist, wenn er sich einigermaßen vorbereiten könnte. Ein solcher Vortrag jedoch, der unter dem Einflusse einer maßlosen Aufregung und gewaltigen Zornes gehalten worden war, wendete sich nur an die Leidenschaftlichkeit der Zuhörer und verhöhnte jede Logik und Klarheit auf das gröbste! Und doch! Lauter, anhaltender Beifall begleitete seinen Abgang vom Katheder, und Rufe „Evviva Leo Taxil" hallten durch den Saal. Also wenn man den wichtigsten Punkt geheimhält ohne jede stichhaltige Begründung, findet sich noch immer eine Gemeinde von Gläubigen, die unentwegt festhält an dem, was zweifelhaft erscheinen muß so lange, bis dieser Punkt der Conversion vor aller Welt klargelegt ist.

Ein Pater de l'Assomption aus Rom versuchte eine

Erklärung zu geben, warum man kein Geburtszeugniß der Diana Vaughan vorlegen könne auf Grund eines Briefes der „Heiligen". Aber anstatt etwas zu erklären, machte er die Schwierigkeit, ohne es zu wollen, nur noch größer. Mgr. Baumgarten erhob sich dann zu einer Antwort, in der er, wiederum in französischer und italienischer Sprache, ausdrücklich feststellte, daß er zwar persönlich schwer beleidigt worden sei, aber zur Klarstellung der von ihm gestellten Fragen Leo Taxil und der folgende Redner auch nicht einen Schatten von Beweis beigebracht hätten. Diese Feststellung, die Redner wiederholentlich machte, damit kein Mißverständniß bezüglich des Sinnes seiner Worte obwalten könne, wurde ohne jeglichen Widerspruch von der Versammlung entgegengenommen; alle, Leo Taxil eingeschlossen, erkannten also die Richtigkeit dieser Feststellung dadurch ausdrücklich an. Im Interesse des ganzen Congresses, fuhr Redner fort, lege er das größte Gewicht darauf, daß diese Thatsache festgenagelt werde. Auf die ganz nichtsnutzige Unterstellung Taxils, die auch sonst noch wiederholt wurde, daß P. Gruber S. J., der zuerst zum Vaughan-Schwindel öffentlich das Wort ergriffen hatte, im Irrenhause sei, ging Redner nicht ein, weil sie eine offenbare Unwahrheit war, die nur dem scrupellosen Taxil als Kampfesmittel recht war, während Andere sie bona fide nachschwatzten.

Herr Koller aus Wien führte sich als ehemaligen Freimaurer ein und warnte ganz energisch vor den Vaughan'schen und ähnlichen Enthüllungen und dankte dem Vorredner für den großen Muth, daß er diese Sache heute zur Sprache gebracht habe. Er erklärte ausdrücklich, daß man die antifreimaurerische Bewegung nicht mit unsauberen geschäftlichen Unternehmungen in Zusammenhang bringen dürfe.

Nachdem noch ein Redner[1]) gesprochen und einen An-

1) Die „Rheinische Volksstimme" aus Köln hat einen offenbar inspirirten Artikel gebracht, in dem der deutschen katholischen Presse

trag vorgelegt hatte, der zum Theil abgelehnt wurde, ging die Versammlung nach längerer Debatte auf Antrag Respini's zur Tagesordnung über. Die Untersuchung der Vaughan-Frage wurde, auf Veranlassung von Commendatore Alliata, einer römischen Commission zur Prüfung überwiesen. Der versöhnende Schluß des heißen Kampfes war die Annahme des Antrages des österreichischen Nationalcomité's, die antifreimaurerische Bewegung unter den Schutz des heiligsten Herzens Jesu zu stellen.

* * *

Was mittlerweile geschehen ist, wissen die Leser aus der Tagespresse. Als Mitarbeiter an dem ersten Bande des

der Vorwurf gemacht wird, sie habe in ihren Berichten über diese Sitzung die Erwähnung der Thatsache unterschlagen, daß von einem deutschen Redner die Haltung der katholischen Presse Deutschlands, speciell der „Kölnischen Volkszeitung", scharf verurtheilt worden sei. Wir sind jeder Zeit bereit, uns mit diesem Redner auseinander zu setzen. Wenn die Erwähnung dieser thatsächlich gefallenen, sehr scharfen Bemerkungen unterblieb, so geschah das lediglich mit Rücksicht auf den betreffenden Redner selbst. Denn die Besprechung der Angelegenheit hätte eben diesem Redner eine Anzahl sehr berechtigter Bemerkungen über seine Worte eingetragen und eintragen müssen, die man ihm, wenn möglich, gerne ersparen wollte. Wenn die „Rheinische Volksstimme" bei Abfassung ihres Artikels ihrem Auftraggeber also einen schlechten Dienst erweisen wollte, so konnte sie es nicht besser, wie durch Hereinziehung dieses Intermezzo in die Oeffentlichkeit der Presse. Nach dem, was wir von dem betreffenden Redner kennen, glauben wir annehmen zu müssen, daß er jetzt wohl die erste sich darbietende Gelegenheit benutzen wird, um in diskreter Weise wieder gut zu machen, was er damals in schlecht verhehltem Unwillen dem Ansehen unserer deutschen katholischen Presse vor so zahlreichen ausländischen Zuhörern geschadet hat. Denn unzweifelhaft werden solche Dinge ausgeschlachtet werden, namentlich wenn es sich, wie bei dieser Frage, um einen so heißen Kampf der Geister handelt. Für heute wollen wir uns nicht weiter mit der Angelegenheit beschäftigen, sondern ruhig die weitere Entwicklung abwarten.

Buches: Le diable au XIX. siècle, in dem der Name Diana Vaughan zuerst erscheint und auf das sich ihre Memoiren oft berufen, bekennt sich ein Pariser Arzt, ausgesprochener Freigeist und grimmiger Feind der katholischen Kirche, Dr. Charles Hacks; er ist zwar von deutscher Abstammung, aber nach Erziehung und Gesinnung durchaus Franzose. In Rom hat die Unione massonica die Untersuchung der Frage in die Hand genommen und auf Befehl des heiligen Vaters befaßt sich das Sant' Uffizio auch mit der Angelegenheit. Aus der katholischen Presse ist zu entnehmen, daß noch weitere Enthüllungen über den Gegenstand bevorstehen, so daß wohl bald eine Geschichte aus der Welt geschafft sein wird, die so viel Leidenschaftlichkeit hervorgerufen und zahlreiche böse Mißverständnisse gezeitigt hat.

Bezüglich des zu erwartenden Endurtheils der römischen Commission sei schon jetzt bemerkt, daß, da es sich um den rein historischen Theil der Frage handelt, ihr Ausspruch nur genau so viel Gewicht haben wird, wie die Gründe haben werden, die sie für denselben beibringt. Ueber die Zusammensetzung der Commission verlautet nichts, doch bleibt zu hoffen, daß die Untersuchungen so geführt werden mögen, daß an dem Endergebniß keinerlei begründete Aussetzungen zu machen sein werden.

Nachschrift.

Nachdem der Aufsatz zur Absendung bereitgestellt war, erhielt ich Kenntniß von den Artikeln, die Eugen Tavernier im „Univers“ und Dr. Cardauns in der „Köln. Volksztg.“ veröffentlichten, wodurch ich jeder weiteren Reserve enthoben werde. Im „Univers“ wird der „römischen Commission“ keine besondere Bedeutung beigelegt, und das wohl mit Recht, denn nach Lage der Sache und Persönlichkeiten wird man sich bei einer so kitzligen Frage an den bewährten Grundsatz halten: Nella città eterna tutto si fa eternamente. Inzwischen wird dann der Osservatore Cattolico von Mailand

wohl weiter toben. Commendatore Alliata braucht sich eigentlich kaum noch die Mühe zu geben, die Commission an die Arbeit zu stellen.

Es ist nunmehr, selbst für die deutschen Anhänger von Diana Vaughan, die auf dem Congreß in Trient waren, doch wohl zweifellos festgestellt, daß Leo Taxil viele Jahre seines Lebens ein Fälscher war und er dieses Handwerk bis auf den heutigen Tag weitergeführt hat. Es ist unzweifelhaft festgestellt, daß Leo Taxil mit Vorliebe Pornograph war und diese Thätigkeit bis auf den heutigen Tag — früher in offener Weise, seit einigen Jahren unter dem Deckmantel, die Sittlichkeit zu heben — weiter betrieben hat. Es ist offensichtlich, daß Leo Taxil seine gesammten Untersuchungen lediglich des materiellen Gewinnes wegen begonnen und weitergeführt hat, und daß er wohl nie von einem idealen Gedanken geleitet worden ist. Es ist festgestellt, daß Leo Taxil und Dr. Charles Hacks, die sich noch bis vor drei Jahren öffentlich als gute Kameraden und Busenfreunde bezeichneten, nunmehr sich gegenseitig öffentlich Lügen strafen.

In wie weit sich die Dinge noch mehr zuspitzen werden, bleibt abzuwarten. Es muß nun auch, gegenüber allen diesen echten Enthüllungen, die in Trient gefallene Bemerkung niedriger gehängt werden, wonach man gegen dieses ganze Lügengewebe deßwegen nicht hätte auftreten sollen, weil den sogenannten Enthüllungen der Bataille-Vaughan-Literatur der Hauptanstoß zum Zustandekommen des Congresses zuzuschreiben sei. Ein Glück ist es nur, daß die „Kölnische Volkszeitung“ seiner Zeit solche Rücksichtnahme nicht kannte, denn sonst wären wir um die sehr bezeichnende gehässige Kritik gekommen, die Leo Taxil dem Bischofe von Charleston zu Theil werden ließ. Wir hätten es dann nicht erlebt, daß Abbé de Bessonie die „Kölnische Volkszeitung“ mit dem „Alto Adige“ auf eine Stufe stellte, und hätten der Nachwelt nicht des Canonicus Mustel klassische Beweisführung mit der Visitenkarte Diana Vaughan's überliefern können.

und deshalb schickte er einen vertrauten Edelmann nach Florenz, um die Wahrheit zu erfahren. Der Bote des Cardinals kam zu Michelangelo und war ganz erstaunt, zu sehen, mit welcher Bravour der junge Künstler eine Hand mit der Feder schraffirte. Als er denselben fragte, ob er niemals eine Sculptur gemeißelt, erhielt er die Antwort, daß es schon deren mehrere seien, darunter auch einen Cupido. Dann erfuhr Michelangelo zu seinem großen Bedauern, wie einerseits der Cardinal Riario hinters Licht geführt, andererseits aber auch er selbst um den größten Theil des Erlöses betrogen worden sei. Der römische Edelmann überredete darauf den Künstler, mit nach Rom zu gehen, indem er demselben in Aussicht stellte, es würde ihm daselbst der ganze Preis für seinen Cupido ersetzt werden, der Cardinal, ein Herr, würde ihm die beste Aufnahme gewähren, ihm auch für seine Studien, eventuell für Ausführung von Arbeiten erwünschte Gelegenheit bieten. Solch günstige Anerbietungen wollte der Künstler nicht unbenützt lassen und er folgte der Einladung zum Cardinal Riario. Mit verschiedenen Empfehlungsbriefen seines Gönners Lorenzo dei Medici versehen, machte er sich auf und am 25. Juni 1496 langte der junge, nicht ganz 22jährige Künstler vor den Thoren der ewigen Stadt an, welche ihn bald zum gefeiertsten Bildhauer Italiens und der ganzen Welt machen sollte. Kurz nach seiner Ankunft wurde Michelangelo bei Cardinal Riario eingeführt, einem glänzenden Herrn.[1]) Freund von Spiel und Theater, im Bauwesen sehr erfahren, dabei reich und die Kunst eifrig fördernd, beim Volke sehr beliebt und ein großes Gefolge unterhaltend. Michelangelo hatte keinen schlechten Tausch gemacht. Wie gut er aufgenommen und vom Cardinal gleich in die Kunstthätigkeit eingeführt wurde,

1) Vgl. über ihn Reumont, Geschichte der Stadt Rom III. Bd. 2. Abt., S. 100 u. Pastor, Geschichte der Päpste 2. Aufl. III, S. 255. 277. 493. 532. 501 u. A.

schreibt er selbst im Briefe an seinen Gönner in Florenz am 2. Juli: „Erlauchter Lorenzo ꝛc.! Vergangenen Samstag sind wir wohl erhalten hier angekommen und wir begaben uns sofort zum Cardinal von San Gorgo, dem ich Eueren Brief überreichte. Mir scheint, derselbe habe mich sehr gern gesehen und er wollte, daß ich unverzüglich seine Figurensammlung betrachte; damit war ich nun den ganzen Tag beschäftigt, weshalb ich die anderen Briefe an diesem Tage nicht mehr an ihre Adresse abgeben konnte. Am Sonntag darauf verfügte sich der Cardinal in das neue Haus[1]) und ließ mich rufen. Nach meinem Erscheinen fragte er mich, was ich von seinen Schätzen, die ich gesehen, halte, worauf ich ihm meine Ansicht mittheilte. Meines Bedünkens sind sicher viele schöne Stücke darunter. Hierauf erkundigte sich der Cardinal, ob ich mir den Muth zutraue, etwas Gutes zu Stande zu bringen. So Großes könnte ich wohl nicht leisten, war meine Antwort, aber er möchte nur sehen, was ich fertig brächte. Wir haben nun ein Stück Marmor gekauft, um daraus eine Figur nach der Natur zu meißeln. Am nächsten Montag werde ich die Arbeit beginnen . . ."

Doch nicht lange war Michelangelo für Riario thätig; er fand andere Gönner und andere Arbeit.[2])

Damals stand in Rom noch die alte, konstantinische Basilika von St. Peter. Am linken Querschiff dieses altehrwürdigen Tempels war die Mauer durchbrochen und ein Zugang zu einem Nebengebäude, einer schönen Rotunde

1) Unter diesem neuen Palast ist die berühmte Cancellaria gemeint, „der Musterbau der ausgebildeten Renaissance" (Springer), welche also um diese Zeit 1496 vollendet gewesen wäre, somit auch ein 400jähriges Jubiläum feiern könnte. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Geschichte dieses merkwürdigen Baues ausführlicher zu beschreiben.

2) Die bisherigen Nachrichten über den Künstler sind genommen aus: Vita di Michelangelo Buon. da Aur. Gotti. Florenz 1875 I. S. 7—17. Der angef Brief ist abgedruckt ibid. II, S. 32.

und deshalb schickte er einen vertrauten Edelmann nach Florenz, um die Wahrheit zu erfahren. Der Bote des Cardinals kam zu Michelangelo und war ganz erstaunt, zu sehen, mit welcher Bravour der junge Künstler eine Hand mit der Feder schraffirte. Als er denselben fragte, ob er niemals eine Sculptur gemeißelt, erhielt er die Antwort, daß es schon deren mehrere seien, darunter auch einen Cupido. Dann erfuhr Michelangelo zu seinem großen Bedauern, wie einerseits der Cardinal Riario hinters Licht geführt, andererseits aber auch er selbst um den größten Theil des Erlöses betrogen worden sei. Der römische Edelmann überredete darauf den Künstler, mit nach Rom zu gehen, indem er demselben in Aussicht stellte, es würde ihm daselbst der ganze Preis für seinen Cupido ersetzt werden, der Cardinal, ein Herr, würde ihm die beste Aufnahme gewähren, ihm auch für seine Studien, eventuell für Ausführung von Arbeiten erwünschte Gelegenheit bieten. Solch günstige Anerbietungen wollte der Künstler nicht unbenützt lassen und er folgte der Einladung zum Cardinal Riario. Mit verschiedenen Empfehlungsbriefen seines Gönners Lorenzo dei Medici versehen, machte er sich auf und am 25. Juni 1496 langte der junge, nicht ganz 22jährige Künstler vor den Thoren der ewigen Stadt an, welche ihn bald zum gefeiertsten Bildhauer Italiens und der ganzen Welt machen sollte. Kurz nach seiner Ankunft wurde Michelangelo bei Cardinal Riario eingeführt, einem glänzenden Herrn,[1]) Freund von Spiel und Theater, im Bauwesen sehr erfahren, dabei reich und die Kunst eifrig fördernd, beim Volke sehr beliebt und ein großes Gefolge unterhaltend. Michelangelo hatte keinen schlechten Tausch gemacht. Wie gut er aufgenommen und vom Cardinal gleich in die Kunstthätigkeit eingeführt wurde,

1) Vgl. über ihn Reumont, Geschichte der Stadt Rom III. Bd. 2. Abt., S. 100 u. Pastor, Geschichte der Päpste 2. Aufl. III, S. 255. 277. 493. 532. 501 u. A.

schreibt er selbst im Briefe an seinen Gönner in Florenz am 2. Juli: „Erlauchter Lorenzo ꝛc. ! Vergangenen Samstag sind wir wohl erhalten hier angekommen und wir begaben uns sofort zum Cardinal von San Gorgo, dem ich Euren Brief überreichte. Mir scheint, derselbe habe mich sehr gern gesehen und er wollte, daß ich unverzüglich seine Figurensammlung betrachte; damit war ich nun den ganzen Tag beschäftigt, weshalb ich die anderen Briefe an diesem Tage nicht mehr an ihre Adresse abgeben konnte. Am Sonntag darauf verfügte sich der Cardinal in das neue Haus[1]) und ließ mich rufen. Nach meinem Erscheinen fragte er mich, was ich von seinen Schätzen, die ich gesehen, halte, worauf ich ihm meine Ansicht mittheilte. Meines Bedünkens sind sicher viele schöne Stücke darunter. Hierauf erkundigte sich der Cardinal, ob ich mir den Muth zutraue, etwas Gutes zu Stande zu bringen. So Großes könnte ich wohl nicht leisten, war meine Antwort, aber er möchte nur sehen, was ich fertig brächte. Wir haben nun ein Stück Marmor gekauft, um daraus eine Figur nach der Natur zu meißeln. Am nächsten Montag werde ich die Arbeit beginnen . . .“

Doch nicht lange war Michelangelo für Riario thätig; er fand andere Gönner und andere Arbeit.[2])

Damals stand in Rom noch die alte, konstantinische Basilika von St. Peter. Am linken Querschiff dieses altehrwürdigen Tempels war die Mauer durchbrochen und ein Zugang zu einem Nebengebäude, einer schönen Rotunde

1) Unter diesem neuen Palast ist die berühmte Cancellaria gemeint, „der Musterbau der ausgebildeten Renaissance“ (Springer), welche also um diese Zeit 1496 vollendet gewesen wäre, somit auch ein 400jähriges Jubiläum feiern könnte. Es wäre eine dankbare Aufgabe, die Geschichte dieses merkwürdigen Baues ausführlicher zu beschreiben.

2) Die bisherigen Nachrichten über den Künstler sind genommen aus: Vita di Michelangelo Buon. da Aur. Gotti. Florenz 1875 I. S. 7—17. Der angef Brief ist abgedruckt ibid. II, S. 32.

mit sieben Kapellen, welches am Anfang des 5. Jahrhunderts Kaiser Honorius als Mausoleum für sich hatte bauen lassen und wo er begraben wurde. Unter Papst Stephan II. wurde in diesen Rundbau auf Veranlassung des Frankenkönigs Pipin der Leib der hl. Petronilla vom Cömiterium der Domitilla übertragen, dadurch gewann die Kapelle große Verehrung und erfreute sich im Laufe der Zeit besonders bei den französischen Königen ausnehmender Gunst. Agnes von Poitiers wurde 1077 hier begraben, König Ludwig XI. machte derselben fürstliche Geschenke, stiftete zwei Benefizien und erneuerte 1471 den Altar der Heiligen, so daß von der Zeit an das Rundtempelchen geradezu den Namen capella de' re di Francia erhielt. Es erscheint ganz natürlich, daß bald darauf Jean Villiers de la Grolaye, französischer Botschafter, Abt von St. Denys und Gouverneur von Rom, welcher am 20. September 1493 auf Verwenden seines Königs Karl VIII. von Alexander VI. den Purpur erhalten hatte, gerade dieser französisch-königlichen Kapelle in der ewigen Stadt ein bedeutendes Monument hinterlassen wollte. Und dazu war der jüngst angekommene Michelangelo, den er jedenfalls bei und durch Riario kennen gelernt hatte, der rechte Mann. Er wurde also dazu ausersehen und vielleicht begannen die bezüglichen Verhandlungen bereits im Jahre der Ankunft des Künstlers, jedenfalls aber im darauffolgenden Jahre, denn es existirt ein Brief des Cardinals nach Lucca[1]) von 1497 betreffs Erwerbung eines geeigneten Marmorstückes. Es ergaben sich aber Schwierigkeiten, und so scheint der Beginn der Arbeit sich bis Ende des Jahres 1498 hinausgezogen zu haben, zu welcher Zeit ein Vertrag zwischen dem hohen Auftraggeber und dem Künstler folgenden Inhalts abgeschlossen wurde: „Jedem, der gegenwärtiges Schreiben liest, sei kund und zu wissen, daß Seine Eminenz der Car-

1) Bei Gotti l. c. II. S. 33.

dinal von St. Denys mit dem Meister Michelangelo, einem florentinischen Bildhauer, dahin übereingekommen ist, daß genannter Künstler ihm auf seine Kosten eine Pietà in Marmor machen muß, d. i eine Jungfrau Maria, bekleidet, mit dem Leichnam Christi im Arme, so groß, wie ein normaler Mensch ist, um den Preis von 450 Golddukaten in päpstlicher Münze; das Werk muß innerhalb eines Jahres, vom Tage des Beginnes an, vollendet sein; dafür verspricht Seine Eminenz die Zahlung in folgender Weise zu entrichten 2c." Da Michelangelo im Dezember 1500 nach Florenz zurückkehrte,[1]) so wird bis dorthin die Bestellung des französischen Cardinals ausgeführt und die herrliche Gruppe an ihrem Bestimmungsort, der obengenannten Kapelle der hl. Petronilla, aufgestellt gewesen sein.

Der Künstler hatte damit ein Werk geschaffen, „so schön und von solcher Vollkommenheit, sagt Gotti, daß eine wahre Frömmigkeit im Herzen erwacht, aber eine aufrichtige und heilige Liebe, denn heilig ist auch der Schmerz dieser Mutter, göttlich diese Glieder des geliebten Sohnes Jesus, auf dessen Antlitz der Tod in Wahrheit schön erscheint, mit verklärter Schönheit. Als Michelangelo von einigen getadelt wurde, als habe er die Mutter im Vergleich zum Sohn zu jugendlich dargestellt, rechtfertigte er sich einst seinem Freunde Condivi gegenüber auf folgende Weise: „Weißt du nicht, daß die keuschen Frauen sich viel blühender erhalten, als die nicht keuschen? Wie viel mehr eine Jungfrau, in welcher gar niemals die geringste sinnliche Begierde Platz fand, welche diesen Körper hätte alterirt? Dir will ich aber noch mehr sagen, daß es nämlich glaubwürdig ist, diese Frische und Blüthe der Jugend sei, abgesehen davon, daß sie sich auf diesem natürlichen Wege erhielt, auch durch göttliche

1) ibid. l. c. I. S. 22. Ueber diese Kapelle vgl. Bunsen l. c. II, 1, S. 131.

Wirksamkeit gefördert worden, um der Welt die Jungfräulichkeit und immerwährende Reinheit der Mutter zu zeigen. Beim Sohne war das nicht nöthig. Denn um darzuthun, daß der Sohn Gottes, wie es thatsächlich der Fall ist, einen menschlichen Leib angenommen habe, welcher mit Ausnahme der Sünde, Allem wie bei einem gewöhnlichen Menschen unterworfen ist, brauchte nicht durch die Gottheit die Menschheit verdrängt zu werden, sondern konnte letztere in ihrem gewöhnlichen Verlaufe und ihrer Ordnung belassen bleiben derart, daß das dem jeweiligen Alter Entsprechende auch in die Erscheinung trat. Du brauchst dich also nicht sehr darüber wundern, wenn ich mit Rücksicht darauf die seligste Jungfrau, die Mutter Gottes, im Vergleich zum göttlichen Sohne jünger dargestellt, als es ihr Alter nach gewöhnlicher Ordnung erwarten läßt, den Sohn aber in seinem Alter gelassen habe." Mit Recht führt Gotti weiter an, daß hier Gedanken ausgesprochen seien, welche bei einem kaum 20jährigen Jüngling unser Staunen erregen würden, „wenn dieser Jüngling nicht gerade derjenige wäre, welcher in so frühem Alter vollendet, wenn man nicht wüßte, jener Jüngling sei Michelangelo gewesen, welcher die Kunst zu gewaltiger Höhe emporführte, sowohl durch die Zeichnung als indem er dieselbe auf eine neue Größe der Gedanken erhob." Der genannte Biograph Buonarrotis erzählt ferner, was schon Vasari berichtet, daß einst lombardische Freunde bei dem Betrachten des Werkes in volle Bewunderung ausbrachen und der Künstler dabei vernahm, wie sie ihrem Landsmann Cristoforo Solari, genannt il Gobbo, die Urheberschaft zuschrieben. Deshalb habe er einst während der Nacht heimlich seinen Namen auf dem Gürtel, welcher um die Brust der Mutter Gottes geschlungen ist, eingemeißelt, was er sonst bei keinem seiner Werke mehr that.

Wegen des Baues der neuen Peterskirche ließ Julius II. die Kirche der hl. Petronilla wegreißen, da das linke Ende des Querschiffes vom neuen Dom noch deren Platz ein-

schließen sollte.[1]) Die Pietà mußte also wandern und kam in die gleich daneben befindliche, geradeso im Rundbau errichtete St. Maria della Febbre; 1626 kam sie sodann in die Kapelle des Chores neben dem linken Seitenschiff und zuletzt im Jahre 1749 in die Capella del Crocifisso gleich rechts vom Eingang, welche von dem Meisterwerk den Namen Capella della Pietà erhielt,[2]) dort bewundern wir noch heute das leider ungünstig aufgestellte Meisterwerk.

Alle Jahrhunderte waren einig im Lobe und in der Bewunderung dieser Gruppe. Vasari,[3]) ein zeitgenössischer Maler und Architekt, schildert sie folgendermaßen: „Es ist nicht zu denken, daß ein Bildhauer und noch so ausgezeichneter Künstler dem Werke noch etwas an Anmuth und Formvollendung, oder, auch wenn er sich größte Mühe gäbe, an Feinheit und Glätte hinzufügen und daß einer mit solcher Kunstfertigkeit den Marmor behandeln könnte, wie es Michelangelo hier gethan, denn da zeigt sich das ganze Können und die ganze Bravour der Kunst. Zu dem Vorzüglichsten daran gehört außer der wunderbaren Gewandung der todte Christus, und es gibt wohl keinen entblößten Körper von so kunstvoller Schönheit der Gliedmaßen, wie dieser, bei dem Muskeln, Adern und Nerven so schön über die Gebeine gelegt sind, und wohl kein Verstorbener sieht dem Todten ähnlicher wie er. Der Ausdruck des Gesichtes ist ein so ergreifend milder, die Lage und Verbindung der Arme, des Rumpfes und der Füße eine so harmonische, die Adern sind so schön gearbeitet, daß es in der That Bewunderung und Staunen erregt, wie die Hand des Künstlers in so kurzer Zeit dieses ganz wunderbar und eigenartig prächtige Werk

1) Siehe dazu den vergleichenden Plan der alten und neuen Vatikanischen Basilika bei Reumont, Geschichte der Stadt Rom III. Bd. 1 Abth.

2) Platner-Bunsen: Beschreibung der Stadt Rom II, 1. S. 183

3) Vasari: le vite etc., Firenze 1891 S. 523 f.

Wirksamkeit gefördert worden, um der Welt die Jungfräulichkeit und immerwährende Reinheit der Mutter zu zeigen. Beim Sohne war das nicht nöthig. Denn um darzuthun, daß der Sohn Gottes, wie es thatsächlich der Fall ist, einen menschlichen Leib angenommen habe, welcher mit Ausnahme der Sünde, Allem wie bei einem gewöhnlichen Menschen unterworfen ist, brauchte nicht durch die Gottheit die Menschheit verdrängt zu werden, sondern konnte letztere in ihrem gewöhnlichen Verlaufe und ihrer Ordnung belassen bleiben derart, daß das dem jeweiligen Alter Entsprechende auch in die Erscheinung trat. Du brauchst dich also nicht sehr darüber wundern, wenn ich mit Rücksicht darauf die seligste Jungfrau, die Mutter Gottes, im Vergleich zum göttlichen Sohne jünger dargestellt, als es ihr Alter nach gewöhnlicher Ordnung erwarten läßt, den Sohn aber in seinem Alter gelassen habe." Mit Recht führt Gotti weiter an, daß hier Gedanken ausgesprochen seien, welche bei einem kaum 20jährigen Jüngling unser Staunen erregen würden, „wenn dieser Jüngling nicht gerade derjenige wäre, welcher in so frühem Alter vollendet, wenn man nicht wüßte, jener Jüngling sei Michelangelo gewesen, welcher die Kunst zu gewaltiger Höhe emporführte, sowohl durch die Zeichnung als indem er dieselbe auf eine neue Größe der Gedanken erhob." Der genannte Biograph Buonarrotis erzählt ferner, was schon Vasari berichtet, daß einst lombardische Freunde bei dem Betrachten des Werkes in volle Bewunderung ausbrachen und der Künstler dabei vernahm, wie sie ihrem Landsmann Cristoforo Solari, genannt il Gobbo, die Urheberschaft zuschrieben. Deshalb habe er einst während der Nacht heimlich seinen Namen auf dem Gürtel, welcher um die Brust der Mutter Gottes geschlungen ist, eingemeißelt, was er sonst bei keinem seiner Werke mehr that.

Wegen des Baues der neuen Peterskirche ließ Julius II. die Kirche der hl. Petronilla wegreißen, da das linke Ende des Querschiffes vom neuen Dom noch deren Platz ein-

schließen sollte.[1]) Die Pietà mußte also wandern und kam in die gleich daneben befindliche, geradeso im Rundbau errichtete St. Maria della Febbre; 1626 kam sie sodann in die Kapelle des Chores neben dem linken Seitenschiff und zuletzt im Jahre 1749 in die Capella del Crocifisso gleich rechts vom Eingang, welche von dem Meisterwerk den Namen Capella della Pietà erhielt,[2]) dort bewundern wir noch heute das leider ungünstig aufgestellte Meisterwerk.

Alle Jahrhunderte waren einig im Lobe und in der Bewunderung dieser Gruppe. Vasari,[3]) ein zeitgenössischer Maler und Architekt, schildert sie folgendermaßen: „Es ist nicht zu denken, daß ein Bildhauer und noch so ausgezeichneter Künstler dem Werke noch etwas an Anmuth und Formvollendung, oder, auch wenn er sich größte Mühe gäbe, an Feinheit und Glätte hinzufügen und daß einer mit solcher Kunstfertigkeit den Marmor behandeln könnte, wie es Michelangelo hier gethan, denn da zeigt sich das ganze Können und die ganze Bravour der Kunst. Zu dem Vorzüglichsten daran gehört außer der wunderbaren Gewandung der todte Christus, und es gibt wohl keinen entblößten Körper von so kunstvoller Schönheit der Gliedmaßen, wie dieser, bei dem Muskeln, Adern und Nerven so schön über die Gebeine gelegt sind, und wohl kein Verstorbener sieht dem Todten ähnlicher wie er. Der Ausdruck des Gesichtes ist ein so ergreifend milder, die Lage und Verbindung der Arme, des Rumpfes und der Füße eine so harmonische, die Adern sind so schön gearbeitet, daß es in der That Bewunderung und Staunen erregt, wie die Hand des Künstlers in so kurzer Zeit dieses ganz wunderbar und eigenartig prächtige Werk

1) Siehe dazu den vergleichenden Plan der alten und neuen Vatikanischen Basilika bei Reumont, Geschichte der Stadt Rom III. Bd. 1 Abth.
2) Platner-Bunsen: Beschreibung der Stadt Rom II, 1. S. 183
3) Vasari: le vite etc., Firenze 1891. S. 523 f.

Wirksamkeit gefördert worden, um der Welt die Jungfräulichkeit und immerwährende Reinheit der Mutter zu zeigen. Beim Sohne war das nicht nöthig. Denn um darzuthun, daß der Sohn Gottes, wie es thatsächlich der Fall ist, einen menschlichen Leib angenommen habe, welcher mit Ausnahme der Sünde, Allem wie bei einem gewöhnlichen Menschen unterworfen ist, brauchte nicht durch die Gottheit die Menschheit verdrängt zu werden, sondern konnte letztere in ihrem gewöhnlichen Verlaufe und ihrer Ordnung belassen bleiben derart, daß das dem jeweiligen Alter Entsprechende auch in die Erscheinung trat. Du brauchst dich also nicht sehr darüber wundern, wenn ich mit Rücksicht darauf die seligste Jungfrau, die Mutter Gottes, im Vergleich zum göttlichen Sohne jünger dargestellt, als es ihr Alter nach gewöhnlicher Ordnung erwarten läßt, den Sohn aber in seinem Alter gelassen habe." Mit Recht führt Gotti weiter an, daß hier Gedanken ausgesprochen seien, welche bei einem kaum 20jährigen Jüngling unser Staunen erregen würden, „wenn dieser Jüngling nicht gerade derjenige wäre, welcher in so frühem Alter vollendet, wenn man nicht wüßte, jener Jüngling sei Michelangelo gewesen, welcher die Kunst zu gewaltiger Höhe emporführte, sowohl durch die Zeichnung als indem er dieselbe auf eine neue Größe der Gedanken erhob." Der genannte Biograph Buonarrotis erzählt ferner, was schon Vasari berichtet, daß einst lombardische Freunde bei dem Betrachten des Werkes in volle Bewunderung ausbrachen und der Künstler dabei vernahm, wie sie ihrem Landsmann Cristoforo Solari, genannt il Gobbo, die Urheberschaft zuschrieben. Deshalb habe er einst während der Nacht heimlich seinen Namen auf dem Gürtel, welcher um die Brust der Mutter Gottes geschlungen ist, eingemeißelt, was er sonst bei keinem seiner Werke mehr that.

Wegen des Baues der neuen Peterskirche ließ Julius II. die Kirche der hl. Petronilla wegreißen, da das linke Ende des Querschiffes vom neuen Dom noch deren Platz ein-

schließen sollte.[1]) Die Pietà mußte also wandern und kam in die gleich daneben befindliche, geradeso im Rundbau errichtete St. Maria della Febbre; 1626 kam sie sodann in die Kapelle des Chores neben dem linken Seitenschiff und zuletzt im Jahre 1749 in die Capella del Crocifisso gleich rechts vom Eingang, welche von dem Meisterwerk den Namen Capella della Pietà erhielt,[2]) dort bewundern wir noch heute das leider ungünstig aufgestellte Meisterwerk.

Alle Jahrhunderte waren einig im Lobe und in der Bewunderung dieser Gruppe Vasari,[3]) ein zeitgenössischer Maler und Architekt, schildert sie folgendermaßen: „Es ist nicht zu denken, daß ein Bildhauer und noch so ausgezeichneter Künstler dem Werke noch etwas an Anmuth und Formvollendung, oder, auch wenn er sich größte Mühe gäbe, an Feinheit und Glätte hinzufügen und daß einer mit solcher Kunstfertigkeit den Marmor behandeln könnte, wie es Michelangelo hier gethan, denn da zeigt sich das ganze Können und die ganze Bravour der Kunst. Zu dem Vorzüglichsten daran gehört außer der wunderbaren Gewandung der todte Christus, und es gibt wohl keinen entblößten Körper von so kunstvoller Schönheit der Gliedmaßen, wie dieser, bei dem Muskeln, Adern und Nerven so schön über die Gebeine gelegt sind, und wohl kein Verstorbener sieht dem Todten ähnlicher wie er. Der Ausdruck des Gesichtes ist ein so ergreifend milder, die Lage und Verbindung der Arme, des Rumpfes und der Füße eine so harmonische, die Adern sind so schön gearbeitet, daß es in der That Bewunderung und Staunen erregt, wie die Hand des Künstlers in so kurzer Zeit dieses ganz wunderbar und eigenartig prächtige Werk

1) Siehe dazu den vergleichenden Plan der alten und neuen Vatikanischen Basilika bei Reumont, Geschichte der Stadt Rom III. Bd. 1 Abth.
2) Platner-Bunsen: Beschreibung der Stadt Rom II, 1. S. 183
3) Vasari: le vite etc., Firenze 1891 S. 523 f.

hervorbringen konnte. Denn wahrlich, es ist wunderbar, daß ein ursprünglich formloser Stein solche Formvollendung erhält, wie sie die Natur kaum im Leben zu bilden vermag. . . . Und es gilt wirklich von der naturwahren Gruppe das Wort eines trefflichen Dichters:

> Bellezza ed onestate
> E doglia, e pietà in vivo marmo morte . . .
> Im Marmor lebend edle Pracht
> Und Frömmigkeit und Herzenskummer,
> Und weinet still und gebet acht,
> Damit er nicht vom Todesschlummer
> Schon jeßo vor der Zeit erwacht ꝛc."

Im 17. Jahrhundert beschreibt sie der Wegzeiger zu den wunderbarlichen Sachen der Stadt Rom mit diesen Worten: „Der sibend altar folgete im neuwen allerköstlichen chor, auf welchem altar hats die schöne und kunstreiche marmelsteinine bildnus unser l. Frawen, da sie Jesum Christum ihren allergeliebtesten Sohn, von dem kreutz abgenommen, hat auf ihre übergebenedeiten schos, nennens ein Vesperbild."

Im 18. Jahrhundert nennt sie der Verfasser der Roma antica e moderna im Jahre 1765: la bellissima statua della Pieta, obwohl damals noch blühende Barockzeit war. Und unser Jahrhundert ist mit dem Lobe ebenfalls nicht zurückgeblieben. Da ist vor Allem der Biograph der Peterskirche, Agostino Valentini, welcher in seinem großen zweibändigen Werke,[1]) Reflexionen über die Pietà anstellend, das Lob des Vasari ganz zum seinigen macht. Auch der Ansicht des Cicognara schließt er sich an, welcher sagt, „man bemerke in dieser Gruppe eine Anmuth der Ausführung, welche Michelangelo immer mehr abstreifte, als er sich in der Kunst sicherer fühlte und welche er dann, neue Bahnen betretend, ganz verließ und dafür die Ungebundenheit eines mehr gewaltigen und charakteristischen Stiles annahm." Aehn-

1) La patriarcale basilica Vaticana.

liche Gedanken bringt Platner[1]) zum Ausdruck: „Ueber dem Altar dieser Kapelle, schreibt er, steht die vortreffliche Gruppe der hl. Jungfrau mit dem todten Christus von Michelangelo, fast das einzige Werk von ausgezeichneter Bedeutung unter den Sculpturen der Peterskirche. Obgleich sie der Künstler bereits in seinem 25. Jahre verfertigte, so gehört sie doch unter seine vorzüglichsten Bildhauerarbeiten. Er hatte sich damals noch nicht von dem Typus der christlichen Kunst entfernt wie in seinem höheren Alter, und daher erscheinen hier der Heiland und die hl. Jungfrau ihrem Charakter angemessen. Der nackte Körper des Erlösers zeigt schon in diesem Jugendwerke des Meisters die ihm eigenthümliche Tiefe der Wissenschaft und obgleich der Stil der ganzen Gruppe etwas magerer als in seinen späteren Werken erscheint, so möchte sie doch manchem der letzteren vorzuziehen sein, die bei mehrerer Fülle und Großheit mehr Annäherung zur willkürlichen Manier verrathen." Der protestantische Theologe K. Hase[2]) schreibt in seinen brieflichen Erinnerungen an Italien: „Ich war überrascht, neben dieser unbedingten Richtung auf das Erhabene, die alle kleinen Mittel des Gefallens und meist die Schönheit selbst verschmäht, einen verborgenen, vielleicht nur mit gewaltiger Willenskraft beherrschten Sinn für das Zarte und Schöne zu finden. In der Peterskirche auf dem Altare der ersten Kapelle rechts steht eine sog. Pietà, eine Madonna mit dem Leichnam Jesu

---

1) Beschreibung der Stadt Rom II, Abt. 1, S. 182.

2) Die kunstgeschichtlichen Notizen Hase's in diesen Briefen vom Jahre 1830 dürfen allerdings nicht zu hoch taxirt werden, denn ein Mann, welcher vom Dom in Mailand sagt: „Nur die unteren Thüren und Fenster der Fassade erinnern etwas an einen römischen Kaiserpalast, sonst ist's ein rein deutscher, gothischer Bau" (S. 58) und welcher für die weltberühmte Certosa von Pavia nur die Bemerkung hat: „ein geschmackloser Prachtbau mit der höchsten Verschwendung kostbarer Steine" (S. 57), der dürfte doch nicht so ganz auf volles Kunstverständniß Anspruch machen.

[illegible] S. [illegible]

Reumont [1] [illegible]. Die Vereinigung des [illegible] und Grimm [2] [illegible] „Schönheit des Einzelnen, wunderbare Harmonie des Ganzen von allen Seiten [illegible]. Dieser [illegible] von Michelangelo. Die Neigung des Hauptes der hl. Jungfrau, das sich so traurig und so erhaben zum Sohne niederbeugt, das Haupt des Sohnes, das todt, erblaßt und mit müden Augen in ihren Armen ruht, die Behandlung des Manneskörpers, der daliegt, als wäre er durch den Tod wieder zum Kinde geworden, die [illegible] Vermischung des althergebrachten byzantinischen Typus und der edelsten Bestandtheile der [illegible] — ferner von Michelangelo wäre [illegible] die reinste Natur, deren Inneres und Äußeres in einander aufgehen." An dieses Lob schließt sich [illegible] an: „Es ist vielleicht die

1) Geschichte der Stadt Rom III Abt. 1, S. 424.
2) [illegible] S. 180.

vollendetste Gruppe der neueren Sculptur, echt plastisch gedacht, mit dem feinsten Liniengefühl aufgebaut, ebenso antik als modern, das ergreifendste Bild des Schmerzes ... Tod des Sohnes und Schmerz der Mutter sind nie ergreifender dargestellt worden; die antike Formenstrenge hat sich nie edler mit der christlichen Empfindung verbunden, und weder in der trauernden Mutter noch im dahinsinkenden nackten Christuskörper sind, ungeachtet der Naturwahrheit, die Schönheit und Anmuth der Formen irgendwie vernachlässigt."

Im Ganzen stimmte man somit immer darin überein, daß diese Jugendarbeit des Florentiners ein vorzügliches Werk ist. Ich gehe aber noch weiter und halte dafür, daß es sogar das schönste des unsterblichen Meisters sei.

Im kgl. Museum in Neapel fand ich im vergangenen Jahre in einem größeren Raume alle Werke unseres Künstlers zusammengestellt: Der bekannte David in Original, die übrigen Sculpturen des Meisters in guten Gypsabdrücken oder Marmorcopien, seine Gemälde in guten, großen Photographien. Hier ist wohl der beste Platz, um vergleichendes Studium über die einzelnen Stücke anzustellen, vorausgesetzt, daß man dieselben vorher im Original schon betrachtet hat. Bezüglich der Pietà hat man noch den besonderen Vortheil, daß sie hier sehr günstig aufgestellt ist und gut in Augenschein genommen werden kann. Wenn man in dieser Halle steht und die Arbeiten des Künstlers vergleicht, dabei sich vergegenwärtigt, was nach Form und Inhalt von einem Kunstwerk zu fordern ist und wie es seinem Zweck zu entsprechen hat, so wird man unschwer zur Ansicht kommen: die Pietà ist doch das schönste von allen diesen Werken. Bei den übrigen hindern nämlich, mit ganz wenigen Ausnahmen, vorzüglich zwei Dinge die volle Befriedigung: nämlich fürs Erste das einseitige Hervortreten von etwas Allgewaltigem, ich möchte sagen Gewaltthätigem, oder Stürmisch-Machtvollem und Ruhelosem, das wir in den Gestalten Gottes, auch der Engel, Propheten und Heiligen, selbst in

vielen Frauendarstellungen gewahren; sodann die vielen abstoßenden, ganz sinn- und taktlosen Nuditäten. Beides widerstrebt unstreitig dem wahren Geist der Kirche und des Christenthums. Nun waren aber Michelangelo's Arbeiten fast durchweg für die Kirche bestimmt, sollten also ihrer Zweckbestimmung gemäß fähig sein, den Geist der Kirche und des Christenthums in den Herzen gewissermaßen mitzubefestigen und zu verbreiten. Somit enthalten dieselben einen gewaltigen Widerspruch in sich, welcher ihnen großen Eintrag thut. Nicht so bei der Pietà! Mag man auch schon bei ihr wenigstens einen Anlauf zu jener neuen Manier herausfinden, welche der Künstler später mit einem gewissen Sport betrieben, im Ganzen ist sie doch noch eine aus ächt christlichem Geiste herausgewachsene, formvollendete und tiefergreifende Darstellung der seligsten Jungfrau mit dem Leichnam ihres göttlichen Sohnes. Während Michelangelo in seinen übrigen Werken der Künstler des Humanismus und zwar nicht immer nach dessen besseren Seite, und der Vater des Barockstiles geworden ist, zeigt er sich in der Pietà noch voll und ganz als Künstler der Kirche und des Christenthums, welcher die antike Ruhe und Formvollendung mit dem christlichen, tiefreligiösen Geiste des Mittelalters in wunderbarer Harmonie vereinigte.

LXV.

Ein Winter in Tübingen.

„So so, in Tübingen! Jetzt ist mir alles klar!“ soll ein Kapuziner ausgerufen haben, als ein Student nach Ablegung seines Sündenbekenntnisses auf dessen Frage, ob er denn bei den Türken oder bei den Wilden oder beim Militär gewesen sei, zur Antwort gab, daß er in Tübingen studiere. Dieses Bonmot, welches jedenfalls nicht vero, vielleicht nicht einmal bene trovato ist, kommt einem unwillkürlich in Erinnerung, wenn man das neueste Opus des reformirten Pastors Dr. theol. Adolph Zahn liest: „Ein Winter in Tübingen. Skizzen aus dem Leben einer deutschen Universitätsstadt und Mittheilungen aus Vorlesungen über die Thora Moses im Lichte der heiligen Schrift; mit zwei Beilagen: die Grundgedanken des Buches Hiob, Adresse an William Henry Green.“ Stuttgart, Hofbuchdruckerei Greiner & Pfeiffer. 1896 (223 S.).

Das Buch hat eine Vorgeschichte, welche seiner Zeit in Tagesblättern besprochen wurde, um bald der mehr oder weniger verdienten Vergessenheit anheimzufallen. Die Gewissensnoth, in welche viele Geistliche der evangelischen Landeskirche durch den Widerspruch zwischen der Tübinger protestantischen Theologie und den symbolischen Büchern, sowie der praktischen Berufsthätigkeit kommen und welche durch die Fälle Schrempf und Steudel eine grelle Beleuchtung erhielt, war dem Pastor der reformirten Gemeinde in Stuttgart tief zu Herzen gegangen. Von Gesinnungsgenossen aufgefordert, entschloß er sich, nachdem er in den letzten fünf Jahren über das Alte Testament fleißig moderne Kritik studiert, nach Tübingen zu gehen und dort Vor-

lesungen zu halten. Da er im Jahre 1871 von der Wiener evangelisch-theologischen Fakultät den Grad eines Licentiaten erhalten und im Jahre darauf in Marburg den Dr. theol. rite ac legitime durch Dissertation, Examen und Disputation mit der ganzen theologischen Fakultät sich erworben hatte, so glaubte er seine Habilitirung in Tübingen leicht bewerkstelligen zu können und wandte sich in diesem Sinne an die evangelisch-theologische Fakultät. Die Antwort derselben lautete dahin, daß in Tübingen ein Dr. theol. die venia legendi nicht habe; mit dieser Antwort kamen die Normen für Habilitirung in Tübingen. Nun bat Zahn die Fakultät um den Beweis, daß ein in seiner Art erworbener Dr. theol. das Recht der Vorlesungen in Tübingen nicht in sich schließe; zugleich erklärte er sich bereit, eine gelehrte Arbeit einzureichen und eine Probevorlesung zu halten, aber nur als formelle Einleitung. „Mit 61 Jahren kann man, nachdem man 36 Jahre im Amte war und ein gelehrtes fleißiges Leben geführt hat, nicht mehr das Risiko auf sich nehmen, abgewiesen zu werden“ (S. 6). Als die Fakultät nicht darauf einging, sondern ihm den Gegenbeweis zuschob, daß ein Dr. theol. in Tübingen das Recht zu Vorlesungen habe, wandte sich Zahn mit einem Gesuche desselben Inhalts an den akademischen Senat; er legte eine Liste seiner „rein gelehrten Schriften“ bei. Bei einer persönlichen Besprechung versicherte ihm der Rektor, daß er eine bestimmte Abweisung erfahren werde. Darauf zog er seine Eingabe zurück und wählte sich ein geeignetes Lokal im „Goldenen Ochsen“, stellte sich der Polizei vor und „empfing deren gnädigen Schutz“ (S. 11).

So kam Zahn jede Woche nach Tübingen und hielt im besagten Gasthofe seine theologischen Vorlesungen vor einem Zuhörerkreise von Anfangs etwa 70 Personen, von denen natürlich viele nur der Kuriosität halber gekommen waren. Bei fortlaufendem Beifall schmolz die Zahl der Getreuen mehr und mehr zusammen, und zwar nicht erst gegen Ende des Semesters, wo dies auch bei ordentlichen Professoren der Fall zu sein pflegt. Seine Erlebnisse, Gedanken und „Träume“ (S. 11) schildert Zahn im ersten Theile seines Buches.

Lyrisch-episch hebt des Pastors Sang an. „Die Morgen-

glocken in Tübingen wecken mich. Sie tönen mir mit jenem Reiz entgegen, den neue Glockenschläge noch immer für mein Ohr haben. Sie rufen in mir das mysteriöse Bild der Universitätsstadt hervor" (S. 8). Aber grau in grau malt sich dieses Bild im Geiste des Dr. Zahn ab und tragisch-ernst wird sein Ton. „Welche Todesschatten haben sich von ihr erhoben und haben sich zu einem dunklen Gewölk am Himmel von Kirche und Staat zusammengeballt, aus dem die Zornesmächte Gottes hervorbrechen müssen. Welche Stadt in Deutschland ist dieser an Frevelthat gegen die gewisse Wahrheit zu vergleichen! Und die Irrlehre geht ungehindert weiter." Wenn es wahr ist, daß die Häretiker in der Regel nicht dumme, aber wenig demüthige Leute waren, so darf sich Tübingen fast geschmeichelt fühlen, so als Bannerträger der Häresie dazustehen. Nach Zahns Auslassungen könnte man beinahe glauben, in Berlin, Halle, Leipzig, Gießen, Straßburg u. s. w. fließe die wonnesamste Orthodoxie von den Lippen theologischer Lehrer. Doch nein! Auch außerwürttembergische „Irrlehrer" bekommen gelegentlich eine Censur. „Mit guter eindringender Logik kann man viele Irrlehrer widerlegen. Sie (die Zuhörer sind angeredet) glauben nicht, was diese Geister für Widersprüche vertragen. Ein großer Theil von ihnen sind große Confusionäre. Neulich hat Beyschlag erklärt, daß nur die noch brauchbare Docenten für das Alte Testament seien, die in den Wegen Wellhausens gingen: er spricht wie überall so mit dem großen Haufen mit, denn er selbst hat kein Urtheil über das Alte Testament" (S. 45). Man erwartet, daß Zahn auch für Harnack ein Wort der Verdammung hat und diese Erwartung wird nicht betrogen. „Wohin auch die gute Stadt Stuttgart gekommen ist, beweist der Beifall, mit dem man den Irrlehrer Harnack, der der Kirche die tiefsten Wunden geschlagen hat, bei dem evangelisch-socialen Congreß begrüßt hat. Alles Schamgefühl ist geschwunden. Die Urtheilslosigkeit kennt keine Grenzen. Daß Harnack selbst kommt, ist bei ihm nicht verwunderlich. Neben ihm dann der vollendete Schwarmgeist Naumann, wie aus einem Buch der Reformatoren geschnitten" (S. 204).

Unerbittlich ist das Ketzergericht, welches gleich S. 3 noch im Rahmen des oben geschilderten Bildes über die Tübinger

evangelisch-theologische Fakultät abgehalten wird. „Weizsäcker lehrt, daß Jesus als Schwärmer in Jerusalem umgekommen ist, indem sich ihm seine frohen Erwartungen nicht erfüllten. Das Evangelium Johannis, das Zeugniß Gottes, ist eine Legende, die Apostelgeschichte, das zarte, duftige Gewächs des hl. Geistes, ist ein Roman. Dementsprechend ist das Gesetzbuch Gottes (Josua 24, 26) nach Grill eine bunte Composition von Lug und Trug, nach Gottschick die ganze Schrift ohne gesetzliche Auktorität (am Ende auch der Dekalog) und nach Häring das Opfer Jesu Christi, das Herz der Schrift, kein Genugthuungsopfer". In seinem „brüderlichen Wort an die hochwürdigen Prälaten der evangelisch-lutherischen Kirche Württembergs" gibt er auch dem Schüler Weizsäckers, Hegler, einen Treff; dieser „geht in seiner Einleitung ins Neue Testament so weit nach links, wie man in Tübingen nur gehen kann" (S. 27). Weizsäckers Uebersetzung des Neuen Testaments erhält S. 4 das Prädikat „angenehm", schlimm aber ergeht es seinem „Apostolischen Zeitalter", welches sonst als klassisches Buch bezeichnet zu werden pflegt. Prof. Schanz schreibt über dasselbe, nachdem er seine differirenden Anschauungen bezüglich fundamentaler Punkte hinlänglich hervorgehoben: „Ich halte es aber für meine Pflicht, zum Schlusse zu bemerken, daß namentlich die Darstellung der Lehre und Sitte, der Gebräuche und Einrichtungen mit so tiefer Kenntniß der hl. Schrift und so sicherer Hand entworfen ist, daß auch derjenige, welcher in vielen Dingen anderer Ansicht ist, für das Verständniß der hl. Schrift sich einen reichlichen Gewinn versprechen darf. Der Verfasser setzt biblisch wohl bewanderte Leser voraus, versteht es aber auch, diesen nicht bloß eine anziehende Lektüre, sondern auch vielseitige Förderung zu gewähren" (Tüb. Theol. Quartal-Schrift 1887, S. 499). Wie urtheilt aber Zahn über dieses Buch? Er erklärt es zwar für die „bedeutendste, ja die einzige Leistung der evangelisch-theologischen Fakultät", anerkennt auch, daß es im zweiten Theile brauchbare Partien enthält, sonst aber ist es „nichts als oberflächlicher Rationalismus, begleitet von einem erschreckenden Mangel von Logik" (S. 18). Denselben Mangel an „religiöser Logik" findet er auch bei Gottschick, „der das

Lutherlied tapfer mitsingen kann, obwohl ihm das ‚Herre Zebaoth‘ ein Spott sein muß.“

Wo die Meister mit solchen Prädikaten bedacht werden, kann es den Schülern nicht besser ergehen. Zahn traf zwei protestantische Repetenten, die beide seine Vorlesungen mieden, wie er glaubt, zum Theil aus Menschenfurcht, und schloß sich ihnen an. „Diese Repetenten wissen nichts von wahrer Theologie, aber sie sind von der Fakultät aufgefordert worden, Vorlesungen zu halten“ (S. 46 f.).

Zahn war in Tübingen ein „Straßenprediger“ (S. 37), unvermittelt schloß er sich dem nächsten Besten an, begann mit ihm ein Gespräch und gab seine Geistesblitze zum besten, die er nicht einmal alle in seinem Buche verzeichnet hat. Die Tübinger Straßen pflegen in gewissen Vierteln und zu gewissen Zeiten, die leider beide in der Mehrzahl sind, ziemlich schmutzig zu sein. Zahn fand hierin die Tübinger Theologie symbolisirt. Wenn er beim Schwaben „die feinen Formen gesellschaftlicher Sitte“ vermißt (S. 24), so mag ja wohl vieles daran richtig sein, allein aus der Art und Weise wie Zahn in den Vorlesungen mancher Professoren sich aufführte, könnte man einen schlimmen Begriff von den nordischen „feinen Formen gesellschaftlicher Sitte“ bekommen. Abgesehen davon, daß er den vortragenden Professor gar nicht um die Erlaubniß bat zuhören zu dürfen, was sonst in Tübingen ein nicht akademischer Bürger selbst bei einmaligem „Schinden“ zu thun pflegt, gestattete er sich während der Vorlesung (wie auch bei der akademischen Preisvertheilung) verschiedene zum Theil ziemlich laute Zwischenbemerkungen. „Flüstern“ heißt er's S. 14 etwas euphemistisch.

Besagte akademische Preisvertheilung, welche in Tübingen jedjährlich am 6. November stattfindet, schildert Zahn S. 24 f.: „Ich war in einer großen Versammlung stolzer, geschmückter Vögel, die an ihre junge Brut Preise austheilten. Ein alter Adler sang mit schon sehr umflorter Stimme das Lob und die Bedeutung der Versammlung.“ Die damalige Rede Weizsäckers, des Universitätskanzlers, war die akademische Antwort auf die unerquicklichen Verhandlungen, welche im selben Jahre in der württembergischen Abgeordnetenkammer geführt worden waren, und welche ebenso schwere als

in ihrer Verallgemeinerung ungerechte Vorwürfe gegen die schwäbische Landeshochschule geschleudert hatten. Staatsrath von Weizsäcker sprach von den Angriffen, welchen die evangelisch-theologischen Fakultäten ausgesetzt seien. Voll Lobes war er für die katholisch-theologischen Fakultäten, welche überall da, wo sie existiren, nicht bloß Zierden, sondern auch Stützen ihrer Kirche seien. Treffend waren seine Worte über die exponirte Stellung des akademischen Lehrers, der einer unerbittlichen Kritik seitens der akademischen Jugend gewärtig sein muß, einer Jugend, welche hohles Wesen so bald durchschaut, welche für wahre Würde, Geist und Gesinnung stets Verständniß hat, wenn auch ihr Urtheil nicht selten unreif ist, welche auch persönliche Eigenthümlichkeiten des Lehrers zum Gegenstand der Kritik und scherzenden Nachahmung macht, ohne daß die Hochachtung darunter Schaden leidet. Um dieses Privileg wird der akademische Lehrer am wenigsten beneidet und von „Aufsichtslosigkeit“ kann sonach kaum geredet werden. In jener „großen Versammlung stolzer geschmückter Vögel“ konnte man in den hintersten Reihen auch einen älteren Kauz mit reformatorischem Bewußtsein sehen, welcher bald in sich versunken da saß und auf die Worte des Redners lauerte, bald sich erhob in mächtigem Flügelschlage und seine Bemerkungen verlauten ließ.

Wie weit es die moderne protestantische Theologie in Kritik und Negation gebracht hat, ist bekannt und es läßt sich nicht leugnen, daß die Klagen Zahns berechtigt sind und traurige Thatsachen beleuchten. Doch berührt uns dies hier nicht, da mögen die eigenen Consuln zusehen. Man darf auch nicht, wie vielfach geschieht, katholischerseits gar zu sanguinische Hoffnungen an diese Decadence des Glaubensgehaltes und Glaubensbewußtseins innerhalb der protestantischen Kirche knüpfen, als ob in nicht gar ferner Zeit breitere Massen des protestantischen Volkes bei der katholischen Kirche das suchten, was ihnen die eigene nicht mehr zu bieten vermag. Dazu ist die mit der Muttermilch eingesogene und durch den fanatischen Eifer vieler Pastoren in Religionsunterricht, Kinderlehre und namentlich Confirmandenunterweisung gewöhnlich auf Lebensdauer gestärkte Abneigung gegen

Rom zu mächtig. Wie mancher liberale protestantische Theologe, dessen Doktrin im schneidendsten Gegensatze zur officiellen Kirchenlehre steht, accreditirt sich bei seinen Glaubensgenossen wieder durch ergiebige Deklamationen gegen „römische Finsterniß!"

Bei Zahn selber ist der Haß gegen Rom so groß als sein Abscheu vor den Irrgängen der neueren protestantischen Theologie. Dabei nimmt es sich etwas sonderbar aus, wenn ein preußischer Calviner den Beruf in sich fühlt und darin von manchen bestärkt wird, die württembergische evangelische Landeskirche in ihren Theologen und Predigern zu reformiren. „Der große Schaden der Kirche Württembergs ist der, daß sie in diesem Jahrhundert das Wort nicht gehabt hat, wie es die Schrift und die Reformation verstanden haben. Neben vielen kritischen Zerstörern hatten auch Beck und Oehler das Wort nicht. Beck war ganz im Gesetz befangen und hatte nichts von der freien Gnade verstanden und Oehler nichts von dem Opferbegriff des alten Testamentes. Hat man aber diesen nicht verstanden, dann hat man auch die Rechtfertigungslehre nicht verstanden." (S. 137.) Auch der protestantische Kapuziner Elias Schrenk, dessen Missionspredigten in Tübingen noch in lebhafter Erinnerung stehen und der namentlich auf ein praktisches Christenthum hindrang, auch er hat „das Wort" nicht, welches Zahn meint. „Einmal hörte ich Anklänge an die Rechtfertigungslehre bei dem methodistischen Treiber Schrenk: es that wohl, aber gleich darauf prügelte er wieder auf den Menschen mit seinen Fäusten los, hatte also keine Ahnung davon, daß der Mensch als Gottloser gerecht gesprochen wird, in sich selbst also völlig unfähig zu jeder Lebensthätigkeit ist, man also aus ihm nichts herausschreien und herauspressen kann . . . Das Geläufe zu Schrenk ist der Beweis der Urtheilslosigkeit der pietistischen Kreise . . . Schrenk befriedigt für unser Land das Bedürfniß einer religiösen Geißelung; ist sie geschehen, bleibt alles beim alten." (S. 137 f)

Aber ist denn in der heutigen kritischen Theologie alles schlecht und nichts recht, wie zu Askra in Böotien? „Die Zweifelsucht beherrscht alle Kritik und ihr frecher Genosse ist

die Spottsucht. Die Kritiker (mit wenigen Ausnahmen) waren Spötter von dem Juden Spinoza an bis zu Wellhausen. Spötter sind Siegfried, Stade, Cornill, Meinhold, oft bis zum rohesten Cynismus herabsteigend. Unser Zeitalter steht unter dem Zeichen der Frechheit bis zu dem gemeinsten Koth der Socialistenversammlung. Der Abfall ist auf die Höhe gestiegen" (S. 76). Eine wohlthuende Ausnahme machte die apologetische Schule Hengstenbergs und zur Zeit die Schule von Princeton in Amerika mit dem ehrwürdigen Green. S. 182 erklärt Zahn, daß er in Verlegenheit komme, wenn man ihn frage, wen von den Theologen der Gegenwart er noch am meisten empfehle. „Am besten sind noch meine eigenen Vettern Theodor Zahn und Adolf Schlatter, aber ich bin auch bei ihnen nicht ganz sicher. Den glänzenden Scharfsinn und die abgrundstiefe Gelehrsamkeit von Theodor Zahn bewundere ich, aber ich glaube er ist Synergist, wie alle modernen Theologen."

Man sollte glauben ein Mann wie Dr. Zahn, welcher so tief in den Zerfall der protestantischen Theologie und des evangelischen Kirchenthums hineinschaut und dessen unheilvolle Wirkungen so lebhaft beklagt, würde wenigstens das conservative Element, welches in der katholischen Kirche und ihrer Theologie noch als Sauerteig wirkt, anerkennen und als Bundesgenossen begrüßen gegen negative Kritik und Umsturz. Doch das heißt einem reformirten Pastor zuviel Unbefangenheit zumuthen, eine solche Erkenntniß dämmert nicht in einem harten Calvinerkopf, der in Nordlicht sich gebadet. Gegen die katholische Kirche ist sein Kampf ebenso gerichtet wie gegen die negative Theologie: „Aberglaube" einerseits und Unglaube andererseits sind seine Feinde. S. 13 spricht er von dem „großen furchtbaren Räthsel des ewigen Stillstandes, das auch in Roms starr gleicher Finsterniß vor den Füßen liegt. Immer dasselbe: so donnert auch der Aberglaube entgegen, immer dasselbe zwei Jahrtausende und wir haben Nationen darunter gezwungen und haben sie versteinert." Merkwürdig! S. 77 schließt er aus der Erhaltung des israelitischen Volkes trotz innerer Spaltungen, trotz Abgötterei und blutiger Katastrophen auf ein „übermenschliches conservatives Mittel," welches das Volk immer wieder aufrichtete und erneuerte, und er findet

dasselbe in der Thora Moses, der magna charta des Volkes. Warum macht er bei der katholischen Kirche, die doch auch durch viele Katastrophen hindurch ihren Bestand bewahrt hat, nicht einen analogen Schluß, der ihm mit einem Schlage das „furchtbare Räthsel“ löste? Lassen wir den „ewigen Stillstand“ und die „starr gleiche Finsterniß“, welche nur in Zahn's Kopf existiren, bei Seite und fassen nur die Thatsache des festen Bestandes der katholischen Kirche trotz Sturm und Wetter ins Auge. Muß man nicht auch da auf ein „übermenschliches conservatives Mittel“ schließen, auf ein „heiliges Salz des Lebens“, auf einen „inneren unwandelbaren Fels, der das Volk trägt?“

Das „Geheimniß“ der katholischen Kirche liegt eben darin, daß sie kraft göttlichen Beistandes „das Wort“ unverfälscht bewahrt hat und immerfort bewahrt. Aber in diesem Punkte ist Zahn kein „Durchbrecher“ (S. 12), sonst könnte er nicht schreiben: „Es ist nur ein wachsender Abfall bis zur völligen Barbarei und Verfinsterung des Papstthums. Der biblische Theologe steht aufs tiefste erschüttert da, wenn er die ergreifende Wahrheit erwägt, daß sich vielen Jahrhunderten der Geist und das Wort Gottes entzogen haben, so daß die besten Kirchenväter die Grundwahrheiten des Evangeliums nicht gekannt haben“ (S. 63). Gewiß, Herr Pastor, wenn dieser Satz richtig wäre, dann müßte der „biblische Theologe“ noch viel erschütterter dastehen angesichts von Bibelstellen wie Math 28, 20: „Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt“. Der Doktor Zahn weiß es natürlich besser, wie lange der Geist Christi bei seiner Kirche war, wann er sie im Stiche ließ und wann er sich wieder bei ihr einfand. „In dem schwersten Seelenkampfe ist endlich wieder in der Reformation die Wahrheit neu entdeckt worden. Eine neue Ausgießung des heiligen Geistes geschah, und in großem Consensus lehren alle Reformatoren.“ Nun, der rührende Consensus der Reformatoren ist so bekannt, daß wir darüber kein Wort zu verlieren brauchen. Es scheint, daß der heilige Geist auch von der neuen Kirche in Bälde sich zurück zog, sonst wären die Klagen Zahns über den Stand von Theologie und Kirche seit Mitte des vorigen Jahrhunderts unverständlich und ebenso seine Prophezeiung S. 203: „Wenn das Consistorium nicht auf-

richtig und ehrlich mit Tübingen bricht und Gott und seinem heiligen Worte die Ehre gibt, wird es von Schande zu Schande, von Niederlage zu Niederlage gehen, wie es heute steht; junge Pfarrer, Demagogen und Ultramontane werden die Kirche regieren und für ein römisches Weib eintreten, das Abgötterei treibt."

Das Heilmittel für die Schäden der protestantischen Kirche findet Zahn im Zurückgehen zu den Reformatoren. „Machen Sie sich frei von aller Abhängigkeit von Menschen und Lehren. Sie brauchen denen nicht zu glauben, die der Schrift nicht glauben — und zurück zu den Reformatoren." Es lebe die Logik! Also Unabhängigkeit von Menschen und Lehren und Abhängigkeit von den Reformatoren! Hält der Herr Pastor die Reformatoren etwa für Halbgötter? Und zu welchen Reformatoren soll man zurückgehen? Natürlich zu Calvin, der mit der Morgengabe der Infallibilität geschmückt ist. „Die Schriften Luthers und Calvins muß ein Theologe haben. Sie sind unerschöpflich. Während Luther noch in der Lehre vom Gesetz, vom Abendmahl, von der Ubiquität des Leibes Christi Fehler hat, ist Calvin fehlerlos: von Jugend an in allen Schriften der gleiche, unveränderliche Lehrer" (S. 180).

Wenn sich nun aber zeigen läßt, daß die böse Kritik, welche im Laufe der Zeit so unartig wurde, nicht eine Tochter des vorigen Jahrhunderts (S. 76), sondern weiter zurückzudatiren ist? Oder ist der Gedanke, einen kanonischen Brief als „Strohepistel" auszumerzen, erst im vorigen Jahrhundert aufgetaucht? Doch davon will Zahn nichts wissen. Diejenigen, welche gewohnt sind, in langen Tiraden die Reformation als die Geburtsstunde der Wissenschaft und Gewissensfreiheit zu preisen, werden erstaunen, S. 30 lesen zu müssen: „Wissenschaft und freies Denken war die evangelische Theologie nie und soll es auch nicht sein. Sie ist lediglich Gehorsam unter Gottes Wort." Der Calviner hat Recht. Von Gewissensfreiheit war in der Reformation keine Rede. Sein Meister Calvin, der zwar geniale, aber finstere und fanatische Glaubenstyrann, welcher durch seine ordonnances ecclésiastiques die Stille des Kirchhofs über das schöne Genf

verbreitete, welcher 1553 den Spanier Servede auf den Scheiterhaufen lieferte, hatte für „freies Denken" kein Verständniß. Aber der Schüler eines solchen Mannes kann nicht genug zetern über römische Finsterniß! Welcher Behandlung sich der calvinisirende Melanchthon von Seiten Luthers erfreute, zeigen die Worte, welche der schüchterne Schulmeister Deutschlands nach Luthers Tode aufathmend schrieb: tuli servitutem paene deformem. Auch auf Karlstadt war Luther wegen seiner abweichenden Ansicht bezüglich der Eucharistie nicht gut zu sprechen und nach dem Tode des allerdings extremen Stürmers sagte er, der Teufel habe ihn von der Kanzel weg geholt.

Den Leistungen der Tübinger katholisch-theologischen Fakultät läßt der bissige Zahn wiederholt alle Ehre widerfahren, aber nicht, ohne gleichzeitig an der katholischen Kirche zu nagen. „Weiter stieg ich nun ins Colleg zu Professor Schanz hinauf. Er hielt einen klaren, wohlthuenden freundlichen Vortrag und gefiel mir ausnehmend, mehr als viele andere, die ich gehört habe. Er sprach über den Spender der Sakramente und kam dann auf die intentio faciendi quod ecclesia facit. Alles sehr geschickt zur Unterweisung, doch lauter römische Nacht. Wer das lange nicht gehört hat, der ist wie von einer unheimlichen Zaubermacht überfallen" (S. 13). Auch ein kirchenrechtliches Colleg besuchte Zahn. „Einen hochalten Professor des katholischen Kirchenrechts hörte ich auch. Er hatte einen glücklichen Humor, indem er über das Recht der Klöster sprach. Die Flüchtlinge der Klöster werden eingetheilt in fugitivi und apostatae; die ersteren entfliehen nur, wenn sie die Collegen beim Bischof verklagen wollen und sind gelinde zu bestrafen, die andern sind die, die das Kloster ganz verlassen und dabei vielleicht noch im Hohn das Klosterhabit über die Mauer zurückwerfen können, solche sind mit schwerer Kerkerstrafe zu belegen. „Mit schwerer Kerkerstrafe?" flüsterte ich zu meinem Nachbar, „wie stimmt das mit dem modernen Recht überein?" Es war sehr gemüthlich mit anzuhören — aber wieder: welch ein Stück Mittelalter in unsrer Zeit! Und die Völker haben nicht die Macht, diese Bande zu sprengen. Die Universität ist in ihrer Majorität freisinnig — wie kann

das anders sein — aber welche Ohnmacht des Freisinns! Uebrigens ist es ein gerechtes Gericht, daß sich der völlig ausgelebte Liberalismus unter das Joch Roms beugen muß" (S. 14). Wie schrecklich! Man könnte meinen, Zahn hätte selber schon eine solche „schwere Kerkerstrafe" erdulden müssen und wäre zur Erhöhung der Qual mit einem liberalen Theologen zusammen eingesperrt gewesen. Etwas Derartiges hätte er in der That verdient für die Art und Weise, wie er die Ausführungen jenes „hochalten" Professors referirt d. h. entstellt. Es ist überhaupt von Zahn eine Anmaßung sonder gleichen, von einer einzigen Stunde aus, in welcher vielleicht gerade nicht die glücklichsten Partien behandelt werden, über die Disciplin, welche der betreffende Professor vertritt, sowie über seinen Standpunkt und seine Methode ein Urtheil zu fällen. Dies erinnert doch zu sehr an das Verfahren jenes Engländers, welcher zum ersten Male in einen deutschen Gasthof kam, dort zufällig einen Kellner mit rothen Haaren und stotternder Sprache traf, und dann in sein Tagebuch schrieb: die deutschen Kellner haben rothe Haare und stottern. Speziell beim Kirchenrecht ist zu bedenken, daß dieses Colleg zugleich eine Geschichte des Kirchenrechtes bietet und manche Partien heutzutage nur noch historisches beziehungsweise archäologisches Interesse haben, ob es die Canonisten im einzelnen Falle eingestehen oder nicht.

Hören wir, was Zahn über den Tübinger Kirchenhistoriker zu fabuliren weiß! „Doch hat Tübingen in Professor Funk einen Rest des Protestantismus bei den katholischen Professoren. Der Gelehrte sprach sehr fließend und hob eine Differenz mit Roms Aussprüchen in der Concilienfrage der alten Kirche hervor, die ihm scharfe, aber ungeschickte Angriffe, namentlich von Innsbruck gebracht hatte. „Noli Romam tangere, doch Sie sehen, meine Herren, ich bin noch am Leben." Offenbar ist Funk eine bedeutende glückliche Lehrkraft, aber warum bleibt man stehen?" Welche Confusion! Wie kann man denn von einem „Rest" des Protestantismus bei den katholischen Professoren reden? Ist der Protestantismus im allgemeinen oder bei den katholischen Professoren und Funk speciell das Frühere und der Katholicismus das Spätere? Professor von Funk behandelte

in jener Stunde das Synodalwesen des Alterthums (§ 67 seiner Kirchengeschichte. 2 Aufl. Rottenburg 1890) und zeigte die Unrichtigkeit der gewöhnlichen Berufungs- und Approbationstheorie. Das ist eine rein historische Frage und es liegt auf der Hand, daß das Dogma vom Primate, wenn anders man für geschichtliche Entwicklung noch einen Sinn hat, in keiner Weise lädirt wird. Von einer Differenz mit Roms Aussprüchen (Zahn meint natürlich Kathedralsprüche) kann hier gar keine Rede sein. In derselben Stunde sprach Funk auch vom Primate der römischen Kirche, wie er in der zweiten Periode des christlichen Alterthums besonders in der Stellung, welche die Legaten des Papstes auf den allgemeinen Synoden einnahmen und die in den canones 3—5 von Sardika deutlich zum Ausdruck kam (§ 66 seines Lehrbuches, vgl. § 22 über den Primat Roms in der ersten Periode). Aber davon läßt Zahn nichts verlauten, offenbar weil er darin keinen „Rest von Protestantismus" fand. Wie heißt man doch gleich ein solches Verfahren? Seine naseweise Frage, warum Funk „stehen bleibt", kann dem Pastor Funks Lehrbuch und jeder Schüler beantworten. Prof. Funk ist eben nicht das, wofür ihn Zahn hält, ein Semiprotestant, sondern ein katholischer Gelehrter, welcher von der Unhaltbarkeit des Protestantismus ebenso überzeugt ist als von der Wahrheit des Katholicismus, wenn er auch nicht gewillt ist, in Behandlung historischer Fragen sich durch Canonistensprüche gefangen nehmen zu lassen und die Geschichte nach Schul- und Lieblingsmeinungen darzustellen. Loofs bemerkt in seiner Rezension der ersten Auflage des Lehrbuches der Kirchengeschichte: „Auch an den entscheidenden Punkten der neuesten Kirchengeschichte zeigt sich, daß Funk auf dem Boden vatikanischer Orthodoxie stehen will", andererseits ist ihm dieses Lehrbuch „ein schwacher Anhalt für die Hoffnung, daß der deutsche Katholicismus noch nicht völlig rettungslos dem Jesuitismus verfallen ist" (Theol. Litztg. 1886 Sp. 439).

Viel erörtert wurde seiner Zeit die Rektoratsrede des in seinem Fache, der Chemie, namentlich als Systematiker ebenso bedeutenden als in den primitivsten philosophischen Begriffen schwachen Lothar von Meyer über die Weltanschauung vom Standpunkte der heutigen Naturwissenschaft. Seine philo-

sophischen und theologischen Schnitzer hätte ein Fuchs im ersten Semester widerlegen können. Einige Wochen darauf starb der überaus fleißige Forscher an einem Schlaganfall. Zahn kommt S. 23 auch darauf zu sprechen; sein guter Freund, der Flaschnermeister A. (nach S. 202 Albrecht) habe zu ihm gesagt: „Als ich von seinem Tode hörte, sagte ich: Gott hat ihn weggenommen, denn er hat sein heiliges Wort gelästert". Also ein Gottesgericht!

Im Allgemeinen findet Zahn, daß bei näherem Zusehen vieles von der Glorie verschwinde, mit der eine Universität sich selbst zu belegen gewöhnt sei. „Welche Vortragsweisen hört man, welche Organe vernimmt man! Es geht die Schwachheit bis zur Komik. Wie ist es möglich, daß man so noch dociren kann Der eine flüstert bis zum absterbenden Tone, der andere schluckt alle Worte in sich, der dritte spricht bei schönem reichem Material mit höchster Fistelstimme ... Daneben aber auch ausgezeichnete, klare, angenehme Vortragsweisen, Talente der Lehre und des Unterrichts, die den Studenten vorzügliches Material liefern. Eine solche Stunde ist auch dem alten Manne noch eine Unterhaltung und er kann sich von den Studenten mit den Worten verabschieden: ein sehr geschickter Mann. Es war ein Katholik. In diesen Fällen lernt man etwas ... Der Reiz, vor Studenten Vorlesungen zu halten, schwindet bald. Festhalten kann einen nur die Liebe zu dem großen Gegenstande, die Liebe zur Jugend, das Gefühl der Pflicht. Die Treue muß auch das öde Handwerkerthum überwinden und den Professor bemüht sein lassen, immer sich und sein Heft zu erneuern. Diese alten vergilbten Blätter, die man sieht, erinnern zu sehr an die Vergangenheit." (S. 21 f.)

In den praktisch-theologischen Mahnungen an seine Zuhörer geht Zahn wie ein Seminarregens ins casuistische Detail ein. „Sind Sie ungeschickt und formlos wie fast alle Schwaben, so machen Sie (beim Predigen) gar keine Gestikulationen, sondern lassen Sie die Hände ruhig auf der Brüstung liegen ... Lernen Sie eine richtige, bestimmte Aussprache, indem Sie die Consonanten scharf betonen und die Worte ausklingen lassen. In oratore omnia videntur. Achten Sie auf Ihre Kleidung, auf die Reinheit

Ihres Talars und auf die Reinheit Ihrer Hände, die Sie pflegen sollen mit Seife und Bürste. Wir haben zu taufen, Abendmahl auszutheilen, öffentlich die Hände zu bewegen. Haben Sie schlechte Zähne, so zeigen Sie keinen ausgebrannten Krater, wenn Sie den Mund öffnen, sondern gebrauchen Sie so bald wie möglich die modernen vollkommenen Mittel u. s. w." (S. 185 f.)

Zweifelsohne steht in Zahns Buch manch wahres und beherzigenswerthes Wort, es spricht daraus ein tiefgläubiges Gemüth, dem sein Christenthum Herzens- und Gewissenssache ist, aber nicht minder spricht daraus Eitelkeit, Arroganz, Haß, Uebertreibung. Manche Partien sind pathologisch interessant; er ist aber doch ein „sonderbarer" Theologe. Seiner Inconsequenz in vielen Punkten und der Unbilligkeit seines Urtheils dem Katholicismus gegenüber ist er sich offenbar nicht bewußt. In den Mittheilungen aus seinen Vorlesungen über die Bücher Mosis finden sich ebenfalls zum Theil treffende Beobachtungen. Aber auch hier hat ihm der Confusionsteufel Streiche gespielt, z. B. S. 87: „An den Exempeln lebendiger Geschichte hat er (Moses) das Volk ermahnen und im Glauben befestigen wollen. Auf Eines zieht er alles zusammen: die Furcht Gottes und den Wandel in seinen Geboten. Ist der Dekalog der Kern der Thora, so wird Mose besonders die zehn Gebote einschärfen. Das fünfte Gebot ist in der Geschichte Noah's, an Esau und den Söhnen Jakobs ins Licht gestellt, das sechste an Abel und Kain, das siebente an Sodom und Ruben, das zehnte an Lot, der sich gelüsten läßt und vor allem an Adam selbst." Daß er es nicht unterlassen kann, seine aphoristisch gehaltenen Bemerkungen mit Ausfällen auf die Gegenwart und ihren Jammer zu würzen, wundert einen bei Zahn nicht mehr. „Es herrschte allgemeine Wehrpflicht . . . Einjährig-Freiwillige gab es nicht. Man findet im Pentateuch keine Spur von politischen Parteien, obwohl auch hier überall die Eifersucht glühte, jedenfalls milderte der Mangel an Standesunterschieden den gegenseitigen Streit. Welch ein anderes Bild — die Gegenwart. Geheime Orden waren nicht vorhanden, alles war öffentlich. Gelübde ewiger Keuschheit galten als Thorheit. Die Gelübde waren beschränkt" (S. 159). Jedenfalls gab es

[illegible]

LXVI.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Czar ist wieder zu Hause, und trägt die [illegible] Erinnerungen an seinen Verkehr mit der französischen Republik. Die Monarchen-Begegnung in Breslau [illegible] Das Wort „Allianz" ist zwar [illegible] Paris [illegible] beiden Seiten [illegible] öffentlich vermieden worden. [illegible] die czarische [illegible] des „kostbaren Bandes", der Ausdruck jenes „tiefen Gefühls der Waffenbrüderschaft" [illegible] den französischen [illegible] zum Schlusse „die endgültige Weihe des Einvernehmens" zu [illegible]. Eine solche Verbrüderung bedeutet mehr als ein geschriebener Allianzvertrag für den einzelnen Fall; die Russen nennen sie „Herzensbund". Für jetzt wollen beide Theile den „Weltfrieden" aus guten Gründen. Insoferne konnte das conservative Hauptorgan in Berlin (vom 9. Oktober) sagen: „Anders geworden ist gar nichts". Aber — vielmehr Alles.

Oder mußte man nicht gerade zum Schlusse des gerauschvollen Reichs-Jubeljahres in den ergebensten Blättern lesen: „Deutschlands politische Führung in Europa", die „europäische Führerschaft des Reiches" sei verloren, „die vor-

herrschende Stellung in Europa" sei an Rußland übergegangen. „Wir fürchten", schrieb ein hochliberales Blatt über die Czaren-Reise, „die Russen sind nahe daran zu vergessen, daß den verschiedenen Mächten noch etwas Anderes übrig bleibt, als die ehrfurchtsvolle Freundschaft mit ihnen".[1]) Und in diesem Sinne äußert sich ein vornehmes russisches Blatt: „Das unerschütterliche französisch-russische Bündniß wird die Revanche-Partei in Frankreich, welche einen Krieg gegen Deutschland will, völlig in den Hintergrund schieben. Kraft dieser Allianz wird es aller Wahrscheinlichkeit nach niemals zu einem Krieg mit Deutschland kommen. Die praktische Lösung der russischen Fragen in Osteuropa und am Bosporus, sowie der französischen in Westeuropa und im mittelländischen Meere wird, wenn die Verbündeten einig sind, von selbst erfolgen. Diese Ideen sind höher, natürlicher und den Kräften der Verbündeten angemessener als die kleinliche Idee der Rache für den Krieg von 1870".[2])

Fürst Bismarck, wie er auch die Sache drehen und wenden wollte, war von den Ereignissen in Paris schwer betroffen. Er fühlte sich als Angeklagter, und nach seiner Gewohnheit, bei allen seinen Mißerfolgen die Hände in Unschuld zu waschen und Anderen die Schuld aufzubürden, trat er in seinem Hamburger Leibblatt mit einer Enthüllung auf, welche die ganze Welt in Erstaunen setzte, übrigens den nächsten Zweck hatte, seinen Nachfolger, Grafen Caprivi, als den Verbrecher an der russisch-preußischen Bundesgenossenschaft hinzustellen und ihn nun für die russisch-französische Verbrüderung verantwortlich zu machen. Was man sich in Berlin bei Hofe von dem Streiche der Bismarck'schen Rachsucht dachte, offenbarte der „Reichsanzeiger" mit

1) Aus der „Weserzeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 29. September d. Js.

2) Aus dem „Swjet" des Generals Komarow s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 13. Oktober d. Js.

aller Deutlichkeit, indem er dem Exkanzler das Verbrechen an der Bewahrung „strengster Staatsgeheimnisse“ vorwarf. Allerdings handelte es sich in Wirklichkeit um einen Vertrag, der zwischen den beiden Mächten nicht nur auf Grund mündlicher Vereinbarung, sondern schriftlich vollzogen war, und dessen Geheimhaltung beiderseits förmlich verbürgt wurde. In seiner Erwiderung auf die Strafrede des „Reichsanzeigers“ wagte der Mann im Sachsenwald den höhnischen Wunsch auszusprechen: daß lieber gleich die „volle Veröffentlichung“ des Vertrags erfolgen möge.

Die Bismarck'sche Enthüllung über die sogenannte „Rückversicherung“ hatte gesagt: „Schon in Skierniewice, also sehr bald nach dem Thronwechsel und dem Ausscheiden Gortschakow's, war das gute Einvernehmen der deutschen und der russischen Politik hergestellt und blieb in dieser Verfassung bis 1890. Bis zu diesem Termine waren beide Reiche im vollen Einverständniß darüber, daß wenn Eines von ihnen angegriffen würde, das andere wohlwollend neutral bleiben solle, also wenn beispielsweise Deutschland von Frankreich angefallen wäre, so war die wohlwollende Neutralität Rußlands zu gewärtigen und die Deutschlands, wenn Rußland unprovocirt angegriffen würde“. Dieses Einverständniß habe von 1884 bis 1890 bestanden, sei aber nach der Entlassung Bismarck's nicht erneuert worden. Diese Weigerung Caprivi's wird in der weiteren Anschuldigung Bismarck's der Hinneigung zur Verständigung mit England und dem Liebäugeln mit dem Polenthum zugeschrieben. Nach anderer glaubwürdiger Nachricht aber soll der neue Kanzler, ein ehrlicher Mann ohne Falsch und Tücke, erwidert haben: „Deutschland werde diese complicirte Politik nach zwei Seiten hin nicht fortsetzen, sondern sich einfach auf sein Dreibundsverhältniß beschränken“.[1]) Selbst ein

1) Mittheilung an die Wiener „Neue Freie Presse“ s. Münchener „Allgem. Zeitung“ vom 28. Oktober d. Js.

ausgesprochenes Bismarck-Blatt, die „Allgemeine" in München, schüttelt bedenklich den Kopf über die neueste Enthüllung seines Abgottes:

„Wir beklagen, daß die ‚Hamburger Nachrichten' gerade den intimsten Feinden des Fürsten Bismarck Gelegenheit gegeben haben, in den klerikalen Zeitungen unter frommem Augenaufschlag zum Himmel über die traditionelle Doppelzüngigkeit der preußischen, insbesondere der Bismarck'schen Politik zu zetern. Man tritt dagegen auf, allein etwas bleibt ja immer hängen, was nicht der Einigkeit und der Kraft des Reichs zugute kommt. Wir beklagen endlich, daß die Redaktion in Hamburg einen Schritt unternommen hat, welcher von einstweilen nicht übersehbaren Folgen auf dem Gebiet der auswärtigen Politik begleitet ist." [1])

Die Enthüllung des Geheimnisses schlug allenthalben wie ein Blitz aus heiterem Himmel ein, namentlich in Oesterreich. In der Verlegenheit will man nun neuestens aus Friedrichsruh glauben machen, daß den Contrahenten des Vertrags ein anderer als ein englischer Angriff auf Rußland kaum vorgeschwebt haben könne, namentlich kein Angriff von Seite Oesterreichs, welches sicher zuvor mit Deutschland sich besprochen hätte. Allerdings wäre eine solche Besprechung, schon in Erinnerung an die russische Kriegsdrohung von 1879, von Seite Deutschlands zu erwarten gewesen, während eine Bedrohung Rußlands durch England nicht im Entferntesten in Aussicht stand. Die ganze Situation drehte sich ausschließlich zwischen Rußland und Oesterreich. Von England hätte nur nebenbei die Rede seyn können, um die Zweideutigkeit zu bemänteln.

„Die Geheimhaltung," hatte das Hamburger Leibblatt erklärt, „war für Deutschland und den Dreibund kein Bedürfniß, sondern erfolgte lediglich auf russischen Wunsch."

1) Leitartikel der Münchener „Allg. Zeitung" vom 1. November ds. Js.

Nach bestimmten Nachrichten aus Rom soll aber bezüglich Italiens eine Ausnahme von dem Geheimniß gemacht worden seyn. „Der russisch-deutsche Neutralitätsvertrag war für die italienische Regierung kein Geheimniß.“[1]) Allerdings ist auch der Specialvertrag, mit welchem Italien in den Dreibund eintrat, noch immer ein Geheimniß und trotz allen Andringens der Opposition in der Kammer niemals bekannt gegeben worden. Wenn es sich in dem Geheimvertrag um die Parteinahme gegen England gehandelt hätte, dann hätte man in Berlin alle Ursache gehabt, gerade Italien gegenüber geheim zu thun. Dagegen ließ man Oesterreich auf dem Glauben an das Spiel mit offenen Karten in dem Dreibund, und deshalb erschien der deutsch-russische Neutralitätsvertrag in der österreichischen Presse als ein für unmöglich gehaltenes „Doppelspiel“, und selbst das deutschliberale Hauptblatt sprach von einem durch den Fürsten Bismarck „gegen den Dreibund geschleuderten Sprenggeschoß.“[2]) Und das war allerdings veranlaßt, denn unter der Macht, von welcher Rußland „unprovocirt“ angegriffen werden könnte, war Niemand anders als Oesterreich zu verstehen wegen der Anmaßung der russischen Politik in den Balkanländern, die Bismarck bekanntlich stets als eine Provokation nicht angesehen haben wollte.

Jedenfalls erscheint durch den deutsch-russischen Geheimvertrag von 1884 die Gründung des Zweibundes mit Oesterreich im Jahre 1879 als ein erschlichener Nothbehelf für den allmächtigen Kanzler in Berlin. In einem neuerlich veröffentlichten Briefe desselben an seinen Monarchen vom 31. Juli 1877 aus Anlaß der russischen Niederlage vor Plewna war die Hoffnung ausgesprochen, daß „für die Politik Sr. Majestät wenigstens Eine Hoffnung schon gereift

1) Aus Rom in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ vom 29. Oktober d. Js.

2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 27. Oktober d. Js.

zu seyn scheine, die der richtigen Würdigung der deutschen Freundschaft in der öffentlichen Meinung Rußlands." Der Kanzler schmeichelte dem alten Herrn, daß der „Drei-Kaiser-Bund", unter seiner Führung, „dem Kaiser Alexander freie Bahn und dem übrigen Europa den Frieden erhalten werde."[1]) Aber schon zwei Jahre später, nach dem Berliner Congreß, zog der Kanzler ganz andere Saiten auf. In drei persönlichen Briefen an Kaiser Wilhelm I. verlangte der Czar aus Anlaß der Berichtigung der bulgarischen Grenze bei Novibazar, daß „der deutsche Vertreter in der Commission immer thun müsse, was der russische Vertreter wolle und verlange", mit der Drohung, daß „dies die Voraussetzung für das fernere Fortbestehen des Friedens zwischen beiden Völkern sei." Trotz des bekannten Sträubens Kaiser Wilhelms eilte der Kanzler, unter dem Vorwand solcher Beleidigung, nach Wien, wo der deutsch-österreichische Zweibund abgeschlossen wurde. Bismarck hatte dem österreichischen Minister unter Anderem gesagt: „Ein französisch-russisches Bündniß sei im Werke oder gar bereits abgeschlossen."[2])

Noch drei Jahre vor dem wirklichen Auftauchen dieser russisch-französischen Annäherung veröffentlichte ein Russe eine Broschüre unter dem Titel: „Wie der Herzog von Lauenburg die russisch-französische Freundschaft zu Stande brachte". Die Schuld wird dem Fürsten Bismarck zugeschoben, weil

---

1) Das Schriftstück konnte kurz vor den Enthüllungen des Hamburger Leibblattes der Bismarck-Biograph Horst Kohl in demselben veröffentlichen.

2) Dieser Mittheilungen hat vor Kurzem Professor Oncken zu Gießen in einer Rede erwähnt, die von verschiedenen Blättern mit der Bemerkung wiedergegeben wurden, „die Verantwortlichkeit für die Richtigkeit müsse man dem Herrn Professor überlassen." Indeß rührten sie von dem Fürsten Bismarck selbst her, und wurden sie aus dem Buche Hans Blum's: „Das deutsche Reich zu Bismarcks Zeit" unter Anderem von der „Augsburger Postzeitung" vom 18. November 1893 abgedruckt.

er Rußland zur Aburtheilung vor den Berliner Congreß stellen und ohne entsprechende Entschädigung ließ:

„Man sprach es nicht aus, aber man erwartete von dem mächtigen Deutschland dieselben Dienste, die Rußland ihm so oft, besonders aber 1870/71, erwiesen hat. Es war nicht eine einfache Neutralität, die man erwartete, sondern eine Neutralität, die es hindern sollte, daß Rußland die Erfolge der gewonnenen Siege verloren gingen, wenn die Gegner Rußlands Einspruch erheben sollten; man erwartete von Deutschland eine Haltung, die eine Intervention, von welcher Seite sie auch kommen mochte, ausschließen sollte.“

„So machte sich eine starke Irritation gegen Bismarck geltend: ‚Was nützte uns die Freundschaft Deutschlands, was nützte es uns, daß wir unzähligemale treu zu Deutschland hielten und besonders 1866 und 1870/71 bewaffnete Neutralität zu seinen Gunsten wahrten, wenn es uns heute im Stiche läßt? Ein energisches Auftreten Deutschlands gegen die Idee des Congresses würde diese Schmach von Rußland abwenden. Wer würde sich denn dem Machtworte Bismarck's nicht unterwerfen?‘

Die Sprache, die Bismarck auf dem Congresse halten sollte, wäre, von allen diplomatischen Floskeln entblößt, folgende: Den Opfern gegenüber, die Rußland gebracht hat, ist der Vertrag von San Stefano angemessen. Es steht Jedem von Ihnen, meine Herren, frei, den Vertrag zu sanctioniren oder nicht, aber Deutschland wird es nicht zugeben, daß irgend eine Macht, wer sie auch sei, Rußland an der Ausführung dieses Vertrages hindern sollte. Der Congreß ist geschlossen.“

„Aber das wäre ja eine Intervention Deutschlands zu Gunsten der Orient-Politik Rußlands? Ganz richtig! Wo hätte denn sonst Deutschland Gelegenheit, Rußland seine ‚tiefgefühlte Dankbarkeit‘ für die Dienste von 1866 und 1870 zu bezeigen?“[1])

Sieht das nicht so aus, als wenn Fürst Bismarck das Versäumniß durch den jetzt enthüllten Vertrag und die Aner-

1) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 22. August 1890.

kennung des „unprovocirten Angriffs" habe gutmachen wollen? Was hätte aber Oesterreich dazu gesagt? Nach dem Zusammenbruch der Bismarck'schen Herrschaft war als Beweggrund des Fürsten zur Schöpfung des deutsch-österreichischen Bündnisses, des nachmaligen Dreibundes, nebst den russischen Anmaßungen, auch die Möglichkeit angegeben worden, daß es zu einer russisch-österreichischen Verständigung kommen könnte „ohne Deutschland und selbst gegen Deutschland, und daß zu einer solchen Verständigung Frankreich leicht der Dritte im Bunde seyn würde." Habe ja doch Rußland selbst durch einen geheimen Vertrag (in Reichstadt 1876) Bosnien und die Herzegowina an Oesterreich preisgegeben.[1]) Dennoch blieb Oesterreich den Verpflichtungen des Dreibundes treu, während der deutsche Kanzler, unmittelbar nach dem lautlosen Erlöschen des von dem alten Kaiser Wilhelm geträumten Drei-Kaiser-Bundes, mit dem Nachfolger des ermordeten Czaren den geheimen Vertrag mit Rußland abschloß, welcher dem verbündeten Oesterreich geradezu in's Gesicht schlug.

Kurz nach dem Kanzlerwechsel in Berlin brachte das Hamburger Leibblatt einen offenbar von Bismarck herrührenden Artikel, welcher in Wien Aufsehen erregte. Deutschland wurde darin als „Vormacht im Dreibund" bezeichnet, und bezüglich der russischen Wühlereien in Bulgarien auseinandergesetzt: man brauche Rußland nur zu gewähren, was es auf dem Balkan wünscht und verlangt, um der Gefahr russischer Angriffspläne vorzubeugen; warum wolle man nicht den Russen, was sie auf kriegerischem Wege erstreben, freiwillig geben, um es zu verhalten, Friede und Ruhe zu wahren. „Feige und entwürdigende Logik": schrieb ein Wiener Correspondent an den „Pesther Lloyd".[2]) Indeß hatte diese Logik in der Berliner Presse bereits Eroberungen

---

1) „Fürst Bismarck und Rußland" s. „Allgem. Zeitung" vom 16. August 1890.

2) Wiener „Vaterland" vom 22. Juli 1890.

gemacht. Bismarck war noch im Amt, als die ihm nahestehende „Post“ in der Besprechung einer Schrift des italienischen Senators Jacini bemerkte: derselbe hätte besser gethan, anstatt des isolirten Duells zwischen Deutschland und Frankreich die weit bessere Idee zu empfehlen, „der russischen Politik durch ein Einverständniß des continentalen Westeuropa die Wege nach Asien und der Balkan-Halbinsel freizumachen.“ Darauf erwiderte das conservative Organ in Wien:

„Für uns hat das Bündniß mit Deutschland nur den Einen Zweck: einem Duell vorzubeugen, dessen Ausgang nicht unbedingt in unserer Hand liegt und welches, wenn die Waffen gegen uns entscheiden würden, zum Glück für uns, zweifellos auch eine Gefahr für das Deutsche Reich wäre. Darin also und nur darin liegt der erste Grund, der für Bismarck ein Sporn war, unsere Freundschaft zu suchen. Ein zweiter lag, nicht für uns, sondern ebenfalls für Bismarck in der Bundesgenossenschaft gegen Frankreich. Und zweifellos ist auch noch ein Drittes für ihn maßgebend gewesen: Der jetzige Friedensbund soll uns abhalten, in unserer Isolirtheit das gar nicht unmögliche Bündniß mit Rußland zu suchen. Die ‚Post‘ aber möge sich kurz gesagt sein lassen, daß für uns Oesterreicher der Dreibund keinen Pfifferling werth sein würde, sobald im Deutschen Reiche ernst zu nehmende Politiker daran denken könnten, den Frieden mit dem Czarenreiche damit zu erkaufen, daß man den Russen den Weg in die Balkanländer frei macht.‘ [1])

Der jetzt enthüllte deutsch-russische Vertrag von 1884 ist nun nach dem Rücktritt Bismarck's erloschen. Sein Nachfolger hat die unehrliche Geheimthuerei hinter dem Rücken des Verbündeten im Dreibund nicht auf seine Verantwortung übernehmen wollen. Aber die grundsätzliche Anschauung des Gründers dieses Bundes wirkt fort. Sogar jetzt, nachdem es sich um Seyn oder Nichtseyn des osman-

---

1) Wiener „Vaterland“ vom 2. September 1888

ischen Reiches handelt und allen Mächten die Weltfrage des Jahrhunderts aufgezwungen ist, verlautet aus Berlin immer wieder das peinliche Wort: „man habe im Orient kein Interesse". Zwar hat sich das Reich beeilt, sich den Russen neben Frankreich „auf dem Wege nach Asien" anzuschließen. Aber in den türkischen Wirren hat es den Dreibund von Anfang an zu einer Sonderstellung gegen England angeführt und Rußland zum Herren der Lage machen helfen. Dieser Bismarck'sche Geist wirft heute noch seinen Schatten auf den Dreibund, für den ohnehin das verunglückte Italien kaum mehr zu rechnen ist Einmal während der Dauer des geheimen „Rückversicherungs-Vertrages" hat zwar verlautet, daß von Berlin aus eine Abgleichung zwischen Oesterreich und Rußland versucht worden sei, allein man mußte erfahren, daß das Czarthum rücksichtslos — das Ganze verlange. Die „Kölnische Zeitung" berichtete gegenüber dem russischen „Graschdanin" über diesen Zwischenfall:

„Der Gedanke, daß sich Rußland und Oesterreich in ihre Einflußsphären auf der Balkan-Halbinsel theilen müßten, sei nicht nur von Bismarck mehreren hochgestellten Persönlichkeiten gegenüber geäußert worden, sondern er bilde seit Jahren und noch heute das amtliche Programm der deutschen Politik, soweit sich letztere überhaupt um die Balkan Halbinsel bekümmert. Das russische Blatt überschätze nur das Maß dieses Bekümmerns. Bulgarien bleibe für Deutschland immer noch ‚Hekuba'. Wenn Deutschland allerdings über eine billige Lösung der Balkan-Verhältnisse gefragt würde, so würde es ohne Zweifel eine Verständigung dahin empfehlen, daß Serbien innerhalb der österreichischen und Bulgarien innerhalb der russischen Einflußsphäre belassen werden. Diesen Rath habe Deutschland auch bereits seit etwa einem Jahrzehnt der russischen und der österreichischen Regierung ertheilt, bei keiner von beiden aber Anklang damit gefunden. Noch heute gelte diese Lösung bei den entscheidenden Politikern in Deutschland für eine vernünftige. Dieselbe einem der beiden Betheiligten aufzuzwingen, liege aber der deutschen Politik fern. Deutschland würde es

gerne sehen, wenn Rußland und Oesterreich sich mit einander verständigten, könne es aber auch ruhig mit ansehen, wenn das nicht geschieht." [1])

Allgemein ist anfänglich an der Aechtheit der Bismarck'schen Enthüllung gezweifelt worden. Man brauchte sich auch nur an die Zeit zu erinnern, während welcher der famose Vertrag bestanden haben sollte. Bald die „zwei Eisen im Feuer", bald der „abgerissene Draht", das Verbot der Aufnahme russischer Anlehen bei den Berliner Banken, die Verwahrung gegen alles Rußland gefällige „Nachlaufen", fortgesetzter Lärm über die Anhäufung russischen Militärs an den preußischen Grenzen, in weiten Kreisen die Ueberzeugung, daß spätestens im Jahre 1892 der „Krieg nach zwei Fronten" ausbrechen werde: wer konnte da an einen solchen geheimen Vertrag mit Rußland unter Preisgebung des verbündeten Oesterreich glauben? Und doch war es so. Was sollte aber gerade jetzt mit der Veröffentlichung durch Bismarck bezweckt werden? Nun, es ist deutlich genug gesagt: den Caprivi treffe die Schuld an der lärmenden Verbrüderung zwischen der russischen Autokratie und der französischen Bourgeoisie-Republik. In Wahrheit war noch ein Höherer gemeint, und Kaiser Wilhelm wird an die satanische Rachsucht denken, wenn er betet: sed libera nos a malo.

Noch bevor Caprivi in Danzig das neue „Europäische Gleichgewicht" gefeiert hatte, erinnerte das preußisch-conservative Hauptorgan in Berlin an die erwähnte Kriegsdrohung des Czaren Alexander II. von 1879, und datirte von da an „den in Rußland elementar gegen Deutschland aufflammenden Haß." Schon damals, also noch in der Aera Bismarck's, sei die alliance franco-russe in das Programm jedes national denkenden Russen übergegangen, „ein Programm, dessen wesentlichster ausschlaggebender Paragraph wie anno 1843 lautete: et puis nous pincerons la Prusse." [2])

---

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 25. November 1888.

2) Eine Anekdote erzählte nämlich, daß damals der Großfürst Michael Paulowitsch mit der bekannten Großfürstin Helene über die Vortheile einer engen Verbindung mit Frankreich gesprochen

Seit dem, für angestiftet gehaltenen, Eisenbahnunfall von Borki, meinte das Blatt, sei der verstorbene Czar von der unausrottbaren Verfeindung seines Volks mit dem Preußenthum überzeugt geworden:

„Seit Borki scheint das Compromiß mit der Nation geschlossen. Sie enthält sich fernerer Attentate, darf dafür mit den Fremden endgültig aufräumen und bekommt durch die ungeheure militärische Aufrüstung Rußlands zu Lande wie zur See die Gewähr, daß die Zukunft den Versuch bringen werde, auch außerhalb Rußlands den panslavistischen Gedanken in seinen fingirten nationalen Grenzen zur Verwirklichung zu bringen. Es ist ein systematisches Vertrösten auf die Zukunft, wenn auch offiziell das Ziel abgeleugnet wird. Insgeheim wird es begünstigt, und es gibt schwerlich jemanden in Rußland, der an der Realität solcher Pläne zweifelt. Erst als die Ausstellung so gut wie beendet war, trat die neue Phase der politisch immer engeren Annäherung an Frankreich ein, weil man die Kraft nicht hatte, den immer höher gesteigerten nationalen Ansprüchen zu genügen. Wenn dabei die Regierung in Hinblick auf jenes ‚et puis nous pincerons la Prusse‘ jetzt die nationalen Wünsche durch die jüngst vollzogene Annäherung an Frankreich gekrönt, und Kaiser Alexander III. in der Rhede von Kopenhagen auf den französischen Kriegsschiffen dem Boden Frankreichs seine Visite abgestattet hat, noch bevor Carnot die russischen Schiffe begrüßt, so sehen wir darin ein Zeichen nicht der Stärke und Unabhängigkeit der russischen Regierung, sondern die vollzogene Capitulation des Czaren vor der ihn drängenden öffentlichen Meinung. Er glaubt zu schieben und er wird geschoben — wohin es ihn trotz seiner persönlichen Friedensliebe weiter treiben wird, und ob man ihn dazu bewegen wird, zu versuchen, ob die Preußen sich ‚kneifen‘ lassen, können wir natürlich nicht vorhersagen.“ [1])

und die Hoffnung ihres endlichen Zustandekommens mit dem Beisatz ausgedrückt habe: „und dann werden wir Preußen kneifen.“

1) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 24. Oktober 1893.

LXVII.

Zur Würdigung des Dichters Guido Görres

ist in Luxemburg als Schulprogramm eine Abhandlung erschienen, die an diesem Ort mit aller Anerkennung verzeichnet zu werden verdient. Herr Dr. J. Meyers, Professor am großherzogl. Progymnasium in Echternach (Luxemburg), hat den edlen Dichter zum Gegenstand einer Untersuchung im Programm genannter Anstalt für 1896 erkoren, die er „Beiträge zur Geschichte seines Lebens und Wirkens“ nennt. Ein einläßlicheres Studium der poetischen und prosaischen Schriften dieses liebenswürdigen Dichters hat in ihm die Ueberzeugung begründet, daß G. Görres „in der Literaturgeschichte Deutschlands einen ehrenvolleren Platz verdient, als den, der ihm gewöhnlich eingeräumt wird“, und zu einer „gerechteren Beurtheilung“ dieses Schriftstellers beizutragen, ist eben die Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt und in dem Schulprogramm mit liebevollem Verständniß gelöst hat.

In den Literaturgeschichten findet man G. Görres meist mit ein paar Zeilen abgefertigt und gemeiniglich nur als Sänger der Marienlieder namhaft gemacht. Es ist darum verdienstlich, daß hier die Vielseitigkeit seines Talents auch auf dem lyrischen Gebiete betont und zumal seine Begabung für die poetische Erzählung in Balladen und Legenden, sein liebenswürdiger Humor in der Behandlung von Sagen und Schwänken gekennzeichnet wird. Ein charakteristisches Merkmal in der Natur dieses Dichters ist ja das sonnig heitere Element, das

anmuthig Kindliche das kernhaft Frische, — „etwas Morgendliches", sagte W. Menzel — und gerade dieses tritt in seinen Poesien in herzerfreuender Weise hervor

In den eigentlich religiösen Dichtungen findet die poetische Kraft Guido's allerdings ihren lebendigsten Laut, weil sie so ganz dem innersten Zuge seines Gemüthes entströmen. Sein Frohsinn ruhte eben auf der Zuversicht und Freudigkeit seines Glaubens. „Ihm war, wie Dr. Meyers sehr schön bemerkt, die Poesie ein geheimnißvolles Organ zur Wahrnehmung wie zur Mittheilung der göttlichen Dinge, und der ganze äußere Cultus der Kirche ein großes, bedeutungsvolles Kunstwerk . . . Aus seinem glaubenswarmen Herzen ergoß sich der Quell der Dichtung sein ganzes Leben lang; niemals aber hat er einen Vers geschrieben, der das zarteste christliche Gemüth beleidigen könnte" (S. 49). Davon zeugen die geistlichen Gedichte, Legenden und Weihegesänge, mit denen er zuerst im „Festkalender" hervortrat, am lieblichsten aber entfaltet sich seine Lyrik in den zu Rom entstandenen „Marienliedern" (1842). Als Mariensänger ist G Görres ohne Frage am populärsten geworden, wie auch Professor Meyers betont, indem er die anmuthendsten Lieder herausgreift. Als das schönste und ergreifendste Marienlied erscheint dem Verfasser das „rheinische Wallfahrerlied":

„Geleite durch die Welle
Das Schifflein treu und mild
Zur heiligen Kapelle,
Zu deinem Gnadenbild ꝛc.,"

wohl auch deßwegen, weil es für ihn eine persönliche Bedeutung gewonnen hat. Gerade dieses Lied, das er auf einer Ferienreise am Rhein bei Boppard von einer kleinen, auf einem Schiffe dahingleitenden Pilgerschaar singen hörte, hat ihm, wie er sagt, die erste Anregung zu dieser Studie über den Dichter gegeben. Der sanfte weihevolle Gesang in der herrlichen Landschaft klang ihm beruhigend und erhebend „wie Glockenton aus einer anderen Welt", und er sagte sich unwillkürlich: „Der Dichter, der in solchen Worten geredet und gesungen, hat einen tiefen Blick geworfen in die Angst und Noth dieses Erden-

lebens und hat es verstanden, das Auge und das Herz des Volkes wie auf den Flügeln seiner Liebe und Begeisterung hinaufzutragen in die Regionen der ewigen Hoffnungen." (S. 52).

Ein eigenes Kapitel ist dem Sagen- und Märchendichter gewidmet. Konnte Görres auf diesem Gebiet mit einem Brentano, dem genialen Zauberer, auch nicht in die Schranke treten, so verfügte er doch über eine glückliche Erfindungskraft und jene Leichtigkeit und Beweglichkeit der Darstellung, welche den duftigen Gebilden der Phantasie ihren Reiz verleiht. Dies begründet der Verfasser näherhin in seiner Beurtheilung von „Schön Röslein" (1838) und noch mehr in der Auseinandersetzung über das „Weihnachtskripplein" (1843), von dem schon Haneberg gesagt hat, daß es „für die deutsche Kinderwelt stets klassisch bleiben" werde. Zu den diesen Märchen angehängten „Sprüchen", in denen Guido einen Theil seiner philosophischen und religiösen Anschauungen in einer Art von Sinngedichten niederlegte, bemerkt Herr Meyers: sie seien „ein passender Schluß für ein Werk, in welchem der ganze Duft und Zauber mittelalterlicher Poesie waltet, und dem eine ehrenreichere Stelle gebührt, als die, welche die landläufige Literaturgeschichte ihm angewiesen hat" (S. 65).

Unserm Dichter war in vorzüglichem Grade das Organ für das Volksthümliche verliehen. Durch zwei Unternehmungen hat G. Görres seine Befähigung zum Jugend- und Volksschriftsteller in unvergänglicher Weise bekräftigt: durch den sinnig poetischen „Festkalender", den er im freundschaftlichem Bunde mit dem Grafen und Illustrator Franz Pocci von 1834—39 herausgegeben, und durch das ebenfalls mit Illustrationen trefflicher Künstler (Kaulbach, Steinle, Blaas ꝛc.) geschmückte, von gediegenem Inhalt in Prosa und Poesie erfüllte „Deutsche Hausbuch", das in den Jahren 1846 und 1847 in die Oeffentlichkeit trat. Als ein Muster volksthümlicher Geschichtsdarstellung muß ferner die schon 1834 vollendete Geschichte der Jungfrau von Orleans bezeichnet werden, welche von dem Verfasser des Programms mit Unbefangenheit charakterisirt wird. Der schönste Vorzug des gründlich gearbeiteten Buches scheint ihm der zu sein, daß es überall von

hohen Gedanken eingegeben und getragen ist, und daß der Stoff wie die Sprache mit dem gemüthvollen Wesen des Autors harmonire. In dem ebenfalls von Kaulbach illustrirten Buche „Der hürnen Siegfried“ (1843) ist der Ton der Volkssage namentlich im ersten Theile meisterlich getroffen. Auch in seinen publicistischen Studien und Arbeiten bewegte sich G. Görres mit sichtbarer Vorliebe auf dem seiner Natur angemessensten Gebiete der Geschichte, Poesie und Volkskunde.

Indem Professor Meyers das Ergebniß seiner Studie zusammenfaßt, erkennt er in G. Görres zwar nicht einen Dichterheros, zu dem das Volk mit Staunen und Bewunderung aufblickt, wohl aber einen begeisterten Schriftsteller, einen jugendfrischen, liebenswürdigen Poeten von eigenem Gehalt und Gepräge, „der sich auf vielen Gebieten ehrenvoll versucht, der als Lyriker, als Jugend- und Volksschriftsteller mehr als einmal Hervorragendes geleistet, den darum nur Tendenz und Unwissenheit mißkennen oder mißachten kann.“ Ein solcher Dichter verdient vor allem der studirenden Jugend vor Augen gestellt zu werden. Durch seine ganze Persönlichkeit, durch Naturanlage wie durch sein geistiges Wirken steht G. Görres als ein lebendiger Protest da gegen die pessimistische Weltanschauung der Gegenwart.

LXVIII.

Aus der Jugendzeit des Dominikanerordens.

Einer Institution wie der des hl. Dominikus ist es immer von Vortheil, sich auf ihre Anfänge zu besinnen, und biographische Charakterbilder, welche drei Jahrzehnte nach dem Tode des Stifters entstanden sind und dessen älteste Gefährten zum Gegenstande haben, gewähren am ehesten die Bürgschaft, den ursprünglichen Geist der Stiftung uns zu vermitteln. Auch außerhalb der Kirche ist man über den Standpunkt glücklich hinweggekommen, welchen die Geschichte der katholischen Orden höchstens ein pathologisches Interesse bot; man hat eingesehen welch tiefeinschneidende religiöse und sociale Bedeutung die Wirksamkeit eines hl. Franz und eines hl. Dominikus für ihre Zeit hatte, und auch wer die Ideale dieser Männer nicht völlig verstehen oder würdigen kann, muß deren Einfluß auf Leben und Entwicklung der mittelalterlichen Welt mit in Anschlag bringen, wenn ihm die Geschichte jener Jahrhunderte nicht ein verschlossenes Buch bleiben soll. Dabei ist es gleichwohl sehr wünschenswerth, daß die Angehörigen der Orden selbst mitforschen an der Geschichte ihrer Genossenschaften. Verlangt man vom Biographen mit Recht eine gewisse Congenialität mit dem von ihm zu schildernden Manne, so läßt der Ordensmann selbst am ehesten Verständniß für die Absichten des Stifters und die Zwecke der Stiftung erwarten, falls nur die Pietät ihm nicht die Unbefangenheit des Urtheils benimmt. Namen aber wie Denifle, Eubel und Janauschek u. a. lehren zur Genüge, daß nüchternste historische Objektivität mit treuester Anhänglichkeit an den eigenen Orden sehr wohl vereinbar ist.

Es zeugt demnach ebenso sehr von Einsicht in die Bedürfnisse der Gegenwart, die mehr als jede frühere Zeit im Zeichen der Geschichte steht, wie von Eifer für die Wissenschaft, wenn der Dominikanerorden in unsern Tagen die historische Forschung überhaupt und speciell die über die eigene Vergangenheit pflegt und fördert. Eine Sammlung von Quellenschriften zur Geschichte des Predigerordens wurde durch unsern Landsmann P. Benedikt Reichert soeben in vielversprechender Weise mit den Vitae fratrum ordinis Praedicatorum des Gerhard von Frachet eröffnet.[1])

Da die beiden 1619 zu Douais und 1657 zu Valencia erschienenen Ausgaben[2]) dieser werthvollen Schrift nur mehr äußerst schwer zu erreichen sind, so verdient der Neudruck umsomehr unsern Dank, als er mit aller Sorgfalt bearbeitet ist und sich bemüht, den heutigen Anforderungen an eine Edition alter Texte nach Kräften zu genügen. P Berthier, der vielseitige Freiburger Professor, führt das Werk ein durch eine Vorrede, welche den Geist desselben auf wenigen Seiten charakterisirt. Der Herausgeber selbst bespricht sodann in der Einleitung die Lebensumstände des Verfassers und seine schriftstellerische Thätigkeit. Unser Gerhard war in der Gegend von Limoges vermuthlich gegen Ende des 12. Jahrhunderts geboren, erhielt seine Ausbildung in Paris, wo besonders des Jordanus von Sachsen Predigten ihn anzogen; 1225 trat er in den noch jungen Predigerorden ein. Seit 1233 finden wir ihn

---

1) Monumenta ordinis fratrum Praedicatorum historica [I] Fratris Gerardi de Fracheto o. Pr. Vitae fratrum ordinis Praedicatorum necnon cronica ordinis ab anno MCCIII usque ad MCCLIV, ad fidem codicum manuscriptorum accurate recognovit, notis breviter illustravit Fr. Benedictus Maria Reichert o. Pr. Accedit praefatio R. P. Fr. J. J. Berthier et specimen codicis Gandavensis in tabula phototypica, typis E. Charpentier et J. Schoonjans. XXIV, 352 pp. Lex.-Oct. (6 Fr.)

2) In spanischen Dominikanerconventen viel verbreitet ist die spanische Uebersetzung von P. Paulino Alvarez (kgl. Hofprediger), Palencia 1885.

als Prior bald in diesem, bald in jenem Kloster seiner Heimat der Provence, vier Jahre lang bekleidete er das Amt eines Provinzials, während welcher Zeit er (1252) in der ihm unterstellten Provinz Nachrichten über Leben und Tod der Brüder sammelte, die nachmals den Grundstock der Vitae fratrum bildeten.

Das durch den Schmelz naiver Einfachheit jeden Leser ansprechende Buch entstand auf Anregung des Generalkapitels 1256, in Folge deren der Ordensgeneral Humbert von Romans anordnete, es solle alles gesammelt werden, was man in den einzelnen Provinzen Bemerkenswerthes über erbauliche Aussprüche und Thaten früherer Brüder wisse. Während nun einige eine unverantwortliche Nachlässigkeit an den Tag legten, sandten andere sehr umfängliche Aufzeichnungen, und Humbert übertrug die Redaktion dem Bruder Gerhard, der sein besonderes Vertrauen besaß und es durch die Ausführung auch rechtfertigte.

Im ersten der fünf Bücher haben wir eine Art Einleitung zum Ganzen, das zweite gibt Nachträge zu den drei damals vorhandenen Legenden des hl. Dominikus. Der Schwerpunkt des Werkes liegt im dritten Buche, welches eine Biographie des Jordanus von Sachsen[1]) gibt, des zweiten Ordensgenerals, der glücklich, ja mit Meisterschaft das Riesenwerk vollbrachte, die verschiedenen, eine ziemlich weitgehende Selbständigkeit genießenden Provinzen und Einzelklöster der großen Ordensfamilie durch das Band einer hochsinnigen Verfassung zusammenzuhalten, ohne einerseits rücksichtslos die in den nationalen und individuellen Eigenthümlichkeiten begründete Freiheit dem Centralisationsgötzen zu opfern, und ohne andererseits einer Zersplitterung Raum zu lassen, wie sie nachher die Stiftung des hl. Franziskus schmerzlich erfahren mußte. Klösterliches und öffentliches Leben der Brüder wird uns im vierten Buche geschildert, während das fünfte vom Sterben derselben

---

1) Es sei hervorgehoben, daß der Herausgeber sich mit anderen gegen die Identität dieses Jordanus mit dem bekannten großen Mathematiker ausspricht.

erzählt und den oft wunderbaren Umständen dabei: auch das weniger erbauliche Leben und Sterben einzelner wird berichtet.

Der historische Werth eines solchen Sammelwerks, bei welchem des Redaktors Thätigkeit eine zurückhaltende sein mußte, ist natürlich nach seinen einzelnen Theilen verschieden; den größten dürfen zweifelsohne die Nachrichten über Jordanus beanspruchen. Weniger wichtig ist die Nachlese zur Lebensgeschichte des hl. Dominikus, oder was über den vierten Ordensgeneral, Johannes Teutonicus, gesagt wird, welchem unlängst Rother, ein Schüler H. Finke's, in der Röm. Quartalschrift IX (1895) eine gediegene Untersuchung gewidmet hat.

Hoch anzuschlagen dürfte der Gewinn sein, welchen die Vitae fratrum für die Geschichte der Askese und des geistlichen Lebens abwerfen, speciell für die Geschichte des monastischen Ideals im Dominikanerorden. In seinen Göttern malt sich der Mensch, und gewissermaßen auch der Hagiograph in seinen Helden. Was zu ihrer Zeit als das zu Erstrebende galt, was zu einem richtigen Ordensmann gehörte, das heben auch die Aufzeichner dieser Memoiren an den von ihnen Geschilderten hervor. Wir finden dadurch das bestätigt, was aus den von Denifle im Archiv für Kirchen- und Literaturgeschichte des Mittelalters publicirten ältesten Constitutionen des Ordens hervorgeht, daß derselbe anfänglich mehr als eine Congregation regulirter Chorherren, denn als eigentlicher Mönchsorden gedacht war. Die vita contemplativa sollte mit der vita activa in der Weise verbunden werden, daß die eigene Heiligung durch mündliches und betrachtendes Gebet, vorab durch würdige Feier der kirchlichen Tagzeiten, die Heiligung anderer durch Predigen und Beichthören, beides zusammen durch Studium erstrebt wird. Die Schriften der Mystiker aus dem Predigerorden zeigen uns weiterhin, welcher Art die Betrachtung war. In ihr bemerkt man noch nichts von der erst im 16. Jahrhundert aus Spanien, dem klassischen Lande der Spätscholastik, eingedrungenen Systematisirungsluft. Es ist auch thatsächlich eigen, wie gerade zu der Zeit, wo die Scholastik in der Wissenschaft mehr und mehr an Boden verlor, nun die Distinktionen sich auf einem Gebiete ansiedelten, das ihnen am meisten sich zu entziehen schien, daß nunmehr die religiösen Gefühle nach

den Regeln der Kunst zergliedert und dem betrachtenden Geiste nach Art der modernen Flußregulirung stramm der Weg vorgeschrieben wird, den er zu nehmen hat, mit Vermeidung der ihm natürlichen Windungen, des Wechsels zwischen bald schnellerem, bald mäßigerem Tempo.

Wenn nicht bezeichnend, so ist es jedenfalls thatsächlich, daß im Dominikanerorden die größten Heiligen zugleich die größten Gelehrten waren. Albert der Große und Thomas von Aquin sind ideale Repräsentanten dessen, was der heil. Dominikus erstrebte, seinen heutigen Söhnen kann die Geschichte des Ordens eine gute Lehrmeisterin werden. Es ist ebenso erfreulich, das kräftige Wirken der Predigerbrüder in der kirchlichen Praxis — vgl. Berlin und Düsseldorf, und namentlich das würdige Chorgebet dort gegenüber dem, was anderwärts bisweilen unter diesem Namen geht —, wie deren erfolgreiches Eingreifen in die wissenschaftliche Bewegung zu beobachten. Die schöne Ausgabe der Vitae fratrum ist eine in jeder Hinsicht anerkennenswerthe Leistung, und gerade streng wissenschaftliche Arbeiten, welche ganz auf der Höhe der Zeit stehen, sind uns nothwendig, wie der Oberhirte von Fulda auf der vorigjährigen Versammlung der Görresgesellschaft so zeitgemäß mahnte: populäre Literatur besitzen wir genug. Der selige Jordanus nahm mit Vorliebe junge, talentvolle Studenten in den Orden auf, er versetzt sogar die Bibel, um deren Schulden, das alte Charakteristikum des Studenten, zu bezahlen und sie unabhängig zu machen, er dispensirt von den Strengheiten der Ordensregel um des Studiums und der Predigt willen. Wer es aus der Nähe beobachten kann, in welch hochherziger Weise der gegenwärtige General (dem das Buch P. Reicherts gewidmet ist) auch über die Grenzen des Ordens hinaus die Wissenschaft fördert, der freut sich, den alten Geist auch unter den veränderten Verhältnissen einer neuen Zeit so schön wiederzufinden.

Geschrieben im Escorial. Sebastian Merkle.

LXIX.

Die Reichstagswahlen in Ungarn.

Die seit dem Jahre 1887 in Ungarn gesetzlich eingeführte fünfjährige Legislatur-Periode hatte bisher noch jedesmal das Geschick, vor ihrem Ablaufe geschlossen zu werden. So fand der auf den September 1887 einberufene Reichstag bereits im Januar 1892 sein vorzeitiges Ende und dem Reichstage 1892/97 war es ebenfalls nicht beschieden, sich „ausleben" zu können; er wurde fünf Monate vor seinem „natürlichen" Ausgang, nämlich am 5. Oktober l. J. geschlossen. Die Einberufung des neuen Reichstags erfolgte hierauf innerhalb der gesetzlich zuläſſigen kürzesten Frist, d. i. schon für den 23. November, die Neuwahlen aber fanden in den Tagen vom 28. Oktober bis zum 6. November, also binnen zehn Tagen statt.

Die Vorzeitigkeit des Reichstagsschlusses kam übrigens gar nicht unerwartet; vielmehr stand das Abgeordnetenhaus während des ganzen letzten Jahres unter dem Gefühle, daß die Auflösung vor der Zeit geschehen werde. Die Oppositionspartei brachte dieses Gefühl und die daraus fließende Besorgniß im Parlament wiederholt zur Sprache und stellte an den Ministerpräsidenten die bestimmte Anfrage, ob er gesonnen sei, den Reichstag vor dem Ablaufe seiner gesetzlichen Legislatur-Periode schließen zu lassen. Baron Desiderius Banffy gab auf diese Anfrage jedesmal die Antwort, die Regierung wünsche das Abgeordnetenhaus nicht vor der Zeit

aufzulösen, — falls nicht unerwartete Ereignisse oder Verhältnisse eintreten sollten. Dieser Vorbehalt machte unsere Männer auf den Oppositionsbänken stutzig, sie schöpften Verdacht und waren deshalb bemüht, die vorzeitige Reichstagsauflösung möglichst zu verhindern. Diesem Umstande verdankte man dann die fatale Consequenz, daß die Debatten über das Staatsbudget pro 1896 nicht weniger als sechs Monate in Anspruch nahmen.

Wir haben an dieser Stelle zu wiederholten Malen auf diese bedauerlichen Zustände im ungarischen Parlamente hingewiesen und der weitere Verlauf der öffentlichen Angelegenheiten in Ungarn hat unsere Auffassung und Darstellung vollkommen gerechtfertigt. Die Zerfahrenheit und Verwirrung, sowie die gegenseitige Befehdung der Parteien war schließlich derartig gestiegen, daß von diesem Reichstage eine fruchtbringende Thätigkeit nicht mehr erwartet werden konnte. Die langwierigen heftigen Kämpfe wegen der kirchenpolitischen Reformgesetze hatten übrigens die Arbeitslust und Leistungsfähigkeit des Abgeordnetenhauses aufgerieben, die Erbitterung der Parteien ungemein erhöht, ihre innere Consistenz zersetzt und allenthalben das Bewußtsein der Unhaltbarkeit dieser Zustände wachgerufen.

Der Reichstag war reif zum Sterben. Daß sein Ende nicht früher eingetreten, ist hauptsächlich den Milleniumsfestlichkeiten zuzuschreiben. Man wollte die Nationalfeier nicht durch Wahlkämpfe stören. Gleichwohl wurde diese Absicht nicht völlig erreicht. Die letzten Wochen der Landesfeier waren vom Lärm der Landtagswahlen durchtobt und die allgemeine Freude an dem tausendjährigen Jubiläum in bedauerlicher Weise getrübt. Die Auflösung des Reichstages geschah zu einer Zeit, da man sie nicht mehr erwartet hatte. War doch dieser Reichstag für den 3. Sept. l. J. zur Fortsetzung seiner Arbeiten einberufen worden und hatte er doch diese seine Thätigkeit sofort ernsthaft in Angriff genommen, die Vorlage über eine eingehende Reform der

Strafprozeßordnung rasch erledigt und die Vorberathungen des Staatsbudgets für 1897 beendigt. Da traf das Auflösungsdekret im letzten Viertel des Jahres ein. Man mußte fragen: War die vorzeitige Auflösung des Reichstages in bestimmte Aussicht genommen, weshalb dann die Einberufung für den Herbst und wozu die Aufnahme von Arbeiten, welche nicht mehr zum Abschlusse geführt werden konnten? Hatte man aber früher zu solch vorzeitiger Auflösung keine Absicht, welches war der Grund, daß der Reichstag dennoch so knapp vor Neujahr geschlossen wurde?

Wie verlautete, hegte die ungarische Regierung wirklich die Hoffnung, es werde ihr möglich sein, noch mit dem „alten“ Reichstage nicht nur das Staatsbudget für 1897 unter Dach und Fach zu bringen, sondern auch mindestens einen Theil des ebenso schwierigen als weitläufigen Ausgleichswerkes mit Oesterreich im Parlamente beendigen zu können. Diese Hoffnung war indessen eine trügerische, mußte als solche sofort erkannt werden, als man wahrnahm, daß im Schoße der Regierungspartei selber die Neigung zu einer raschen Beendigung des Ausgleichswerkes nur in sehr geringem Maße vorhanden war. Auf Seiten der Opposition aber drohte man mit den schärfsten parlamentarischen Widerstandsmitteln, mit der zähesten Obstruction, falls die Regierung auch nur auf die partielle Erledigung der Ausgleichsfragen dringen sollte. Man forderte hier das „junctim“, d. h. die gleichzeitige Vorlage des ganzen Complexes dieses finanziellen und wirthschaftlichen Ausgleichswerkes und da diese Gesammtvorlage nicht thunlich war, weil mehrere wichtige Fragen auch in den Vorbereitungsstadien noch unerledigt gewesen und überdies die österreichische Regierung ebenfalls auf der gleichzeitigen Verhandlung sämmtlicher Ausgleichsfragen bestand: so blieb dem ungarischen Kabinette kein anderer Ausweg, als die Auflösung des Parlaments und die sofortige Einberufung des neuen Reichstages.

Diese Nothwendigkeit einer Reichstags-Auflösung im

letzten Jahresdrittel, noch ehe der Staatsvoranschlag für das nächste Jahr gesetzlich festgestellt worden war, zeugt in keiner Weise von kluger staatsmännischer Voraussicht und es dürfte dieser Vorgang sich als ein Experiment von bedenklichen Folgen erweisen. Schon der plötzlich emporgeloderte Parteienkampf angesichts der ausgeschriebenen Neuwahlen brachte die betrübendsten Erscheinungen zu Tage. Es war ein überaus geräuschvoller, aufregender Monat, der in der Zeit vom 5. Oktober bis zum 6. November l. J. in Ungarn verlaufen. Das ganze Land glich einem Kriegsschauplatze und die Wahltage waren richtige Schlachttage, auch äußerlich, da eine ungewöhnliche Menge Militär auf den Wahlplätzen erschien, um die äußere Ruhe und Ordnung unter den Wahlbürgern aufrechtzuerhalten. Es gelang nicht allenthalben. An gar vielen Orten wogte nicht nur das landesüblich tumultuarische Stimmenwerben, durch allerlei meist verderbliche Mittel, wie Gewaltthätigkeit, Amtsmißbrauch, willkürliche Gesetzesauslegung, unerlaubte Versprechungen, Trinkgelage, Bestechungen u. dergl. hervorgerufen und unterstützt; sondern die aufgestachelte Parteileidenschaft und Verhetzung rief auch arge Ruhestörungen, thätliche Mißhandlungen, Beschädigung des Eigenthums, ja selbst blutige Kämpfe mit tödtlichem Ausgang hervor. An diesen ebenso sträflichen als schimpflichen und demoralisirenden Wahlausschreitungen haben fast alle Parteien ihre Mitschuld; es gibt nur wenige Wahlkreise (z. B. bei den Siebenbürger Sachsen, dann bei den reichen deutschen und ungarischen Bauern und Städtebürgern in Niederungarn), wo der Stimmen- und Seelenkauf und das ganze schandvolle corrumpirende Getriebe einer „landesüblichen" Reichstagswahl unbekannte oder doch ungebräuchliche Dinge sind.

Die oberste Leitung dieses Wahlgeschäftes lag diesmal in der Hand des ungarischen Ministerpräsidenten Baron Banffy, eines Mannes, der gerade in Wahlsachen keiner strengmoralischen Auffassung huldigt und die Mittel „sanfter"

und „energischer“ Einwirkungen auf die Wähler nicht von sich weist. Die Oppositionsparteien erheben denn auch laute Klagen über erlittene Vergewaltigungen und Rechtskränkungen, wodurch sie in ihrer Wahlaktion ernstlich behindert und in ihrem parlamentarischen Besitzstand arg geschädigt worden seien. Und in der That! Die Resultate der soeben abgelaufenen Wahlen müssen selbst den obersten Leiter der Wahlen höchlich überrascht haben.

Denn was sehen wir? Die jüngsten Reichstagswahlen in Ungarn haben der liberalen Regierungspartei einen geradezu überwältigenden Sieg gebracht. In den 413 Wahlbezirken des Landes wurden nicht weniger als 282 Liberale gewählt, d. h. die Regierungspartei besitzt allen übrigen Parteien und Fraktionen gegenüber eine Majorität von 151 Stimmen; also mehr als zwei Drittel der Abgeordneten, ja mit Hinzurechnung der 40 Delegirten des kroatischen Landtages verfügt sie über eine Mehrheit von 191 Stimmen. Noch keine Regierung in Ungarn hatte bisher eine derartig starke Mehrheit. Bedenkt man, daß bei Schluß des Reichstages die Regierungspartei (ohne die Kroaten) nur 216 Mitglieder gezählt hat, so bedeutet ihr heutiger Bestand einen Zuwachs von 66 Stimmen.

Dieser Gewinn wurde selbstverständlich auf Kosten der übrigen Parteien errungen. Der Verlust der Opposition ist bei den meisten dieser Fraktionen ein überaus empfindlicher. Die Gruppe der liberalen „Dissidenten“ unter der Führung des früheren Ministerpräsidenten, des Grafen Julius Szapary ist gänzlich verschwunden. Die Ugron-Fraktion in der „Achtundvierziger- und Unabhängigkeits-Partei“ hat kaum den zehnten Theil ihrer Mitglieder gerettet; ihr Führer selbst, Gabriel v. Ugron, sowie ihr Parteipräses und Vicepräses sind auf dem Wahlplatz geblieben. Die Partei des Grafen Albert Apponyi, die „Nationalpartei“, kehrt kaum in halber Stärke ins Parlament zurück. Graf Apponyi hatte gleichfalls einen harten Strauß gegen den Justizminister zu be

stehen und konnte sein Abgeordnetenmandat nur mit Mühe behaupten. Eine kaum merkliche Einbuße erlitt die Kossuth-Fraktion der „Unabhängigkeitspartei“ und dieser Umstand erweckte in weiten Kreisen den Verdacht, daß diese Fraktion, welche mitten im Wahlkampf die mit der andern „unabhängigen“ Fraktion geschlossene Waffenbrüderschaft gebrochen, mit der Regierung ein geheimes Einverständniß unterhalten habe. Man verweist auf zahlreiche Beispiele, bei denen dieses Einverständniß offenkundig geworden sei, und erinnert an die Thatsache, daß bei dem Kampfe wegen der radikalen kirchenpolitischen Reformen diese Kossuthjünger ebenfalls die Bundesgenossen der Regierungspartei gewesen seien. Für diese Haltung hätten sie bei den jetzigen Wahlen ihren Lohn empfangen.

Ohne Zweifel wirkten bei diesen Wahlen die kirchenpolitischen Kämpfe der letzten fünf Jahre in bedeutsamer Weise ein. Nicht nur, daß zwischen Regierung und Kossuth-Fraktion ein gegenseitig wohlwollendes Verhältniß fortdauerte, sondern es hatte sich auch die Macht und Gewalt der Regierung mit besonderer Heftigkeit und Energie gegen diejenigen oppositionellen Elemente gewendet, welche die kirchenpolitischen Reformen bekämpft hatten. Die Szapary-Gruppe, die Apponyi'sche Nationalpartei und die Ugron-Fraktion mußten deshalb die schwersten Angriffe und die empfindlichsten Verluste erleiden.

Der Liberalismus offenbarte hier seine rücksichtsloseste Unduldsamkeit; mit ganz besonderer Schärfe zog er aber gegen die neue Opposition, gegen die „Volkspartei“ zu Felde. Für die Anhänger dieser Partei kannte der herrschende Liberalismus keine Schonung, ihr gegenüber scheute er vor keinem Mittel des Terrorismus zurück, hier wurden die schamlosesten, ungerechtesten Pressionsmittel, ja offene Gewaltthaten ohne Bedenken und Gewissensskrupeln verübt. Diese „Volkspartei“ ist überhaupt den Liberalen aller Sorten ein Gräuel und es charakterisirt die öffentlichen politischen und moralischen Zustände Ungarns in bedeutsamer Weise, daß

alle Parteien ohne Unterschied, auch die schärfsten Gegner der Regierungspartei, jede Gemeinschaft mit der „Volkspartei" ablehnten, ja in der Bekämpfung und möglichsten Zurückdrängung dieser neuen Partei sogar mit ihren politischen Gegnern Hand in Hand gingen. Auch die eifrigsten früheren Bekämpfer des kirchenpolitischen Radikalismus verschmähten die Bundesgenossenschaft mit einer Partei, welche die Revision dieser schädlichen und verhaßten kirchenpolitischen Umsturzgesetze als ersten Punkt in ihr Programm aufgenommen hatte. Und doch ist es unläugbar, daß ein Bündniß der Szapary-Gruppe, der Nationalpartei und der Ugron-Fraktion mit der jungen Volkspartei allen diesen Theilen zum Vortheil gereicht haben würde. Die alten Oppositionsparteien hätten mit Unterstützung der Volkspartei eine beträchtliche Anzahl ihrer heute verlorenen Mandate retten können und die Volkspartei wäre dem Hochdrucke des Regierungsapparates und dem Terrorismus der aufgestachelten „öffentlichen Meinung" siegreicher widerstanden. Wie erklärt sich diese Erscheinung?

Wir haben schon früher auf die Thatsache hingewiesen, daß in Ungarn trotz aller bittersten Erfahrungen der „Liberalismus" seit mehr als 50 Jahren die ausschlaggebende politische Losung ist. Hier zu Lande gilt der „Liberalismus" als ein so vollkommenes Gut, daß Niemand ernstlich daran zu greifen und zu rütteln wagt und selbst Männer vom politischen Range eines Grafen Albert Apponyi hinsichtlich des „Liberalismus" mit der liberalen Regierungspartei rivalisiren; keine Opposition will sich in Bezug auf die Echtheit ihres „Liberalismus" von einer andern Partei übertreffen lassen. Hier ist Alles „liberal" oder bekennt sich mindestens äußerlich als Anhänger des „Liberalismus", obgleich sehr Viele nicht klar und deutlich sagen könnten, was mit diesem Schlagworte eigentlich gemeint sein soll. Der „Liberalismus" gilt nahezu als eine „patriotische" Pflicht; wer nicht „liberal" ist, wird mindestens als halber „Vater-

landsverräther" verdächtigt, der „Reaktion", des freiheits- und ungarnfeindlichen „Oesterreicherthums" beschuldigt und in Folge dessen vor der urtheilslosen Menge möglichst zu discreditiren versucht. Diesem Terrorismus können nur Wenige widerstehen.

Es bedurfte eines so radikalen Umsturzes, wie ihn die aufgenöthigten kirchenpolitischen Reformen herbeiführten, um in der Bevölkerung Ungarns eine Bewegung gegen die einseitige Vorherrschaft dieses ebenso aufdringlichen als unduldsamen und verderblichen Liberalismus hervorzurufen. Diese Umsturzgesetze mußten auch den Vertrauensseligsten und Leichtgläubigsten die antichristlichen und kirchenfeindlichen Tendenzen dieses Liberalismus offenbar machen. Namentlich erkannten die leitenden Männer in der katholischen Kirche Ungarns endlich die drohende Gefahr, der sie bis dahin leider keine rechte Beachtung geschenkt hatten. Andernfalls wäre diese liberalistische Herrschaft niemals zu solcher Höhe und zu solcher Macht gelangt. Das Verdienst, den Feind des Christenthums und der Kirche mit aller Entschiedenheit und Ausdauer angegriffen und bekämpft zu haben, gebührt in erster Reihe dem pflichtgetreuen Seelsorgklerus und dem christlichgesinnten Theil des Hochadels. Erst durch die unermüdliche Thätigkeit dieser beiden Faktoren in Wort, Schrift und That kam ein organisirter Widerstand gegen die Umsturzarbeit der vereinigten Calviner, Freimaurer und Juden zu Stande. Das Resultat dieser glaubenseifrigen und volksfreundlichen Propaganda ist die Bildung der „Volkspartei", welche bei Gelegenheit der jüngsten Reichstagswahlen zum ersten Male auf dem Wahlplatze erschienen ist.

Bedenkt man die hundertfachen Schwierigkeiten, welche die Muthlosigkeit, die Angst, das Mißtrauen, der Indifferentismus den Bestrebungen der Freunde dieser „Volkspartei" im eigenen Lager geschaffen hatte, und erwägt man die nahezu unüberwindlichen Hindernisse, Angriffe, Brutalitäten, Rechtskränkungen und Insulte von Seiten der zahlreichen Gegner

unter denen die Regierung und deren Anhänger obenan stehen: so muß es wahrlich Ueberraschung erregen, daß es dieser „Volkspartei“ dennoch gelungen ist, nahezu zwei Dutzend Mandate für das Abgeordnetenhaus zu erringen. Wären die Wahlen wahrhaft „frei“ und „rein“ verlaufen, dann würde die Volkspartei nicht mit etwa 24, sondern mit über 40 Mann in das Parlament einziehen können. Aber auch in dem heutigen bescheidenen Umfange bedeutet sie einen namhaften Erfolg und eine gute Hoffnung.

Der leidenschaftliche Kampf gegen die Volkspartei kennzeichnet die wahre Natur des in Ungarn seit 1867 am Ruder befindlichen Liberalismus. Es ist der Geist des Antichristenthums, der Feindseligkeit gegen die Kirche, der unbarmherzigen Ausbeutung des Volkes, der geistig und materiell Schwachen zu Gunsten der Herrschenden, zum Vortheil des Kapitalismus und dessen Hauptträger im Lande, des Judenthums und der mit diesem verbündeten Calviner und Freimaurer. Im Interesse dieser „liberalen“ Bundesgenossen wirken Parlament und Regierung einträchtiglich zusammen und eine gleichgesinnte Tagespresse, sowie ein künstlich gesteigerter magyarischer Chauvinismus leisten hierbei die wirksamste Unterstützung. Das christliche Ungarn wurde zum „confessionslosen“ Staate degradirt, das arbeitende Volk, die erbgesessene besitzende Klasse materiell in die Abhängigkeit, ja Knechtschaft vom mobilen Kapital gebracht, die Eintracht und der Friede unter den verschiedensprachigen Nationalitäten und Confessionen zu Gunsten eines verfolgungssüchtigen Magyarismus gestört.

Diesem gegenüber will die Volkspartei dem ungarischen Königreiche seinen ursprünglichen Charakter als christlicher, als katholischer Staat bewahren und zugleich auf allen Gebieten des menschlichen Lebens und Wirkens im Geist und Sinne des Christenthums den zahlreichen Schäden und Gebrechen Abhilfe bringen. Darum enthält das Programm der „Volkspartei“ eine Fülle von Reform-Ideen zur Heilung

der socialen, der moralischen und der wirthschaftlichen Nöthen des Volkes. Wie sehr diese Ideen bei dem Volke Verständniß und Beifall gefunden, das beweisen eben die zahlreichen Stimmen, welche nicht nur den siegenden, sondern auch den unterlegenen Candidaten der Volkspartei in den verschiedensten Gegenden des Landes zu Theil wurden. An der Leitung der Partei und an der Haltung ihrer Abgeordneten im Reichstage wird es sein, die Zukunft stets günstiger zu gestalten und dadurch eine Gesundung der überaus kläglichen Parteiverhältnisse in Ungarn herbeizuführen. Die Bildung einer besonnen fortschreitenden, christlich-conservativen Partei ist heute angebahnt; ihre weitere Entwicklung und Erstarkung muß als lebhaftes Bedürfniß, ja als eine nothwendige Bedingung des ruhigen Gedeihens bezeichnet werden; denn nur dadurch können der einseitigen Vorherrschaft des Liberalismus Schranken gesetzt und gesunde Zustände und Verhältnisse im öffentlichen Leben Ungarns geschaffen werden.

Der vielbejubelte Sieg der Regierung und ihrer Partei darf die Anhänger und Freunde einer solchen Ausgestaltung nicht beirren. Die heutige „riesige“ Majorität kann ihrem Schöpfer selbst zum Verderben gereichen, denn übergroße Parlamentsmehrheiten erweisen sich gar oft als Hemmnisse oder als unbotmäßige Tyrannen, zu Intriguen geneigt, der inneren Zersetzung und Auflösung unterworfen.

Uebrigens wird die Lebens- und Leistungsfähigkeit der neuen liberalen Regierungspartei sich erst erproben müssen. Es sind dermalen in dieser Partei über ein Drittel unbekannte Leute, dagegen fehlen viele, bisher erprobte Männer. Ob der Tausch ein vortheilhafter ist, wird bei Inangriffnahme der vielen großen Aufgaben des nächsten Reichstages sofort erkennbar sein. Dieser Reichstag soll vor Allem den finanziellen und wirthschaftlichen Ausgleich mit Oesterreich erneuern, soll die Steuer- und Verwaltungsreform durchsetzen, soll das Wehrgesetz, das im Jahre 1889 so stürmische

Scenen in und außer dem Parlament hervorgerufen, wieder verlängern u. s. w.

Eines ist dem Ministerpräsidenten Baron Banffy allerdings durch diese jüngsten Reichstagswahlen gelungen: er hat die Anhänger und Vertreter der „Achtundvierziger- und Unabhängigkeitspartei“ um die Hälfte im Parlament reducirt. Das Volk ist überhaupt des staatsrechtlichen Haders mit Oesterreich müde, die Secessions- und Losreißungsgelüste haben trotz der Galvanisirung des Kossuthcultus im Volke an Boden beträchtlich verloren. Das ist eine erfreuliche Thatsache, welche eine fortschreitende Consolidirung der staatsrechtlichen Beziehungen der beiden Theile der österreichisch-ungarischen Monarchie zeigt und zugleich die Bahn zu einer gesunden Gestaltung der inneren Parteiverhältnisse auf der gemeinsamen staatsrechtlichen Basis ebnet. Auch darin leistet die „Volkspartei“, die trotz ihres oppositionellen Charakters den Ausgleich vom Jahre 1867 anerkennt und ebenso der Erneuerung des volkswirthschaftlichen Ausgleichs mit Oesterreich aufrichtig zugethan ist, der naturgemäßen, erfolgreichen Entwicklung der öffentlichen Dinge wesentliche Dienste, welche sowohl Ungarn als der habsburgischen Monarchie zum Heile gereichen.

LXX.

Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1896.

III. Auf dem Palatin — der letzte Flavier und die ersten christlichen Thronfolger — [illegible]

„Meisterwerk! wie viel entzog dir
der Strom der Erden!" Martial

Zu den gewaltigsten Ruinen, welche auch in Rom sofort in die Augen fallen und selbst in fast unmittelbarer Nähe des Colosseums noch zu großartiger Geltung kommen gehören die unheimlich düster zum Himmel aufragenden, dunkelrothen Massen, welche mit ihren hohen Wölbungen den Palatin bedecken und die Ueberreste der ehemaligen römischen Kaiserpaläste bilden. Dorthin lenken sich heute unsere Schritte: gilt es doch eine Jubiläumswanderung der merkwürdigsten Art.

Von der Anima aus die Straßen in südlicher Richtung einschlagend, gelangen wir neben S. Andrea della Valle vorbei nach dem wenig einladenden Gebiet des Judenviertels Ghetto, dann hinter dem Marcellustheater herum ein paar Winkelgäßchen durchschreitend in die Via S. Theodoro nahe bei der gleichnamigen uralten Rundkirche. Neben derselben haben wir den jetzigen Zugang zu jenem merkwürdigen Stück Erde, welches „in seinen Ruinen die Geschichte der Stadt Rom von ihrer Gründung im Jahre 754 vor Christus bis zum Untergang des Reiches zusammendrängt" und darum

einen der interessantesten Schauplätze der Weltgeschichte mit den lebhaftesten Erinnerungen an zahllose berühmteste Persönlichkeiten und hochbedeutsame Ereignisse bildet. Was römische Energie und Tapferkeit, was List und unerschütterliche Festigkeit Großartiges geleistet haben; was Götzendienst, niedrige Menschenvergötterung und frivoler Aberglaube in jahrhundertelanger Dauer verschuldet; was Ungerechtigkeit, Grausamkeit und Tyrannei, Intrigue und Rachsucht mit Feuer und Schwert vernichtete, zerstörte und sich im Blute seiner Opfer badete; was Schwelgerei und Sinnenlust nur an unmenschlichen Genüssen ersinnen konnte; wie Architekten, Maler und Bildhauer, Gelehrte, Dichter und Musiker wetteiferten, unter der Aegide der göttlich verehrten Imperatoren den ganzen Palatin zu einer großen Akademie der Künste und Wissenschaften zu gestalten; wie hier oben fast kein Plätzchen mehr zu finden war, das nicht von Reichthum und Macht mit Gold, Marmor und kostbaren Metallen geschmückt gewesen wäre, aber auch im Gegensatz zu allem bisher Genannten, welch eine Fülle von wahrer Gottesliebe, Demuth und Reinheit, welch ein Reichthum an Opfermuth und Standhaftigkeit, an Entsagung und Weltverachtung das Christenthum, unsere heilige römisch-katholische Kirche schon bei ihrem Beginn in die Menschheit einzuführen verstand: all das finden wir noch heut zu Tage eingegraben und verkündet von diesen grandiosen Trümmern auf dem Palatin.

Nachdem wir beim berühmten Steineichenwäldchen die treffliche Aussicht auf Forum und Capitol genossen, wohin von hier aus der wahnsinnige Caligula hatte eine Riesenverbindungsbrücke schlagen lassen, um recht bequem mit seinem Collegen, dem kapitolinischen Jupiter verkehren zu können, schlendern wir im Gebiet des einstigen Tiberiuspalastes umher, durchstöbern das noch ganz gut mit seinen wichtigen Gemälden erhaltene Haus der Livia und gelangen von da in den Bereich des in außerordentlich großartigen Verhältnissen angelegten Flavischen Kaiserpalastes. Auf

einem antiken Säulenstumpf sitzend wollen wir 18 Jahrhunderte an unserem Geiste vorübereilen und in unserer Erinnerung auftauchen lassen, wie es vor dieser Zeit hier ausgesehen und was sich damals ereignet.

Römischer Imperator war zu dieser Epoche der Flavier Titus Sabinus, genannt Domitian (81—96). Er war — und das ist eigentlich der einzige Lichtpunkt in seiner 15jährigen Regierung — ein großer Freund der Künste, baute viel, sowie mit Pracht und Geschmack. Zeugniß sind noch die prächtigen Ruinen des von ihm stammenden Palastes, in welchem wir uns befinden. Derselbe besteht aus drei großen Abtheilungen. Eine imposante Treppenanlage führte zu der künstlich erhöhten Plattform, auf welcher der Palast sich erhob, und zwar zunächst zu einem ausgedehnten, 45 Meter langen und 36 Meter breiten Thronsaal, Tablinum, mit großer halbrunder Apsis für den Thron und zu beiden Seiten je sechs Nischen für Statuen. Den Raum zur Linken will man nach einer dort gefundenen Säule als die kaiserliche Hauskapelle, das Lararium, erkennen, den ebenfalls mit einer halbrunden Apsis abschließenden Raum zur Rechten als die aus den Märtyreracten bekannte Basilica Jovis, welche den Gerichtsverhandlungen unter Vorsitz des Kaisers diente und worin jetzt noch ein Theil der Marmorschranken erhalten ist, welche den Raum für den Gerichtshof vom Publikum trennten. Die zweite Abtheilung bildet das majestätische Peristyl, ein quadratischer Garten von je 54 Meter Seitenlänge, welchen ringsum eine Säulenhalle umschloß. Rechts und links lagen verschiedene Wohnräume an; die letzteren sind noch nicht ausgegraben. Vom Peristyl gelangt man in die dritte Abtheilung, den großen Speisesaal, Coenatio Jovis genannt, neben welchem ein Nymphäum mit zierlich elliptischer Marmorfontäne liegt zur Erfrischung der kaiserlichen Gäste nach den Genüssen der Tafel. Die nach rückwärts noch weiter anstoßenden Gebäude, welche am westlichen Hügelabhang mit der Erziehungsanstalt der kaiser-

lichen Pagen[1]) ihren Abschluß finden, sind noch nicht genügend nach ihrer Bestimmung aufgeklärt.

Schon aus den angeführten Maßen erhellt die enorme Ausdehnung des domitianischen Palastes, welche schon die Zeitgenossen anstaunten. Mußte doch zu seiner Fundirung der Einschnitt zwischen Germalus und Palatin ausgefüllt werden und ruhte er doch, wie Statius sagt, nicht auf 100 Säulen, sondern auf so vielen, daß sie den Himmel hätten stützen können. Dazu war die Höhe eine so bedeutende, daß der ermüdete Blick kaum die Kuppelwölbungen, die vergoldeten Deckenfelder erreichen konnte:

„. . . ermüdet erreicht dein Auge den Gipfel,
Da zu schauen du wähnst goldstrahlend des Himmels Gewölbe."
(Statius.)

Hinter dieser gewaltigen Ausdehnung des Palastes blieb nach alten Berichten, sowie auch nach den hier gemachten Funden die märchenhafte Pracht seiner Ausstattung nicht zurück. Die kostbarsten Marmorarten, numidischer, synnadischer, chiischer, karystischer, und seltener Granit verbunden mit den edelsten Metallen hatten hier verschwenderische Verwendung gefunden. So überreich war die Ausschmückung, daß Plutarch, nachdem er berichtet, wie in dem von Domitian erbauten kapitolinischen Jupitertempel die Vergoldung mehr als 120000 Talente (55½ Millionen Mark) gekostet habe, ausruft: „Sähe aber, wer den Prachtaufwand auf dem Kapitol bewundert, nur Eine Halle im Palast Domitians, Einen Säulengang, Ein Nymphäum, Ein Putzgemach, er würde sich versucht fühlen, auszurufen: wie Midas erfreut er sich Alles in Gold und Marmor zu verwandeln."[2])

1) Der nämlichen, wo das berühmte Spottkrucifix in die Wand eingekritzelt gefunden wurde.

2) Ueber den domitianischen Kaiserpalast vgl. Reumont, Gesch. d. Stadt Rom I. S. 439 f., über Domitians Charakter und seine Lebensweise ibid. S. 415 ff. und Kirchenlex. III. S. 1952—53.

In diesen prächtigen Hallen und Räumen hatte sich also Domitian eine mehr als kaiserliche Residenz errichtet. Aber weder sie machte ihn glücklich, noch verstand er es, von hier aus Jemand glücklich zu machen. Schon vor seiner Erhebung auf den Thron hatte man mit Furcht auf ihn geblickt. Das Gerücht gab ihm ja Anschläge wider das Leben des Vaters und des Bruders schuld, und klagte ihn an, des letzteren Ende beschleuniget zu haben. Auf eine ursprünglich harte und störrische Gemüthsart ward die verdorbene Moral sammt der Verweichlichung seiner Zeit gepfropft, unruhiger Ehrgeiz war mit Mangel an Ausdauer, gesetzlicher Formalismus mit rücksichtsloser Willkür, Verstand mit Herzlosigkeit, das Bedürfniß fremder Dienste mit stets regem Mißtrauen verbunden. Er wählte, sagten seine Zeitgenossen, Tiberius zum Muster, und allerdings haben die beiden Meister der Verstellung manche Aehnlichkeit. Er gab sich die Miene eines Sittenrichters, ohne durch sein eigenes Verhalten die gegen Andere gerichtete Strenge zu rechtfertigen. Er befaßte sich bis zur Pedanterie mit den religiösen Angelegenheiten und den Formen der Culte und trieb seine eigene Vergötterung zu einem Exceß, der selbst die tollsten Ausschweifungen Caligulas und Neros übertraf. Er widmete sich der angeblichen Restauration der Gerichtspflege und während einige verständige Verordnungen von ihm ausgingen, gab er dem Spürer- und Anklägerwesen eine selbst unter Tiberius unbekannte Ausdehnung. Er suchte sich das Heer, wie die Masse des Volkes geneigt zu halten und war zugleich neidisch auf Thaten und Einfluß der besten Feldherrn, während er, um die immer steigenden Kosten des Heeres und der öffentlichen Vergnügungen zu bestreiten, Proskriptionen und Vermögenseinziehungen in seinen letzten Jahren so ununterbrochen aufeinander folgen ließ, daß eine systematische Schreckensherrschaft einriß, um so schwerer zu ertragen, weil es eine düstere Tyrannei war. Wenn man, hieß es, mit dem Fürsten vom

Wetter sprach, war man seines Lebens nicht sicher. Ja so mißtrauisch war er geworden, daß er nach der Erzählung Suetons von stets regem Verdacht gequält die Wände der Palatinischen Portiken mit Leuchtsteinplatten belegen ließ, welche Alles, was um ihn und in seinem Rücken vorging, im Spiegelbilde zurückwarfen. Ferner ließ er in seiner fortwährenden Angst vor Meuchelmördern sowohl aus dem Orient als aus anderen Provinzen Seher und Zeichendeuter kommen, um sie über sein Geschick und das derjenigen zu befragen, die er fürchtete. Es wird ausdrücklich berichtet, daß er auch aus den germanischen Wäldern eine bei ihrem Stamme hochangesehene Priesterin, Namens Ganda, zu diesem Zwecke nach Rom berief.

So hatte Domitian bereits 14 Jahre freud- und friedlos regiert und es nahte eben das Jahr 96 heran, als er den Schluß seines Lebens nun auch noch mit einer grausamen Christenverfolgung schändete; was den äußeren Anstoß dazu gegeben, ist nicht klar berichtet, vermuthlich aber der Umstand, daß das Christenthum fast seine ganze Verwandtschaft in sich aufgenommen hatte. Die Ehe Domitians mit Domitia Longina war kinderlos geblieben. Nun hatte er eine Nichte, Schwestertochter, Namens Flavia Domitilla. Diese war vermählt mit Titus Flavius Clemens, einem Sohne jenes Flavius Sabinus, welcher als Präfekt der Stadt Rom im Kampfe für die Erhebung Vespasians auf den kaiserlichen Thron anno 69 das Leben eingebüßt hatte. Der Ehe Domitilla's mit Flavius Clemens entsproßten die zwei Söhne: Vespasian jr. und Domitian jr. Da, wie bemerkt, der Kaiser ohne Erben war, so bestimmte er diese letzteren, seine Großneffen, zu Thronfolgern, ihren Vater Flavius Clemens, mit dem er doppelt verwandt war, nahm er für das Jahr 95 oder 96 zum Mitconsul an. Die Familie des Consuls war aber eine vollständig christliche: Vater, Mutter und Söhne folgten der Lehre des Gekreuzigten. Solche Wahrnehmung mußte für einen Domitian, der sich

selbst vergötterte und nur Statuen von Gold und Silber sich setzen ließ, um vor denselben Weihrauch streuen zu lassen, doch zu viel sein. Er konnte wohl nicht dulden, daß die höchsten Personen nach ihm im Reiche sich von der Staatsreligion lossagten. Und so verursachte denn Domitian noch im letzten Regierungsjahre seiner eigenen Familie eine blutige Tragödie.

Dio Cassius berichtet: „Im nämlichen Jahre (96)[1]) ließ Domitian mit vielen andern den Consul Flavius Clemens (wiewohl er sein Neffe war und eine Blutsverwandte von ihm, die Flavia Domitilla, zur Frau hatte) hinrichten, nachdem beide des Verbrechens der Gottlosigkeit schuldig waren. Aus gleichem Anlaß wurden Viele, die sich den jüdischen Sitten angeschlossen hatten, verurtheilt; einem Theil von ihnen wurden die Güter confiscirt, Domitilla aber nur auf die Insel Pandateria verbannt."[2]) Was aus den zu Thronfolgern bestimmten Kindern des Clemens wurde, welchen der Kaiser den berühmtesten Rhetor der Zeit, den Spanier Quintilian, zum Erzieher gegeben hatte, darüber fehlt jegliche Nachricht Doch können wir aus dem ganzen Charakter Domitians und dem Verlauf der Ereignisse schließen, daß auch diese ersten christlichen Thronfolger des Martyrertodes starben. Von einem anderen Gliede der flavischen Familie, welches dem Christenthum angehörte und in der genannten Verfolgung zu leiden hatte, berichtet uns Eusebius nach älteren Berichten. „Auch strahlte in damaliger Zeit, sagt er, die Lehre unseres Glaubens bereits in einem solchen Glanze, daß selbst Schriftsteller, die unserer Religion ganz

1) Man liest öfters für diese Verfolgung das Jahr 95 angesetzt. Da aber das 15. Regierungsjahr Domitians erst mit September 95 beginnt, und Flavius Clemens, der damals Consul war, als solcher nicht hingerichtet werden konnte, so mußte mit dessen Strafe die Consulatszeit, also jedenfalls das Ende des Jahres 95 abgewartet werden.

2) Bei Ruinart, Acta Martyr. p. 22.

ferne standen, es nicht verschmähten, in ihren Geschichtswerken von unserer Verfolgung und von den in derselben stattgefundenen Martyrien Erwähnung zu thun. Ebenso haben sie die Zeit genau angegeben. Sie erzählen nämlich, daß im 15. Jahre des Domitian mit sehr vielen anderen auch Flavia Domitilla, eine Schwestertochter des Flavius Clemens, eines der damaligen Consuln, wegen ihres standhaften Glaubens an Christus zur Strafe auf Pontia verbannt worden sei."[1]) Unter den „vielen andern", welche die Domitianische Verfolgung noch traf, werden besonders hervorgehoben die beiden berühmten Martyrer Nereus und Achilleus, zuerst Soldaten, dann Kämmerer der jüngeren Domitilla, ferner der hl. Johannes, welcher in einen Kessel siedenden Oels getaucht und als er dabei nicht verletzt wurde, zum Aufenthalte auf der Insel Patmos verurtheilt wurde.

Endlich wurden damals, im Jahre 96, noch in die Verfolgung hereingezogen die zu jener Zeit noch lebenden Verwandten Christi, und das ist gewiß eine hochinteressante Jubiläumserinnerung, daß vor genau 1800 Jahren auf dem Palatin, in diesem Palaste, auf dem nämlichen Boden, den wir jetzt betreten, von Domitian die Verwandten des Erlösers verhört wurden. Hegesippus berichtet nämlich Folgendes: „Zur damaligen Zeit waren noch aus der Verwandtschaft des Herrn die Enkel des Judas übrig, welcher dem Fleische nach Bruder (d. i. Verwandter) Jesu genannt wurde. Diese wurden angegeben, aus dem Geschlechte Davids zu sein. Ein Evocatus führte sie daher zum Kaiser Domitian, denn dieser fürchtete die Erscheinung Christi ebenso wie Herodes. Er fragte sie, ob sie von David abstammten, und sie bestätigten

1) Eusebius, Kirchengesch. III. c. 18. Vgl. dazu das Kapitel „Das Christenthum in der Flavischen Familie" bei Reumont l. c. S. 418 ff.; den Artikel „Domitilla" im Kirchenlexikon III S. 1953 f. und de Waal, Rompilger S. 127.

es. Hierauf fragte er sie, wie viele Besitzungen sie hätten oder wie groß ihr Vermögen sei. Beide antworteten, sie besäßen nur 9000 Denare und davon gehöre jedem die Hälfte. Allein, sagten sie, auch dies hätten sie nicht in baarem Gelde, sondern in dem Werthe eines Feldes, das nur in 39 Hufen bestände. Davon bezahlten sie die Abgaben und nährten sich selbst durch ihrer Hände Arbeit. Hierauf zeigten sie ihm ihre Hände und bewiesen durch ihre harte Haut und die Schwielen, die von der beständigen Arbeit sich gebildet hatten, daß sie selbst arbeiten. Ueber Christus und sein Reich befragt, welcher Art es sei und wo und wann es erscheinen würde, gaben sie die Antwort, es sei kein weltliches und irdisches, sondern ein himmlisches und englisches, das in der Vollendung der Zeit erscheinen werde, dann, wenn er in Herrlichkeit kommen würde zu richten die Lebendigen und Todten und einem Jeden nach seinen Werken zu vergelten. Auf dieses hin verurtheilte sie Domitian nicht, sondern verachtete sie als ganz geringe Leute. Er ließ sie daher frei und befahl auch, die Verfolgung gegen die Kirche einzustellen. Diese aber wurden, weil sie nicht allein Bekenner, sondern auch vom Geschlechte des Herrn waren, nach ihrer Befreiung Vorsteher von Gemeinden und lebten nach dem hierauf erfolgten Frieden bis zu den Zeiten Trajans."[1] Daß die Verfolgung Domitians nicht so lange dauerte und von ihm selbst wieder eingestellt wurde, sowie daß sie nicht so grausam war, wie die anderer Kaiser, ist auch aus Tertullian zu entnehmen, welcher berichtet: „Auch Domitian, in Hinsicht der Grausamkeit ein halber Nero, griff es an (scil. das kaiserliche Schwert zur Christenverfolgung): aber weil er doch wenigstens noch ein Mensch war, so unterdrückte er leicht das Beginnen, indem er sogar die zurückrief, welche er verbannt hatte."[2] Immerhin aber hatte Domitian in

1) Bei Eusebius, Kirchengeschichte III, cp. 20.
2) Bei Ruinart, Acta Martyrum (Regensburg, Manz) S. 21.

seiner Regierung überhaupt und speciell auch in seinem Verfahren gegen die Christen genugsam Schuld auf Schuld gehäuft, um die göttliche Rache auf sich herabzubeschwören, so daß ihm, wie schon die heidnischen Schriftsteller erzählen, gerade aus seiner Christenverfolgung heraus die Strafe erwuchs.

Sueton und Dio Cassius geben folgende nähere Schilderung von Domitians Ermordung. Der Kaiser hatte zu seiner Unterhaltung ein kleines Mädchen an seinem Hof. Dieses trat einst in sein Gemach, während er schlief, und fand unter seinem Kopfkissen ein Stück Papier, welches es mitnahm, um damit zu spielen. Domitia, des Kaisers Gattin, nahm dem Kinde das Papier zur näheren Untersuchung ab. Sie war nicht wenig erstaunt, darauf ihren Namen, sowie die des Petronius Sekundus, Präfekten der kaiserlichen Garde, des Oberstkämmerers Parthenius und Anderer zu finden. Es handelte sich offenbar um eine Proskriptionsliste mit den Namen der von Domitian zum Tode Bestimmten. Allen diesen zeigte die Kaiserin das Verzeichniß und so kam der Entschluß zu Stande, dem Tyrannen zuvorzukommen. Aber wer gab sich zur Ausführung des Mordes her? Man richtete das Augenmerk auf einen gewissen Stephanus, den Prokurator und Freigelassenen der verbannten älteren Domitilla. Derselbe erklärte sich auch bereit, wohl nicht um seine christliche Herrschaft zu rächen, sondern sicher hauptsächlich deßwegen, weil er, großer Unterschlagungen in der Verwaltung der Güter seiner Herrin angeklagt, unter Domitian dem Tode nicht entrinnen konnte.

Unter den Vorbereitungen der Verschworenen war der 18. September 96 herangenaht. Der Kaiser hatte an diesem Tage einige Zeit Processe geprüft und kehrte dann in sein Gemach zurück. Es war 11 Uhr — die Stunde, welche er fürchtete. Als er daher fragte, wie spät es sei, gab ihm einer der verständigten Anwesenden absichtlich die Antwort, es sei Mittag. So glaubte Domitian der Gefahr entronnen

zu sein und schickte sich an, vor der Mahlzeit ein Bad zu nehmen, als Parthenius und Stephanus eintraten und erklärten, sie hätten ihm etwas sehr Wichtiges mitzutheilen. Nachdem alle Uebrigen entlassen waren, übergab der Oberstkämmerer dem Kaiser ein Aktenstück, die Enthüllung einer Verschwörung, an deren Spitze der Consul Flavius Clemens stehe, der keineswegs enthauptet worden sei und der jetzt auf Rache sinne. Während Domitian mit großer Aufmerksamkeit las, zog Stephanus aus dem Verband seines Armes den Dolch und stieß ihn dem Kaiser in den Unterleib. Domitian schrie um Hilfe, und da die Wunde nicht tödtlich war, kam es zwischen ihm und Stephanus zu einem furchtbaren Ringen, und obschon er sich selbst an dem Dolche des Gegners die Hand zerschnitt, drang er auf ihn ein, um ihm die Augen auszukratzen. Zugleich rief er, da er unter seinem Kopfkissen ein Schwert zu verwahren pflegte, dem kleinen Pagen, der noch im Gemache war, zu, ihm die Waffe zu bringen. Allein es fand sich nur die Scheide: Parthenius hatte vorher das Schwert zu entfernen gewußt. Nunmehr ließ man auch noch andere Verschworene eintreten, welche den Kaiser vollends tödteten. Aber da erschienen auch die kaiserlichen Prätorianer, um ihrem Gebieter zu Hilfe zu kommen, und in dem sich entspinnenden Kampfe verlor auch Stephanus das Leben.[1]) Der verbannte Philosoph Apollonius soll in Ephesus, wo er auf öffentlichem Platze vor dem Volke sprach, im Momente der Ermordung plötzlich innegehalten, den Namen des Mörders ausgerufen, den Tod des Imperators verkündet haben. Leichenträger der niedrigsten Volksklasse schafften den Todten auf ärmlicher Bahre nach einer an der Via Latina gelegenen Villa, wo des

1) Vgl. de Waal, Katakombenbilder, II. Anm. 32. „Ob Stephanus Christ gewesen, heißt es dort, darüber streiten die neueren Historiker."

Kaisers Amme Phyllis die sterblichen Reste verbrannte und heimlich die Asche nach dem flavischen Mausoleum brachte, wo sie dieselbe mit jener von Titus' Tochter vermischte, deren Verführer und Henker der unnatürliche Oheim gewesen war. So hatte er auch im Tode Aehnlichkeit mit Nero. Auf Beschluß und Befehl des Senates wurden ihm alle Ehrentitel[1]) entzogen, seine Inschriften und Bildsäulen vernichtet. Man ließ Leitern herbeischaffen, um die an den Säulen der zu den Sitzungen dienenden Orte angebrachten Bildnisse des Todten zu erreichen und sie auf dem Fußboden zu zerschmettern.[2])

So endete vor 1800 Jahren, nachdem er sein eigenes, zum großen Theil christliches Geschlecht ausgerottet hatte, der letzte der Flavier. Eigentlich hätten ihm schon christliche Kaiser folgen sollen. „Wäre Domitian nicht durch Mord aus dem Wege geräumt worden, sagt de Waal, so würde in der natürlichen Entwicklung der Ereignisse das Christenthum bereits ein Menschenalter nach dem Tode des Erlösers den Thron der Weltbeherrscher bestiegen haben,“[3]) ein Gedanke, der gewiß das Herz jedes treuen katholischen Christen mit liebender Begeisterung für die Macht seiner heiligen Kirche erfüllt, welche in kürzester Zeit ihren siegreichen Triumphzug so weit ausgedehnt hat. Und mögen auch die angeführten Jubiläumserinnerungen zum Theil sehr trauriger Natur sein, mag auch die Erinnerung an den abschreckenden Tod eines Tyrannen, der nur in Grausamkeit, Sinnenlust und Menschenverachtung Befriedigung suchte, aber trotz fabelhafter Pracht seiner ganzen Umgebung, trotz über-

1) Domitian hatte sich den Ehrentitel Germanicus wegen eines allerdings erfolglosen Zuges nach Deutschland beigelegt, und Dacicus, obwohl er von den Daciern geschlagen den Frieden erkaufen mußte.

2) Reumont, l. c. I. S. 429.

3) Der Rompilger S. 127—128.

spanntester Selbstvergötterung keine ruhige und frohe Stunde erlebte, uns nicht zum Aufenthalte unter diesen Ruinen einladen, so weilen wir doch gerne hier eben wegen der vielfachen Erinnerungen an die uns mit Stolz und heilige Freude erfüllenden Siege des ersten Christenthums und weil uns beim Anblick einerseits der zerfallenen und zerstörten Pracht der Kaiserpaläste auf dem Palatin, andrerseits der von ihm in weitem Bogen umherliegenden glänzend geschmückten christlichen Kirchen unter Führung von St. Peter. in gleichsam unverwüstlichen Lettern die Wahrheit entgegenleuchtet, daß alle Feinde des Christenthums elend zu Grunde gehen, Christus aber und seine Braut, die Kirche, in glänzendem Schmuck immer bestehen werden: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat.

LXXI.

Eine Prophezeiung ex eventu aus der Zeit der Reformation.

Aus der Periode des Uebergangs vom Mittelalter in die Neuzeit ist uns eine Reihe von Prophezeiungen, Prognostiken, Praktiken erhalten.[1]) Sie wollen die Zukunft erschließen und Antwort geben auf all die bangen Fragen, was das anbrechende Jahrhundert bringe, wie lange und in welcher Gestalt die Kirche fortbestehen, wie die oft gerügten

---

1) Vgl. Döllinger, der Weissagungsglaube und das Prophetenthum in der christlichen Zeit. Historisches Taschenbuch, 5. Folge 1. Jahrg. 1871 S. 259 ff. und Kleinere Schriften. Stuttgart 1890. S. 451—557.

Schäden an Haupt und Gliedern gehoben werden können, was aus dem zerfallenden Reiche werden möge, ob sich die entzweiten Fürsten einigen, ob sich das verachtete Kaiserthum noch einmal aufraffen, ob die Türken oder die Christen die Oberhand gewinnen, ob die bedrückten Massen des niedern Volkes Erleichterung und Erlösung finden und wie sich die Schicksale der einzelnen Territorien gestalten werden. Die einen suchen Aufschluß über diese Dinge in den prophetischen Büchern der hl. Schrift, besonders der Apokalypse, andere weisen hin auf die Sterne oder auf ungewöhnliche Naturereignisse und bemühen sich, sie auszudeuten. Wieder andere wenden sich an die Weissagungen, wie sie sich aus den Tagen Joachims von Floris und noch früher von Geschlecht zu Geschlecht fortererbt hatten, schlugen die Schriften eines Vinzenz Ferrer, einer sel. Hildegard von Bingen, Katharina von Siena, Birgitta von Schweden nach. Einige wenige suchen aus der Zeitlage heraus die Zukunft zu deduciren.[1]) Einer der zuversichtlichsten unter diesen Propheten ist Antonius Torquatus, Doctor der freien Künste und der Medicin und Astrolog aus Ferrara.[2]) Seine Gedanken über die Zukunft hat er niedergelegt in seiner Schrift: De eversione Europae prognosticon . . . ad serenissimum Matthiam regem Ungarorum anno Christi MCCCCLXXX conscriptum, ab eodem anno usque ad MDXXXVIII durans. Ihr Inhalt ist folgender:

Nächst der Tugend und der Anschauung Gottes macht nichts den Menschen gottähnlicher, als die Kenntniß der Zukunft. Ihre Vorzüge ergeben sich aus der Erfahrung und ihre Nothwendigkeit für die Regenten aus der Zeitlage:

---

1) Eine Arbeit über die Prophetie in dieser Periode hoffe ich demnächst veröffentlichen zu können.

2) Die Anregung zu vorliegender Arbeit erhielt ich von meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Kugler, dem ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank abstatte.

Furchtbare Umwälzungen auf politischem, religiösem und wissenschaftlichem Gebiet stehen bevor. Hierauf kommt die Dedikation an Matthias Corvinus und ein kurzes Exposé über den ganzen Inhalt des Prognostikums:

Zunächst Verheerung Ungarns durch die Türken, dann Gefangennahme des Herrschers der Türken durch einen ungarischen König und den römischen Kaiser mit deutscher und spanischer Hilfe noch vor 1538, Sturz der türkischen Macht und Herrschaft des deutschen Kaisers über zwei Reiche, glänzende Zukunft Ungarns.

Daß wichtige Dinge sich vorbereiten, beweist die Configuration der Gestirne, die einen besonders bedrohlichen Charakter in den Jahren 1503/4 (namentlich Februar 1504) und 1524 zeigt.

Das Elend wird ausgehen von Italien wegen des Zwistes zwischen Aragonesen und Sfortiaden, wird aber weitere Dimensionen annehmen wegen der Einmischung andrer Mächte, namentlich Frankreichs, und der Zuhilfenahme der Türken durch die Christen. Mit französischer Macht werden die Aragonesen wiederholt aus Neapel vertrieben, die Sfortiaden aus Mailand und die Franzosen des öftern aus beiden Gebieten durch die Spanier, Deutschen und Italiener verdrängt. Venedig und Rom werden sich verbinden, jedoch zu ihrem eignen Nachtheil.

Wegen der Angelegenheiten in Italien entstehen Differenzen zwischen Frankreich und Deutschland; zwar vereinigen sie sich gegen Venedig, namentlich durch Vermittlung der geistlichen Fürsten, doch bricht der Zwist bald von neuem aus. Der König von Frankreich schlägt die Venetianer, später gewinnen diese die Oberhand, kommen aber nachher beinahe an den Rand des Verderbens.

Hierauf bricht ein erbitterter Krieg aus „zwischen den kirchlichen Prälaten und den Galliern.“ Infolgedessen werden einige venezianische Städte das französische Joch abzuschütteln suchen. Der Sieg schwankt hin und her, schließlich werden die Franzosen mit spanischer und deutscher Hilfe aus Italien verjagt. Es kommt zu einem kurzen spanisch-französischen Krieg, wobei England die Hand im Spiel hat.

Ein neuer König in Frankreich nimmt den Kampf in Italien wieder auf, erobert mehrere mailändische Städte und schließt ein Bündniß mit dem Papste. Doch hat dasselbe keinen Bestand, vielmehr entstehen 1519 oder 1520 neue Mißhelligkeiten und mit Hilfe des Kaisers, der Römer und Spanier werden die Franzosen wiederum aus Italien ausgewiesen. Das Haus Sforza bekommt Mailand wieder, die Franzosen erneuern den Krieg, müssen kläglich abziehen, erscheinen 1523, 1524, 1525 wieder auf dem Plan, erleiden jedoch eine Niederlage. Ihr König wird gefangen oder getödtet. Nach erlangter Freiheit bekriegt er das römische Reich unabläßig, bis er Thron, Leben, Kinder und Heerführer verliert.

Um dieselbe Zeit rottet sich in Deutschland das Volk gegen den Adel zusammen, nachdem ähnliches schon vorher in Ungarn geschehen, woran der Klerus die Hauptschuld trägt.

Darnach verbinden sich der Papst, die Franzosen, Engländer, Venetianer, Sforzas u. a. gegen das römische Reich und belagern Mailand. Die Spanier kommen ins Gedränge, werden jedoch von Deutschland aus kräftig unterstützt; doch währt ihr Glück nicht lange.

Angesichts dieser Fehden unter den Christen raffen sich die Türken auf, nehmen Belgrad und Rhodus und überschwemmen Ungarn. Der König dieses Landes stirbt, ob durch List oder Gewalt oder Zufall, läßt sich nicht sagen. Infolgedessen machen die Türken gewaltige Fortschritte. In Ungarn werden zwei Könige gewählt, der eine auf unrechtmäßige Weise, der andere auf rechtmäßige und vielleicht aus dem alten ungarischen Königsstamme. Der letztere wird den Türkenkaiser in seine Gewalt bekommen und tödten. Die Ungarn und Deutschen werden dabei reichlichen Ruhm ernten. Die Sterne weisen auch auf einen mächtigen spanischen König und auf Hilfe durch Spanien und den römischen Kaiser, ja vielleicht auf die Anwesenheit des Kaisers selbst hin. Die erste Stelle aber gebührt den Ungarn.

Ehe die Jahre 1536 und 1537 zu Ende gehen, wird sich das Reich von Konstantinopel auflösen infolge innerer und äußerer Kämpfe. Zu den Schrecken des Krieges gesellen sich die der Pest in den othomanischen Gebieten.

Auch dem Klerus stehen schlimme Zeiten bevor. In den Jahren 1526 oder 1527 wird sich das Geschick zu seinen Ungunsten wenden: Rom wird erstürmt und fällt dem kaiserlichen Heere als Beute anheim; viele werden niedergemacht, der Papst gefangen oder verjagt, die Cardinäle und Prälaten ausgeplündert. Die reichen und mächtigen Prälaten haben das Schlimmste zu fürchten. Die schon allzu reich gewordene römische Kirche wird über den zeitlichen Dingen die Sorge für die geistlichen Angelegenheiten vernachlässigen und das Reich Gottes in ein weltliches Reich verkehren. Darum werden die Prälaten den Feinden preisgegeben. Sie werden sich nirgends mehr sicher fühlen, und zur frühern Armuth zurückgebracht werden. Viele werden sie durch erheuchelte Tugenden täuschen und dadurch die Kirche Gottes profaniren und viel Unheil anrichten. Freilich werden sich viele nicht bloß gute, sondern sogar sehr gute Geistliche finden. Von ihnen soll hier nicht geredet werden. Aber der bösen wegen kommt Gottes Zorn über die Kirche. Durch denselben werden die bösen vernichtet, die guten aber geläutert wie Silber und Gold durch Feuer, und so wird der geistliche Stand reformirt. Die Zahl der Bösen überwiegt, denn es treten Heuchler und falsche Propheten auf, und wenige werden in der Wahrheit Christi wandeln. Der schon genannte Papst wird durch seine eignen Ränke gefangen werden und sein Unglück nicht lange überleben. Hierauf folgt ein Schisma, das den Haß gegen den Klerus allgemein macht. In sämmtlichen Orden, namentlich bei den Minoriten, werden Wirren und Zwietracht ausbrechen. Säkular- und Regularkleriker werden von der Wahrheit, die Nonnen von der Keuschheit und der Ordensregel abfallen und bei der herrschenden Heuchelei werden sich die guten Religiosen in die Berge flüchten müssen.

Ein großer nordischer Häresiarch wird unter dem Schutze mächtiger nordischer Fürsten die Völker gegen Rom aufwiegeln, Heuchelei, Sucht nach Ehren und kirchlichen Würden wird sich breit machen und die Verwirrung dauern, bis die im Bösen verhärteten Kleriker getödtet und die ungerechten Gesetze und schlimmen Bräuche durch heilige und billige ersetzt sind. Dann erneuert sich die Kirche völlig und erstrahlt wie

die aufgehende Sonne. Acht Jahre wird das Schifflein Petri schwanken, aber nicht untergehen, sondern besser und fester und glänzender wieder auftauchen und seine kostbare Fracht dem Himmel entgegenführen.

In jener Zeit bricht ein heftiger Krieg aus zwischen Franzosen, Deutschen, Engländern, Spaniern, Ungarn und Italienern. Franzosen und Deutsche haben je nach außen und innen, die Engländer bald mit Frankreich, bald mit Schottland und Spanien zu kämpfen, Italien hat von innern und äußern Feinden zu leiden und ist der Hauptschauplatz des Krieges; es bricht die Pest aus und entvölkert Rom, Venedig, Mailand, Florenz und Genua fast gänzlich. Bisher unbekannte Krankheiten brechen aus, für die die Aerzte keine Mittel wissen. Die italienischen Städte haben von Hungersnoth und Brand viel zu leiden, und manche werden dem Erdboden gleich gemacht. Die „Insubrer" und Lombarden haben alles zu fürchten, namentlich wegen ihrer Uneinigkeit und der Zwistigkeiten in Mailand. Von ähnlichem Unglück ist Rom, Florenz, Genua und Venedig bedroht. Auch Neapel hat Unheil zu gewärtigen infolge wiederholter und anhaltender Kämpfe der Franzosen und Spanier.

Am trübsten sind die Aussichten für Italien: Es kommt ein gewaltiger Kriegsheld von Norden, der furchtbar wüthen und alles sich unterwerfen wird. Ueberschwemmungen, Einfälle von Seeräubern, Zusammenbruch alter Dynastien, Verlust der politischen Selbständigkeit drohen. Besonders werden Florenz, Lucca, Genua, Venedig und andre italienische Gemeinden davon betroffen werden; denn: 1528, 1529 und 1530 bricht ein blutiger Krieg aus zwischen Deutschland, Frankreich und Spanien. Die Engländer und Italiener werden sich dreinmischen, ja sogar die Türken werden von christlichen Mächten herbeigerufen werden, so daß es den Anschein gewinnt, als müsse die Welt untergehen. Viele werden sich gegen den römischen Kaiser erheben, das Reich aber wird sich ganz wider Erwarten aufraffen. Frankreich erleidet eine Niederlage und sein König wird getödtet, oder wiederum gefangen und nimmt ein klägliches Ende. „Dann wird der letzte Ruhm der Fran-

zosen unter dem Adler fliegen" 1528—31. Aber 1527 und anfangs 1528 werden sie Glück haben.

Dem König von England ergeht es ähnlich, wie dem von Frankreich, wenn er nicht klug ist. Die beiden Königreiche Spaniens werden unter Einen Regenten kommen und viele Gebiete in Italien und ganz Afrika erobern, jedoch durch Habgier sich beflecken.

Der römische Kaiser, der Deutsche und der Ungar werden unzertrennliche Freundschaft und Waffenbrüderschaft schließen. Die Engländer werden es bald mit diesem, bald mit jenem halten, mögen sich jedoch vorsehen, daß sie sich nicht selbst betrügen.

Auch Venedig treibt Schaukelpolitik, wird es jedoch büßen müssen, wenn einmal die Franzosen verjagt und Florenz, Genua und Mailand bestraft sind. Die Pest bricht aus. Venedig wird erobert, verliert seine Freiheit und erleidet nun selber, was es gesündigt an Christus und dem christlichen Reich. Es wird seine Zuflucht offen zu den Türken nehmen, aber eben dadurch den Sultan und seine Familie in's Verderben stürzen. — Der „Prophet" möchte die Stadt warnen, da er sich derselben verpflichtet fühlt.

Die Türken werden durch ihre Erfolge übermüthig. Sie kämpfen mit wechselndem Geschick gegen die Völker des Orients, sodann bald gegen, bald für Venedig, nehmen Belgrad, bringen den Ungarn viele Niederlagen bei, dringen in ihr Land ein und bekriegen das römische Reich und die Deutschen. Doch wird ihr Kaiser 1534 oder 35 in deren Hände fallen, zuvor aber Apulien und Sizilien betreten, die Gestade Spaniens, Frankreichs und Italiens durch seine Flotte belästigen. Endlich unterliegt er den Deutschen, Ungarn, Spaniern und Italienern und wird getödtet. Der Hauptruhm in diesem Kampfe fällt den Ungarn zu, deren König die Seele des Ganzen ist.

Das othomanische Haus spaltet sich und überdauert das Jahr 1536 nicht. In der Türkei brechen innere Kämpfe, Pest und Hunger aus und dazu kommt der Krieg nach außen. Die Christenheit zieht einmüthig über's Meer und fliegt förmlich in den Orient, nachdem zuvor Venedig gedemüthigt ist. Die Türken nehmen den christlichen Glauben an, die abgefallenen

Christen kehren wieder; Ein Reich und Ein Herrscher wird sein. Afrika fällt den Spaniern anheim. Der König der Punier überläßt in einem Thronstreit lieber die Herrschaft den Spaniern, als daß sie bei den Seinigen bliebe. Der Bruderkrieg in Afrika wird 1536 oder 1537 beginnen. Die Spanier unterwerfen sich gegen Mittag alles bis zum äußersten Indien, verdunkeln jedoch ihren Ruhm durch Habgier und Schwelgerei. So wird das Banner unsres Herrn Jesus Christus mit Ehren gen Osten getragen und die muhamedonische Sekte hört auf. — Daran schließt sich eine Empfehlung an den König.

Soll ein Urtheil abgegeben werden über die Bedeutung des Torquatus, so gilt es vor allem, einen Blick zu werfen auf die Geschichte jener Zeit. Sie charakterisirt sich als Zeit des Kampfes der hervorragendsten Weltmächte.

In Folge der Zerwürfnisse zwischen den Aragonesen zu Neapel und den Sforzas in Mailand werden die Franzosen nach Italien gerufen und damit ist der Anstoß gegeben zu politischen Verwicklungen, die in immer mehr sich erweiternden Kreisen schließlich fast ganz Europa umfassen und noch darüber hinausreichen. Die Franzosen vertreiben wiederholt die Aragonesen aus Neapel, die Sforzas aus Mailand und müssen dann ihrerseits wieder den Spaniern, Italienern und Deutschen weichen. Manche werden in diesen Wirren rasch emporgehoben, um dann ebenso rasch wieder zu fallen. Venedig und Rom mischen sich ein, jedoch mit sehr zweifelhaftem Erfolg. Das ist in kurzen Zügen der Gang der Geschichte und so gibt ihn auch Torquatus wieder.

Nun die wichtigsten Ereignisse im Einzelnen.[1])

---

1) Zum folgenden Abschnitt vgl. L. v. Ranke, Französische Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert 1. Band. Leipzig 1868, und Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1514. 2. Aufl. Leipzig 1874. H. Ulmann, Kaiser Maximilian I. Bd. I u. II, Stuttgart 1884 u. 1891. Bachmann, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrich III. und Max I.

Schon seit längerer Zeit waren die Beziehungen des Königs Ferrante von Neapel zu seinem päpstlichen Lehensherrn ziemlich gespannt und die französische Partei in Rom hatte sich bemüht, dem Hause Anjou die Krone wieder zu verschaffen, die es schon einmal besessen. Der derzeitige Herrscher von Frankreich, Karl VIII., war gern bereit, einen Besitz an sich zu reißen, den seine Ahnen dereinst ihr eigen genannt, und als ihn Ludovico Sforza, genannt il Moro, Herzog von Mailand, einlud, da zögerte er nicht länger, den Pfad zu beschreiten, der vor etwas mehr als 200 Jahren einen andern Karl von Anjou nach Neapel geführt hatte. Mit einem stattlichen Heere zieht er über die Alpen, Oberitalien jauchzt ihm entgegen; Rom öffnet ihm seine Thore; Neapel huldigt ihm; die Welt staunt über einen solchen Triumphzug — Italien aber beginnt, sich zu fürchten; denn was soeben Neapel widerfahren, das konnte über kurz oder lang auch andern Mächten begegnen. Das sagte man sich zu Rom, zu Venedig und zu Mailand. Gebot aber der Franzose einmal von den Alpen bis nach Calabrien, so konnte ihm auch der Gedanke einer Machterweiterung nach Norden und Westen, bezw. Osten und Süden kommen, und Oesterreich und Spanien waren bedroht. Diese Erwägungen brachten im März 1495 die hl. Liga zu Stande zwischen dem Papst, Maximilian, Castilien und Aragonien, Venedig und Mailand. Später gelingt es, auch England zu gewinnen. Damit war ein großer Bund geschaffen gegen Frankreich, aber noch kein starker; denn er schloß gar weit auseinanderliegende Interessen in sich und einige der Betheiligten hatten sich bisher geradezu beargwöhnt und gehaßt, und das Interesse für das Ganze

---

Leipzig 1894. Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. 9. Aufl. Freiburg 1883 ff. Bezold, Geschichte der deutschen Reformation. Berlin 1890. Pastor, Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters I—III. Freiburg.

stieg und sank beim einzelnen, je nachdem sich der Krieg seinem Gebiete näherte oder von ihm entfernte. Keiner mochte dem andern einen Vortheil gönnen, und so vergleicht sich denn Ludovico Sforza im Separatfrieden von Vercelli mit Frankreich. England und Spanien lenken gleichfalls ein. Ja im Jahre 1499 kommt es zu einem Bund Ludwigs XII., des Nachfolgers Karls VIII., mit Venedig, bald folgt auch der Papst, und der Kaiser ist isolirt und schließt sich zuletzt — an Frankreich an in den Punktationen von Lyon und dem Vertrag von Blois. Später vereinigen sich in der Ligue von Cambray der Kaiser, der Papst und Frankreich gegen Venedig. Ludwig legt seine Hand auf das Gebiet bis zum Mincio, der Papst und Aragonien besetzen, was man ihnen zu Cambray zugesprochen, nur der Kriegszug des Kaisers verläuft kläglich. Nach einiger Zeit löst sich jedoch die Ligue.

Nach der Schlacht bei Novara müssen die Franzosen Italien räumen und Sforza wird wieder eingesetzt. Doch bald rüstet sich Ludwig zu einem neuen Zug. Der Tod entreißt ihm zwar das Schwert, allein sein Nachfolger Franz I. ist auch der Erbe seiner Pläne. Er zieht nach Italien, siegt bei Marignano, nimmt Mailand und führt den Mohren als Staatsgefangenen nach Frankreich. Im Jahre 1521 verbinden sich England und Karl V. zu Calais, bald schließen sich auch Rom und Venedig an und es erfolgt ein Angriff auf Frankreich im Norden, Osten und Süden. Die Franzosen müssen Mailand räumen, werden bei Bicocca geschlagen, Bourbon, ihr erbittertster Gegner, jagt im Winter 1523/24 ein französisches Heer in die Flucht und Sforza wird wieder eingesetzt. In Folge geheimer Abmachungen mit dem Papst vom November 1524 erscheinen die Franzosen wieder und belagern Pavia, erleiden aber eine furchtbare Niederlage (24. Februar 1525). Franz I. wird gefangen und muß sich zum Madrider Frieden verstehen, nimmt jedoch sofort nach erlangter Freiheit den Kampf wieder auf.

Gleichzeitig wüthet in Deutschland der Bauernkrieg. — Die Erfolge Karls V., wie die ungeheure Ausdehnung seines Reiches flößen den übrigen Mächten Furcht ein und so vereinigen sich unter dem Protektorat Englands Frankreich, Rom, Venedig, Florenz und Mailand gegen ihn. Ein neuer Krieg bricht aus. Das kaiserliche Heer erstürmt und plündert Rom.[1] All der Groll, der sich in den deutschen Gemüthern festgesetzt hat, entladet sich auf die unglückliche Stadt. Galt es ja nicht blos, den politischen Gegner seine Uebermacht fühlen zu lassen, sondern, wenigstens für sehr viele, seinen Muth zu kühlen am Oberhaupt einer Religionsgenossenschaft, der man abgeschworen. In Deutschland war die Reformation in Scene gegangen, mächtige Fürsten hatten sich auf ihre Seite gestellt. Vieles, was bisher bestanden, war abgeschafft worden. Eine Reform aber im Sinne einer Einigung darüber, was abgeschafft und verbessert werden müsse, kam nicht zu Stande und es blieb ein klaffender Riß innerhalb der Christenheit und des deutschen Reiches insbesondere.

Das Heer, das Rom erstürmt und geplündert hatte, verwilderte immer mehr. Unterdessen hatte ein neues französisches Heer mit genuesischer Hilfe die Belagerung von Neapel begonnen. Allein es brach die Pest in demselben aus, und die Genuesen, die sich zurückgesetzt fühlten, gingen zu Karl über. Im Juni 1529 vergleichen sich Kaiser und Papst und im September des gleichen Jahres macht der Damenfriede dem Hader zwischen Deutschland und Frankreich vorläufig ein Ende. Im Dezember 1529 kommt ein Bündniß zu Stande zwischen Kaiser, Papst, Ungarn, Venedig, Mailand, Savoyen, Montferrat, Mantua, Genua, Siena und Lucca.

Während dieser Kämpfe Karls V. in Italien hatte sich im

---

1) Hans Schulz, der Sacco di Roma, Halle 1894 (Hallesche Abhandlungen zur neueren Geschichte Heft 32).

Osten ein furchtbarer Feind erhoben, die Türken. Nach wiederholten Thronstreitigkeiten und blutigen Palastrevolutionen war die ganze türkische Macht in der Hand eines energischen Herrschers vereinigt. Syrien ward fest an den Thron gekettet, Aegypten und Rhodus erobert, die Korsaren des Mittelmeeres segelten unter türkischer Flagge und ihre Gebiete huldigten dem Sultan. Nun konnte man an einen Vorstoß im Westen denken. Und so erobert denn Soliman im Jahre 1521 Schabatz und Belgrad,[1]) bringt, durch innere Wirren begünstigt, siegreich in Ungarn vor, schlägt Ludwig II. bei Mohacs, weiß die auf den Tod Ludwigs erfolgte zwiespältige Wahl trefflich auszunützen und belagert 1529 Wien. Zwar muß er unverrichteter Dinge abziehen, bleibt aber Herr der Situation in Ungarn. Ermuthigt durch die Uneinigkeit der Deutschen und die Haltung des „allerchristlichsten Türken" auf dem französischen Thron führt er im Juni 1532 seine Schaaren von neuem durch Ungarn herauf. Was das Reich ihm entgegenzustellen beliebt, hat wenig zu bedeuten, doch bricht sich des Sultans Macht bei der Belagerung des von Jurisitsch vertheidigten Güns und verzieht sich so schmählich wie vor drei Jahren durch Krain und Kroatien. Noch schmählicher verlief allerdings eine Expedition, die das Reich im Jahre 1542 nach Ungarn unternahm. Zu gleicher Zeit tobte der Kampf zwischen Kreuz und Halbmond auf den Gewässern und an den Gestaden des Mittelmeeres[2])
In den Tagen des Cardinals Ximenes eroberten sich die Spanier ansehnliche Gebiete auf afrikanischem Boden. Doch wurden ihre Erfolge wieder zu nichte gemacht durch die Beutezüge der türkischen Korsaren. Chaireddin Barbarossa machte kühne Einfälle an der italischen, sizilischen, spanischen und afrikanischen Küste und nahm Algier und Tunis und

1) Salamon, Ungarn im Zeitalter der Türkenherrschaft, deutsch von Gustav Jurany. Leipzig 1887.

2) E. Cat: de Caroli V. in Africa rebus gestis. Parisiis 1891.

verbreitete furchtbaren Schrecken, namentlich in Spanien. Sollte diesem Treiben ein Ende gemacht werden, so mußte man zur Offensive übergehen und die Raubnester des Feindes in Afrika sich sichern. Das gab schon der Selbsterhaltungstrieb ein. Es fehlte aber auch in Afrika selber nicht an solchen, denen eine derartige Wendung der Dinge willkommen war: Abdala, der Herrscher von Bugia, war von seinem Oheim Abdurramel entthront und gefangen gesetzt worden [1]). Es gelang ihm jedoch, zu entkommen und er stellte sich unter den Schutz Spaniens (anno 1510). Im Jahre 1519 erschien der König von Tunis vor Karl V. und bat ihn um Hilfe gegen Chaireddin Barbarossa. So durfte denn der Kaiser in dem durch die Pflicht der Nothwehr gebotenen Krieg auch auf Entgegenkommen seitens eines Theils der afrikanischen Bevölkerung hoffen. Der erste Zug, den er 1535 unternahm, war vom schönsten Erfolg gekrönt. Tunis wurde erobert und alle Christensklaven befreit. Um so unglücklicher verlief eine Expedition gegen Algier im Jahre 1541, und von einem dauernden Erfolg gegenüber der türkischen Macht in Afrika kann überhaupt keine Rede sein.

Vergleichen wir nun diesen geschichtlichen Ueberblick mit dem Vaticinium des Torquatus, so können wir uns dem Eindruck nicht verschließen, daß es „durch die Bestimmtheit frappirt.“ [2]) Es liest sich beinahe wie ein Auszug aus der Geschichte, und man hat denn auch schon in den frühesten Drucken nicht verfehlt, auf diese Thatsache hinzuweisen und am Rande die den Weissagungen entsprechenden Ereignisse zu notiren. Besonders auffällig ist die Genauigkeit, mit der der Seher die Namen der bei Kriegen, Bündnissen u. s. w. in Frage kommenden Mächte, die sehr oft und manchmal

---

1) Ferrara, Allgemeine Historie von Spanien, deutsch von Semler, Halle 1757, Bd. VIII. S. 357, 483.

2) Friedrich, Astrologie und Reformation, München 1864, S. 58.

auch sehr unerwartet sich verändernde Gruppirung der Staaten, die Daten für die wichtigeren Ereignisse anzugeben weiß. Am allerauffälligsten aber ist, daß diese Genauigkeit nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte dauert und dann plötzlich verschwindet, daß Prophetie und Geschichte sich decken bis zu einem gewissen Jahr, von da an aber weit auseinandergehen. Das Schicksal der Herrscher von Neapel und Mailand, die wechselnden Erfolge und Mißerfolge Deutschlands und Frankreichs und ihrer Alliirten, die Schlachten von Marignano, Bicocca, das Unglück des Königs von Frankreich im ersten Kriege mit Karl V., die Einnahme Roms, die Eroberung von Belgrad und Rhodus, die Reformation, der Bauernkrieg, die Umwälzungen in Ungarn beim Thronwechsel weiß Torquatus in nicht mißzuverstehender Weise anzudeuten oder klar und bestimmt anzukündigen. Dann aber ist es mit einem Male, als ob sich sein Seherblick getrübt hätte. Er verkündet einen Krieg zwischen Franz I. und Karl V. für die Jahre 1528, 1529, 1530 und sagt von den Franzosen: „in annis 1527 et in principio 1528 ipsorum Jupiter causam fovebit." In der That bekämpfen sich die beiden Mächte im zweiten Krieg 1527—29 und ins Jahe 1528 fällt der Siegeszug der Franzosen unter Lautrec, wird aber plötzlich unterbrochen durch den Abfall Genua's und die Pest, die viele hinwegrafft, darunter auch den Feldherrn selber. Dagegen weiß die Geschichte nichts von einem kläglichen Ende oder einer zweiten Gefangenschaft des Königs von Frankreich, wie Torquatus will, und der Kampf findet seinen Abschluß nicht 1530, sondern 1529 im Damenfrieden. Sodann wird Venedig wohl ab und zu in die Enge getrieben, aber nicht erobert, noch einer fremden Macht unterworfen. Die Türken führen Krieg im Osten und Westen, nehmen 1521 Belgrad, 1522 Rhodus, dringen, namentlich nach der Schlacht bei Mohacs und der zwiespältigen Wahl von 1526 in Ungarn weiter vor, befehden das Reich und machen die Küsten des Mittelmeeres unsicher. Daß sie aber 1529 Wien

belagern, ist dem Propheten entgangen und fast alles, was er bezüglich der übrigen Türkenkämpfe zu sagen weiß, ist falsch. Der Türkenkaiser fällt keineswegs anno 1534 oder 1535 in die Hände der Christen, noch wird er von den vereinten Deutschen, Ungarn, Italienern und Spaniern besiegt und getödtet, sondern die Christenheit ist und bleibt auch angesichts der Türkengefahr entzweit, Soliman lebt und kämpft weiter bis 1566, seine Regierung ist keine Zeit des Niedergangs, sondern geradezu eine Glanzperiode in der Geschichte des Islams und dauert volle 30 Jahre über die von Torquatus angekündigte Zeit hinaus. Daß die Türken förmlich im Fluge zum Christenthum geeilt wären und die Renegaten sich bekehrt hätten, davon weiß die Geschichte nichts bis auf den heutigen Tag, ebenso wenig von einer Auflösung des Imperium Constantinopolitanum, antequam praefati finiantur anni (1536 und 1537). Rom wurde erobert und gründlich geplündert, die Prälaten und der Klerus überhaupt mißhandelt. Der Papst aber, der nach Torquatus brevi aut animi dolore aut veneno aut ferro vel a semetipso hätte sterben sollen, lebte noch bis 1534, und von einem Schisma blieb die Christenheit verschont. Mit der Reform der Kirche aber ging es nicht so rasch von statten, wie Torquatus meinte.

Somit ergibt sich als Resultat der Vergleichung der Prophetie mit der Geschichte: Die ganze Prophetie scheidet sich in zwei scharf abgegrenzte Theile: der erste ist in manchen Partien ein geradezu frappirend getreues Abbild der Geschichte, der andere weicht weit, theilweise sehr weit von ihr ab. Jener umfaßt die Ereignisse bis ins Jahr 1527 hinein, dieser das folgende Jahrzehnt. Woher nun dieser Unterschied? Bedingten ihn etwa die astronomischen bezw. astrologischen Berechnungen?

Richtig ist, daß man in jener Zeit bemüht war und es verstanden hat, an der Hand der Sternconjunction sich die

Zukunft zu erschließen[1]) und auch Torquatus sucht seiner Zeit das Horoskop zu stellen, beschränkt sich jedoch in der Deutung der Sterne so ziemlich auf die Jahre 1503 und 1504. Mit welchem Rechte er auf die einzelnen Länder und Völker schließt, darüber schweigt er sich aus, und warum seine Berechnungen bis zum Jahre 1527 das Richtige getroffen, von da an aber völlig fehlgeschlagen haben sollen, ist nicht abzusehen. Vielmehr erklärt sich die Prophetie über die Zeit bis 1527, die sich liest, wie der Bericht eines Augenzeugen, am einfachsten oder vielmehr einzig und allein durch die Annahme, daß sie von einem Augenzeugen stammt und erst ex eventu erflossen ist, und zwar ums Jahr 1527. Keinenfalls entstand sie anno 1480; denn wenn dies so wäre, wie käme es dann, daß bezüglich der Zeit bis 1403 nur über die allgemeine Lage in Italien und über die dort interessirten Mächte berichtet, über die Ereignisse bis zum

---

1) Z. B. die Sammlung von Prognostiken auf der Krakauer Universitätsbibliothek (cod. 3225), wo aus der Sternconjunction bei der Empfängniß bezw. Geburt Schlüsse gezogen werden de dispositione corporis eiusque viribus, de qualitatibus animae moribusque nati, de divitiis, de fratribus, de filiis, de servis, de aegritudinibus, de coniugio, de genere mortis, de itineribus, de magisterio nati eiusque exaltatione oder (S. 167) wann es sich empfehle, neue Kleider machen zu lassen und zu tragen, oder (S. 263 ff.) über Farbe und Größe der Augen, Farbe der Haare, Gestalt der Nase, Stärke der Hände und Schultern, oder die Nativitas illustris ducis domini Johannis etc auf Johann, den Sohn des Mathias Corvinus (Nr. 2858 der Krakauer Bibliothek. Für die freundliche Ueberlassung der beiden Handschriften seitens der genannten Bibliothek, sowie für die Uebermittlung derselben durch die Tübinger Universitätsbibliothek statte ich auch an dieser Stelle meinen besten Dank ab). Ueber die Regeln, nach denen man im Einzelnen von einer ganz bestimmten Sternconjunction aus auf die körperliche und geistige Entwicklung und die Lebensschicksale schloß, vergleiche das lehrreiche Buch: Albubather et centiloquium divi Hermetis. Venetiis 1501.

Regierungsantritt Franz I. nur sehr summarisch referirt und erst von da an (1515) die Aufeinanderfolge der Ereignisse deutlicher angekündet und in den meisten Fällen auch die Jahreszahl angegeben, die Hauptbegebenheiten ziemlich durchsichtig angedeutet oder direkt genannt werden?

Man kann hiegegen allerdings geltend machen: Ein Mann, der die Zeichen der Zeit zu deuten verstand und den Charakter der Großen jener Tage kannte, konnte auch ohne Sonnen- und Mondsfinsternisse und ohne Sternconjunctionen sich sagen, daß der alte Gegensatz zwischen Mailand und Neapel einmal zum Conflikt führen werde, daß bei der dermaligen Stimmung des Volks der König von Neapel für seinen Thron fürchten müsse, daß andrerseits Frankreich seine alten Ansprüche auf dessen Reich nicht ohne weiteres aufgeben, daß im Fall eines Krieges die Aragonesen in Spanien für ihre Verwandten in Italien Partei nehmen, daß ein seiner Stellung und seiner Pflicht bewußter Kaiser, sowie die Hauptmächte Italiens: Rom, Venedig, Genua u. a. diesem Treiben nicht ruhig zusehen und daß die verschiedenen Staaten und Stätchen Italiens sich hüten würden, den Nachbar allzustark werden zu lassen. Und wer den mächtigen Aufschwung der Republiken und Fürstenthümer jenseits der Alpen kannte, der konnte sich nicht verhehlen, daß sie allem aufbieten würden, um die Ausländer, die „Barbaren", sich vom Leibe zu halten.

Daß es, bei dem weitverbreiteten Haß gegen Rom[1]) und dem Verlangen nach seinen Reichthümern, nicht ohne gründliche Plünderung abgehen würde, daß bei der damaligen

1) Nicht wenig hatte schon hundert Jahre früher die conciliare Bewegung dazu beigetragen. Der Anklang, den Gregor v. Heimburg mit seinen Invektiven gegen Rom fand, beweist, daß er vielen aus der Seele gesprochen (Joachimsohn, Gregor Heimburg in den historischen Abhandlungen aus dem Münchener Seminar, Heft 1 S. 205.)

Art der Kriegführung[1]) Raub, Mord und Brand zu befürchten seien, daß bei dem italienischen Klima und der Lebensweise der Kriegshaufen Krankheiten und Seuchen ausbrechen könnten und würden, das lag auf der Hand. Zudem forderten gerade damals die Pest, der englische Schweiß und nicht minder — die Syphilis zahlreiche Opfer und traten mit einer Heftigkeit auf, daß die Kunst der Aerzte und die sanitären Einrichtungen jener Zeit ihrer kaum mehr Herr werden konnten.[2]) Wenn man darum auf die Vermuthung kam, derartige Unglücksfälle könnten sich wiederholen, und wenn man die Ueberzeugung aussprach, daß die Mediciner dagegen keine Hilfe wüßten, so ist dies, zumal bei dem damaligen Stande der medicinischen Kenntnisse nicht verwunderlich. Verwunderlich ist höchstens, daß ein doctor medicinae dies eingesteht. Von der Nothwendigkeit einer Reform der Kirche vollends redeten Wohl- und Uebelwollende. Daß dieselbe sich auf dem Wege der Gewalt vollziehen müsse, konnte man aus verschiedenen Anzeichen schließen und hatten manche ausdrücklich gefordert.[3]) Daß bei diesen Wirren der Klerus und besonders die Mendikanten das Schlimmste zu befürchten hätten und mancher Mönch und manche Nonne die lästigen Gelübde abschütteln würde, war schon längst prophezeit[4]) worden und konnte auch ohne Prophetengabe

1) Beispiele hiefür s. v. Liliencron, die historischen Volkslieder der Deutschen. Leipzig 1865, II, 392. 397. 435. 465. 517 ff.

2) Die Belege bei Pastor 3, 5. Anm. 1 und S. 335.

3) Kampers, Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter. München 1895 (Histor. Abhandlungen, herausgeg. von Heigel und Grauert, Heft 8). S. 125. 135. Onus ecclesiae (ed. a. 1620) p. 104. Gobelin Persona bei Schwab, Johannes Gerson, 1858. S. 658 Anm. 3. Ferner: Ain wunderbarlich Buechlin un prophecej des heiligen Manns Vincenß von Valenß (Vincenz Ferrer). Birgitta Revelationes 4, 57. ed. Colonia 1628 pag. 217. Pamphilus Gengenbach, herausg. von Gödeke. Hannover 1856 S. 111

4) Catharina Senensis: Dialogi. Coloniae agripp. 1601 pag. 364. onus ecclesiae 121 u. a.

und ohne Astrologie erschlossen werden; und daß das Schifflein Petri schließlich doch aus all diesen Stürmen siegreich hervorgehen würde, dafür bürgte die hl. Schrift. Abmachungen einer christlichen Macht mit den Türken gegen einen unbequemen Nebenbuhler waren in jener Zeit nichts Ungeheuerliches mehr.[1])

Wenn nun aber die Gruppirung der Parteien in all ihren mannigfachen Wandlungen klar und bestimmt angekündigt wird und die Daten für die Hauptepisoden der folgenden Kämpfe genau angegeben werden, so ist dies doch etwas mehr, als die politische Combinationsgabe für sich, oder auch im Bunde mit astronomischem und astrologischem Calcul zu bieten vermag. Sodann ist es um so verwunderlicher, wenn diese Combinationsgabe von einem bestimmten Zeitpunkt an, nämlich von 1527, den Dienst vollständig versagt und durch die Geschichte desavouirt wird, während sie bis dorthin sich glänzend bewährte. Woher die Klarheit auf der einen und das unsichere Tasten und Vermuthen auf der andern Seite, wenn nicht daher, daß der Verfasser dort einfach gegebene Stimmungen und Thatsachen referirt, hier aber erst erschließen muß, was allenfalls geschehen könnte, daß also die Zeit vor 1527 hinter ihm lag und daß seine Prophetie abgefaßt ist ca. 1527 und nicht anno 1480.

Repetent Dr. J. Rohr.

(Schluß folgt.)

1) Ulmann I, 790, 801. Pastor II, 367, 493. III, 193, 308 f.

LXXII.

Biographie des Cardinal-Erzbischofs J. von Geissel.

(Zweiter Band.[1])

Dem ersten Bande dieses hervorragenden Werkes, welchem wir eine Besprechung in dieser Zeitschrift (117, 191 ff.) gewidmet haben, ist der zweite nach wenigen Monaten nachgefolgt. Wie diese außerordentliche Pünktlichkeit in der Vollendung der mühevollen Arbeit das rückhaltloseste Lob verdient, so hat der gelehrte Verfasser auch durch den reichen Inhalt des neuen Bandes, durch die liebevolle Begeisterung für seinen Helden und die Kunst der Gruppirung des Stoffes und der Behandlung der nicht selten delikaten Fragen sich Anspruch auf unseren Dank erworben. Wäre er dem Orte, an dem die Hauptereignisse, deren Schilderung er übernommen, sich vollzogen, näher gestanden, sein Urtheil würde in manchem Betracht anders ausgefallen sein. Wie die Sachen jetzt liegen, wird Niemand, der Personen und Verhältnisse, welche hier zur Erörterung gelangen, genauer kennt, allen und jeden Auffassungen des Verfassers seine Zustimmung ertheilen können. Ueberhaupt will uns bedünken, daß das Buch um fünfzig Jahre zu frühe in die Erscheinung getreten ist. Annoch leben Viele, welche durch Bande des Blutes oder der Freundschaft oder kirchlicher

---

1) Cardinal von Geissel. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß geschildert von Otto Pfülf S. J. Zweiter (Schluß-) Band. Freiburg, Herder. 1896. 8° XV, 675 S.

Aemter mit nicht wenigen Persönlichkeiten des zweiten Bandes der Geissel-Biographie verknüpft waren. Ueber manche der letzteren harte Urtheile vernehmen zu müssen, thut dem Leser weh, wenn er auch noch so tief von dem Omnia vincit veritas durchdrungen sein mag.

Der zweite Band behandelt in zwei Büchern Geissel's Leben von seiner Beförderung zum Purpur bis zu seiner Romreise (1850—57), und dann sachgemäß von der Romfahrt bis zu seinem Hinscheiden (1857—64). Vierzehn Jahre voll großer Ereignisse schweben an unserm Geiste vorüber. Nachdem die Wogen der Revolution sich gelegt, und für die Kirche das erforderliche Maß von Freiheit gewonnen war, sehen wir das kirchliche Leben unter Geissel's kraftvoller, einsichtiger, wachsamer Leitung auf allen Gebieten neue herrliche Blüthen treiben. Der Bau des Domes wird mächtig gefördert, christliche Charitas und Kunst nehmen einen neuen Aufschwung, die gottgeweihten Genossenschaften gewinnen zusehends an Ausdehnung und ziehen durch ihr vollkommenes Leben den reichen Segen des Himmels auf den Erzsprengel herab. Die Geistlichkeit steht in aller Treue ihrem Erzbischof zur Seite und hilft ihm jenen innern Tempel Gottes ausbauen, dessen Schönheit alle sichtbaren Fortschritte und Erfolge unendlich an Bedeutung überragt. Bei allen Siegen und vielem Glück blieben dem Cardinal aber auch Tage bitterer Schmerzen nicht erspart. Auch ihm erging es wie dem Cardinal Wiseman. Aus der Ferne betrachtet, war kein Episkopat glänzender als derjenige des großen englischen Cardinals. Eines ganz andern wird Jeder belehrt, der die ersten Kapitel des zweiten Bandes der Biographie seines Amtsnachfolgers Manning von Sheridan Purcell durchgeht. Wiseman ist förmlich gekreuzigt worden. Auch Geissels Lebenspfad, soweit ihn der zweite Band uns vorführt, war reichlich mit Dornen besät.

Gleich das erste Kapitel gibt uns einen Begriff von Geissel's hoher Bedeutung unter den deutschen Bischöfen. Seine Beförderung in das heilige Collegium sollte in erster Linie eine wohlverdiente Belohnung für seine (im ersten Bande geschilderten) außerordentlichen Bemühungen zur Herstellung der kirchlichen Ordnung in der Erzdiöcese sein, sodann aber

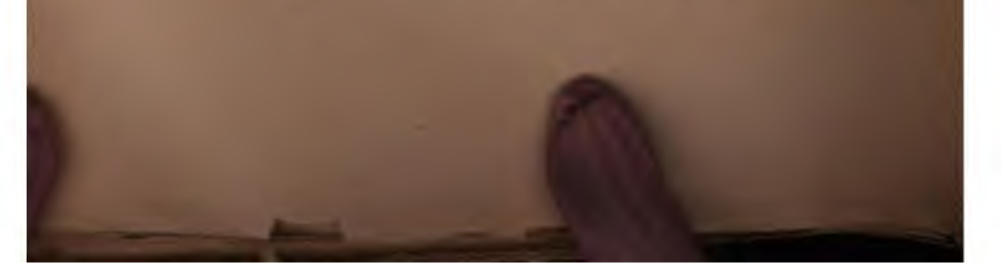
auch eine Anerkennung seitens des heiligen Stuhles für die Berufung und Leitung der großen Würzburger Bischofsversammlung bilden. Aus Pfülf's Mittheilungen entnehmen wir, daß der Nuntius Viale-Prelà (von München nach Wien versetzt) an dieser Erhebung wesentlichen Antheil hatte, sodann daß Geissel, im Hinblick auf seine Vermögensverhältnisse und das für seinen hohen Stand kaum ausreichende Staatsgehalt, Bedenken trug, die neue Würde anzunehmen. Nachdem der Nuntius die Zweifel zerstreut, sprach der nach Wien gesandte Geheimschreiber Meurin die Annahme der Würde aus. Unter großen Feierlichkeiten erfolgte die Ueberreichung der Insignien der Cardinalswürde im Kölner Dom durch Nuntius Viale-Prelà, wobei der Ablegat Msgr. Prospero-Buzi etwas in den Hintergrund trat. Von diesem letztern Manne, der fortwährend mit Geissel in Verkehr blieb, wird über seine Stellung an der Curie ein Brief mitgetheilt (II, 28), von dem wir wünschen möchten, er wäre ebenso wie der im Galgenhumor verfaßte Commentar Geissel's zu demselben durch Pfülf ausgeschieden worden. Ein künftiger Biograph des Cardinals Antonelli kann daraus einen Beitrag zu dem alten scharfen Gegensatz zwischen dem Cardinal-Diplomaten und dem mit dem großen Theologen, Philosophen und Seelenhirten Gioacchino Pecci in Perugia verwandten Msgr. Prospero-Buzi entnehmen. (Leo's XIII. Mutter war Schwester von Prospero-Buzi's Vater.)

Hochinteressant sind die Schreiben, die aus Anlaß der Erhebung zum Cardinalat zwischen dem neuen Würdenträger und vielen gekrönten Häuptern gewechselt wurden. „Sie wissen," versicherte König Ludwig I. am 9. Oktober 1850 dem Cardinal, „daß Geissel von allen bayerischen Bischöfen mir der liebste war." Diesem knappen, gedrungenen Briefe folgt das klassische Schreiben Friedrich Wilhelm's IV. Nur ein König mit jenem idealen Sinn, der diesen Monarchen auszeichnete, konnte so zu Geissel reden. Er zählt ihn zu den „Besten" der deutschen Kirche, hat die Behörden aufgefordert, ihn zu ehren und bittet ihn, „zu bedenken, daß hinfort die Worte, die der Cardinal von Geissel zum katholischen Volke reden wird, von noch größerem Gewichte für dasselbe sein werden, als die,

welche der Erzbischof von Köln gesprochen hat" (18). In der Beantwortung dieser und so vieler anderen Glückwunschbriefe hoher *Persönlichkeiten* bekundet der Cardinal seinen feinen Takt unt seine vollendete Beherrschung der deutschen Sprache.

Mit Beibringung von vielem neuen Material schildert unser gelehrter Verfasser den Aufschwung des kirchlichen Lebens. Die eingehenden Notizen über die ersten Volksmissionen und geistlichen Uebungen der *Gesellschaft Jesu* erwecken die lieblichsten Erinnerungen aus unsrer Kindheit wieder im Gedächtniß, jene Tage, in welchen zusammenhängende Vorträge über die Hauptwahrheiten der Religion in einer die herrlichen Vorbilder Griechenlands und Roms wachrufenden Vollendung der Form Herz und Geist entzückten, und sogar den Sinn für philosophische Studien weckten. Daß der Cardinal an all diesen Bemühungen ebenso reichlich betheiligt war, wie an der Förderung der weiblichen Genossenschaften, geht aus Pfülf's Darstellung klar hervor. Nicht minder wandte er seine Fürsorge dem Vereinswesen zu, das in Kolping einen berühmten Vertreter fand, ferner der Presse, der Förderung kirchlicher Andachten und außerordentlicher kirchlicher Feierlichkeiten.

Zur Obsorge des Cardinals um das Seminar und die theologische Fakultät in Bonn übergehend, hebt Pfülf rühmend hervor die Berufung des Pfarrers *Westhoff* aus Diestedde in der Diöcese Münster zum Präses des Seminars in Köln, und des Religionslehrers *Roth* aus Münstereifel zum Professor der Theologie und Inspektor des Convikts in Bonn. Wer beiden Personen nahe gestanden, wird gerne einräumen, daß sie von den edelsten Gesinnungen beseelt waren, aber auch zugleich bekennen müssen, daß diese Berufungen zwar trefflich gemeint, aber gänzlich verfehlt waren. Beide Männer haben den fast übertriebenen Hoffnungen, welche der Cardinal auf sie setzte, nicht entsprochen. Auch das Lob, welches Pfülf ihnen spendet, dünkt uns viel zu weit gehend. Wenn auf den Kölner Seminarpräses in Rom die Rede kam, dann bemerkte der Cardinal *Reisach*, der ehemalige Studienpräfekt der Propaganda in Rom, mit feinem Lächeln: „Westhoff — malleus haereticorum." Als Theologe trefflich geschult, von unläug-



baren Verdiensten für die ascetische Bildung der Geistlichkeit durch Abhaltung der geistlichen Uebungen, stand Westhoff als Pädagoge weit hinter den Anforderungen seines Amtes zurück. Dem guten Manne gebrach es in bedenklichem Maße an den erforderlichen Formen als Seminarvorsteher, und in noch weit höherem Grade bei den erhabenen und erhebenden liturgischen Funktionen der Domkirche. Aeußerst treffend bezeichnete der selige Pfarrer Stein in Köln, der große Kenner des gregorianischen Chorals, den Seminarpräses Westhoff als „ungeschliffenen Edelstein."

Die Lage der Kirche gegenüber dem Staat hat dem Cardinal auch jetzt, wo die berühmten Paragraphen der jungen Verfassung der Kirche ihre Selbständigkeit gewährleistet hatten, viele trüben Stunden bereitet. Das vom Staat bei solchen Pfarreien beanspruchte Patronat, welche vor der Säcularisation von 1803 geistlichen Stiften und frommen Anstalten einverleibt waren, konnten die Bischöfe in allweg nicht anerkennen. Der Bischof von Paderborn ließ sogar seine Amtsbrüder im Stich und schloß ein besonderes Abkommen mit der Regierung. Der Minister von Raumer schritt in zwei geheimen Erlassen gegen die durch Abhaltung von Missionen und geistlichen Uebungen sich kundgebende Verstärkung des religiösen Lebens ein. Eine auf Seite der Katholiken mit der Gewalt einer Naturmacht hervorgetretene Reaktion war die Bildung der katholischen Fraktion im Hause der Abgeordneten, an deren Spitze die berühmten Brüder August und Peter Reichensperger standen. Sehr werthvolle Mittheilungen über die Stellung des Cardinals zu der Fraktion und ihrer Thätigkeit für die Förderung religiöser Interessen hat Pfülf uns mitgetheilt. Wie sehr v. Geissel von der Berechtigung der Fraktion durchdrungen war, bezeugt u. a. auch die Thatsache, daß er die Beziehungen zu alten Freunden, welche, wie der Graf von Fürstenberg, der neuen Fraktion ihr Mißtrauen entgegenbrachten, aufgeben zu sollen glaubte. Auch sonst, wie bezüglich des nachmals auf dem Heumarkt in Köln zu errichtenden Denkmals des Königs Friedrich Wilhelms III. gingen beide Männer auseinander.

Hat man, wie das dem Referenten volle einundzwanzig Jahre beschieden war, dem Kölner Dom in allen Treuen ge-

dient, dann verfolgt man mit dem wärmsten und lebendigsten Interesse das inhaltreiche Kapitel „Erzbischof von Geissel und sein Metropolitankapitel.“ Schmerzlich berührt das Geschick, welches den zum Dompropst beförderten Domherrn München, sodann dasjenige, welches Westhoff betraf, dem der Papst die Präbende Münchens verliehen hatte. Unter Zustimmung des Cultusministers hatte der hl. Vater diese beiden zur Nomination des Königs sowie zur Verleihung des heil. Stuhles eröffneten Pfründen in bisher üblicher Weise den genannten Geistlichen übertragen, nachdem der Cardinal in denkwürdigen Schreiben dem Papst über München's Vergangenheit und namentlich über drei Punkte: seinen Antheil am Abschluß der Uebereinkunft des Erzbischofs Spiegel, seine Stellung zum Hermesianismus, endlich seine Beziehung zur Wegführung des Erzbischofs von Droste im November 1837 eingehend Bericht erstattet hatte. Außerdem hatte München Widerruf geleistet. Als nun der „Osservatore Romano“ diesen letzteren der Oeffentlichkeit übergab und daran eine Reihe von Bemerkungen über München knüpfte, erblickte die Regierung darin eine Verletzung ihrer Würde und behielt die Bullen für diese beiden Pfründen elf Jahre lang zurück. Wohlthuend berührt hier die Menschenfreundlichkeit und Liebe, mit welcher der Cardinal den tiefgebeugten Dompropst aufzurichten suchte, sowie die fast unglaublich eifrigen Bemühungen, die er jahrelang aufwandte, um diese für die Diöcese und das Domkapitel so belangreiche Angelegenheit zu ordnen.

Ueber die in den päpstlich-königlichen Monaten zur Erledigung gelangenden Dompfründen empfangen wir Notizen und Ansichten, welche kaum glaublich scheinen. Wenn das wahr ist, was der Cardinal Geissel S. 185 an den hl. Stuhl schreibt, es habe sich „auch unter dem katholischen Klerus“ die Anschauung des Ministers verbreitet, „die Beförderung zu einer in einem ungeraden Monat frei werdenden Präbende hange einzig von der Regierung ab, deren Gunst allein nothwendig sei, um dieselbe zu erlangen, und die päpstliche Provista sei eine bloße Formalität,“ dann hat der damalige Kölner Klerus an Unwissenheit im kanonischen Recht seine Amtsbrüder in allen übrigen Ländern weit überragt. Keine Laiengewalt kann Kirchenpfründen über-

tragen — so lautet ein unverrückbarer Grundsatz des gemeinen kanonischen Rechts. Die Bullen, in denen die dem hl. Stuhl vorbehaltenen Dompfründen verliehen werden, betonen das dem Papst in diesem Betracht zustehende Recht in den schärfsten Worten. Deshalb konnte es kaum ein geeigneteres Mittel zur Widerlegung der genannten irrthümlichen Auffassung geben, als den Wortlaut einer solchen Bulle im kirchlichen Anzeiger der Erzdiöcese zum Abdruck zu bringen und der Geistlichkeit bekannt zu geben. . . .

Ein Kapitel, das wir wegen seines reichen und ansprechenden Inhalts den weitesten Kreisen empfehlen, trägt die Ueberschrift: „Geissel und das bayerische Königshaus." Des Cardinal-Erzbischofs Beziehungen zu den hervorragendsten Mitgliedern desselben athmen eine Innigkeit und Kraft, welche äußerst wohlthuend berührt. Kein großes Ereigniß hat damals das Königshaus berührt, ohne daß der Cardinal dasselbe auf's tiefste mitempfunden, und seine Loyalität, Verehrung und Liebe in Briefen von seltener Schönheit niedergelegt. Die Lektüre derselben, ebenso wie auch die der königlichen Beantwortungen gewährt reichen Genuß. Begreiflich daher, daß der Cardinal sämmtliche in seinem Besitz befindlichen „Papiere, die sich direkt auf die traurige Angelegenheit (Lola) beziehen," vernichten ließ (II, 361).

Der uns zugebilligte Raum gestattet uns, den Hauptinhalt des zweiten Buches, welches den sieben letzten Jahren des reichgesegneten Lebens gewidmet ist, nur leise zu streifen. An der Hand des kundigen Verfassers begleiten wir den Cardinal nach Rom und sehen ihn dann in seiner bewunderungswürdigen Thätigkeit als Metropoliten auf dem von ihm mit äußerster Sorgfalt berufenen, mit seltener Weisheit geleiteten und mit herrlichem Erfolge abgeschlossenen Provincial-Concil von Köln im Jahre 1860. Zur Vollziehung eines solchen preiswürdigen Werkes bedarf es nicht bloß abstrakter Gelehrsamkeit, hier spielen Klugheit, Menschenkenntniß, Unterscheidung der Geister, Liebe und Geschäftsgewandtheit eine ausschlaggebende Rolle. Durch all diese Eigenschaften hat der Cardinal damals hell geglänzt. Zu der stattlichen Zahl der Theologen konnte

die aufblühende deutsche Provinz der Gesellschaft Jesu eine wahre Zierde des Ordens entbieten, den P. W. Wilmers, dessen dogmatische Kenntnisse in den Verhandlungen des Concils weit größere Triumphe errangen, als selbst Pfülfs Darstellung auch nur entfernt ahnen läßt.

Nachdem Pfülf den „Helfern und Stützen" des Cardinals in durchaus richtiger Würdigung der Thatsachen ein liebenswürdiges Gedenken gewidmet, geht er zu den Kämpfen und Strebungen auf dem Gebiete der katholischen Wissenschaft über. Wie ehedem gegenüber dem Hermesianismus, so hat Geissel auch gegenüber dem einstmals in Deutschland vielbewunderten aber innerlich morschen System des Güntherianismus seine Pflicht als Oberhirt erfüllt. Geschickt und ausdauernd unterstützt durch einen solid gebildeten Theologen, wie es Cardinal Reisach war, gelang es dem Cardinal Geissel, die Censurirung des Günther'schen Systems und der Werke seiner vornehmsten Jünger in Rom zu erwirken. Daß die letztern Alles aufboten, um solche Maßnahmen zu verhindern, zeigen die Briefe des Unterstaatssekretärs Berardi an den Cardinal von Geissel, die man nicht ohne Befremden liest. Das Kapitel schließt mit den Bemühungen des schon dem Tode nahen Cardinals zur Herstellung eines Programms für eine freie katholische Universität in Deutschland, wobei wir schon bei den ersten embryonalen Anfängen dieses Unternehmens auf Mißverständnisse von derartig ernstem Charakter stoßen, daß man sich auf große Schwierigkeiten bei der Ausführung desselben und zwar nicht extra, sondern intra Iliacos muros gefaßt machen mußte.

Die Beziehungen des Cardinals zum preußischen Königshause sind vielfach verschlungen mit seiner Stellung zum heiligen Stuhle. Das weitreichende Ansehen, welches er bei Hofe besaß, hat er stets zu eifriger Förderung der Interessen der Religion wahrgenommen, aber zu seinem tiefen Schmerze nicht immer mit dem gewünschten Erfolge. Das gilt namentlich von seinem längern Besuche in Berlin im Herbst 1858, bald nach dem Wechsel der Regierung. Wiederholt hat von Geissel auch in gewissenhafter Erfüllung der bei

der bischöflichen Consekration, wie bei der Uebernahme der Cardinalswürde ertheilten feierlichen Versicherungen seine hohe Stellung zum Schutz der Rechte des Apostolischen Stuhles benützt. Kaum auf irgend einem andern Felde erscheint uns dieser bedeutende Mann, den die Idee von der übernatürlichen Einheit und der Einzigkeit, Schönheit und Fruchtbarkeit der katholischen Kirche mit dem Papst an der Spitze so lebhaft erfüllte, derart groß und anziehend, als in seinen Bemühungen um die Unabhängigkeit des allgemeinen Vaters der Christen. In seiner Rede bei der Huldigungsfeier in Königsberg 1861 hat er, wie sein heiliger Namenspatron Johannes der Täufer, unerschrocken der Wahrheit Zeugniß gegeben und damit uneingeschränkten Beifall geerntet. Und die an den Prinzregenten übermittelte Adresse der preußischen Bischöfe über den Raub des Kirchenstaates und dessen Wiederherstellung auf dem in Aussicht genommenen, aber durch Heimtücke vereitelten Congreß bildet nach Form und Inhalt eines der denkwürdigsten Aktenstücke der neuern Kirchengeschichte, dessen Lektüre auch heute jeden rechtsliebenden Menschen erquickt.

Das vorletzte Kapitel gehört zu den sinnigsten und anmuthigsten des ganzen Buches. Es ist überschrieben „Augusta von Preußen“ und schildert des Cardinals Beziehungen zu der hochseligen Gemahlin des Kaisers und Königs Wilhelm I. Daß eine preußische Königin auf den Gang der Kirchenpolitik einen bestimmenden Einfluß irgendwelcher Art jemals ausgeübt, davon ist mir beim Studium der sieben Bände der Publikationen aus den Staatsarchiven, betreffend Preußen und die katholische Kirche von 1640 bis 1800 (von Max Lehmann), keine Spur begegnet. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß in Einzelfällen bei der Erledigung von Personenfragen eine Einwirkung stattfinde. Doch abgesehen hiervon, gewährt der Briefwechsel zwischen der Königin und dem hohen Kirchenfürsten vom allgemein menschlichen und christlichen Standpunkt ein seltenes Interesse. Wie die hohe Frau für die Förderung religiöser und charitativer Interessen auf das wärmste empfindet, so sehen wir andrerseits den Cardinal der Landesmutter bei den mannigfachsten Anlässen, bei freud- wie leidvollen Ereig-

nissen die Versicherung seiner theilnehmenden Gefühle und Gesinnungen darbringen und sie seines eifrigen Gebetes versichern.

Doch genug der Andeutungen und Einwendungen, die wir bescheidenen Sinnes zu äußern uns nicht enthalten konnten. Betonen wir zum Schluß dieser Anzeige der Geissel-Biographie aber auch noch einmal ihren hohen Werth als eines der wichtigsten Beiträge zur neueren deutschen Kirchengeschichte, als eines Aktes wohlverdienter Dankbarkeit gegen einen Mann von seltener Begabung, von ächt katholischer Frömmigkeit, von rastlosem Eifer, welcher dem ganzen Episkopat zum Ruhme gereicht hat und der Geistlichkeit ein Vorbild klerikaler Tugend geworden, das nie seinen hellen Glanz verlieren wird. Bei der Non in den geistlichen Tageszeiten der kölnischen Oberhirten feiert der Klerus deren Andenken unter Bezugnahme auf Hebr. 13, 7: Gedenket eurer Vorsteher, welche zu euch geredet haben das Wort Gottes. Zu dieser apostolischen Aufforderung hat P. Pfülf in seinem neuesten Werke, der Frucht unsäglichen Fleißes, einen Commentar verfaßt, der nach Inhalt und Form eingehendstes Studium fordert und in dem Bücherschatz keines Kölner Klerikers fehlen sollte.

Aachen. Alfons Bellesheim.

LXXIII.

Das Zeitalter der Fugger.

Dem ersten Bande über das „Zeitalter der Fugger", welchen wir in diesen Blättern (Bd. 117 S. 928 ff) besprochen, hat der Verfasser, Dr. Ehrenberg, Handelskammer-Sekretär in Altona, rasch den Schlußband folgen lassen.[1]) Derselbe beschäftigt sich mit den Weltbörsen und Finanzkrisen des 16. Jahrhunderts. Von diesen Weltbörsen (Antwerpen für das habsburgische Weltreich und Lyon für Frankreich) entwirft der Verfasser anschauliche Bilder. Es sind vortreffliche Monographien, welche ein ganz neues Material zu Tage fördern, ganz unbekannte Gebiete erschließen und die Wechselwirkung von Politik und Finanzgebahrung in klarer Darstellung uns zeigen. Ehrenbergs Buch ist nicht blos für die Finanzgeschichte und für die volkswirthschaftliche Entwicklung des 16. Jahrhunderts grundlegend, dasselbe gibt auch der politischen Geschichte ein ganz eigenes Gepräge. Die vorhandenen Geschichtswerke werden durch den reichhaltigen und interessanten neuen Stoff, welchen der Verfasser gesammelt hat, in mancher Hinsicht eine wesentliche Umgestaltung erfahren müssen. Das Buch wird auf die gesammte Geschichtschreibung bahnbrechend wirken.

Den Weltbörsen sind drei Kapitel gewidmet, von denen eines mit der Börse in Antwerpen, das zweite mit der Börse

1) Das Zeitalter der Fugger. II. Bd.: Die Weltbörsen und Finanzkrisen des 16. Jahrhunderts. Verlag von Gustav Fischer in Jena 1896. 367 S.

in Lyon, das dritte mit der Detaillirung des Kapitalverkehrs an diesen beiden Plätzen des Welthandels sich beschäftigen. Daran reiht der Verfasser drei Kapitel über die internationalen Finanzkrisen, über die Staatsbankerotte in Spanien und Frankreich, über den Zusammenhang der Finanzkrisen mit den Religionswirren, endlich über die Genueser und Frankfurter Messen. Als die beiden Weltbörsen durch die Staatsbankerotte ruinirt waren, wurde der internationale Geldhandel von den Genuesen in den Messen neu organisirt. In den Genueser Messen sieht Ehrenberg „die vollkommenste Organisation des internationalen Geld- und Creditverkehrs, welche die Welt jemals gesehen hat, eine Organisation, welche bis zur Gegenwart noch nicht übertroffen worden ist." Die Bedeutung dieser Messen lag zunächst auf dem Gebiete des Zahlungswesens, aber indem sie den Zahlungsproceß erstaunlich concentrirten und verbesserten, ermöglichten sie Umsätze von Leihkapitalien von früher unerhörter Größe.

Der Geldhandel der Genueser Messen schuf sich eine eigene Währung in Gold, den Markenscudo. Dieser war eine imaginäre, d. h. nicht in einer wirklich vorhandenen Münze ausgedrückte, Wertheinheit, von welcher 100 Scudi so viel galten wie 99 effektive Goldscudi der fünf besten Prägungen (Spanien, Neapel, Venedig, Genua, Florenz). Alle Zahlungsverpflichtungen lauteten auf Markenscudi, welche die Messenwährung bildeten und zwar eine vollkommen feste, allen verderblichen Schwankungen entrückte Währung, von welcher ein zeitgenössischer Schriftsteller, Peri, mit Recht sagte: „Die klugen Wechselhändler haben das anscheinend Unmögliche möglich gemacht, sie haben erreicht, was kein Fürst hat durchzusetzen vermocht." Diese unveränderliche Goldwährung hat sehr viel dazu beigetragen, die internationale Bedeutung der Genueser Messen zu erhöhen. Sie ließ sich aber nur aufrecht erhalten, weil die ganze Organisation der Messen auf Ausgleichung der Forderungen und Verpflichtungen ohne Baarzahlung, durch Compensation, zugeschnitten war. Was die Clearinghäuser der Gegenwart anstreben, ohne Baarmittel durch Organisation des Abrechnungsverkehrs eine Bilanz der Forderungen und Verpflichtungen zu erreichen, hatten die Genueser Messen bereits

praktisch durchgeführt. Die Zahlungen durch Compensation waren die Regel, die Leistungen in baar bildeten nur einen kleinen Theil des Umsatzes der Messen, weil Jeder, der Ueberschuß hatte, ihn wieder unterzubringen suchte in neuen Wechseldarlehen, während Jene, welche Fehlbeträge hatten, bemüht waren, Deckung zu finden in neuen Verpflichtungen. Alle hatten ein Interesse, jeden Baarumsatz möglichst zu vermeiden, wofür die Meßvorstandschaft ex officio Sorge trug.

Die Genueser Messen, welche ursprünglich in Besançon, dann in Chambery, Piacenza, Novi und an mehreren anderen Orten abgehalten wurden, beschränkten sich auf den Geldhandel. Dr. Ehrenberg schreibt (S. 236): „Die Genueser Messen waren die ersten und sind die einzigen geblieben, in denen niemals Waarenhandel getrieben wurde. Ihre wirthschaftliche Bedeutung lag darin, daß sie das Muster und Ideal einer vollkommenen Gestaltung des gesammten Zahlungswesens waren: die Durchführung des Großzahlungsverkehrs fast ohne Geld. Die Genuesen bezweckten aber mit ihren Messen nicht allein eine Organisation des Zahlungsverkehrs, sondern auch des Creditverkehrs. Die Messen dienten sowohl als Girobank (Clearinghaus), wie als Creditbank, und zwar dienten sie weit besser, als irgendwelche einzelne Bank, weil sie in sich den Zahlungs- und Creditverkehr von ganz Europa vereinigten. Allerdings enthielten sie nicht wie Banken einen festen Baarfonds, aber der Credit aller Meßbankiers lieferte eine mindestens ebenso große Grundlage, als es ein, im Verhältnisse zu den schwebenden Verpflichtungen, immer doch sehr beschränkter Baarfonds gewesen wäre."

Die Messen wurden viermal im Jahre abgehalten, die Fiera d' Apparitione am 1. Februar, Pasqua am 1. Mai, d' Agosto am 1. August, dei Santi am 1. November, und dauerten immer acht Tage, von denen jeder Tag sein genaues Arbeitsprogramm hatte. Am vierten Tage mußten diejenigen, welche Baarzahlung leisten wollten, das Gold einsiegeln lassen. Um der Meßwährung eine absolute Unabhängigkeit von allen Mängeln der Münze zu verleihen, mußten alle Goldscudi durch den beeidigten Wäger geprüft und dann in Säckchen eingesiegelt werden. Am achten Tage wurden die genau zusammengestellten

Bilanzen dem Meßvorstande eingereicht und die Abrechnungen durch Compensation bewerkstelligt, der Fehlbetrag in baar geleistet.

Einen ganz anderen Charakter, als die Genueser, dem Geldhandel dienenden Messen, trugen die Frankfurter Messen. Frankfurt am Main wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Mittelpunkt des Waarenhandels, wobei fast nur Baarzahlung stattfand. Da gab es ein wahres Sammelsurium von minderwerthigen Münzen, weßhalb der Kaiser beim Frankfurter Rathe sich beschwerte und forderte, die Zahlungen unter obrigkeitlicher Aufsicht nur in guter Reichsmünze bewerkstelligen zu lassen. Der Frankfurter Rath sträubte sich dagegen mit Händen und Füßen und erklärte die kaiserliche Forderung als undurchführbar. Das war zur selben Zeit, in welcher die Genueser Messen die feste Währung bereits in die Praxis eingeführt hatten. Wir erleben ja heute wieder dieselbe Erscheinung bei den deutschen Börsen, welche Reformen, die seit Jahrhunderten in London z. B. durchgeführt sind, für praktisch unmöglich erklären.

Der Verfasser hat seinem Werke noch einen Schlußabschnitt beigefügt: „Vom Zeitalter der Fugger zur Gegenwart.“ In diesem Abschnitte gibt Dr. Ehrenberg einen Ueberblick über die Entwicklung des Staatsschuldenwesens in Spanien, Frankreich, England und in den Niederlanden bis heute. Er hebt rühmend die Ordnung des Kassen- und Rechnungswesens in England, im Anschlusse an die Bank von England, hervor. „Immer mehr centralisirte sich die Kassenverwaltung des Staates bei der Bank von England, bis diese schließlich alle staatlichen Einkünfte in Empfang nahm, alle Kassenbestände des Staates aufbewahrte und alle Staatszahlungen leistete, eine Aufgabe, welche sie Dank ihrer centralen Stellung im Zahlungswesen fast ohne Baargeld zu lösen vermag.“ Wir haben da ein Seitenstück aus der Gegenwart zum Abrechnungsverkehr der Genueser Messen im 16. Jahrhundert.

An die Darstellung der Gestaltung des Staatsschuldenwesens reiht Ehrenberg noch die Entwicklung des Fondsverkehrs in den modernen Börsen Amsterdam, Paris, London, Frankfurt, Hamburg, Wien und Berlin. In einem Exkurse

werden aus der Frühzeit der Fondsbörsen, namentlich an der Hand eines in spanischer Sprache im Jahre 1688 erschienenen Buches über die Amsterdamer Spekulation in Aktien der ost-indischen und westindischen Handelscompagnien interessante Mittheilungen gemacht. Verfasser des Buches war ein portugiesischer Jude, Josef de la Vega, welcher in Amsterdam lebte und das dortige Börsentreiben ebenso anziehend als gründlich schilderte. Vega veröffentlichte auch einige philosophische Werke, war aber dabei ein waghalsiger Börsenspekulant.

In einem „Rückblicke" versucht Dr. Ehrenberg eine kritische Würdigung der wirthschaftlichen und finanziellen Erscheinungen des „Zeitalters der Fugger". Dieser Rückblick ist das Schwächste an dem sonst so werthvollen Buche. Der Verfasser berührt dabei allzu einseitig die äußeren Erscheinungen, welche allerdings einen technischen Fortschritt erkennen lassen, während der sociale Organismus immer mehr der Zerstörung anheimfiel. Schuld davon trug die Abwendung der Völker und Staaten von der Wahrheit, daß nur der produktive Erwerb den Völkern Glück bringe, während der bloße lucrative Gewinn einzelner Kreise auf Kosten der Gesammtheit die Staaten dem Ruine zuführt. Die Geschäftspraxis der Großbankiers der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war genau, wie das Börsentreiben zu Antwerpen und Lyon in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, nackter Wucher, wobei die ausgesogenen Länder der habsburgischen Weltmonarchie der maßlosem Verarmung und Verschuldung anheimfielen, wovon sie sich heute noch nicht erholt haben. Frankreich aber trieb auf dem Wege absolutistischer Ausbeutung unwiderstehlich der Revolution zu.

Die Geschäfte der deutschen Geldpotentaten waren in socialer Beziehung sehr bedenklich, aber noch lange nicht so gefährlich, wie die Börsenunternehmungen in Antwerpen und Lyon, bei welchen die kleinen Leute mit zur Agiotage und zum Spiele herangezogen wurden. Im April 1556 mußte der König von Spanien bei einem Darlehen in Antwerpen 24% Zinsen zahlen. Das Resultat davon schildert Ehrenberg in den Worten: „Jedermann wollte sich an Geldgeschäften

Bilanzen dem Meßvorstande eingereicht und die Abrechnungen durch Compensation bewerkstelligt, der Fehlbetrag in baar geleistet.

Einen ganz anderen Charakter, als die Genueser, dem Geldhandel dienenden Messen, trugen die Frankfurter Messen. Frankfurt am Main wurde in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ein Mittelpunkt des Waarenhandels, wobei fast nur Baarzahlung stattfand. Da gab es ein wahres Sammelsurium von minderwerthigen Münzen, weßhalb der Kaiser beim Frankfurter Rathe sich beschwerte und forderte, die Zahlungen unter obrigkeitlicher Aufsicht nur in guter Reichsmünze bewerkstelligen zu lassen. Der Frankfurter Rath sträubte sich dagegen mit Händen und Füßen und erklärte die kaiserliche Forderung als undurchführbar. Das war zur selben Zeit, in welcher die Genueser Messen die feste Währung bereits in die Praxis eingeführt hatten. Wir erleben ja heute wieder dieselbe Erscheinung bei den deutschen Börsen, welche Reformen, die seit Jahrhunderten in London z. B. durchgeführt sind, für praktisch unmöglich erklären.

Der Verfasser hat seinem Werke noch einen Schlußabschnitt beigefügt: „Vom Zeitalter der Fugger zur Gegenwart." In diesem Abschnitte gibt Dr. Ehrenberg einen Ueberblick über die Entwicklung des Staatsschuldenwesens in Spanien, Frankreich, England und in den Niederlanden bis heute. Er hebt rühmend die Ordnung des Kassen- und Rechnungswesens in England, im Anschlusse an die Bank von England, hervor. „Immer mehr centralisirte sich die Kassenverwaltung des Staates bei der Bank von England, bis diese schließlich alle staatlichen Einkünfte in Empfang nahm, alle Kassenbestände des Staates aufbewahrte und alle Staatszahlungen leistete, eine Aufgabe, welche sie Dank ihrer centralen Stellung im Zahlungswesen fast ohne Baargeld zu lösen vermag." Wir haben da ein Seitenstück aus der Gegenwart zum Abrechnungsverkehr der Genueser Messen im 16. Jahrhundert.

An die Darstellung der Gestaltung des Staatsschuldenwesens reiht Ehrenberg noch die Entwicklung des Fondsverkehrs in den modernen Börsen Amsterdam, Paris, London, Frankfurt, Hamburg, Wien und Berlin. In einem Exkurse

werden aus der Frühzeit der Fondsbörsen, namentlich an der Hand eines in spanischer Sprache im Jahre 1688 erschienenen Buches über die Amsterdamer Spekulation in Aktien der ostindischen und westindischen Handelscompagnien interessante Mittheilungen gemacht. Verfasser des Buches war ein portugiesischer Jude, Josef de la Vega, welcher in Amsterdam lebte und das dortige Börsentreiben ebenso anziehend als gründlich schilderte. Vega veröffentlichte auch einige philosophische Werke, war aber dabei ein waghalsiger Börsenspekulant.

In einem „Rückblicke“ versucht Dr. Ehrenberg eine kritische Würdigung der wirthschaftlichen und finanziellen Erscheinungen des „Zeitalters der Fugger“. Dieser Rückblick ist das Schwächste an dem sonst so werthvollen Buche. Der Verfasser berührt dabei allzu einseitig die äußeren Erscheinungen, welche allerdings einen technischen Fortschritt erkennen lassen, während der sociale Organismus immer mehr der Zerstörung anheimfiel. Schuld davon trug die Abwendung der Völker und Staaten von der Wahrheit, daß nur der produktive Erwerb den Völkern Glück bringe, während der bloße lucrative Gewinn einzelner Kreise auf Kosten der Gesammtheit die Staaten dem Ruine zuführt. Die Geschäftspraxis der Großbankiers der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war genau, wie das Börsentreiben zu Antwerpen und Lyon in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts, nackter Wucher, wobei die ausgesogenen Länder der habsburgischen Weltmonarchie der maßlosem Verarmung und Verschuldung anheimfielen, wovon sie sich heute noch nicht erholt haben. Frankreich aber trieb auf dem Wege absolutistischer Ausbeutung unwiderstehlich der Revolution zu.

Die Geschäfte der deutschen Geldpotentaten waren in socialer Beziehung sehr bedenklich, aber noch lange nicht so gefährlich, wie die Börsenunternehmungen in Antwerpen und Lyon, bei welchen die kleinen Leute mit zur Agiotage und zum Spiele herangezogen wurden. Im April 1556 mußte der König von Spanien bei einem Darlehen in Antwerpen 24% Zinsen zahlen. Das Resultat davon schildert Ehrenberg in den Worten: „Jedermann wollte sich an Geldgeschäften

betheiligen, welche so außerordentlichen mühelosen Gewinn versprachen." Die Ernüchterung erfolgte alsbald im spanischen Staatsbankrotte des folgenden Jahres.

Aehnlich war es in Lyon. Im Jahre 1549 nahm Frankreich ein Anlehen zu 16% Verzinsung auf. Gierig griffen die Leute nach diesen Papieren, namentlich die Deutschen. Andreas Imhof schrieb im Februar 1550 an Paul Behaim in Nürnberg diesbezüglich: „Ich vernehme, daß du mit den 1000 Kronen, dem Könige von Frankreich zu leihen, zu spät gekommen bist. Man hat ein gut Glück verschlafen." Acht Jahre später erfolgte der französische Bankerott, wobei die Deutschen ihre ganzen Kapitalien einbüßten. Ein gleichzeitiger Schriftsteller, Bodin, sah dies Resultat mit klarem Verstande voraus, indem er schrieb: „Die besten Haushalter und Rechner urtheilen, daß der König zuletzt weder Zinsen noch Kapital werde zahlen können, da der Zins sich durch die Zinseszinsen auf mindestens 18 Prozent stellte."

Das Jahr 1555 ist in der Finanzgeschichte dadurch bedeutsam geworden, daß es den vielgenannten grand parti hervorbrachte, gebildet durch Zusammenlegung aller bis dahin von der französischen Krone in Lyon aufgenommenen schwebenden Anleihen nebst neuen Anleihen in Höhe eines Drittels der bisherigen Schuld. Dieses große Geschäft kam in der Ostermesse des Jahres 1555 zu Stande, am Vorabende des Wiederausbruches des Krieges gegen Kaiser Karl V. Ehrenberg berechnet die Höhe dieser Schuld auf 2²/₃ Millionen Kronen, welche mit 16% verzinst und in 41 Messen (4 Messen im Jahre) amortisirt werden sollten. Ein gleichzeitiger Schriftsteller bemerkte: „Jedermann lief herbei, um sein Geld in dem grand parti anzulegen, bis herab zu den Dienstboten, welche ihre Ersparnisse herbeischleppten. Die Frauen verkauften ihren Schmuck, die Wittwen gaben ihre Renten hin, um sich betheiligen zu können." Genau, wie bei der Dachauerbank 1871—73.

Ein anderer zeitgenössischer Schriftsteller Bodin erzählt, daß auch fremde Fürsten und Herren ihr Geld in Lyon anlegten. „Nicht allein die reichen Schweizer Herren, die deutschen und anderen Fürsten betheiligten sich dabei, sondern sogar die

Pascha's und Kaufleute der Türkei thaten dies unter dem Namen ihrer Faktoren mit mehr als 500.000 Ecus."

Es handelte sich dabei um die Geldmittel zum Kriegführen gegen Kaiser Karl V. Es gehörte die ganze vaterlandslose Gesinnung der Deutschen dazu, daß sie gegen ihren eigenen Kaiser dem Könige von Frankreich die Geldmittel zum Kriegführen lieferte. Und zwar nicht blos 1555, sondern auch während des Krieges bis zum Jahre 1557. Die Schuld Frankreichs steigerte sich in diesen zwei Jahren auf mindestens fünf Millionen Kronen, wovon das Meiste die Deutschen herbeischleppten. Imhof schrieb an Behaim darüber: „Der Ort ist richtig, der Intereß ist gut, hat manchem guten Gesellen in Sattel geholfen." Der König von Frankreich wunderte sich selbst über die Profitwuth und die Wuchergesinnung der deutschen Fürsten und Geldleute, indem er sagte: „Um die Wahrheit zu gestehen, bin ich selbst erstaunt über so viel Freigebigkeit in solcher Lage. Die deutschen Kaufleute sind nicht weniger bereit als die anderen."

Als Spanien im August 1557 die Zahlungen einstellen mußte, erklärte der König von Frankreich, daß er seine Zusagen einlösen werde, „er wisse, was seine fürstliche Ehre gebiete." Darauf hin liehen ihm die Deutschen (Israel Minckel und Gg. Obrecht an der Spitze) aufs neue 300,000 Kronen zu 16 %, nachdem sie wenige Tage zuvor 200,000 gegeben hatten. Kaum ein Vierteljahr nach dieser feierlichen Zusicherung stellte Frankreich die Zahlung der Zinsen und Amortisationsraten für den grand parti ein. Die Deutschen waren selbst dadurch noch nicht zur Vernunft zu bringen. Imhof schrieb am 26. November 1557: „Wir (Imhof) sind wie Du (Behaim) nicht gewillt, mit Schaden abzugeben, obwohl es sich noch gar nicht zum Frieden schicken will, sondern zum Kriege. Aber der König von Frankreich ist nicht also zu vertreiben, das Glück mag bald wieder umschlagen, Gott der Herr behüt' vor Schaden."

Eine gemeinere Gesinnung läßt sich wohl nicht mehr denken. Deutsche bedauerten die französische Niederlage von St. Quentin, erhofften und erbaten französische Siege. Die Geldgier verdirbt den Charakter von Grund aus. Ehrenberg weist auch

nach (S. 97 ff.), daß Frankreich nicht blos mit deutschen protestantischen Hilfstruppen, besonders des Kurfürsten Moriz von Sachsen, sondern auch mit deutschen Kapitalien der protestantischen Bankiers in Augsburg, Nürnberg u. s. w. die wichtigen Grenzfestungen Metz, Toul und Verdun in seine Gewalt brachte. Der richtige Lohn für solche vaterlandslose Gesinnung und Handlungsweise blieb nicht aus. Die Deutschen, welche auch nach dem Bankerott von 1557 in anderthalb Jahren an den französischen König neuerdings $1^1/_2$ Millionen Franken geliehen hatten, wurden, wie Ehrenberg berichtet (S. 166), das „Gespött der französischen Finanzverwaltung". Von allen Darlehen erhielten die Deutschen nichts oder unbedeutende Summen zurück. Versprechungen erhielten sie in neuen Verträgen genug, aber kein Geld. Das war die richtige französische Antwort an die deutschen Vaterlandsverräther. Für die Italiener und Schweizer stellte Frankreich Gelder zur Zinseszahlung zur Verfügung, „für die Befriedigung der deutschen Gläubiger brauchte die französische Krone einstweilen nicht zu sorgen", constatirt Ehrenberg (S. 167). Das besorgte der protestantische Religionshaß gegen die katholischen Volksgenossen in Deutschland.

Doch wenden wir uns von diesem häßlichen Kapitel ab. Der lutherische Ehrenberg bringt zur Charakteristik des deutschen Protestantismus im 16. Jahrhundert viel schlimmeres Material bei, als der vielgeschmähte Janssen. Die Wirkung dieses erdrückenden Materials, welches den protestantischen Vaterlandsverrath dokumentarisch feststellt, wird auf die Dauer nicht ausbleiben. Schon aus diesem Grunde wünschen wir dem Buche viele Leser. Sein Hauptwerth liegt freilich auf einem anderen Gebiete, auf dem Gebiete der Finanzgeschichte und der Volkswirthschaft.

München. Dr. G. Ratzinger.

LXXIV.

Zeitläuse.

Die Bündnisse des Reichs und England.

Den 24. November 1896.

Die Anfrage des Reichstags wegen des Bismarck'schen Vertrauensbruchs an einem diplomatischen Staatsgeheimnisse ist erfolgt. Der Reichskanzler hat eine Erklärung vorgelesen, in welcher er sagte: die „Wolken des Mißtrauens" hätten sich verzogen. Der Minister des Auswärtigen ist mit einem meisterhaften Eiertanz aufgetreten. Das Centrum enthielt sich in Begründung seiner Interpellation aller persönlichen Angriffe. Welche Parteien für und welche wider Bismarck stritten, braucht nicht näher bezeichnet zu werden. Bei dem Hauptpunkt der Anfrage nach „dem Einfluß der Bismarck'schen Enthüllungen auf die Stellung Deutschlands im Dreibunde und sein Verhältniß zu den übrigen europäischen Mächten", brachte ein Süddeutscher, württembergischer Demokrat, namentlich das Mißverhältniß — gegenüber England zur Sprache.

Die Stimmführer des Exkanzlers haben wiederholt glauben machen wollen, daß bei seinem hinterlistigen Sondervertrag mit Rußland nur ein englischer Angriff auf Rußland und namentlich kein Angriff von Seite Oesterreichs in Aussicht genommen worden sei, und der „englischen Richtung" in der ersten Regierungszeit Wilhelms II. sei es gelungen,

den Vertrag zu Fall zu bringen. Durch sein Auftreten habe Bismarck der Gefahr vorbeugen wollen, daß „der alte Fehler wiederholt werde, und die Engländer ihr Spiel gegen Rußland auf deutsche Kosten gewinnen könnten".[1]) Wenige Tage vor diesen Ausflüchten war in einem norddeutschen nationalliberalen Blatte, Angesichts des Czarenbesuches in Frankreich, zu lesen:

„Der junge Czar beherrscht ein Reich, dessen Macht mehr als die irgend eines andern seit 25 Jahren emporgekommen ist, und das doch heutzutage keinen ernstlichen Widersacher hat. Die Türkei liegt zu seinen Füßen und erharrt von ihm ihren Schicksalsspruch; die kleinen Mächte Europa's ducken sich ehrfurchtsvoll nieder, und die Großmächte wetteifern um seine Gunst. Frankreich steht ihm geschlossen zur Seite und bereitet ihm in den nächsten Wochen einen Empfang, als ob er der eigene, als Sprosse einer alten Dynastie wohlbefestigte, Herrscher des Landes wäre. England und der Dreibund sind in einen heftigen Gegensatz gerathen, aus dem sich ergibt, daß beide ihre Bemühungen um die Freundschaft Rußlands verdoppeln. Durch diesen Conflikt zwischen dem Dreibund (vornehmlich Deutschland) und England ist die Hegemonie in Europa auf Rußland übergegangen. Es ist noch nicht lange her, daß wir sie besaßen, jetzt hat sie der Verbündete Frankreichs."[2])

Seitdem der Umschwung in Berlin erfolgt ist, hat eine förmliche Hetze gegen England sich von dort her seuchenartig verbreitet, so daß selbst die Centrums-Presse nicht unangesteckt geblieben ist. Haß und Argwohn hat sogar das Eintreten der englischen Staatsmänner gegen die türkischen Gräuel begleitet. „Geradezu irritirend," schreibt ein Beobachter aus Berlin, „wirkt es auf viele Menschen auf dem Continent, wo man an den Anblick ungeheurer stehender Heere so ge-

1) Aus den „Hamburger Nachrichten" s. Berliner „Germania" vom 2. und Münchener „Allg. Zeitung" vom 7. Nov. l. Js.
2) Aus der „Weser-Zeitung" s. „Kölnische Volkszeitung" vom 29. September ds. Js.

wohnt ist, daß man die kriegerische Aktionskraft Englands unter allen Umständen unterschätzt Insbesondere in Preußen ist die Erinnerung an die einstige englisch-preußische Waffenbrüderschaft ganz verblaßt; ein Gefühl der Eifersucht, sehr oft der Feindschaft, hat es ersetzt, so daß Niederlagen Englands bei der Masse, unter Hoch und Niedrig, mitunter ein Gefühl der Befriedigung erregen."[1]) Schritte, wie sie in Berlin stattfanden, wie die überraschende Einmischung in die russisch-französische Operation in Ostasien, das Transvaal-Telegramm an den Buren-Präsidenten Krüger, die Entführung des antienglischen Kronprätendenten in Sansibar, kamen noch zu den unaufhörlichen Reibungen in Colonialfragen hinzu, um die Stimmungen zu verbösern. Eine Correspondenz aus England äußert sich über diese Seite der nach Wissmanns Wort „nervös überstürzten" Colonialpolitik:

„In Deutschland sollte man sich gestehen, daß es nicht zum geringen Theile die zu Tage getretenen Mißstände des heimatlichen Colonialwesens sind, welche dem Aerger gegen England zu Grunde liegen. Hat nicht die Entfremdung zwischen Deutschland und England mit dem Telegramm des Kaisers an Krüger begonnen, welches in erster Linie nichts war als der nationale Ausdruck für das Widerstreben gegen Englands allumfassende Colonial-Politik? Seitdem die Deutschen unter die Colonisirer gegangen sind, ist ihnen Englands Größe erst recht zum Bewußtsein gekommen, und es ist vom rein menschlichen Standpunkte ganz wohl begreiflich, daß diese Entdeckung an ihren Stolz gerührt hat. Der Deutsche besitzt einen hohen Ehrgeiz, und mehr als materieller Verlust kränkt ihn das Gefühl, an Tüchtigkeit zurückzustehen. Diese Empfindung aber ist es, die ihn überkommen muß, wenn er seine Colonien mit den englischen vergleicht. Er vergißt, daß England seit Jahrhunderten colonisirt, er nur seit etwas über ein Jahrzehnt — und er vergißt manches Andere. Etwas mehr Aufrichtig-

---

1) Wiener „Vaterland" vom 23. Oktober l. Js.

keit hier, etwas weniger Ehrgeiz dort wäre dringend von nöthen. England und Deutschland könnten noch ein gutes Stück Geschichte mitsammen gehen, ehe sie an den Scheideweg kommen. Wozu sich den Rest der Reise verbittern? Oesterreich hat allen Grund, zu wünschen, daß die Wieder-Etablirung einer besseren Stimmung zwischen seinem Partner und seinem traditionellen Freunde nicht allzu lange auf sich warten lasse. Hier freut sich der Dritte nicht, wenn die Zwei sich streiten." [1])

Aber der Grund der Spannung zwischen beiden Mächten liegt tiefer, und bei näherer Prüfung denkt man allerdings unwillkürlich an Oesterreich. Die dem Manne im Sachsenwald so grimmig verhaßte „anglophile Richtung" in der kurzen Regierung des Kaisers Friedrich und in den ersten Jahren des jungen Kaisers nahm deshalb ein so baldiges Ende, weil das „Deutsche Reich" nicht seinen wahren Namen trägt. Nicht Preußen ist in dasselbe aufgegangen, sondern umgekehrt hat Preußen sich in demselben vergrößert. Bismarck selbst hat sich aufrichtig dem napoleonischen Prinzen Jerome gegenüber geäußert: „Ich bin kein Deutscher, ich bin ein Preuße, ein Wende", und ebenso hat er zu dem italienischen General Govone gesagt: „Ich bin kein Deutscher, sondern ein Preuße." Wenn er die „hundertjährige Freundschaft" mit Rußland hervorhob, so hat er an alle die Vortheile gedacht, die Preußen derselben bis zum Jahre 1866 und 1870 zu danken habe. Ein wirkliches „Deutsches Reich" müßte zu England halten, zum Schutz der deutschen Interessen im Osten Europa's; aber sobald die große Frage des Jahrhunderts auftauchte, herrschte der „Schöpfer des Reichs" nach Berlin hin: was geht euch das an, was ihr für das Reich etwa noch haben möchtet, könnt ihr nur bekommen durch die Hülfe Rußlands, also fort mit England!

---

1) Aus London s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 23. Okt. ds. Js.

Diese „Blätter" haben stets, als Bismarck noch im Amte war, den Satz vertreten: nicht England ist der deutsche Nationalfeind, sondern Rußland. Das Gegentheil besagt das Schlagwort: „Wir haben im Orient kein Interesse." So lange diese Anschauung maßgebend bleibt, ist der Bismarck'sche Geist in Berlin immer noch der herrschende. Es ist jetzt Mode, daß wirkliche oder angebliche Staatsmänner von Berichterstattern der großen Presse, meistens Judenblätter, „interviewt", d. h. ausgeforscht, werden. Ueber eine solche Besprechung wurde aus Hamburg berichtet, der Staatsmann (man hat sogar auf Bismarck selbst gerathen) habe gesagt: „Die große, Alles beherrschende Weltfrage ist zur Zeit zweifellos der russisch-englische Antagonismus, alles Andere tritt dagegen zurück." Auf die Frage: „Sonach bliebe also die künftige Entwicklung der europäischen Politik und damit der Bestand des Dreibundes von der Fortentwicklung abhängig, welche das deutsche Einvernehmen mit Rußland und die Unterstützung der russischen Politik nimmt?" — habe der Staatsmann geantwortet: „Zweifellos, und ich erblicke in den Darmstädter und Wiesbadener Besuchen eine Bekräftigung der Ansicht, daß diese Entwicklung ihr bisherige Tendenz beibehält." [1])

Auch anderweitig ist berichtet worden, daß dort alsbald wieder „eine stille Arbeit hinter den Coulissen" zur Anbahnung eines besseren Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland stattgefunden habe [2]) Selbst das nationalliberale Hauptblatt am Rhein genirte sich nicht, Aeußerungen eines hochstehenden Russen in Wiesbaden wiederzugeben, wonach Deutschland im Falle eines russischen Angriffs auf Oesterreich gesichert sei, daß es keinen Finger zu rühren brauche, wenn Rußland darauf ausgehe, Oesterreich zu zer-

1) Wiener „Neue Freie Presse" vom 25. Oktober d. Js.

2) Aus der „Weimarer Zeitung" s. Wiener „Neue Freie Presse" vom 6. November d. Js.

schmettern und zu zerstückeln, und daß auch noch die dritte Dreibunds-Macht dabei mithelfen könnte.[1]) Ist es da zu verwundern, wenn ein schlesisches Blatt aus Wien über folgende Unterredung mit einem der „deutsch-nationalen" Abgeordneten des österreichischen Reichsraths sich berichten läßt:

„Selbstverständlich. Bismarck sieht den Krieg zwischen Oesterreich und Rußland voraus, bei welchem Deutschland die strengste Neutralität beobachten muß, um gegen Frankreich gewappnet zu sein. Diesen Einen Zweck hatte der Neutralitätsvertrag mit Rußland, dessen Erneuerung Bismarck durch seine Enthüllungen bezweckt. Daß Oesterreich den Kürzeren ziehen muß, ist klar. Dann ist aber auch für Deutschland die Zeit gekommen, seine Grenzen bis an das adriatische Meer vorzuschieben."

„Glauben Sie aber, daß der deutsche Kaiser eine solche Politik verfolgen werde?"

„Ich glaube ja. Kaiser Wilhelm II. hat zu wiederholtenmalen dem großdeutschen Gedanken Ausdruck gegeben, und er wird auch im gegebenen Falle der Macht der Verhältnisse folgen müssen."

„Sind Sie der Meinung, daß durch die Enthüllungen Bismarck's die Beziehungen zwischen Berlin und Friedrichsruhe gänzlich abgebrochen werden dürften?"

„Ich zweifle daran. Ich hege im Gegentheile die Anschauung, daß für die deutsche Regierung diese Enthüllungen nicht unerwartet gekommen sind. Jedenfalls hat sich wieder Bismarck's weitschauender Blick gezeigt, und nur große politische Gedanken, nicht kleinliche Empfindungen, haben den Alt-Reichskanzler zu diesen Enthüllungen veranlaßt. Eine antirussische Politik wäre Deutschlands Selbstmord." [2])

Ueber diese Enthüllungen ließ sich aber selbst ein an-

---

1) „Kölnische Volkszeitung" vom 6. November d. Js.

2) Aus dem „Breslauer Generalanzeiger" | Wiener „Vaterland" vom 10. November ds. Js.

gesehenes Blatt in dem dreibund-freundlichen Ungarn von einem Generalstabs-Offizier schreiben, was von Bismarck zu erwarten gewesen wäre: denn mit einiger Geschicklichkeit lasse sich die Kriegsursache immer so drehen und wenden, wie man wolle. „Man kann sich also vorstellen, wie Fürst Bismarck die ‚wohlwollende Neutralität‘ gegen Rußland praktizirt hätte, wenn Oesterreich-Ungarn in der Periode 1884—1890 so unvorsichtig gewesen wäre, in die Falle zu gehen und Rußland zum Kriege zu ‚provociren‘. Es graut uns, wenn wir die Praktiken und Consequenzen der ‚wohlwollenden Neutralität‘ durchdenken, welche der ‚eiserne Reichskanzler‘ dem Petersburger Kabinet zugesagt hatte.“ [1])

Die Stellung zwischen Berlin und London kann jeden Tag von heute auf morgen endgültig auf die Probe gestellt werden in der Frage wegen der Besetzung Aegyptens durch England. Schon seit der Zeit, da der russische General Dragomirow bei den französischen Manövern zu Mirecourt in einem schneidigen Toast sein Glas auf die Waffenbrüderschaft zwischen Russen und Franzosen mit dem Wunsche leerte, sie möge sich bald auf dem Schlachtfeld erproben, wollte der französische Lärm wegen der Räumung Aegyptens durch die Engländer nicht verstummen.[2]) Das sollte der erste Dienst seyn, den die russische Freundschaft den Franzosen einzutragen habe. Inzwischen ist die Türkei in das tiefste Elend versunken und der Anarchie verfallen, nur Aegypten erfreut sich allein der ungetrübten Ruhe und erfreulichen Culturfortschritts im ganzen osmanischen Reiche. Die Engländer haben sogar den Feldzug gegen die Barbarei des Mahdi in Chartum unternommen und stehen bereits in Dongola. Als sie für die Kosten des Unternehmens einen Beitrag aus der ägyptischen Schuldenverwaltungs-Kasse ver-

---

1) Aus dem „Pesther Lloyd“ s. Berliner „Vorwärts“ vom 6. November d. Js.

2) Wiener „Neue Freie Presse“ vom 24. September 1895.

langten, erhoben Frankreich und Rußland Einspruch, die Mächte des Dreibunds aber stimmten zu. Was werden sie jetzt thun, wenn die Frage in vollem Umfang wieder aufgerollt wird durch den russisch-französischen Ansturm?

In seiner jüngsten Banketrede hat Lord Salisbury gesagt: „England habe immer sympathische Beziehungen zu dem Dreibund unterhalten, und er hoffe, daß der Dreibund auch ferner in herzlichem Einvernehmen mit England zusammenwirken werde." Aegypten hat der Lord überhaupt nicht genannt, aber darauf war sein Blick gerichtet. In Paris dagegen rechnet man auf ein Bündniß Frankreichs und Rußlands mit Deutschland, „zu dem Zwecke, die Vernichtung der englischen Vorherrschaft und die sofortige Räumung Aegyptens durchzusetzen."[1] Das wäre wirklich eine weltgeschichtliche Wandlung in der Gruppirung der europäischen Mächte, würde auch das Wort des edeln Lord für immer widerlegen, daß es ein „Aberglaube einer veralteten Diplomatie sei, als wenn zwischen England und Rußland ein unvermeidlicher und immerwährender Antagonismus bestehe." Elsaß-Lothringen aber wäre auch dadurch dem jetzigen Besitzer noch nicht garantirt. Was wird also in dem Falle erfolgen auf Weisung aus Berlin?

Die „Leitung des Dreibundes" hat vor der Weltgeschichte ohnehin schon die schwere Verantwortung auf sich geladen, daß sie England im Stich ließ, als in London im Oktober 1895 auf ein rechtzeitiges und energisches Vorgehen gegen die Sultansherrschaft bei den Kabineten von Petersburg und Paris gedrängt wurde. Bekanntlich war der österreichische Minister ganz und gar einverstanden mit dem englischen Kabinet, bis von Berlin aus in Wien diejenige Stelle beeinflußt wurde, welche es stets vorzuziehen pflegt, nichts zu thun, bis es zu spät ist. Weder in Armenien hätten die

---

1) Pariser Correspondenz der Berliner „Kreuzzeitung" vom 4. November d. J.

schauderhaften Vorgänge fortgesetzt werden, noch hätte die Mörderei vom 16. August in Constantinopel entbrennen können, wenn man England nicht verdrängt und zum Rückzug gezwungen hätte.

„Nur effective Zwangsmittel wären bei dem Charakter der leitenden Männer hier von Wirkung, und in dieser Hinsicht käme einzig das Erscheinen der fremden Flotten in Betracht. Der Wunsch danach wurde schon im November und Dezember vorigen Jahres, als sich die Dinge hier so bedenklich gestalteten, spontan im Publikum laut, und man bedauerte es lebhaft, daß England damals, bevor Rußland sein Veto eingelegt hatte, den günstigen Augenblick versäumte. Nicht minder lebhaft wird dieser Wunsch jetzt geäußert. . . Seit zwei Jahren, seit den Ereignissen von Sassun, bietet der Sultan Europa Trotz, und weiß mit einer besserer Sache würdigen Geschicklichkeit sich allen Forderungen der Mächte zu entziehen und seinen Willen durchzusetzen. Es ist noch in Erinnerung, wie die Regierung die Gräuel von Sassun anfangs todt zu schweigen, dann zu leugnen und abzuschwächen versuchte und schließlich es den europäischen Delegirten unmöglich machte, die volle Wahrheit zu constatiren. Dasselbe System des Leugnens und der Vertuschung wurde in Bezug auf die vorjährigen Septembermorde in Constantinopel und die darauf folgenden Metzeleien in Kleinasien angewendet, welche ungeachtet der inzwischen erzielten Entente und der Warnungen sämmtlicher Mächte ungemindert fortgesetzt wurden, obwohl ein rechtzeitiges Machtwort genügt hätte, ihnen Einhalt zu thun. Und jetzt, anläßlich der jüngsten ebenso blutigen als herausfordernden Vorgänge, wiederholte sich hier dieses Schauspiel; abermals wurden die drohendsten Noten der Mächte ignorirt und die Massacres keinen Augenblick vor Ablauf der im voraus festgesetzten Stunde eingestellt.“ [1])

Rußland wollte eben die Birnen reifen lassen, bis es seinen Antheil bequem in die Tasche schieben könnte, und

1) Correspondenz aus Constantinopel s. Wiener „Neue Freie Presse“ vom 16. Oktober ds. Js.

die Mächte sind jetzt wenigstens darin einig geworden, ihm dazu Zeit und Gelegenheit zu überlassen. Vor fünf Wochen sagte der englische Finanzminister in einer Rede an seine Wähler: „Die hervorragendste Thatsache an der gegenwärtigen Lage ist die, daß Rußland im Vereine mit Oesterreich-Ungarn und dem deutschen Reiche entschlossen ist, den Status quo in der Türkei aufrecht zu erhalten; die englische Nation und die Regierung sind jedoch der Ansicht, daß, wenn das türkische Reich erhalten werden soll, Reformen in der Verwaltung unbedingt nothwendig sind."[1]) Ein paar Wochen später sagte ein Bericht aus Constantinopel: „Die Aktion der Mächte wird thatsächlich nur von Rußland, England, Frankreich und Italien durchgeführt, während Oesterreich-Ungarn und Deutschland an derselben nicht theilnehmen, jedoch bereit sind, alle Postulate im Bedarfsfall auch zu unterstützen."[2]) Wieder nach ein paar Wochen später sagten englische Blätter: „Es ist Lord Salisbury gelungen, das Concert der europäischen Mächte, das zuvor nur auf dem Uebereinkommen beruhte, nichts zu thun, in eine harmonische, wenn nicht wirklich herzliche „Vereinigung zu verwandeln."[3]) Fast gleichzeitig wurde aus Rom berichtet: „Vorläufig kommt Alles darauf an, daß die Ordnung in den Provinzen des Reichs kräftig gehütet werde, und Rußland und Frankreich, welchen der Dreibund und England um des Friedens willen die führende Rolle eingeräumt haben, werden dafür ohne Zweifel auf's Beste zu sorgen wissen." Die Arbeit aber erfordere Zeit und — Geld.[4])

Rußland ist also der anerkannte Vormund des osmanischen Reichs, und das Großjudenthum freut sich schon, die

---

1) Wiener „Reichspost" vom 15. Oktober d. Js.

2) Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 30. Oktb. d. Js.

3) Aus der „Morning-Post" s. Münchener „Allgem. Zeitung" vom 10. November d. Js.

4) Römische Depesche der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 13. November d. Js.

Sultansherrschaft von dem sonst unausbleiblichen Bankerott erretten zu dürfen. In Petersburg hat eine Conferenz der betreffenden Botschafter des Zweibundes stattgefunden, und alsbald hat verlautet, daß es sich dabei um eine große Geldbeschaffung für die Türkei handle. Zum vorhinein, wie es scheint, hat der Czar in Paris dem Oberhaupt des Hauses Rothschild, zu allgemeiner Verwunderung, einen vornehmen russischen Orden verliehen. Kaiser Wilhelm II. hat bekanntlich in den ersten Jahren seiner Regierung Constantinopel besucht und mit dem Sultan ein Freundschaftsverhältniß eingegangen, das durch die Vorgänge des zu Ende gehenden Jahres nicht gestört worden ist. Aus jener Zeit rührt ein Zeitungsbericht aus Constantinopel, den man jetzt für unmöglich halten würde, an ein Berliner Blatt her:

„Wer heute die Verhältnisse in Constantinopel beurtheilen will, darf hierbei nicht von der Mißwirthschaft der verflossenen Jahrzehnte ausgehen, wo die türkische Staatspolitik aus Palastintriguen bestand, und man sich darauf beschränkte, durch Verpfändungen türkischen Besitzes an England und Frankreich die ewige Geldnoth der Regierung zu lindern, oder durch Gebietsabtretungen den russischen Gelüsten Rechnung zu tragen. Mit Recht konnte man damals sagen, daß das türkische Reich nur noch ein Schattendasein führe, dessen gänzlicher Verfall nur noch eine Frage der Zeit sei — Heute aber denkt man in Constantinopel anders. Ein namhafter Diplomat, der kürzlich die türkische Hauptstadt besuchte, wurde zu dem Ausspruch veranlaßt, seinem Dafürhalten nach gebe es in Europa gegenwärtig zwei Monarchen, welche in Wahrheit regierende und handelnde Fürsten seien, Kaiser Wilhelm und Sultan Abdul Hamid. In der That herrscht heute in der Türkei, verglichen mit dem Zustand vor fünfzehn Jahren, eine geradezu fieberhafte Thätigkeit. An der Spitze des Staates steht ein arbeitender Monarch, der täglich an der Vervollkommnung der türkischen Armee und Flotte arbeitet, der seine Söhne zu wirklichen Soldaten heranbilden läßt, der fest entschlossen ist, seinem Lande eine geordnete und rationell funktionirende Verwaltung zu geben.“

„Daß die Regierung von einer ganz bestimmten Politik geleitet wird, muß jedem vorurtheilsfreien Beobachter einleuchten. Es gilt eben, der Türkei innerhalb ihres Landes eigene finanzielle Hülfskräfte zu schaffen, um sich endlich auch von der finanziellen Bevormundung durch das Ausland loslösen zu können. Der reichliche Credit, welcher zu diesem Zwecke der Türkei heute an allen Börsenplätzen Europa's gewährt wird, begünstigt dieses Bestreben in ausgedehntem Maße. Die heutige Lage stellt sich demnach so dar: Die Türkei braucht zunächst noch vier bis fünf Jahre, um die gegenwärtig eingeleitete Periode des industriellen Aufschwunges bis zu einem gewissen Abschnitt zu bringen. Während dieser Zeit würde natürlich ein Angriff russischerseits sehr ungelegen kommen, und deshalb wird man auch im Yildiz-Kiosk zur Zeit auf die russischen Wünsche etwas Rücksicht nehmen. Alsdann aber dürfte der ‚türkische Staat' consolidirt dastehen, der nach eigenem Ermessen und nicht nach den Geboten der auswärtigen Diplomatie seine Politik zu leiten vermag. Ist einmal die Consolidation der Türkei vollendet, so kann es offenbar nur der Sultan sein, welcher die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel regelt und somit die orientalische Frage löst." [1])

Das preußisch-conservative Blatt wollte zwar dahingestellt seyn lassen, ob sein Correspondent die Dinge nicht zu optimistisch beurtheile, meinte aber doch: „Die Wiederherstellung eines geschlossenen, militärisch starken und culturell entwickelten türkischen Staats läßt das angebliche Testament Peters des Großen, wornach Rußland auf der Hagia Sofia sein Banner aufzupflanzen berufen sei, in ein Nichts zerfallen."

Und jetzt!

---

1) Aus Constantinopel in der Berliner „Kreuzzeitung" vom 5. Juli 1890.

LXXV.

Martin Greif's gesammelte Werke.

Es könnte Diesem und Jenem vielleicht als verfrüht erscheinen, daß Martin Greif, ein Fünfziger, es bereits unternommen hat, sein Schaffen in einer Gesammtausgabe zu vereinigen. Eine Gesammtausgabe hat aber heutzutage keineswegs mehr die Bedeutung eines definitiven Abschlusses. Ein Dichter hält gewissermaßen, auf einem Höhepunkt seines Lebens und Schaffens angelangt, Rückschau auf sein Lebenswerk. Nach dieser Richtung ist auch die gesammelte Ausgabe von Martin Greif's Werken aufzufassen. Jeder, der sich jemals mit diesem Dichter näher bekannt gemacht hat, wünscht nicht nur weitere Erzeugnisse seines Geistes, sondern erwartet dieselben zuversichtlich. Die von der Verlagshandlung C. F. Amelang in Leipzig in ein würdiges Gewand gekleidete Ausgabe repräsentirt sich in drei starken Bänden, von denen der erste Greif's Gedichte, die beiden letzten seine Dramen umfassen.

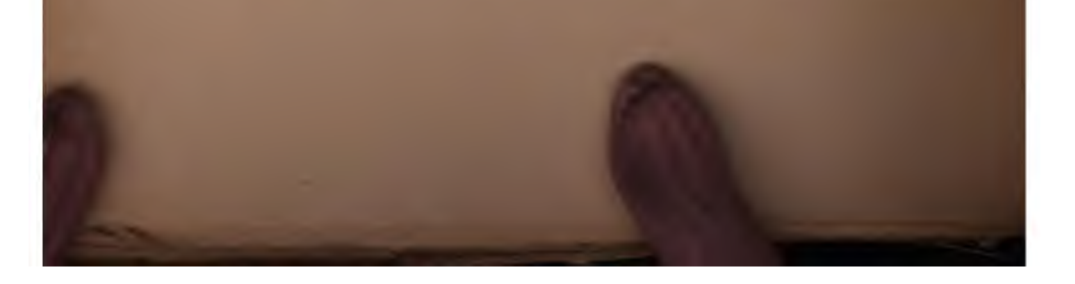
Je mehr das oft gar nicht erquickliche literarische Getriebe der Gegenwart wahre Größe und Scheingröße durcheinander wirft und alle klaren kritischen Begriffe verwirrt, um so wohlthuender ist die Beschäftigung mit einem echten Dichter, dessen Schaffen ruhig und abgeklärt vor uns liegt, der die kritische Reclametrommel eigentlich gar nicht mehr braucht, weil er seine Prüfung schon vor einem größeren Forum als den Recensentenstühlen glänzend bestanden hat — vor dem Forum des deutschen Volkes. Wenn ich Martin Greif einen deutschen

Volksdichter im edelsten Sinne des Wortes heiße, so glaube ich ihm den größten und höchsten Ehrentitel beizulegen, den es für einen Dichter überhaupt gibt.

M. Greif hat nie einer Mode gehuldigt. Er hat von jeher seinen eigenen Weg verfolgt und seine Ziele beständiger, dauerhafter und sicherer erreicht, als viele Tagesgrößen, für die der im rasenden Laufschritt unternommene Anstieg zugleich auch der Absturz von der momentan erreichten Popularität war.

Als Lyriker ist Greif bereits so innig mit dem Fühlen und Denken des deutschen Volkes verwachsen, daß seine Gedichte keiner zerfasernden Kritik mehr, sondern einer einheitlichen Charakteristik bedürfen. Er ist vorwiegend volksthümlicher Stimmungslyriker. Der momentane Eindruck des Geschauten oder Erlebten geht ihm weit über alles Grübeln und Philosophiren. Darum herrscht das sangbare Volkslied und die markante volksthümliche Ballade in seinen Gedichten wesentlich vor. Wir werden in der Greif'schen Lyrik großartige Tiraden ebenso vergeblich suchen, wie berauschende Farbentöne. Statt dieser nicht unter allen Umständen gesunden Elemente tritt uns tiefe Innigkeit, ungesuchte Schlichtheit und angeborene Natürlichkeit entgegen — alles Eigenschaften der Volksdichtung. Aus einem lyrischen Stoff, der einem Andern vielleicht Anlaß zu einer seitenlangen Elegie gäbe, wird Greif oft nur ein kleines Gedicht von acht Zeilen gestalten. Wie viel drängt sich aber in diesem engen Rahmen zusammen — da ein meisterhaftes Naturbild, dort ein schier unabsehbarer seelischer Vorgang und wieder ein heiteres Cabinetstücklein aus Natur- und Menschenleben, Volksglauben, Märchen und Sage.

Wie der Volksdichter die leblose und belebte Natur in die engste Verbindung mit seelischen Erlebnissen des Menschen bringt, aus der Natur seine Bilder und Vergleiche zieht, so ist Gottes weite Welt auch für Greif zu einem unerschöpflichen Born scharfer Beobachtung, stiller Betrachtung, herzinniger Freude und Antheilnahme geworden. Echte Volksdichtung ist nie maßlos im Schmerz und nie ausgelassen in der Freude. Der Weltschmerz ist daher Greif eben so fremd geblieben wie



jene gewisse Bacchantenlyrik, die neben glänzenden Blumen auch genug Giftpflanzen gezeitigt hat.

Die Liebe, jener hauptsächliche und ewige Grundton der Lyrik aller Zeiten und Völker, ist in Greif's Gedichten zum mannigfaltigsten Ausdruck gekommen, vom Schalkhaften bis zur tieftraurigen Resignation, die jedoch niemals eines Ausblickes in lichtere Fernen ermangelt. Ein fester Gottesglaube, der allen Anfang und alles Ende unserer Schicksale in die Hände eines ober uns waltenden gütigen Vaters legt, ist allen Dichtungen Greif's und so namentlich auch seiner Lyrik zu eigen. Wir finden darin herrliche Partien, bei deren Lektüre wir unwillkürlich mit dem Dichter die Hände falten möchten — sei es, daß die Aveglocken über den stillen See klingen, sei es ein thaufrischer Morgen, der uns so recht des Herrn Herrlichkeit ahnen läßt, sei es, daß wir im Tosen des Hochgewitters die gewaltige Stimme Gottes zu vernehmen glauben.

Einen beträchtlichen Spielraum hat in Greif's Lyrik auch das rein elegische Element. Es gibt sich zumeist als ein bewegtes Zurückschauen in vergangene Tage, Erinnerung an junge Freuden und Leiden, auch da vielfach im Zusammenhang mit der umgebenden Natur, im Rahmen eigenartig stimmungsvoller Herbstbilder oder weltferner Idyllen, die ein Insichgehen des Menschen wie von selbst bedingen. Selten sucht uns der Dichter plötzlich und unvermittelt in eine elegische Stimmung zu versetzen. Wir erleben sie gleichsam mit ihm von Stufe zu Stufe. Und diesen Höhepunkt poetischer Darstellung soll meines Erachtens die Elegie vor Allem erreichen; denn sie ist diejenige Dichtungsform, in welcher der stimmungsvolle Leser am ehesten vollkommen eins mit der Seele des Dichters wird.

Martin Greif's Balladen gehören zu dem Gediegensten und auch stofflich Gehaltvollsten, was die deutsche Dichtung aufzuweisen hat. Vor Allem ist zu wünschen, daß viele davon in die Lesebücher der Mittelschulen Aufnahme finden und so bereits der heranwachsenden Jugend bekannt werden. Mögen unsere Lesebücher-Fabrikanten zur Abwechslung einmal einen Griff in diese Fundgrube thun!

Ich habe es mit Absicht vermieden, aus dem großen Schatz der Greif'schen Lyrik zu citiren, weil auch noch so reichhaltige Proben nur ein schiefes und unvollständiges Bild geben können. Gerade bei der Auswahl aus lyrischen Erzeugnissen wird auch der objektivste Kritiker, ohne es zu wollen, subjektiv. Mit einer noch so umfangreichen derartigen Mosaik ist jedoch Niemanden gedient. Selbst lesen, selbst genießen und selbst auswählen! lautet meine energische Aufforderung. Jeder wird eine prächtige Schaar von Lieblingskindern finden. Ich habe auch die meinen, behalte sie aber für mich.

Der erste Band der Greif'schen Dramen enthält die Trauerspiele: „Corfiz Ulfeldt, der Reichshofmeister von Dänemark," „Nero," „Marino Falieri oder die Verschwörung des Dogen von Venedig," „Francesca da Rimini," das vaterländische Schauspiel: „Prinz Eugen" und das romantische Schauspiel: „Liebe über Alles."

Im „Ulfeldt" hat uns Greif ein gewaltiges Bild männlicher Größe gezeichnet, das mitten unter Wirren und Intriguen aufrecht steht und erst dann zusammenbricht in freigewähltem Heldentod, da auch der letzte Hoffnungsstrahl erloschen scheint. Von der markigen und völlig eigenartigen Figur des Reichshofmeisters herab bis zu der kleinsten Rolle ist dieses Stück eine wahre Sammlung von Charakterköpfen und bietet ungemein bühnenwirksame Scenen. Warum es nicht mehr auf dem Repertoire steht, das gehört zu denjenigen vielen Unbegreiflichkeiten moderner Bühnenleitungen, über die wir lieber gar nicht reden wollen. — Die düstere Tyrannengestalt des römischen Imperators wußte uns Greif in seinem Trauerspiel „Nero" menschlich näher zu bringen. Sein Nero ist nicht so sehr der blutrünstige Wütherich, wie ihn uns Geschichte und Sage überliefern. Es liegt ein Stück Weltmann in dem Helden, den uns der Dichter geschaffen, ein gut Theil augustäischer Eleganz und Majestät. Die innere Schlechtigkeit, die unmenschliche Tücke im Charakter Nero's kommt durch diesen Contrast nur um so wirksamer zum Ausdruck. Erschütternd ist die Scene an der Leiche Agrippinens. — Auch den populären Stoffen des „Marino Falieri" und der „Francesca da Rimini"

wußte Greif viele neue Seiten abzugewinnen. Treffende Charakteristik, abgetönte Leidenschaft, richtige Farbengebung in allen unserem eigenen Volksthum mehr fremden Elementen, die der Stoff mit sich brachte, zählen zu den hauptsächlichen Vorzügen dieser beiden Tragödien.

Ein Stück so recht nach dem Herzen des Volkes ist das vaterländische Schauspiel: „Prinz Eugen." Die populäre Gestalt des Helden ist mit den verschiedenartigsten volksthümlichen Ueberlieferungen so eng verbunden, daß es für einen Dichter nicht leicht hielt, die richtige Mitte zwischen Sage und historisch Beglaubigtem zu finden. Martin Greif ist das trefflich gelungen. Er hat uns in seinem „Prinz Eugen" weder eine ängstliche „Geschichtsklitterung" geschaffen, noch ein der dichterischen Phantasie allzufreien Spielraum lassendes Werk. Es ist ein prächtiges Gebilde von Volks-, Soldaten- und Hofleben der damaligen Zeit auf streng historischem Boden geworden. Namentlich wurden auch diverse culturhistorische Details mit entschiedenem Glück verwendet. Einzelne volksthümliche Figuren erinnern durch ihre Originalität und prägnante Ausgestaltung geradezu an Goethe's „Egmont." Das Stück hat s. Z. am Wiener Burgtheater ausverkaufte Häuser gebracht. Schade, daß es nicht schon längst wieder aus dem Staub der Theaterbibliothek hervorgeholt und von neuem glänzend inscenirt wurde. Wir besitzen wahrhaft keinen Ueberfluß von Stücken aus der österreichischen Geschichte, sondern leiden im Gegentheil an einem sehr empfindlichen Mangel patriotischer Schauspiele. Um so mehr wäre es zu wünschen, daß ein so echt volksthümliches österreichisch-vaterländisches Schauspiel wie „Prinz Eugen" alljährlich auf dem Burgtheater wiederkehren würde. Der Held ist so populär, daß, abgesehen von der meisterhaften Behandlung durch den Dichter, schon das Stoffgebiet allein das regste Interesse in den weitesten Kreisen hervorriefe.

Das romantische Schauspiel: „Liebe über Alles" ist meines Wissens in der Gesammtausgabe zum erstenmal gedruckt und auch noch nicht über die Bretter gegangen. Von einer würdigen Inscenirung und Aufführung dieses Stückes würde ich mir sehr viel versprechen, da namentlich die Frauenrollen

brillant, von einer derartigen seelischen Tiefe im Allgemeinen und effektvollen psychologischen Lichtern im Besondern sind, daß sich jede Schauspielerin glücklich schätzen könnte, ihnen Verkörperung zu verleihen. Hoffen wir also, dieses durch und durch poetische und eigenartige Werk recht bald auf einer unserer bedeutenden Bühnen zu sehen. Es wird von da an sicher seinen Rundgang antreten, da es vielfach auch dem gegenwärtig wiederkehrenden Geschmack an romantischen Komödien Rechnung trägt.

Der zweite Band der Greif'schen Dramen bringt die Hohenstaufen-Trilogie „Heinrich der Löwe," „die Pfalz im Rhein" und „Konradin, der letzte Hohenstaufe," sowie endlich das vaterländische Schauspiel „Ludwig der Bayer oder der Streit von Mühldorf," das vaterländische Trauerspiel „Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg," und das vaterländische Schauspiel „Hans Sachs."

Die drei Hohenstaufen-Dramen repräsentiren unbedingt die monumentalste dramatische Schöpfung Martin Greifs. Sie werden als ein Denkmal volksthümlicher deutscher Dramatik emporragen und fortdauern, wenn die Zeit längst mit so mancher Talmiwaare aufgeräumt haben wird. Dem Dichter gelang es, in diesen drei Dramen so gewaltige Bilder deutscher Heldenkraft und männlichen Muthes, unerschütterlicher Treue und festen Gottvertrauens, rührender Hingabe und felsenfester Stärke selbst im größten Unglück, zu zeichnen, daß wir diesen Dramen-Cyclus als einen getreuen Spiegel des deutschen Charakters für alle Zeiten bezeichnen können. Die Frauengestalten sind von einer solchen Innigkeit und Zartheit, aber zugleich einer derartigen Energie im Wollen und Handeln, einem so steten Ausharren in allen trüben Tagen, daß wir auch sie als das wahre und wohlgetroffene Bild der echten deutschen Frau erkennen. Für die Bühne bieten die drei Hohenstaufen-Dramen, abgesehen von den einzelnen äußerst packenden Scenen, die reichste Gelegenheit zu großartigen Ensemble-Wirkungen, zur Entfaltung prunkvoller Bilder aus der deutschen Vergangenheit, die im Rahmen der Dichtung Auge und Herz erfreuen.

Wie innig verwachsen das Volksthümliche mit den

dramatischen Schöpfungen M. Greif's ist, das bewiesen die Aufführungen seines „Ludwig der Bayer" in Kraiburg am Inn, die von dem glänzendsten Erfolg begleitet waren und über welche die Presse aller Parteien gleich günstige Referate brachte. Die Darsteller gehörten sämmtlich der Einwohnerschaft von Kraiburg an. Die wackern Leute, die an Werktagen ihrem Geschäft oder Handwerk nachgingen, wußten sich so sehr in den Geist ihrer Rollen zu finden, daß sie gebildeten Berufsschauspielern völlig gleich waren, ja sie in der natürlichen Auffassung und Wiedergabe der durch sie verkörperten Charaktere theilweise übertrafen. Ich habe noch nie eine so einheitliche künstlerische Harmonie zwischen einem Dichter und seinem Volk gesehen. Die Kraiburger Aufführungen müssen auf immerdar als die Goldprobe für den Werth der Greif'schen Dramatik gelten.

Ebenso wie „Ludwig der Bayer" würden sich „Agnes Bernauer" und „Hans Sachs" zu ähnlichen volksthümlichen Aufführungen eignen. Welcher Gegensatz in diesen beiden Charakteren; das schlichte, liebevoll hingebende Kind und der energische Meistersinger! Jedes Stück stellt denn auch eine Eigenart für sich dar. Eine entzückendere Mädchengestalt als Agnes ist schwer mehr zu denken. Eine Darstellerin aus dem Volke könnte ihr Nuancen abgewinnen, die zugleich erfreuen, rühren und erschüttern müßten. Auch für die markige Gestalt des Hans Sachs, die in den gereimten Versen dieses Stückes so recht in der Manier alter Holzschnitte biderb und schlicht hervortritt, wobei ein ganzes Seelenleben oft nur mit wenigen Strichen gezeichnet ist, würde ich mir eher einen volksthümlichen Darsteller wünschen, als einen Berufsschauspieler. Straubing und Nürnberg stünde es zu, diesen beiden Volksschauspielen zu einer eben so durchschlagenden Wirkung zu verhelfen, wie es den Kraiburgern mit „Ludwig dem Bayer" gelungen ist.

Während die Lyrik Martin Greif's längst über alle Anfechtungen erhaben ist, hat er als Dramatiker noch immer nicht diejenige Würdigung gefunden, die er verdiente. Erklärlich ist dies bei der oberflächlichen Kunstrichtung, welche die meisten

unserer Bühnen verfolgen, bei der forcirten Pflege fremdländischer Schundwaare und der mitunter beabsichtigten Unterdrückung einheimischer Produktion.

Hoffentlich überzeugt die nunmehr vollständig vorliegende Gesammtausgabe, von der zwei Drittheile dem dramatischen Schaffen Greif's gewidmet sind, unsere Bühnenleiter, daß sie nicht nur dem Dichter eine Ehrenschuld abzutragen haben, sondern, daß es auch ihre Pflicht ist, dem deutschen Volke durch gediegene Darstellung Werke zu vermitteln, die aus dem Schatze seiner eigenen glorreichen Vergangenheit, seines eigenen Empfindens erstanden sind. Ehrenvolle Erinnerung verdienen an dieser Stelle namentlich zwei Männer, die sich um die Inscenirung Greif'scher Dramen im Allgemeinen und um die Kraiburger Aufführungen im Besondern namhafte Verdienste erworben haben. Es ist dies J. Savits, der feinsinnige und geschmackvolle Oberregisseur am Münchener Hoftheater, und Professor J. Flüggen, der kunstverständige Maler und Chef des Costüms- und Dekorationswesens am Hoftheater. Mögen in Zukunft zahlreiche Bühnen dem Beispiel der Münchener folgen.

Rudolf Heinrich Greinz.

LXXVI.

Eine Prophezeiung ex eventu aus der Zeit der Reformation.

(Schluß.)

Ist diese Annahme gefordert durch den ganzen Tenor der Schrift, so drängen einzelne Stellen mit besonderer Entschiedenheit zu derselben. Es heißt z. B. von den Franzosen: in annis MDXXIII, MDXXIV, MDXXV infoeliciter pugnabunt et eorum rex vel capietur aut interficietur. Qui liberatus immemor praeteritae fortunae ad maiora discrimina subeunda animum ponet.[1]) Zunächst drückt er sich also unbestimmt darüber aus, ob Gefangenschaft oder Tod das Schicksal des Königs von Frankreich sein wird. Dann aber ist ohne weiteres ersteres angenommen und Torquatus weiß, daß der König seine Freiheit wieder erlangt und ungeachtet seiner bisherigen schlimmen Erfahrungen sein gewagtes Spiel von neuem beginnt. Woher weiß er dies? Aus den Sternen oder aus den realen Thatsachen? Die ganze Stelle macht fast den Eindruck, als sei der Prophet aus der Rolle gefallen und sich bewußt geworden, daß die Entscheidung zwischen den beiden Möglichkeiten des Todes oder der Gefangenschaft für Franz I. durch die historischen Thatsachen bereits getroffen sei. Ebenso verdächtig erscheint eine andere Stelle. Anläßlich der Prophezeiung über den plötzlichen

1) In der Ausgabe von 1534. A III c.

Aufschwung, den das Reich nehmen soll, sagt unser Astrolog: tunc ultima Gallorum laus sub aquila volabit, tum Galli infoelices erunt MDXXVIII, MDXXIX et MDXXX, MDXXXI. Sed in annis MDXXVII et in principio MDXXVIII ipsorum Jupiter causam fovebit et permeabit ingentem gloriae famam, mox interituram amittet[1]) etc. Für gewöhnlich hütet er sich, die Zeit der einzelnen Ereignisse allzu genau anzugeben. Er begnügt sich z. B. zu sagen „inter annos 1536 et 1537" oder „circa annos 1526 et 1529 et 1530" oder: „annos tunc Christi 1534 vel 1535". Hier aber sagt er ganz bestimmt: in annis 1527 et in principio 1528. Warum lautet für gewöhnlich die Zeitangabe unbestimmt, hier aber so bestimmt, wenn nicht deshalb, weil diese Zeit entweder die Abfassungszeit des Prognosticums ist, oder derselben doch sehr nahe liegt und der Verfasser entweder ausschließlich Ereignisse der jüngsten Vergangenheit schildert, oder denselben höchstens noch anfügt, was man auf Grund der damaligen Lage der Dinge als ganz unmittelbar bevorstehend gewärtigen konnte und mußte. Somit fiele die Abfassung der Schrift ins Jahr 1527, spätestens in den Anfang des Jahres 1528 und damit wäre allerdings hinlänglich erklärt, warum bis ca. 1528 sich Prophetie und Geschichte fast vollständig und in oft geradezu überraschender Weise decken, während sie von da an weit auseinandergehen.

Bestätigt und ergänzt würde die Datirung auf 1527 oder 1528 durch die aus der Abfassung in Ferrara[2]) sich ergebenden Folgerungen. Daß uns aus der Prophetie des

---

1) l. c. B III a.

2) Den bezüglichen Angaben der Schrift und den für dieselbe vorliegenden inneren Gründen auch äußere Zeugnisse anzufügen, war mir nicht möglich. Aber wenn meine Annahme sich nach dieser Seite auch eine Berichtigung gefallen lassen müßte, so würden doch die andern Gründe für die Abfassung um's Jahr 1527 bestehen bleiben.

Torquatus keine Verehrung gegen Rom und keine Zustimmung zu seiner Politik entgegenweht, fühlt jeder sofort. Nun könnte diese Thatsache allein für eine Abfassung um 1480 ebensogut geltend gemacht werden, als für ca. 1527, denn beidemale waren die Verhältnisse zwischen Ferrara und Rom ziemlich gespannt. Zwar waren die Este durch den Papst 1471 auf das Herzogthum Ferrara berufen worden;[1]) auch hatte die Hauptstadt der Christenheit der Braut Alfonso's von Ferrara, Leonora, bei ihrer Durchreise einen glänzenden Empfang bereitet.[2]) Allein schon 1474 schloß sich Ferrara an den Bund zwischen Florenz, Venedig und Mailand an, den der Papst sehr mißbilligte, und erklärte sich mit demselben gegen das Verfahren des Papstes im Conflikt mit Florenz, und für ein Concil.[3]) Dazu kam die päpstlich-venezianische Liga vom Jahre 1480. Damit war Ferrara direkt bedroht, und in der That suchte man Venedig für einen Krieg zu gewinnen durch die Aussicht auf eine Annexion des ferraresischen Gebietes. Zudem zürnte der Papst dem Herzog von Ferrara wegen seiner Haltung im florentinischen Krieg und der säumigen Entrichtung des jährlichen Tributs. Es ist also leicht begreiflich, wenn ein Ferrarese in jener Zeit ungehalten ist über Rom, das „die Reichthümer allzusehr aufhäuft", das „mit Hintansetzung der Sorgen für die geistlichen Angelegenheiten an zeitliche Dinge denkt" und „das Reich Gottes . . . . in ein zeitliches und irdisches Königthum verwandelt". Ebenso erklärlich ist die Erbitterung gegen die Prälaten, die bedrängt werden sollen „quoad omnes . . . ad pristinam paupertatem reducti sub spirituali fient potestate", „et sic ex malis Deus eliciet bona". Unter dieser Voraussetzung sind auch die Auslassungen über die päpstliche Politik zu begreifen und zu werthen: „dolis propriis capietur et alios credens decipere

1) Pastor l. c. II 389. 2) Pastor l. c. S. 431 ff. 3) Pastor l. c. S. 507.

ipse se decipiet et ab aliis decipietur." Diese Stimmung würde also der Situation um 1480 recht wohl entsprechen, aber ebensogut entspricht sie der um 1527—28.

Schon Julius II. hatte nach dem Gebiet von Ferrara getrachtet und einzelne kleine Städte desselben an sich gebracht; Leo X. verlangte das ganze Gebiet oder doch einen Theil als der Kirche in der Zeit der Bedrängniß entrissen zurück. Das einemal sollte ein Handstreich und ein andermal eine Abmachung mit dem Kaiser zum Ziele führen. Doch wußte sich der Herzog von Ferrara dem Kaiser zu nähern und wurde mit Modena und Reggio belehnt, und sein Sohn sollte eine natürliche Tochter des Kaisers zur Gemahlin bekommen.[1]) Darum fördert der Herzog die Unternehmungen der Deutschen gegen Rom, indem er ihnen durch Lieferung von Geschützen den Uebergang über den Mincio ermöglicht,[2]) unterstützt sie mit Artillerie, Proviant, Brückenbauten und wiederholten Vorschüssen,[3]) wirft mit 3—4000 Mann die ligistische Besatzung aus Modena hinaus,[4]) wird am 1. Juli zum Generalkapitän der kaiserlichen Heere in Italien ernannt,[5]) erklärt jedoch am 2. August — seine Wünsche betreffs Modena, Reggio und Carpi haben sich inzwischen erfüllt — er wage nicht, das Commando über ein so zügelloses Heer zu übernehmen.[6]) Da die Kaiserlichen im Mailändischen in Gefahr waren, war auch Ferrara bedroht und nicht minder, da Kaiser und Papst sich insgeheim verständigten. Den Wunsch nach Vernichtung Roms konnte darum der Selbsterhaltungstrieb und die Hoffnung auf ein Stück Kirchenstaat eingeben.

Aehnlich waren die Beziehungen zu Venedig. Der päpstlich-venezianischen Liga von 1480 wurde schon gedacht. Venedig war und blieb für Ferrara ein gefährlicher Nachbar.

---

1) H. Schulz. l. c. S. 81 f. 2) l. c. S. 88 ff. 3) l. c. S. 90. 4) l. c. S. 124. 5) l. c. S. 136. 6) l. c. S. 137.

Im Mai 1526 hatten der Papst, Frankreich, Venedig, Florenz und Mailand einen Bund geschlossen und das Vertrauen auf denselben mochte den Papst ermuthigen, vom Herzog von Ferrara Reggio und die Rubiera zurückzuverlangen.[1]) Ein solcher Bund, darunter die natürlichen Gegner, macht es erklärlich, warum man in Ferrara den Venezianern so gut als dem Kirchenstaat das Verderben gönnen und wünschen und darum auch prophezeien konnte. Somit entspricht die Gesinnung des Torquatus der Zeitlage um 1526 ff. ebensogut, als der um 1480. Nun weisen aber die bereits angeführten Gründe — Uebereinstimmung zwischen Prophetie und Geschichte bis ca. 1527 und einzelne Stellen — in den Anfang des zweiten Viertels des 16. Jahrhunderts, und nun ist eine ziemlich genaue Datirung möglich, nämlich auf die nächste Zeit nach dem Sacco di Roma. Denn: überall spricht sich die Anhänglichkeit an den Kaiser, die Hoffnung auf glänzende Erfolge der kaiserlichen Politik und der kaiserlichen Waffen aus. Dagegen steht Torquatus dem Franzosenkönig ziemlich reservirt gegenüber, tadelt seine leichtsinnige Art, Krieg zu beginnen, stellt ihm, seinem Heer und seinem Reich ein klägliches Ende und Unterwerfung unter die Deutschen in Aussicht. Nun hatten sich aber die Franzosen unter dem Eindruck des Sacco di Roma energischer als bisher um einen Vergleich mit England bemüht[2]) (Amiens 18. August 1527) und Lautrec stand um diese Zeit schon wieder in Italien. Eine Reihe italienischer Städte nahm ihn freudig auf und Ferrara fiel am 15. November vom Kaiser ab.[3]) Wollte sich also Torquatus der Stimmung am Hofe nicht entgegenstellen, so durfte er nicht den Franzosen Verderben und Knechtschaft, dem Kaiser Sieg und Herrschaft vom Orient bis zum Occident verkünden. Die Art und Weise, wie er

---

1) Bezold 539.
2) Bezold l. c. 549. 3) Schulz l. c. S. 162.

seine Widmung an Math. Corvinus abfaßte, läßt ihn keineswegs als den Mann erscheinen, der den Muth und die Kraft gehabt hätte, unbekümmert um die Hofluft kaiserfreundliche Politik zu treiben. Seine Prophezeiung wäre also anzusetzen in der ersten Hälfte des Jahres 1527. Damals war die Stimmung in Ferrara kaiserfreundlich und papstfeindlich. Unter dem Eindruck der Einnahme Roms konnte eine Erneuerung des kaiserlichen Ansehens und der Macht des Reiches als ein Ding der Möglichkeit, eine Erneuerung des Krieges durch die Franzosen als Wagestück erscheinen. Dem Unternehmen Lautrecs konnte man immerhin noch bis in den Anfang des Jahres 1528 einen guten Fortgang versprechen. Der endgültige Sieg des Kaisers aber mochte im Hinblick auf seine bisherigen Erfolge und die ungeheure Ausdehnung seiner Macht als hinlänglich verbürgt erscheinen und es mochte auch die so oft bitter enttäuschte und doch nie ganz aufgegebene Hoffnung auf Niederwerfung des Islams wieder aufleben. Das Strafgericht über Rom konnte als Muster für die Schilderung des Strafgerichts über die ganze Kirche und die Prälaten insbesondere dienen und um diese Zeit war dann leicht prophezeien über das Auftreten eines Reformators von Norden her, über Türkensiege und Wahlstreitigkeiten in Ungarn, kurz über alle die Dinge, die eine so überraschende Bestätigung des Torquatus durch die Geschichte zu bedeuten scheinen. Es sind Prophezeiungen ex eventu.

Ein neues Licht fällt auf diese Thatsache durch die Art und Weise, wie uns das Werkchen des Torquatus überliefert ist. Dasselbe soll um 1480 entstanden sein, allein trotz eifriger Nachforschungen konnte ich blos eine lateinische Druckausgabe aus dem Jahre 1534, eine zweite aus dem Jahre 1535, eine dritte aus demselben Jahre (München), eine deutsche von 1535 und excerptartige Bearbeitungen aus den Jahren 1594 und 1620 ausfindig machen. Einen früheren Druck konnte ich nirgends bekommen. Wie kommt es, daß eine Prophetie, die kühner und sicherer als Savonarola,

Lichtenberger, Aytinger, Pflaum und die übrigen Propheten jener Zeit den Schleier vor der Zukunft lüftete, eine Prophetie, deren Inhalt für Kaiser und Papst, Franzosen, Spanier, Engländer, Deutsche, Ungarn und Türken, für's heilige römische Reich wie für die italienischen Duodezfürsten gleich wichtig war und die Schicksale dreier Welttheile in sich schloß — daß eine solche Prophetie über ein halbes Jahrhundert lang übersehen und überhört wurde in einer Zeit, die begierig zurückgriff auf die Jahrhunderte alten joachimitischen Prophezeiungen, die gläubig wiederholte, was Vincenz Ferrer in der Zeit der conciliaren Bewegung geweissagt, die zäh fest hielt an den altüberlieferten Hoffnungen auf den papa angelicus und den Kaiser Friedrich, und ihre Empfänglichkeit für Prophezeiungen am allerdeutlichsten dadurch bewies, daß sie innerhalb zweier Jahre mehrere Ausgaben des Torquatus ermöglichte? Auch diese Thatsache weist auf eine spätere Abfassung hin. Doch verbietet die Unkenntniß der wichtigen Ereignisse von 1528 bis 1534, die Abfassung in die Zeit jener Drucke zu verlegen.

Nun ist uns allerdings auch eine Handschrift des Prognostikums erhalten mit dem Titel „Ayn Weyssagung maister Anthoni Torquatten der freyenn Khunst unnd Artzney doctor unnd Sternsehers vonn zukhünfftigem Unglückh Krieg und verderben des gantzen Europae zugeschriben dem Theuren Fürstenn Maththias Khunig zu Hungarn Nach der geburtt Christi MCCCCLXXX.[1]) Sie deckt sich im allgemeinen mit den gedruckten Ausgaben, hat jedoch einige charakteristische Unterschiede. Die Wichtigkeit der Kenntniß der Zukunft behandelt sie viel kürzer. Aehnlich verhält es sich mit den Abschnitten über die Schrecknisse der nächsten Zukunft, die Widmung an Corvinus ist kürzer; die Complimente für denselben, das Gebet um Erleuchtung, das

1) Auf der Münchener Staatsbibliothek.

[illegible] ... am Schlusse fehlt ganz.

Das Weglassen der Formalitäten gegenüber dem König von Ungarn, sowie alles rhetorischen Schmuckes und astronomischen Details läßt auf einen Verfasser schließen, der hierfür kein Verständniß hatte. Die deutsche Abfassung, sowie die Weglassung der Vorgänge in Italien, soweit sie die deutschen Interessen nicht berühren, weist uns nach Deutschland. Die Erwähnung der spanischen Waffenthaten in Afrika erklärt sich durch die Personalunion zwischen Deutschland und Spanien. Besonders charakteristisch sind die Unterschiede zwischen Handschrift und Druckausgaben in dem Passus über die Prälaten und die Reformation.

Die Druckausgaben.	Die Handschrift.
. . quoniam tales pestes nunquam dignatus est Christus habere servos. de futuris malis dico, non de bonis, nam **multos** et **Ecclesiasticos nedum** bonos, **verum etiam optimos** fore **cerno**, verumtamen de malis duntaxat intendo loqui. quoniam propter eos veniet ira Dei super Ecclesiam etc.	Von welcher wegenn gottes zorn uiber die pfaffhaitt khomen wirtt
Veniet a Septentrione **haeresiarcha** magnus, subvertens populos contra vota Romanae sedis cum magnorum principum septentrionalium auxilio, qui faciet ingentia et magna loquetur.	Es wirtt von mitternacht **ainer** aufstan, der das volckh von **dem** Rhömischenn Stul **abwennden** wirt . Diser wirtt grosse **ding** thun und reden etc.

Et erit persecutio maxima in ecclesia tam diu, donec interfectis ecclesiasticis in malo obstinatis, absque vi maximarum tribulationum ad Deum conversis, et malis moribus in bonos mutatis, et iniquis legibus ac pravis consuetudinibus sublatis, et ritibus pessimis deletis et in sanctas et aequas Leges consuetudinesque ac ritus pios conversis Ecclesiae status renovabitur totus et velut sol oriens claro sereno formosus et decorus refulget in terra, sed nondum statim finis. Nam fere annis octo Petri navicula fluctuabit, sed fluctibus non opprimetur, quin imo melior emerget et solidior ac solito splendidior et preciosas merces in coelum vehat.

Und wirtt ein grosser jrthumb und durchächtung der Cristenlichen gmain biss so lanng die bösen und verstockhten dess geistlichen stands undertrückht und boss preuch unnd sytten jnn gutt verwandlt werdenn. Es werden böss gewonhaitten abgethan und newe göttliche billiche gesatz gutt preuch unnd cristenliche gesatz unnd wesenn auffgericht.

Religiones omnes perturbationibus plurimis ac discordiis agitabuntur et praecipue minorum religio. Omnes Ecclesiastici viri tam praespiteri seculares quam claustrales a via veritatis discedent, sanctimoniales a dono castitatis et regulis suis decident et cuncti pene a via veritatis avertentur, multa simulatio sanctitatis regnabit et dominabitur, adeo, ut veri boni Religiosi non valentes habitare cum malis ad montes tunc fugere cogentur.

Alle geistliche stennd unnd ordenn werden mitt vil zwittracht und unglückh umbgebn.

Der Unterschied zwischen Druck und Handschrift beruht nicht blos auf der kürzeren oder längeren Fassung, sondern ist zugleich ein Unterschied der Gesinnung. In den Drucken werden die Schäden am kirchlichen Leben und namentlich die

Mängel des Klerus und der Orden so offen und schonungslos getadelt, als bei Katharina von Siena, Vincenz Ferrer, Savonarola, Berthold von Chiemsee. Es wird aber auch constatirt, daß die Corruption nicht alle ergriffen hat, daß der Guten noch viele, ja sehr viele sind. Der Neuerer, der von Norden kommt und große Dinge redet und vollbringt, wird als Häresiarch gebrondmarkt. Das Strafgericht, das über die Kirche hereinbricht, wird als nothwendig und wohlverdient anerkannt, doch taucht hinter den Gräueln der nächsten Zeit das verklärte Bild der geläuterten und erneuerten Kirche wieder auf, und nur mit Wehmuth wird der Kleriker und Mönche gedacht, die „vom Weg der Wahrheit abweichen" und der Nonnen, die „von der Gabe der Keuschheit und ihren Regeln abfallen". Der Urheber der Handschrift dagegen vergißt neben den Schattenseiten die Lichtseiten, ihm ist der Neuerer nicht der „Häresiarch", sondern nur der Mann von Mitternacht, der kühne Worte redet und Thaten vollbringt; seine Hintermänner unter den nordischen Fürsten erwähnt er nicht. An den künftigen Veränderungen in der Kirche schildert er vorwiegend die negative Seite, das frohe Wiederauftauchen und die glückliche Fahrt des Schiffleins Petri läßt er weg. Die abgefallenen Mönche und die ausgesprungenen Nonnen übergeht er.

Alle diese Eigenthümlichkeiten legen die Annahme nahe, daß er zerfallen war mit der alten Kirche und für die Lichtseiten an derselben kein unbefangenes Urtheil mehr hatte, daß er zu den Anhängern der Neuerung zählte und deshalb den Neuerer nicht als Häresiarchen ansah und daß ihm der Austritt der Ordensleute entweder nicht als „Abfall" erschien, oder daß er ihn nicht als solchen bezeichnen mochte mit Rücksicht auf Einen früheren Mönch und Eine ehemalige Nonne, die er hoch verehrte.

Somit führt uns auch die Handschrift mitten hinein ins Zeitalter der Reformation, und die Zahl 1480 auf ihrem Titelblatt besagt so viel oder so wenig, als bei den Drucken.

Was will nun aber Torquatus mit seiner Schrift? Was ist die Tendenz derselben?

Auf den ersten Blick scheint eine bestimmte Antwort auf diese Frage fast unmöglich. Hier geht er scharf ins Gericht mit der Curie und dem Klerus, dort gibt er sich der Hoffnung auf ein frohes Wiedererstehen der Kirche hin. Hier verkündet er den Franzosen, dort den Deutschen den Sieg. Doch läßt sich nicht verkennen, daß er es schließlich doch gut meint mit der Kirche, wenn auch in seiner Weise, und daß er manche Gesinnungsgenossen hat, wenn er eine Erneuerung derselben von der Beseitigung der weltlichen Macht des Papstes und der Säcularisation des Kirchenguts erhofft.[1]) Auch muß constatirt werden, daß er alles in allem dem Kaiser günstiger gesinnt ist als dem König von Frankreich. Nimmt man die Entstehung der Schrift ums Jahr 1527 an, so ist auch hier so ziemlich alles klar:

Für die Zeit vor 1527 verkündet er das, was bereits der Geschichte angehört, den bunten Wechsel von Sieg und Niederlage, von politischer Annäherung und Entfremdung, von Bündnissen und Zerwürfnissen, wie sie die politischen Verwicklungen eben mit sich brachten. Von 1527 an dagegen prophezeit er so, wie es ihm seine Gesinnung, seine politische Berechnung und vielleicht auch seine Umgebung nahe legen, und eben in diesem letztern Abschnitt ist er ausgesprochen kaiserfreundlich gesinnt: In einem furchtbaren Kriege, zu dem sich die Völker zusammenrotten und dessen Schrecken das Ende der Welt befürchten lassen, soll sich das Reich plötzlich erheben, Frankreich demüthigen und mit sich vereinigen, die widerspenstigen Mächte in Italien niederwerfen, die Kirche reformiren, sich mit Ungarn, Spanien und Italien

1) Z. B. Joh. Lichtenberger, Birgitta von Schweden, Aytinger im tractatus super Methodium, Pamphilus Gengenbach in seinem „Nollhart“.

vereinigen, die Türken aufs Haupt schlagen und dem Christenthum zuführen und zwei Kaiserreiche unter Einem Scepter vereinigen. Doch ist er auch nicht rein kaiserfreundlich. Denn der Ehrenpreis in dem Vertilgungskampf gegen den Islam gebührt dem König von Ungarn und den letzten Schlag sollen gewissermaßen die Spanier thun, indem sie den Halbmond aus Afrika verdrängen. So schwebt ihm also als das ideale Ziel und als die letzte Aufgabe der ganzen Politik seiner Zeit vor: die Beilegung aller Fehden unter den Christen (und sollte sie erst mit Waffengewalt erkauft werden müssen durch die Demüthigung derer, die ihm als die Hauptstörenfriede gelten: Venedig und Frankreich), die Vereinigung aller christlichen Völker unter dem natürlichen weltlichen Oberhaupt, dem Kaiser, zum gemeinsamen Kampf gegen die Türkei; endgültige Ueberwindung derselben und Vereinigung aller Völker unter dem Einen Glauben und der Einen und zwar der geläuterten und reformirten Kirche. Die Grundstimmung des Prognostikums ist also nur mittelbar kaiserfreundlich, sofern ein starkes Kaiserthum der berufene Bannerträger gegen die Macht des Islams war. In der türkenfeindlichen Stimmung mag auch der Grund liegen für die fingirte Dedication an Mathias Corvinus. Wollte man das Banner Jesu Christi in den Orient tragen, so hatte man in Ungarn den natürlichen Vortrab. Ungarn aber war zum Theil in der Gewalt Solimans, der Rest war in zwei Lager gespalten, das eine hatte seinen Rückhalt im Kaiser, das andere zuletzt im Großtürken. Wollte man diesen bekämpfen, so hatte man schon in Ungarn seinen Anhang vor sich. Ein geeinigtes Ungarn dagegen war ein starkes Bollwerk gegen den Ansturm des Unglaubens, und geeinigt und im Besitz der Früchte dieser Einigkeit durfte es ganz andere Zeiten hoffen, als man nach dem Gebahren der Türken in den bereits eroberten Gebieten zu gewärtigen hatte. Darum werden die Magyaren an die Blüthezeit Ungarns erinnert, da sie unter einem kräftigen Königthum alle Gährungen im Innern ohne

bewundern [illegible]
blühten der Kunst und Wissenschaft [illegible]
denn zurückgenommen und [illegible]
mutiges Wort [illegible]
die [illegible]
mutungen [illegible]
allerdings [illegible]
vermöge der [illegible]
Verkündigung [illegible]
der [illegible]
daß gerade [illegible]
der [illegible]
suchte, [illegible]
stimmten [illegible]
ungarischen Thron [illegible] Die Astrologen [illegible]
diesen [illegible] ein günstiges Horoskop zu stellen und die
Zustimmung des Himmels aus den Sternen darzuthun[1].
Somit konnte das Auftauchen einer Prophetie nicht auffallen, die anno 1480 dem Mathias Corvinus gewidmet sein wollte, zumal wenn sie aus Ferrara stammte. Denn zwischen den beiden Fürstenhäusern bestanden die innigsten Beziehungen, da die Königin Beatrix von Ungarn die Schwester der Herzogin von Ferrara war. Das späte Bekanntwerden der Prophetie war nicht gerade schwer zu erklären. Mathias Corvinus, konnte man sagen, hatte guten Grund, ein Prognostikum für sich zu behalten, das dem König von Ungarn Niederlage und Tod, seinem Reiche die Schrecken türkischer Eroberung und eines Bürgerkriegs verkündigte. Auch waren die Beziehungen Ungarns zu Venedig im Jahre 1480 gerade so gespannt, wie die Beziehungen zwischen der Republik und Ferrara nach Torquatus sein mußten, und da der Papst der Verbündete von Venedig war.

---

1) Fraknoi, Mathias Corvinus, übers. Freiburg 1891 S. 238 ff., 241.

so entstanden auch Differenzen zwischen ihm und dem Ungarnkönig und der gereizte Ton gegenüber dem Träger der Tiare konnte somit gleichfalls nicht befremden. Dagegen wäre es geradezu ein Wagniß gewesen für einen Schriftsteller, der sich dem Wohlwollen des Adressaten so angelegentlich empfiehlt und seine Schrift schließt mit den Worten: Torquati tui semper in bonum sis memor, dem Gegner und Bedränger des Kaisers das Wiederaufblühen und Erstarken des Imperiums in Aussicht zu stellen und die Rettung Ungarns von kaiserlicher Hilfe abhängig zu machen. (Im Jahre 1527 war es freilich anders geworden und wir haben hier einen neuen Beweis für die spätere Abfassung.) Vielmehr soll alles das, was bis 1527 prophezeit wird und thatsächlich schon der Geschichte angehörte, nur ein Creditiv bilden für die Aufschlüsse über die Zeit nach 1527. Das auffällige Eintreffen der Prophezeiungen durch eine Reihe von Jahren sollte den Glauben erwecken und bestärken an das, was noch der Realisirung harrte, und mit dem Glauben die Begeisterung und wo es noth that, auch den Opfersinn, um über alle Gegensätze hinwegzusehen und alles zu thun, was die Prophetie zur Wahrheit machen konnte und sollte. Daß die frappante Uebereinstimmung zwischen Prophetie und Geschichte wirklich die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zog, das beweisen die Druckausgaben. Sie alle, so weit ich sie einsehen konnte, geben in Randnoten oder am Schluß getreulich an, wie die Prophetie im Einzelnen sich erfüllte. — Bezeichnenderweise werden diese Noten gegen den Schluß hin spärlicher.

Ueber die Aufmerksamkeit und das Staunen kamen die Zeitgenossen freilich nicht hinaus. Männer, die mehr vermochten und mehr zu bedeuten hatten, als der Medicus von Ferrara, hatten ihre warnende Stimme erhoben, und es war ihnen nicht besser ergangen. In eindringlichen Worten hatten sie auf die Schäden im Leben der Kirche und der Völker hingewiesen und auf den Abgrund, vor dem man stand, und der Commentar, den die Wirklichkeit dazu gab, ließ wahrlich

an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig und man kann nicht sagen, daß man all dies überhört hätte. Schon die weite Verbreitung der prophetischen Schriften weist darauf hin.[1]) In Werken, die aus der breiten Masse des Volkes hervorgegangen sind oder für dieselben bestimmt waren, werden die Propheten als weit- oder allbekannte Autoritäten citirt.[2]) Bei den verschiedenen Bauernaufständen hat die Prophetie sicherlich das Rad ins Rollen bringen helfen,[3]) auch in hohen und höchsten Kreisen konnte man sich dem Einfluß derselben nicht entziehen.[4]) Ja auch die Reformatoren sind unter die Propheten gegangen. Sie hätten es sicherlich nicht gethan, wenn sie nicht in der Prophetie ein zugkräftiges Mittel gesehen hätten, um auf die Massen der Bevölkerung einzuwirken.[5]) Dieser Ueberzeugung huldigt denn auch

---

1) Die schon genannte Schrift Ferrers. Die Schriften des Cardinals Cusa, besonders die conjectura de novissimis diebus. ed. Basileae 1565 p. 932 ff. Die Pronosticatio in latino rara et prius non audita von Lichtenberger, eine Ausgabe von Venedig und eine durch Luther Wolfgang Aytingers Tractatus super Methodium 1496. Das Compendium revelationum Savonarola's. Ulm 1496, Das Speculum naturalis, coelestis et propheticae visionis von 1508 und die „newe ausslegung“ von 1507 von Grünpeck. Die Practica von Jakob Pflaum 1500? Onus ecclesiae Bertholds von Chiemsee.

2) Pamphilus Gengenbach „der Nollhart“, herausg. von Gödeke. Hannover 1856. Liliencron l. c. II S. 42–58. Haupt, Westd. Zeitschrift Erg. 8.

3) Den Nachweis bei Friedrich l. c.

4) cf. die Befürchtungen des Papstes wegen des angekündigten Kaisers Friedrich l. c. S. 181.

5) Vgl. die Besorgung einer neuen Auflage Lichtenbergers durch Luther. Wittenberg 1527. Osiander: Eyn wunderliche Weyssagung von dem Babstumb ꝛc. 1527. Sant Hildegardten Weissagung ꝛc. . . . Eyn Vorred durch Andream Osiander 1527. Speratus, Luther, Saghem, Bouillius, Horius schicken sich gegenseitig „Ein gesichte Bruder Clausen ynn Schweytz und seine deutunge.“ Wittenberg 1528 u. a.

Torquatus. An die Möglichkeit einer Reform der Kirche auf friedlichem Wege glaubt er schwerlich mehr, sondern die Strafgerichte der letzten Jahre gelten ihm als der Anfang der einzig möglichen Besserung, nämlich durch Gewalt. Ist dann das Gewitter dahingebraust, dann können wieder friedlichere Zeiten kommen für die Kirche und der Triumph über innere Mängel und äußere Feinde. Mit der Kirche erhebt sich das Reich und führt ihr die ungläubigen Völker zu und es ist wieder Ein Reich, Ein Gott, Ein Glaube.

Etwas Neues hat er damit nicht geboten, sondern nur den Hoffnungen und Befürchtungen vieler und gerade der Edelsten und Besten Ausdruck verliehen. Auch die Art, wie er dies thut, ist nicht neu. Seine Gedanken und die Einkleidung derselben in die Form der Prophetie begegnen uns schon vorher Der Fürst von Norden, der Gegenpapst, die Säcularisation, der Türkenkampf, das Verschwinden des Islams, das Strafgericht über Rom gehören zum eisernen Bestand der Prophetie in dieser Zeit.[1]) Eine Bekanntschaft des Verfassers mit seinen Vorgängern ist an sich schon anzunehmen und eine direkte Berührung mit Lichtenberger nachzuweisen.

Lichtenberger	Torquatus
II cp. 17	
Fragrabit lilium in Alemania, unde laus sua ultima volabit sub aquila	Tunc ultima Gallorum laus sub aquila volabit.
II cp. 26	
Thurcis undique exstirpatis trans maria homines videntur volare ut musce	Tunc Christiani omnes uno animo unoque impetu alacres mare transibunt et tanta velocitate ac tot et tantis copijs, ut quasi totam terram christianorum in orientem non ire, sed potius volare credendum sit.

1) cfr. Zerrer, Lichtenberger, Aytinger :c.

Auch sonst begegnen uns noch manche Anklänge an Lichtenberger, blos mit dem Unterschied, daß Torquatus weniger verworren und phantastisch ist und sich mit der Geschichte mehr deckt bis zum Jahre 1527. Wer also den Ereignissen dieser Zeit näher stand und später schrieb, kann keinem Zweifel unterliegen.

Es sind somit keine neuen Ideen, die uns in der Schrift des Torquatus entgegentreten. Sie waren schon längst den Völkern verkündet worden und ebendarum ist auch von vornherein kein plötzlicher, nachhaltiger Erfolg zu erwarten. Aber große Ideen sind es immerhin. Es ist ein Wiederaufblitzen der Kernpunkte der mittelalterlichen Weltanschauung von der Nothwendigkeit der politischen und religiösen Einheit aller Völker, ein Ausdruck des Hoffens und Träumens von Volkswohlfahrt und Völkerfrieden inmitten der Zeit bedenklicher politischer Conflikte und socialer Gährung, eine Anerkennung der alten, vom Mittelalter übernommenen Ehrenschuld der Christenheit, das Kreuz dort wieder aufzupflanzen, wo es dem Halbmond hatte weichen müssen. Aber allerdings ist die Schrift auch ein Bekenntniß der Ueberzeugung, daß eine spontane Reform der Kirche von innen heraus nicht zu hoffen sei und daß ein Wiederaufleben der alten Kaiserherrlichkeit für viele eine Ueberraschung bedeute. Haben wir es zunächst auch nur mit den Anschauungen eines Einzelnen zu thun, so legitimiren sie sich doch durch die rasche Verbreitung, die das Werk gefunden, als die Anschauungen vieler, und so ist das Werkchen, trotz seiner eigenthümlichen Genesis und des bedenklichen Verfahrens seines Verfassers doch immerhin interessant als ein Beitrag zur Kenntniß der öffentlichen Meinung im Zeitalter der Reformation.

Tübingen Repetent Dr. J. Rohr.

LXXVII.

Römische Jubiläumswanderungen im Jahre 1896.

IV Zum Grabe eines königlichen Jubilars aus der Gesellschaft Jesu — 1796.

Und auch der hat sich wohlgebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle.
Der die stachelnde Sucht der Ehren
Von sich warf und die eitle Lust
Und die Wünsche, die ewig begehren,
Eingeschläfert in ruhiger Brust.
Schiller, Braut von Messina.

Auf der Rückkehr vom Lateran, dieser tausendjährigen Papstwohnung, in welcher 161 Päpste, darunter 47 Heilige, ihr Leben zugebracht haben, wo daher auch im gegenwärtigen Jahre verschiedene Jubiläen zu feiern wären, zu deren Darlegung uns aber der Raum fehlt, — denn das Jahr neigt zu Ende — wollen wir mit einem kleinen Umweg unsere letzte diesjährige Jubiläumswanderung ausführen. Die vom Obelisk in ziemlich nördlicher Richtung sich erstreckende Via in Merulana führt uns auf den Esquilin zur Patriarchalkirche S. Maria Maggiore. In derselben wäre wohl rasch das Grab des ersten Jesuiten-Cardinals zu besuchen, des hochberühmten Theologen Franz Toletus aus Cordova, welcher unter sechs Päpsten „mit unglaublichem Beifall und Erfolg das Amt eines apostolischen Predigers in Rom be-

kleidete“, zu den wichtigsten Sendungen verwendet wurde, wobei er sich durch seine Klugheit und seinen Rath auszeichnete, und welcher, nachdem ihn Clemens VIII. „wegen seiner vorzüglichen Tugend und Verdienste“ im Jahre 1593 als den ersten aus der Gesellschaft Jesu mit dem Purpur geschmückt hatte, am 14. September 1596 aus dem Leben schied und hier beigesetzt wurde. Aber wir eilen zu einem andern Jesuitenjubilar. Den großen Platz um den reichsten Muttergottestempel überschreitend, kommen wir nordwestlich in die Via delle quattro Fontane und biegen bei dem Straßenkreuze mit den vier sculpturengeschmückten Brunnen an den Häuserecken links in die Via del Quirinale ein. Nach kurzer Wanderung an der Seite des langgestreckt sich hinziehenden Quirinalpalastes sind wir am Ziele, der Rundkirche S. Andrea al Quirinale, angelangt. Daß es eine Jesuitenkirche ist, sieht man schon von Außen, und das Innere bestätigt es: prächtig und glänzend, eine gewisse Noblesse im Bau und in der Ausschmückung, eigene Formen der Renaissance, der Name Jesu IHS, der eifrige Besuch durch andächtige Beter, das alles sind Zeichen hiefür. Die Kirche ist die Grabstätte berühmter Jesuiten. Segneri und Pallavicini haben hier ihre Ruhestätte, der hl. Stanislaus Kostka sein reichgeschmücktes, vielbesuchtes Grab. Nachdem wir am Sarge dieses lieblichen Jugendpatrons etwas gebetet, betreten wir eine daneben befindliche Kapelle mit einem größeren Crucifix, das ebenfalls reiche Verehrung genießt. An der linken Seitenwand nun bemerken wir ein merkwürdiges marmornes Grabmal aufgestellt.

Auf einigen Stufen erhebt sich ein hoher Sockel, welcher die Büste eines in Uniform und Hermelin gekleideten Mannes trägt. Links steht ein Engel mit gekreuzten Armen, auf der andern Seite des Sockels lehnt eine weibliche Gestalt traurig und gesenkten Hauptes. Die linke Hand läßt sie schlaff herunterhängen, während sie den rechten Arm auf dem Sockel auflegt und über die Mitte des Randes einen

Kranz herunterreicht. Wir stehen hier vor dem Grabmale eines königlichen Jubilars, jenes Karl Emanuel von Sardinien, dem im Jahre 1796 unter den trostlosesten Aussichten die goldene Krone aufs Haupt gedrückt wurde. Die Inschrift weiß von ihm zu berichten: daß er, „König von Sardinien, Cypern und Jerusalem, in schwieriger Zeit die Herrschaft erlangte und sechs Jahre lang heiligmäßig ausübte. Nach dem Tode Chlotildens Wittwer geworden, dankte er im Jahre 1802 ab und führte als Privatmann ein mit allen Tugenden geschmücktes Leben, sich in der That ganz Gott weihend. In friedlicher Zurückgezogenheit lebte er bei den Genossen des hl. Ignatius, bis er endlich von mehrfacher Krankheit heimgesucht, aber ungebrochenen Geistes, am 8. Oktober 1819 verschied. Er wurde hier begraben, angethan, wie er selbst es angeordnet, mit dem Ordenskleide, nachdem er für sein Begräbniß sich jeden königlichen Prunk verbeten hatte.“ So weit die Inschrift, welche noch hinzufügt, daß sein Bruder Karl Felix aus Pietät das Denkmal gesetzt habe. Zur Ergänzung des darin bereits Mitgetheilten sei noch Einiges angeführt.

Bereits seit 1792 hatten die französischen Revolutionsmänner Gebiete des Königs von Sardinien, nämlich Savoyen und die Grafschaft Nizza, den Schlüssel zu Italien, unter den nichtigsten Vorwänden besetzt. Im Jahre 1795 wurde nun diese Armee an der italienischen Grenze vermehrt und sie rückte in Italien ein. Den Oberbefehl über sie erhielt im folgenden Jahre 1796 Napoleon. Zwar fand der Corse eine den Gegnern nicht gewachsene, schlecht gekleidete und verproviantirte, dazu innerlich und äußerlich desorganisirte Armee vor, aber Bonaparte wußte durch begeisterte Reden die Seinigen anzufeuern, durch die Schattenbilder von Freiheit und Ehre die halbverzweifelnden Soldaten aufzureizen, ihnen die lockendsten Aussichten und Hoffnungen zu eröffnen und auf diese Weise sie todesmuthig und rasch nach einander zum Siege zu führen. Die österreichischen Truppen waren



zurückgedrängt, den sardinischen unter Colli am 22. April bei Mondovi eine entscheidende Niederlage beigebracht worden und schon wies der gewaltige Heerführer seine Truppen an, von dieser Gebirgsgegend in die goldene Ferne der lombardischen Ebene hinunterzuschauen, und rief ihnen zu: dort unten liegt der Reichthum, dort holt euch Alles, was ihr braucht! Den König von Sardinien ergriff ob dieses unwiderstehlichen Vordringens des Eroberers panischer Schrecken und er bat um Frieden. Ein Waffenstillstand wurde schon am 28. April, der Friede am 25. Mai abgeschlossen. Sardinien mußte Savoyen und die Grafschaft Nizza an Frankreich abtreten und die festen Plätze in Piemont von den Franzosen besetzen lassen. Der arme, gebrochene König Victor Amadeus III. starb im Oktober desselben Jahres 1796, den wankenden Thron an unsern Jubilar, Karl Emanuel IV. überlassend. Ein trauriges Erbe! Der französische Gesandte in Turin, Gingume, wurde vom Direktorium beauftragt den König auf alle Weise zu peinigen und zu ängstigen und in Turin eine Jakobinerpartei zu organisiren, damit er aus Furcht abdanke. Aber der König beschämte den Gesandten, der mit einer fürchterlichen Rede und mit einem noch fürchterlicheren Schleppsäbel vor ihn hintrat, durch die edle Einfachheit seines Benehmens. Karl Emanuel war seit 27. August 1775 vermählt mit Marie Clotilde, einer Schwester Ludwigs XVI., welche kinderlos und ganz so fromm und still war, wie ihre heldenmüthige hingerichtete Schwester Elisabeth. König und Königin lebten wie ein Paar Täubchen in unzertrennlicher Liebe und Einigkeit und im frommsten Gottvertrauen. An Marie Clotilde rühmt man besonders die Andacht zum göttlichen Herzen Jesu, zu dessen Ehre sie in Turin eine Bruderschaft ins Leben rief, und ihre Ergebenheit an den hl. Stuhl.

Gingume war durch den Anblick dieses wunderbaren Königspaares gerührt worden und that ihm nur ungern länger wehe, war aber durch das Direktorium dazu ge-

zwungen. Man fing des Königs Couriere und Briefe auf, man zettelte Aufruhr an, den aber die Truppen unterdrückten, man suchte Alles auf, ihm beizukommen. Da gab er die schöne Erklärung ab: Wenn Frankreich wolle, daß Sardinien aus den Reihen der Staaten verschwinde, so bäte er, die mächtige Republik möge das Urtheil offen und selbst vollstrecken und sich nicht heimlichen Aufruhrs piemontesischer Unterthanen dazu bedienen. Aber die Antwort waren Schmähungen. Dem armen Ginguene wurde vorgeworfen, weil er einem Gastmahl in Turin angewohnt, aus dem Becher des Tyrannen getrunken zu haben, während das Blut der Freunde der Freiheit in Strömen fließe. Ein neuer, von den Franzosen angezettelter Aufruhr wurde nochmals von den dem König sehr ergebenen Truppen besiegt, aber aus Rücksicht auf Frankreich erhielten die Gefangenen Amnestie. Diese Festigkeit und Güte zugleich ärgerte das französische Direktorium endlich so, daß es, jede Schonung ablegend, am 3. Juli 1798 das Castell von Turin besetzen ließ und nur den Erfolg eines neuen Aufruhrs abwartete, um des Königs Absetzung als Volkswillen zu erklären; aber auch dieser jakobinische Aufruhr wurde am 5. von den treuen sardinischen Truppen unterdrückt. Seitdem begnügte sich die französische Besatzung des Turiner Castells, den König wo nur möglich zu reizen und herauszufordern, ohne aber die Bevölkerung von ihm abwendig machen zu können. Am 16. September zogen die Franzosen in Masken durch die Stadt und verhöhnten den Hof, dessen Personal ihre Verkleidungen nachahmten. Es kam dabei zu einer blutigen Schlägerei mit den sardinischen Soldaten. Im November forderte Frankreich 10,000 Mann vom Könige; er stellte sie. Da man ihm nun auf keine Weise beikommen konnte, meinte man, ihn auch ohne Vorwand absetzen zu können. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Proklamation des Generals Joubert vom 5. Dezember liest: Das Maß des Turiner Hofes ist voll, heißt es. Seit langer Zeit hat er

große Verbrechen verübt Republikanisches Blut ist von diesem treulosen Hofe in Menge vergossen worden. — Der König begriff, es sei nun Zeit, freiwillig abzudanken. Das that er am 9. Dezember und reiste nach der Insel Sardinien ab, dann nach Florenz, Rom und Neapel. Maria Clotilde folgte ihm und erwies sich bei Allem als starke und kluge Frau, als Muster einer aufopfernden Gattin und christlichen Heldin. Als sie am 7. März 1802 zu Neapel im Rufe der Heiligkeit verstorben war, wollte ihr Gatte, niedergebeugt durch diesen Verlust, von den Ehren dieser Welt nichts mehr wissen und verzichtete am 4. Juni dieses Jahres zu Gunsten seines Bruders Viktor Emanuel I. auf das Anrecht der sardinischen Krone, welche er in stürmischer Zeit mit seltener Würde getragen hatte. Er starb als Mitglied der Gesellschaft Jesu am 7. Oktober 1811 (?) zu Rom.[1])

Vom Grabe dieses heiligmäßigen Königs weg auf die Straße tretend und unmittelbar vor sich den Quirinal als Wohnung des Königs Humbert erblickend, drängen sich einem Gedanken ganz eigener Art auf. Hier ein König aus dem Hause Savoyen, welcher von dem angestammten Herrscherthrone selbst zurücktritt, auf das ihm nach voller Gerechtigkeit gebührende Anrecht auf Krone und Scepter freiwillig verzichtet, sich mit dem Gewande des hl. Ignatius bekleiden und damit in jene Gesellschaft aufnehmen läßt, welche den Gehorsam und die Unterwerfung gegen das Oberhaupt der Kirche zu einem besonderen Gelübde für sich gemacht hat: dort, kaum einige Schritte über die Straße hinüber ein König aus demselben Geschlechte, ein Anverwandter und Nachfolger des ebengenannten heiligmäßigen Fürsten, aber ein König, der einen königlichen Palast bewohnt, welcher mit roher Gewalt erbrochen wurde, ein König, welcher mit Krone und

---

1) Die Notizen über ihn sind aus Menzel, Weltgeschichte 1863. X. Bd., ferner aus Baldassari, Geschichte der Wegführung und Gefangenschaft Pius VI., und Kirchenlexikon VIII. S. 752.

Scepter eine Herrschaft führt, welche mit Verachtung und Unterdrückung des Papst-Königs gegen alles Recht und Gerechtigkeit von seinem Vorgänger usurpirt ist. Wie doch die Zeiten sich ändern, wie doch Fürsten desselben Hauses und Thrones so verschiedenartige Gesinnungen haben können! Wahrlich, Wehmuth und tiefe Trauer möchte Einen ergreifen, wenn man mit diesen Gedanken dem apostolischen Quirinalpalast entlang geht.

Aber siehe! da kommen wir auf den prächtigen Platz vor demselben, wo zwischen den berühmten Rossebändigern der gewaltige Obelisk zum Himmel ragt, und an die Rampe vortretend, taucht vor unserem Auge die immer und immer wieder bewunderungswürdige, kreuzbekrönte Peterskuppel so majestätisch und siegverkündend auf, daß Wehmuth und Hoffnungslosigkeit weichen müssen und wir nur in neuer Zuversicht angetrieben werden, mit den unter dieser prächtigen Wölbung am Grabe des Apostelfürsten Versammelten unser Gebet um recht baldigen Sieg der Kirche und des Papstthums zu vereinigen:

Ja, heil'ger Vater, deine Treuen
Sie werden Tag für Tag erneuen
Für Dich zu Gott ihr innig Flehn,
Bis sie Dich frei von Banden sehn,
Und auch vom Quirinale wieder
Dein Banner siegreich weht hernieder.

Berichtigung.

Der Verf. bittet in seinem II. Artikel einen Schreibfehler zu berichtigen. Auf S. 747 Z. 14 v. o. muß es statt: „Im k. Museum zu Neapel“ heißen: „Im Kuppelsaale der Akademie der schönen Künste zu Florenz.“

LXXVIII.

Döllinger redivivus.

IV. (Schluß).

In einem merkwürdigen Schriftstücke, dessen Hauptinhalt der jüngste „Spectator"-Brief wiedergibt, zählt Cardinal Manning neun Hindernisse auf, die dem Aufschwung des Katholicismus in England entgegenstehen. An erster Stelle nennt er den Mangel der Bildung beim Klerus und seine Unfähigkeit, sich der übrigen gebildeten Bevölkerung anzupassen. Wir übergehen die übrigen Hindernisse, unter denen nur noch die Unterdrückung des Gebrauches der heil. Schrift beim Volke und der Jesuitenorden genannt werden mag, und bleiben bei jenem Vorwurfe stehen, der dem Spectator natürlich ganz aus der Seele geschrieben ist. Er paßt nur allzu gut zu den gelehrten, akademischen Ansprüchen, die der Spectator an Klerus und Kirche stellt. Daß das Haupthinderniß, die Ausbreitung des Glaubens, nicht innerhalb, sondern außerhalb der Kirche zu suchen ist, wird vollständig übersehen oder verschwiegen. Auch wird gar nicht weiter bestimmt, worin näherhin die Wissenschaft und Bildung besteht, die dem Klerus abgehen soll. Es gibt eine Wissenschaft und Bildung, die dem Spectator wahrscheinlich sehr wenig sympathisch ist, es ist, wenn man so sagen will, die jesuitische. Eine gründlichere und ausgedehntere Vorbildung, wie bei den Jesuiten, wird man kaum anderswo finden und die Jesuiten werden gewiß wohl die letzten sein, die sich beim Weltklerus mit einem oberflächlichen Maß von Kenntnissen begnügen würden. Die wissenschaftliche Bildung,

die dem Spectator vorschwebt, schmeckt nach dem Culturexamen und dieses hat weder die lockendste Beredsamkeit und sanfteste Verführung, noch Gewalt dem katholischen Volke aufzudrängen vermocht. Das katholische Volk wollte nichts wissen von einer Wissenschaft, die den frommen Glauben und die unmittelbare Schaffenskraft aufzulösen drohte, nichts von moderner Literatur, Philosophie und Kritik. Es wollte nicht einsehen, daß die verweichlichende Literatur, vernünftelnde Philosophie und die zersetzende Kritik die geeignete Vorbedingung für seelsorgerliches Wirken sein müsse.

In dieser Anschauung war Volk und Klerus eins, wie sie eins waren im ganzen Culturkampf. Im Culturkampf entwickelte sich eine nur allzu begreifliche Abneigung gegen die moderne Literatur und Wissenschaft überhaupt und es kam eine bedauerliche Folge, die nun einmal nicht mehr abgeleugnet werden kann, nachdem sie zahlenmäßig festzustellen ist. Die Betheiligung der Katholiken an der wissenschaftlichen Fortarbeit und am literarischen Gesammtleben des Volkes ließ nach und katholische Literatur und Wissenschaft erhielt nothgedrungen einen apologetischen und polemischen Charakter. Es entstand das in jüngster Zeit wiederholt besprochene „Bildungsdeficit.“ Die Katholiken ließen sich, wie in der Görresgesellschaft zu Constanz ausgeführt wurde, von den Protestanten auf wichtigen Gebieten des geistigen Lebens überflügeln, sie blieben zurück in allen höheren Berufsarten, besonders im höheren Lehrfache. Wenn es so fortgehe, wurde geklagt, dann sei die Gefahr vorhanden, daß mit der Zeit die Protestanten die geistige Leitung ganz in die Hand bekommen und daß die Katholiken vollends zu Parias herabsinken. Deutschland zerfiele dann in eine leitende protestantische Hälfte und eine dienende katholische.[1])

1) Vgl. hiezu Histor.-pol. Blätter Bd. 117, S. 676 ff. und 914 ff.

Die Thatsache, auf die sich diese Ausführungen stützen, war schon lange bekannt, nur wurde die Ursache davon zumeist auf Seite der Gegner gesucht. In Constanz wurde von einer Autorität gesagt, daß auch wir etwas schuld daran seien und daß im eigenen Lager auch manches fehle. Das wurde natürlich von den Gegnern mit Genugthuung registrirt und boshaft ausgebeutet, aber das darf uns nicht bestimmen, vor Mängeln im eigenen Hause die Augen zu verschließen.

Die Katholiken, sagte man zu Constanz, sollten mehr mitarbeiten an dem wissenschaftlichen Betriebe der Gegenwart. Man brauche keine direkte Apologetik zu treiben, es genüge, wenn sich mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit und allgemein anerkannten wissenschaftlichen Leistungen ein religiöses Leben und religiöse Treue verbinden; man konnte dabei an Männer wie K. A. Lossen u. a. denken. Eine solche Stellung können sich natürlich nur Männer erringen, die nicht auf philosophischem und geschichtlichem Gebiete thätig sind, wo sogleich die Confession herein spielt. Auch mögen Männer mit tiefem religiösen Empfinden, mit überquellender Frömmigkeit und starker Hingabe an Gott gar wohl hinter andern zurück bleiben, deren ganzes Sinnen und Trachten auf die Arbeit und das Geschäft gerichtet ist, die in ihrer Arbeit gewissermaßen ganz aufgehen. Fromme Leute sind nicht immer hervorragend tüchtige Geschäftsleute oder trockene Gelehrte. Auch hier gilt das Princip der Theilung der Arbeit, und wer das Herz ausbildet und der Regelung seines Begehrungs- und Gefühlsvermögens alle Aufmerksamkeit zuwendet, wird selten im gleichem Maße ein Virtuose des Verstandes oder ein kalter Geschäftsmann sein.

Trotzdem wäre es natürlich von hohem Werthe, wenn es hierin anders würde, und man könnte die schönsten Hoffnungen fassen, wenn man sich daran erinnert, wie im Mittelalter die Religion und Frömmigkeit geradezu die Bedingung des Aufschwungs der Cultur war. Aber freilich die Um-

stände haben sich inzwischen bedeutend geändert und heute muß man alle Kräfte einsetzen, wenn man mit dem beschleunigten Gange der Cultur gleichen Schritt halten will, und noch schwerer ist es, Einfluß zu gewinnen und voran zu eilen.

Noch auf lange hinaus wird daher unsere Literatur apologetisch bleiben müssen und müssen wir, so gut es geht, auf unserem eigenen begrenzten Gebiete möglichst Gutes zu schaffen suchen. Es gilt immer noch, die eigene Literatur mehr und mehr zu fördern und zu heben und zwar in verschiedener Richtung. Nicht nur Mitarbeiterschaft ist nöthig, sondern auch ein empfängliches Publikum. An letzterem fehlt es oft nicht weniger als an ersterer. Es genügt nicht bloß, daß man tüchtige Gelehrte hat, sondern die Gelehrten müssen auch ein dankbares und anregendes Publikum haben. Das Volk und seine geistigen Führer entsprechen sich gegenseitig; wo großes Bildungsinteresse besteht und weite Kreise erfüllt, wird auch Wissen und Bildung entsprechend groß sein. Das eine steht zum andern in beständiger Wechselwirkung. Man muß immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit und die Pflicht aufmerksam machen, die katholische Literatur zu unterstützen, Bücher und Zeitschriften zu kaufen.

Die Tageszeitungen rühren sich von selbst und machen sich unentbehrlich, da die Politik das wichtigste Interesse darstellt. Nach dem Spectator gäbe es der Politik viel zu viel, sie verschlinge alle anderen Interessen. Man treibe einseitige Parteipolitik, die Religion werde zu politischen Zwecken mißbraucht und verliere dadurch an ihrer Hoheit und Idealität. Dies ist ein grundloser Vorwurf, wie noch ausgeführt werden wird, aber das eine mag zugestanden werden, daß man über den Interessen der Arbeiter und Bauern die der gebildeten Stände vielleicht etwas übersehen hat. Der Geistliche soll für alle Stände ein Herz haben, wie auch die Kirche nicht bloß für das Volkswohl, sondern auch für die Volksbildung besorgt ist. Es ist ein beachtens-

werther Umstand, daß wir eine Unzahl socialer und politischer Vereine haben, aber keine entsprechenden Bildungsvereine. Jüngst hat einer der ersten Männer und Führer des katholischen Deutschland, auf den schon angespielt wurde, nachdem er kurz zuvor die Parole ausgegeben hatte, die Zukunft gehöre der Landwirthschaft, auch als Spitze und Ziel eines begeisterten Vortrages das Wort gesprochen, die Zukunft gehöre der Wissenschaft und der Heilung des bedauerlichen Bildungsdeficits der Katholiken. Beide Aussprüche sind gleich zutreffend und gleich lebhaft zu begrüßen. Sie entsprechen vollständig der Sachlage und fanden ein lebhaftes Echo. Die Zeit drängt selbst dazu und wird die Erfüllung der Verheißung bringen.

In den fünfziger und sechziger Jahren entstanden die Gesellenvereine aus den Bedürfnissen der Zeit, in der die Zünfte längst zerschlagen und die Handwerkerverhältnisse in Auflösung sich befanden, aber noch keine Großindustrie in weitem Umfange sich entwickelt hatte. In den siebziger Jahren kamen infolge des Culturkampfes, der die gebildeten Klassen gegen die Kirche hetzte, die Kasinos, Pius- und Lesevereine, vor allem darauf berechnet, auch gebildete Männer in ihre Reihen einzuführen. Seit einiger Zeit sind die Arbeitervereine an der Tagesordnung, worin der Gedanke der Gesellenvereine in zeitgemäßeren Formen wieder auflebt, sie stehen unter dem Zeichen der Großindustrie, die das Handwerk in weitem Umfange verdrängt hat. In der Gestalt des Volksvereins sind die alten Männervereine wieder aufgelebt und haben eine einheitlichere Organisation erfahren. Daneben hat man unter dem Zwange der landwirthschaftlichen Nothlage begonnen, auch Bauernvereine zu gründen, was im höchsten Grade nothwendig war. Wäre man ihrer Gründung in Süddeutschland bälder näher getreten, so hätte vielleicht der Bauernbund keine so großen Verheerungen anrichten können. Sollten diese Vorgänge nicht auch belehrend sein für das, was die Interessen der Bildung und

Wissenschaft erheischen? Sollte der neue, feinere und stillere Culturkampf, den der evangelische Bund in Scene setzt, nicht auch die angemessene katholische Vereinsbildung fördern und wieder beleben, was die alten Lese- und Büchervereine bezweckten? Dazu braucht man keine neuen Vereine zu gründen, sondern nur die alten weiter auszubauen. Ich denke z. B. an den musterhaft geleiteten Leseverein in Stuttgart. Auch die Görresgesellschaft hat in jüngster Zeit versucht, ihre Wurzel tiefer ins Volk zu treiben. Sie will lokale Gruppen bilden und Vorträge veranstalten, was sehr zu begrüßen wäre. Nur besteht ein Bedenken: die Gesellschaft wird den Schwerpunkt immer in ihren großen Unternehmungen haben und die lokalen Vereinigungen wären nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Sie hat ihrem Ursprunge nach eine centralisirte Richtung. Der Borromäusverein hat viel für katholische Literatur gethan, möge er, anstatt zurückzugehen, immer mehr sich ausbreiten! Die durch ihn gegebene Förderung der katholischen Literatur steht an erster Stelle.

Die wissenschaftlichen Bestrebungen der Katholiken finden sogar den Beifall der Liberalen und die Allgem. Zeitung zeigt sich hocherfreut über sie. Sie hofft eine Ablenkung von der Politik und eine Ueberwindung des „bildungsfeindlichen" politischen Ultramontanismus. Sie geht dabei freilich von der falschen Voraussetzung aus, Bildung und Wissenschaft sei ihrer Natur nach nicht ultramontan. Der historische Zusammenhang von Kirche und Cultur ist ihr dabei sicherlich entgangen. Doch sehen wir auch vom geschichtlichen Verhältniß ab, so gibt es doch auch heute noch eine ultramontane Bildung und Wissenschaft. Die scholastische Philosophie z. B. ist von Laacher Jesuiten mit einem Scharfsinn entwickelt worden, der selbst einem Anhänger der modernen Philosophie Bewunderung abnöthigen muß. Man kann bei echten und rechten Ultramontanen eine Bildung finden, die auch die gescheitesten und freisinnigsten Liberalen in Schatten

stellt. Aber freilich, diese Bildung und Wissenschaft ist für unsere Liberalen einfach nicht vorhanden. Zu solchen Anschauungen kann man leicht kommen, wenn man daran gewöhnt ist, daß die katholische Wissenschaft todtgeschwiegen oder mit kurzen Schlägen abgethan wird. Dann kann freilich der Wahn entstehen, es gebe keine katholische Wissenschaft. Leider unterstützen die Katholiken zum Theil selbst diesen Wahn, indem sie die nichtkatholische Literatur oft viel höher schätzen als die eigene. Nicht nur kauft das Publikum sehr gerne nichtkatholische Werke, sondern viele Gelehrte erwähnen lieber nichtkatholische Autoren als katholische. Das mag vornehmer und wissenschaftlicher aussehen. In den Augen Vieler hat ein Buch erst dann Werth, wenn es, wie man sagt, die gegnerische Kritik bestanden hat, ohne daß sie dabei bedenken, daß vielen Werken ihrer ganzen Anlage nach das nicht möglich ist.

Unter den Gelehrten sollte das Gefühl der Zusammengehörigkeit, die Solidarität viel größer sein. Sie sollten nach größerer Einheit streben, nach Einheit nicht im Sinne der Vereinerleiung, der Uniformirung und Schablonisirung, sondern der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung. Gerade auf wissenschaftlichem wie auf künstlerischem Gebiet ist neben der Einheit die Freiheit so nothwendig und es ist geradezu wünschenswerth, daß sich verschiedene Richtungen und Kreise bilden, damit nicht die eine sich als die ausschließlich kirchliche aufspielen kann. Die Meinungsverschiedenheit ist so lange keine Gefahr, als man sich gegenseitig nicht zu schaden sucht und so lange man keine Ringe bildet. Die Katholiken können sich den Luxus gegenseitiger Anfeindung und trennender Ringbildungen nicht gestatten. Ringe haben wir ja wohl nicht, aber sagen wir statt Ringe „Kreise“, so wird niemand leugnen können, daß es solche gibt. Nun hat aber jeder Kreis die geheime Tendenz, sich zum Ring zu gestalten. Da gibt es gleich verschiedene „Standpunkte“ und wer auf dem einen Standpunkt steht, ist geneigt, den, der auf dem

andern steht, nicht anzuerkennen. Dazu kommt ferner die Zeitströmung, die der einen Richtung zum Siege, der andern zur Niederlage verhilft, und endlich mitunter wohl auch — die Eifersucht.

Unter dem Zusammenwirken solch verschiedener ungünstiger Umstände kann es nun wohl geschehen, daß hervorragende Werke zurückgedrängt und bedeutende Namen todtgeschwiegen oder wenigstens ungünstig beleuchtet werden. Eines der merkwürdigsten Beispiele in dieser Hinsicht ist das vollständige Verschwinden des Namens Deutinger in der katholischen Literatur. Deutinger war einer der bedeutendsten, Hartmann sagt sogar der größte katholische Philosoph des 19. Jahrhunderts. Seine Philosophie ist ja allerdin s stark in der Schelling-Hegel'schen Richtung befangen und für uns nicht mehr genießbar, aber förmlich ungerecht ist man gegen seine ästhetischen Leistungen. Eduard v Hartmann, der bekannte Philosoph des Unbewußten, urtheilt darüber:[1])

„Deutingers Werk gewinnt eine geradezu epochemachende Bedeutung in der Geschichte der Aesthetik dadurch, daß die Kunstgeschichte hier zum erstenmal in den Gesichtskreis der philosophischen Aesthetik hereingezogen und mit außerordentlicher Sachkenntniß, mit einer für einen katholischen Theologen bewunderungswürdigen Unbefangenheit und aus großartigen spekulativen Gesichtspunkten in angenehm lesbarer Form behandelt wird. Vergegenwärtigt man sich die inhaltlichen und formellen Vorzüge der „Kunstlehre", so scheint es geradezu unbegreiflich, daß ein so bedeutendes, epochemachendes und lesbares Werk ganz ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung der Aesthetik, weil ganz ohne Beachtung in den dieselben ausschließlich tragenden protestantischen Kreisen geblieben ist. Der äußere Grund für dieses unverdiente Schicksal kann nur darin gesucht werden, daß die beiden Bände der Kunstlehre einen integrirenden Bestand-

1) Die deutsche Aesthetik seit Kant S. 173.

theil des christlichen Systems eines katholischen Theologen bildeten und daß diese Thatsache bei der unglückseligen confessionellen Spaltung Deutschlands ausreichend schien, um den protestantischen und unchristlichen Aesthetikern jede Prüfung dieser Publikation als überflüssig erscheinen zu lassen."

Man hat schon oft das Bedauern ausgesprochen, daß wir keine tüchtige katholische Aesthetik besitzen, der Schreiber dessen war auch lange dieser Meinung, durch Hartmann wurde er aber eines andern belehrt und schon aus dem, was er von Deutinger anführt, kann man schließen, daß er durch Jungmann und Dippel nicht überholt, wenigstens nicht überflüssig gemacht worden ist. Die neueste katholische Aesthetik von Kirstein kennt Deutinger gar nicht, citirt aber sehr häufig F. Th. Vischer, von dem Hartmann sagt, er stehe ganz auf Deutinger und habe die eigentlich Deutinger in weit vollkommenerem Maße gebührende Anerkennung eingeheimst. Das gibt zu denken.

Wenn man den Schilderungen des Spectators trauen darf, so wäre es Rosmini ähnlich, eigentlich noch schlimmer ergangen, als Deutinger. Sollte es sich wirklich so verhalten, wie es der Spectator darstellt, so wäre dieses Schicksal sehr zu bedauern, aber er hat vielleicht übertrieben. Jedenfalls scheint er die philosophische Bedeutung Rosmini's zu überschätzen. Der dunkle Schwulst Rosmini's steht weit unter der Klarheit des hl. Thomas, mag man noch so gering denken von der scholastischen Philosophie.[1])

Aehnliche Gedanken und Erklärungsgründe bieten sich

1) Sehr schön ist die begeisterte Darstellung des Lebens Rosmini's von F. X. Kraus in der „Deutschen Rundschau" 1888. Leider übergeht hier aber Kraus fast ganz seine Philosophie und verspricht, sie an einem andern Ort darzustellen. Sein Versprechen hat er aber bis jetzt nicht eingelöst. Hat ihn vielleicht doch die Schwerfälligkeit dieser Philosophie von seinem Unternehmen abgeschreckt?

andern steht, nicht anzuerkennen. Dazu kommt ferner die Zeitströmung, die der einen Richtung zum Siege, der andern zur Niederlage verhilft, und endlich mitunter wohl auch — die Eifersucht.

Unter dem Zusammenwirken solch verschiedener ungünstiger Umstände kann es nun wohl geschehen, daß hervorragende Werke zurückgedrängt und bedeutende Namen todtgeschwiegen oder wenigstens ungünstig beleuchtet werden. Eines der merkwürdigsten Beispiele in dieser Hinsicht ist das vollständige Verschwinden des Namens Deutinger in der katholischen Literatur. Deutinger war einer der bedeutendsten, Hartmann sagt sogar der größte katholische Philosoph des 19. Jahrhunderts. Seine Philosophie ist ja allerdin s stark in der Schelling-Hegel'schen Richtung befangen und für uns nicht mehr genießbar, aber förmlich ungerecht ist man gegen seine ästhetischen Leistungen. Eduard v Hartmann, der bekannte Philosoph des Unbewußten, urtheilt darüber:[1])

„Deutingers Werk gewinnt eine geradezu epochemachende Bedeutung in der Geschichte der Aesthetik dadurch, daß die Kunstgeschichte hier zum erstenmal in den Gesichtskreis der philosophischen Aesthetik hereingezogen und mit außerordentlicher Sachkenntniß, mit einer für einen katholischen Theologen bewunderungswürdigen Unbefangenheit und aus großartigen spekulativen Gesichtspunkten in angenehm lesbarer Form behandelt wird. Vergegenwärtigt man sich die inhaltlichen und formellen Vorzüge der „Kunstlehre", so scheint es geradezu unbegreiflich, daß ein so bedeutendes, epochemachendes und lesbares Werk ganz ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung der Aesthetik, weil ganz ohne Beachtung in den dieselben ausschließlich tragenden protestantischen Kreisen geblieben ist. Der äußere Grund für dieses unverdiente Schicksal kann nur darin gesucht werden, daß die beiden Bände der Kunstlehre einen integrirenden Bestand-

---

1) Die deutsche Aesthetik seit Kant S. 173.

die idealen Güter sind ungleich vertheilt; wer nach Popularität strebt, wird nicht alle akademischen Ansprüche befriedigen können, und wer für Gelehrte schreibt, muß sich von der Masse den Vorwurf der Pedanterie oder der Unverständlichkeit gefallen lassen.

Rosmini z. B., um auf dieses Ideal des Spectators zurückzukommen, war eine viel zu vornehme und auserlesene Natur, als daß für ihn sich große Massen hätten begeistern können. Vornehm meine ich hier nicht blos in dem Sinne, daß seine Gedanken in idealen Höhen schwebten, sondern auch in dem Sinne seiner bekannten Beziehungen zu der vornehmen liberalen Gesellschaft Italiens. Merkwürdigerweise gehören die hervorragendsten Biedermänner, deren Werk das einige Italien ist, zu seinen Freunden (z. B. Bonghi und Minghetti); er selbst war begeistert für die Bestrebungen, die auf das einige Italien hinzielten, und seine Anschauungen und Neigungen wiesen ihn zur liberalen Partei hin. Es nimmt sich daher ganz sonderbar aus, wenn der Spectator in einem seiner jüngsten Briefe den Rosmini die Parteilosigkeit der Religion und Kirche verkündigen läßt. Es klingt sehr schön, wenn Rosmini den Grundsatz aufstellt: „Jeder Hirte der katholischen Kirche erfülle heute seine Mission am besten und zeige sich auf der Höhe derselben, wenn er sich jeder Theilnahme an irgendwelcher politischen Controverse enthält, sich zu Gunsten keiner Fraktion ausspricht, sich darauf zurückzieht, allen Menschen in gleicher Weise und allgemein die Gebote der Gerechtigkeit, Liebe, Demuth, Sanftmuth und Güte, kurzum alle evangelischen Tugenden zu predigen, die ihnen entgegengesetzten Laster zu verurtheilen, die Rechte der Kirche, wenn sie verletzt werden, in Schutz zu nehmen."

Aber dieser Rath kommt eben von einem Manne, der ja doch selbst ein wenig Partei genommen hat, und er macht um so geringeren Eindruck, wenn er von jemand wiederholt wird, der ganz entschieden auf liberaler Seite

steht; die paar conservativen und arbeiterfreundlichen Aeußerungen, die der Spectator fallen läßt, ändern nichts daran. Es kann gewiß einzelne Umstände geben, die eine Parteinahme ausschließen, es kann auch Männer geben, die ihrer ganzen Anlage und ihrem Berufe nach wenig Anlaß haben sich mit Parteipolitik zu befassen. In England und Amerika z. B. ist für die Katholiken kein Anlaß gegeben, sich der einen oder andern Partei dauernd anzuschließen, wenn sie auch zu einzelnen Zwecken vorübergehend die eine oder andere Partei unterstützen. Ein Newman konnte daher wohl vor dem Versuche, die Religion zu politischen Zwecken zu gebrauchen, warnen und wenn der Spectator einmal, nach früheren Aeußerungen zu schließen, den Schatten Newmans citirt, um gegen den politischen Katholicismus zu zeugen so folgt daraus gar nichts. Wir können ihm kurz antworten: gerade weil die Katholiken sich weder für die eine, noch für die andere Partei entscheiden und weil sie von Frankreich belehrt worden sind, wie schädlich eine einseitige Parteinahme ist, deßhalb haben sie eine eigne Partei gegründet, das Centrum, um von Fall zu Fall nach der Richtschnur christlicher Principien zu entscheiden, welche Partei die Gerechtigkeit vertritt.[1])

1) Im III. Artikel ist S. 713 Z. 12 v. u statt „nie" zu lesen: „nur."

LXXIX.

Aus Frankreich.

Eine Wendung?

Vom 20. bis 25. Oktober fand in Reims, gleichsam als Abschluß der 14. Jahrhundertfeier der Taufe Clodwigs, der erste französische Katholikentag statt. Seit zwei Jahrzehnten war alljährlich ein Katholikentag in Lille für die Departements Nord und Pas-de-Calais abgehalten, der diesmal nicht stattfand, sondern durch die Versammlung von Reims ersetzt wurde. Der Congreß in Reims war, obwohl die Einladung an ganz Frankreich ergangen war, nicht besonders zahlreich besucht, die Zahl der Theilnehmer erreichte nicht einmal Tausend. Von einem Vergleich mit den Generalversammlungen der Katholiken Deutschlands kann natürlich keine Rede sein. Aber die erste dieser deutschen Versammlungen, vor 48 Jahren, zählte auch nur wenige hundert Theilnehmer. Betreffs der stattgehabten Berathungen und Reden konnte jedoch die Versammlung in Reims schon viel besser den Vergleich aushalten. Es wurden alle Fragen besprochen, welche heute die Katholiken beschäftigen, Erfahrungen mitgetheilt, Berichte erstattet, Beschlüsse gefaßt. Mehrere der Mitglieder hatten die deutschen Generalversammlungen besucht, waren mit den Verhältnissen Deutschlands vertraut, hatten sich an dem Beispiel der dortigen Katholiken gestärkt. Ueberhaupt konnte man herausfühlen, daß das Beispiel Deutschlands, Oesterreichs, Belgiens, Italiens einige Wirkung gehabt. Wie hoch die deutschen Generalversammlungen im Ansehen des Auslandes stehen, geht ja schon dadurch hervor,

daß die Presse aller europäischen Länder dort vertreten zu sein pflegt. Auch nicht katholische Pariser Blätter sandten eigene Berichterstatter, widmen den katholischen Generalversammlungen große Leitartikel. Seitdem Bismarck, auf dem Gipfel seiner Macht, sich genöthigt sah, beim Papste anzuhalten, ihm das Centrum zur Verfügung zu stellen, hat sich eine Wendung in den Anschauungen der Politiker und Völker vollzogen. Sie haben gelernt, wiederum mit der Kirche, mit dem Papst, zu zählen. In Reims aber war die französische Presse durch zwei, die auswärtige (deutsche) Presse durch einen Berichterstatter vertreten.

Und doch hatte der Congreß seine große Wichtigkeit auch schon auf die politischen Verhältnisse gewirkt. Denn die Gegner wissen, daß doch etwas hinter denjenigen steht, die in Reims versammelt waren. Das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, das Concordat, die Frage der Besteuerung der Ordensgenossenschaften, das Gesetz über Kirchenfabrikräthe, besonders aber alle Anstalten und Einrichtungen zur sittlichen und wirthschaftlichen Hebung des Volkes, wurden besprochen und empfohlen. Ein gründlicher Vortrag über das Genossenschaftsrecht bestätigte, daß in dieser Beziehung Frankreich und Rußland ein Herz und eine Seele seien: es gibt in beiden Ländern weder Genossenschafts-, noch Vereins- und Versammlungsrecht. Die französischen Grundgesetze kennen keine besitz- und rechtsfähigen Anstalten und Genossenschaften; ein sehr wichtiger Punkt, welcher im Auslande gewöhnlich übersehen wird, obwohl er für die Beurtheilung der hiesigen Verhältnisse entscheidend ist. Erfreulich ist, daß allgemein die großen Fortschritte der kirchlichen Thätigkeit auf socialem Gebiete bestätigt werden konnten. Die im Ausland erprobten Einrichtungen werden eifrig nachgeahmt. Ein einziger junger Pfarrer der Erzdiöcese Auch hat sechzig Raiffeisen'sche Kassen gegründet und dadurch auch viele sittlich-religiöse Wirkungen erzielt. Gleich andern Franzosen war er in Deutschland gewesen, um dort diese Kassen gründlich kennen zu lernen.

An den hl. Vater wurde folgende Adresse gerichtet: Die im nationalen Congresse zu Reims vereinigten Katholiken Frankreichs wollen, bevor sie auseinander gehen, zu den Füßen

Ew. Heiligkeit des Neuen den einmüthigen Ausdruck ihrer Hingabe an den heiligen Stuhl und den Papst niederlegen. Als treue Söhne der Kirche, als eifrige Diener des französischen Vaterlandes haben sie sich rückhaltslos allen Weisungen und Rathschlägen unterworfen, welche das Haupt der Kirche den französischen Katholiken ertheilt hat. Auf diesem Boden haben sie den Entschluß gefaßt, im Verein mit all ihren katholischen Brüdern, und, sofern möglich, mit Hilfe aller ehrlichen Leute, die Wiederherstellung ihrer Rechte und der christlichen Freiheit, sowie Abschaffung aller denselben widerstrebenden Gesetze und Maßnahmen zu erkämpfen. Im selben Geiste der Einigkeit und Eintracht sind sie entschlossen, im Rahmen ihrer Kräfte und Befugnisse, alle Werke zu fördern, welche zur Wahrung und Ausbreitung katholischen Glaubens und Frömmigkeit beitragen, die sittliche und wirthschaftliche Lage des Volkes heben, die Eintracht der verschiedenen Klassen der Gesellschaft herbeiführen können. Ueberzeugt, gleich den Katholiken aller Länder, daß das Papstthum mit Bürgschaften seiner weltlichen Unabhängigkeit umgeben sein muß, um mit vollem Erfolg seine Wirksamkeit für die Seelen, die Gesittung und den Frieden der Welt ausüben zu können, ist es ihnen Herzenssache, ihre fortdauernde Anhänglichkeit an die Sache der weltlichen Unabhängigkeit des heiligen Stuhles auszudrücken. Reims, 25. Oktober 1896.

Aus diesem wichtigen Schriftstück geht hervor, daß in Reims nur der Republik beigetretene Katholiken versammelt waren, woraus sich auch die geringe Zahl der Theilnehmer erklären läßt. Aus dieser Ursache waren die Geistlichen fast zahlreicher als die Laien Die Priester sind freier in politischer Hinsicht, da sie dem politischen Leben stets ziemlich fern gestanden. Die Laien sind durch Ueberlieferungen, persönliche Vergangenheit und Verhältnisse, sowie durch Rücksichten auf die Wähler gebunden. Diese Rücksichten sind auch eine der Ursachen, warum kein einziger der katholischen Abgeordneten in Reims erschienen war.

Zweitens geht aus diesem Schriftstück hervor, daß die Beigetretenen mit den monarchischen Katholiken zusammengehen wollen, sowohl auf dem kirchlichen und socialen wie politischen

Gebiet. Sie können nicht anders, wenn sie etwas ausrichten wollen. Anderseits wäre es auch nicht christlich, diejenigen Katholiken zurückweisen zu wollen, welche von jeher die Stütze und die Vertheidiger der katholischen Sache gewesen sind, es aber noch nicht über sich zu bringen vermochten, sich rückhaltslos der Republik anzuschließen. Uebrigens haben alle Monarchisten die strenge Weisung, stets für diejenigen Bewerber zu stimmen, welche der Kirche am günstigsten gesinnt sind. Das ist gerade jetzt von Werth. Die Heirath des Herzogs von Orleans mit einer Erzherzogin hat der monarchischen Sache neuen Aufschwung gebracht, den Herzog volksthümlicher gemacht. Trotz aller Streitigkeiten zwischen Bourbon und Habsburg herrscht im Volke hier immer noch Vorliebe für Oesterreich, dank dem katholischen Bewußtsein der Masse. Es erscheint den Leuten selbstverständlich, daß das katholische Frankreich mit dem katholischen Kaiserstaat befreundet sei.

Der Katholikentag besprach und beschloß den Plan einer vollständigen Einordnung der Katholiken — und ihrer monarchischen und sonstigen Verbündeten — für die Wahlen. In jedem Departement soll ein Hauptausschuß eingesetzt werden, welcher möglichst in jedem Ort einen kleineren oder größeren Wahlausschuß zu bilden sucht, um bei allen Wahlen wirksam eingreifen zu können. In Paris wird ein Gesammt- oder Oberausschuß gebildet, welcher das Ganze leitet. Die Hauptausschüsse veranstalten im Laufe des Jahres Congresse in den verschiedenen Provinzen. Im Dezember findet in Paris ein nationaler Katholikencongreß statt. Die Hauptthätigkeit soll offenbar in die Versammlungen der Provinzen gelegt werden. Der Dezember erscheint für eine große Versammlung in Paris, zu welcher das ganze Land geladen wird, nicht sehr geeignet. Hat doch der Katholikentag in Reims schon durch die späte Jahreszeit zu leiden gehabt. Aber zu Paris sollen offenbar nur die Vertreter, Bevollmächtigten der einzelnen Hauptausschüsse und Landschaften erscheinen. Die Kammern sind dann versammelt, viele wohlhabende Familien aus der Provinz dorthin zurückgekehrt. Es wird daher nicht an Kräften und Theilnehmern fehlen.

Der in Reims gewählte Abgeordnete Mirman (Socialist)

interpellirte am 12. November die Regierung, weil sie eine Versammlung von (Gymnasial-) Lehrern nicht gestattet, welche sich über ihre gemeinsamen Angelegenheiten verständigen, einen Verein zur Wahrung derselben gründen wollten. Dabei seien die Mitglieder des Lehrerstandes treue Stützen der Republik. Dagegen habe die Regierung die Versammlungen in Reims, namentlich die drei Congresse der Bischöfe, Priester und Katholiken, welche dazu noch in einem dem Staate gehörigen Gebäude (dem erzbischöflichen Palast) tagten, sogar gefördert, trotzdem dieselben alle Feinde der Republik seien.

Der Unterrichtsminister Rambaud wies nach, daß alle früheren Minister, besonders aber der von der Partei Mirmans eifrig gestützte Bourgeois, ganz ebenso gehandelt, es also dem Recht und den allgemeinen Regeln entspreche, die für Staatsbeamte von jeher eingeführt sind. Bourgeois selbst hat nur Lehrervereine und Versammlungen gestattet, welche sich auf gegenseitige Unterstützung und erziehliche Fragen beschränken. Der Verein, für den Mirman sich verwende, habe eine Zwangsgewalt auf seine Mitglieder ausgeübt, der Regierung entgegengearbeitet, was nicht geduldet werden könne. Der Justiz- und Cultusminister Darlan erklärte, daß sein Vorgänger Combes den Cardinal-Erzbischof von Reims gewarnt habe. Doch habe derselbe sich beruhigt, als ihm der Cardinal geantwortet, es handle sich nicht um politische Versammlungen. Die Versammlungen der Bischöfe und Priester hätten dem auch vollständig entsprochen, es sei nichts vorgekommen, gethan und gesagt worden, wogegen etwas einzuwenden gewesen wäre. Der einzige Pfarrer von Saint-Maurice bei Paris, welcher der Regierung Diebstahl vorgeworfen, weil sie gewissen Pfarrern die Bezüge weggenommen, sei selbst durch Entziehung des Gehaltes gestraft worden. Was auf dem sogenannten nationalen Katholikentag von freien, nicht im Staatssold stehenden Geistlichen und Laien gethan und gesagt worden, könne die Regierung ebenso wenig kümmern als die Reden und Beschlüsse der Freidenkertage oder die socialistischen Versammlungen in Carmaux und anderswo. Es habe auch keine größere Bedeutung.

Darlan hat sich hiebei keineswegs besonders freundlich für

die Katholiken erwiesen, sondern sich einfach auf den Standpunkt des gleichen Rechtes für Alle gestellt. Was sollte er auch gegen Versammlungen einschreiten, welche sich auf den Boden der Republik, des bestehenden Rechtes und Gesetzes gestellt, keinerlei Umsturz des Bestehenden beabsichtigten? Die Kammer gab denn auch mit 306 (worunter 230 republikanische) gegen 214 Stimmen der Regierung Recht.

Die Abstimmung machte das größte Aufsehen, rief wahre Wuthschreie seitens der unterlegenen Radikalen und Socialisten hervor. Die Blätter brachten höchst kennzeichnende Aeußerungen. In der „Petite Republique" schrieb Jaurès, das Haupt der Socialisten: „Das Schlagendste bei dieser Sitzung (am 12. November) ist, daß der herkömmliche Kampf gegen den Klerikalismus, soweit derselbe blos in radikalem Gewand auftritt, völlig ohnmächtig und vergeblich geworden ist." Das „Journal" versicherte: „Man kann nicht mehr vom Klerikalismus sagen, daß er der Feind sei. Derselbe ist nur für diejenigen vorhanden, welche sich seiner als eines Schreckmittels bedienen und damit die republikanische Mehrheit zerstäuben wollen." Der „Radical" geht noch weiter: „Das Ministerium Meline wird eines Tages fallen, wie jedes andere, wenn man es am wenigsten erwartet. Aber glaubt man etwa, daß eine solche Kleinigkeit genügen wird, um die neue Parteigruppirung in der Kammer zu zerstören, welche etwas ganz anderes ist, als eine zufällige, augenblickliche Verbindung? Gewiß, die neue conservative Mehrheit wird nicht um solcher Kleinigkeit willen auseinandergehen, vielmehr unter anderem Namen und in neuer Gestalt wiederkehren."

Also eine conservative Mehrheit ist es schon, wenn dieselbe die Katholiken nicht schlechter behandelt, als Socialisten und andere Staatsbürger. Dies muß man bei Betrachtung der hiesigen Verhältnisse ja wohl im Auge behalten. Nicht umsonst ruft Jaurès und nach ihm andere in höchster Verwunderung aus: „Es ist das erste Mal seit zwanzig Jahren, daß die Regierung bei einer klerikalen Frage eine republikanische Mehrheit für sich hat. Dergleichen hätte vor wenigen Tagen noch Niemand für möglich gehalten." Nach diesem Jammern der Republikaner könnte man ja glauben, daß ein tiefgreifender

Umschwung sich vollzogen habe, die Katholiken zu einer Macht im Staate geworden wären, die Mehrheit für dieselben einzutreten bereit sei. Soweit sind wir jedenfalls nicht. Aber es ist doch eine kleine Aenderung eingetreten, die als ein Fortschritt zum Bessern gelten könnte. Durch verschiedene Umstände, überhaupt durch die Entwickelung der letzten Jahre ist allmälig eine tiefe, man kann sagen unheilbare Spaltung unter den Republikanern eingetreten, wozu das Vorwärtsdrängen der Radikalen und Socialisten, anderseits die Beharrung der in ihrem Besitzstand bedrohten gemäßigteren Republikaner in letzter Zeit am meisten beigetragen haben. Obwohl die Gemäßigten (Opportunisten) noch ein Uebergewicht besitzen, so sind sie der Mehrheit doch nicht sicher ohne Hülfe der (90) Conservativen. Denn innerhalb der (230—240) Opportunisten gibt es eine Gruppe sogenannter Fortschrittler, welche bei Gelegenheit auch einmal abspringt. Diese Gruppe war es, welche den Bestand des radikalen Ministeriums Bourgeois ermöglichte. Aus diesen Ursachen muß ein opportunistisches Ministerium nothwendig mit den Conservativen rechnen. Uebrigens erklärte Meline auch ausdrücklich, die Regierung denke nicht daran, den religiösen Geist zu bekämpfen.

Doch scheint auch eine andere Ursache dabei einigermaßen mitzuwirken. Die herrschenden Parteien verharren freilich hartnäckig darauf, die Beigetretenen abzuweisen, sie nicht als Republikaner gelten zu lassen. Aber die Regierer können um so weniger auf dieser Ablehnung beharren, als alle frühern Minister das eine oder andere Mal sehr wohl mit den Conservativen zu rechnen und sich deren Stimmen zu sichern wußten. Die Mehrheit, auf welche die Ministerien sich stützten, ist ja nie eine einheitliche gewesen. Warum soll da eine weitere Gruppe Republikaner davon ausgeschlossen sein? Man darf also wohl sagen, daß die um ein Geringes gerechtere Haltung der Regierung und der Mehrheit am 12. November wenigstens zum Theil auch der von dem Papste den Katholiken angewiesenen Haltung zu verdanken sei. Die Bischofs-Versammlung und der Priestertag, besonders auch der Katholikentag in Reims haben sich streng auf dem Boden der vorhandenen Gesetzlichkeit gehalten, so eng derselbe auch bemessen sein

mochte. Ueber das allgemeine Recht, öffentliche Einrichtungen und Gesetze zu tadeln, ihre Gebrechen nachzuweisen und ihre Aenderung mit erlaubten Mitteln anzustreben, ist nicht hinaus gegangen worden. Die Katholiken kämpfen mit offenen Visir.

Man kann sogar fragen, ob sie überhaupt kämpfen. Am 12. November sagte der Abgeordnete Abbé Lemire, einer der Veranstalter des Priestertages: „Ein weiterer Vorwurf bezüglich der Versammlungen in Reims muß zurückgewiesen werden. Es wurde behauptet, es sei in denselben eine katholische, eine klerikale Partei gebildet worden. Aus zwei Gründen glaube ich, daß es sehr schwer halten würde, eine nur aus Katholiken bestehende Partei zu bilden. Erstens besteht das Concordat noch und die Katholiken sind nicht einig über seine Nützlichkeit. So lange also das Concordat die französischen Katholiken bindet, wird es ihnen sehr schwer werden, sich über ein gemeinsames politisches Vorgehen zu verständigen. Zweitens sind die Katholiken nicht einig unter sich über die wichtigsten Fragen. Allein bezüglich der socialen Frage huldigen sie den abweichendsten Ansichten. An dem, was Sie hier in der Kammer sehen, können Sie die Spaltungen ermessen, welche draußen herrschen."

Also es gibt keine katholische Partei und es ist äußerst schwer, hier eine solche zu bilden. Das Haupthinderniß, das Concordat, ist deshalb so mächtig, weil dasselbe nur ein Ausfluß des bestehenden cäsaristisch-revolutionären Staates, ein Glied in der Kette ist, durch das der Staat das Volk, die ganze Gesellschaft in seiner Gewalt, in Abhängigkeit hält. Dies bewies der schon genannte Justiz- und Cultusminister Darlan, indem er allen Bischöfen durch Rundschreiben bedeutete, ihre Bischofshöfe und Priesterseminare nicht mehr zu Congressen und Versammlungen herzugeben, weil dadurch ihr Charakter als Staatseigenthum beeinträchtigt werden könnte. Der Minister befindet sich dabei formell im Recht, soweit es auf das geschriebene Gesetz ankommt. Die Revolution nahm alles kirchliche Eigenthum weg, da sie überhaupt der Kirche jedes Daseinsrecht abstritt. Bei Abschluß des Concordates war es nicht möglich, von Napoleon Rückgabe des noch unverkauften kirchlichen Eigenthums zu erlangen. Hiezu hätte der Kirche Eigenthums-, Besitzrecht zuerkannt werden müssen. Die damals

herrschende Rechtsschule kannte kein anderes Eigenthum als dasjenige des Staates und des Einzelnen. Genossenschaftliches Eigenthum war ihrer Anschauung so entgegen und verhaßt, daß selbst den Städten (Gemeinden) kein wirkliches Eigenthumsrecht eingeräumt wurde. Dieselben können Eigenthum nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Staates besitzen und erwerben, nur unter dessen Oberleitung dasselbe verwalten. Sie sind Mündel des Staates. Das Concordat bestimmte daher nur, die noch nicht veräußerten kirchlichen Gebäude würden den Bischöfen, Diöcesen, Pfarrgemeinden und Pfarrern zur Benutzung zur Verfügung gestellt. Die Cathedralen, Bischofs- und Diöcesangebäude, ebenso die als Bauwerke wichtigen Kirchen wurden Eigenthum des Staates, Pfarrkirchen und Pfarrhäuser Eigenthum der Gemeinden. Da die Diöcesen und Cathedralen keine Rechtsfähigkeit besitzen, haben sie weder Besitz noch Einkünfte, so daß der Staat auch die betreffenden Gebäude in Stand zu halten hat. Die Pfarrgemeinden müssen dagegen für ihre Kirchen und Pfarrhäuser aufkommen, obwohl dieselben der bürgerlichen Gemeinde gehören. Diese kann, freilich unter Genehmigung der Regierung, Kirchen und Pfarrhäuser trotzdem ihrem Zweck entziehen, was unter der jetzigen Republik schon einige Male vorgekommen ist.

Indem er die gedachten Versammlungen in seinem Palast tagen ließ, verfügte also der Cardinal-Erzbischof von Reims in ungesetzlicher Weise über die Benutzung ihm zur Nutznießung zugewiesenen Staatseigenthums. Der Justizminister befindet sich daher gesetzlich im Recht, wenn er dies abgestellt wissen will. Aber das Rechtsbewußtsein des Volkes sträubt sich entschieden gegen solches gesetzliches Recht. Als der hl Remigius 496 den Frankenkönig Clodwig taufte, beherbergte er ihn in seinem Hause — oder Palast, denn Reims war damals eine reiche Römerstadt und seit Jahrhunderten Bischofssitz —, weshalb die französischen Könige seither stets im erzbischöflichen Palaste abstiegen, wenn sie (namentlich bei der Krönung) nach Reims kamen. Cathedrale und Palast bestanden damals schon längst, sogar an derselben Stelle wie heute, wenn sie auch seither mehrfach umgebaut worden sind. Sie waren Eigenthum des Bischofs und seiner Gemeinde, sind es seither stets

geblieben. Aehnlich steht es mit den meisten Bisthümern und Pfarrgemeinden, denn sie bestanden schon vor dem Königthum, vor dem französischen Staat, welcher erst mit Clodwig beginnt. Wenn es daher ein unbestreitbares, wohlerworbenes Eigenthum gibt, so ist es jedenfalls das der Kirche, welches nach dem Concordat, den Grundgesetzen des französischen Staates, gar nicht besteht, nicht vorhanden ist. Die Kirche ist nur Gast des Staates, der ihr allergnädigst die Nutznießung ihres Eigenthums erlaubt. Die Kirche, die Kirchengemeinden sind nicht besitz- und rechtsfähig, können also auch nichts erwerben. Die Katholiken haben viel Geld zu milden und kirchlichen Zwecken aufgebracht, sind täglich freigebig mit ihren Spenden. Aber diese können nur zur Erbauung und Instandhaltung der Kirchen, zu deren Ausschmückung, für den Unterhalt des Gottesdienstes und der Priester verwandt werden. Eine Stiftung, deren Ertrag der Kirche, dem Gottesdienst und der Geistlichkeit zufließen soll, ist unmöglich, wird nicht gestattet

Ein Jeder wird die Tragweite dieses Rechtsverhältnisses sofort erkennen. Die Kirche befindet sich in völliger wirthschaftlicher Abhängigkeit vom Staat, welcher außerdem große Gewalt über dieselbe besitzt, da er eine weitgehende Mitwirkung bei Ernennung der Bischöfe, Generalvikare und der 3—4000 Pfarrer besitzt. Die Republik hält dieselben auch noch durch Entziehung der Staatsentschädigung unter der Knute. Die 28—30,000 Hilfspfarrer werden durch dasselbe Mittel gezwungen, Stellen aufzugeben, sich nach Maßgabe der Staatsbehörde versetzen zu lassen. Also doppelte Abhängigkeit vom Staat. Eine Hauptursache hievon ist, daß die seit hundert Jahren herrschende revolutionäre Gesetzgebung, der Code civil keine rechtsfähigen Körperschaften, kein Genossenschaftsrecht gestatten. Die vom Staate anerkannten Ordensgemeinschaften stehen für ihre Vermögensverwaltung, Annahme von Schenkungen, Erwerb und Veräußerung von Besitzstücken, unter strenger Vormundschaft des Staates. Die nicht anerkannten tragen ihren Besitz auf einzelne ihrer Mitglieder ein, oder bilden Geschäftsgenossenschaften auf Grund des Handelsgesetzes.

Wer nicht besitz- und rechtsfähig ist, der ist rechtlos, dies weiß Jeder, und in diesem Falle befindet sich die Kirche Frank-

reichs. Niemand hat denn auch stets den Mangel jeglichen Genossenschaftsrechtes schwerer empfunden als die Katholiken. Auf dem Katholikentag in Reims wies ein Rechtsgelehrter in einem sehr gediegenen Vortrag nach, daß bezüglich des Genossenschaftsrechtes die Einmüthigkeit zwischen Frankreich und Rußland vollständig sei; in beiden Ländern sei dasselbe verpönt. Man darf sich daher sehr wundern, daß die Conservativen, die Katholiken, als sie die Mehrheit in der 1871er Nationalversammlung besaßen, nicht sofort wiederum das Genossenschaftsrecht und die Rechtsfähigkeit der Bisthümer und Pfarreien hergestellt haben. Aber gerade in diesem Punkte stecken die Katholiken noch vielfach recht tief in den revolutionären und liberalen Vorurtheilen. Sie fürchten sich vor dem Genossenschaftsrecht, weil sie eben zu sehr Bourgeois sind, den Götzen des persönlichen Eigenthums über Alles stellen.

Eine einzige kleine Lücke ist 1884 durch das Gesetz über die Fachvereine gemacht worden, welches nur dank der Socialisten und Radikalen genehmigt werden konnte, da ein guter Theil der Conservativen dagegen stimmte. Dabei gewährt das Gesetz den Fachvereinen nur eine eng bemessene Selbständigkeit und Besitzfähigkeit: Grundbesitz dürfen sie nur so viel erwerben, als zur Erfüllung ihrer Aufgaben erforderlich ist, Schenkungen nur unter Genehmigung der Regierung annehmen, und was der sonstigen Beschränkungen noch mehr sind. Wie aber soll eine katholische Partei gebildet, eine einheitliche Thätigkeit der Katholiken möglich werden, wenn dieselben in solcher Haupt- und Grundfrage nicht einig sind? Der Abbé Lemire hat also vollständig Recht bei seinen Ausführungen. Bei solchen Zuständen und Verhältnissen erklärt sich die Ohnmacht der französischen Katholiken von selbst. Es wird lange dauern, bis sich hier die Katholiken sammeln und einzuordnen vermögen. Gewiß ist es schon etwas, daß, wie der 12. November beweist, eine Regierung und eine Kammermehrheit möglich sind, die nicht ihr Daseinsrecht, ihren Zweck nur im Gegensatz zur Kirche erkennen. Der Anfang eines Umschwunges, einer Besserung scheint gegeben. Aber auch nur der Anfang, denn die Regierung fährt fort, Ordensleute aus den Schulen zu vertreiben und gegen die Ordensgemeinschaften wegen der Zuwachssteuer vorzugehen.

LXXX.

A. Hubers Geschichte Oesterreichs.[1])

Seinem Zwecke gemäß konnte Huber keine vollständige Darstellung der inneren Wirren Deutschlands und der Ursachen geben, welche nothwendig zum großen Religionskriege führen mußten, dafür aber erhalten wir einen tiefen Einblick in die Zustände der österreichischen Länder unter der Regierung der Kaiser Rudolf, Mathias, Ferdinand, die wir anderswo vergeblich suchen. H. zeichnet sich durch Unparteilichkeit und Mäßigung aus und sucht den verschiedenen religiösen Parteien gerecht zu werden; aber auch aus seiner Darstellung geht klar hervor, daß die protestantischen Prediger ihre Vertreibung aus den österreichischen Staaten ihren politischen Umtrieben, ihrem verrätherischen Einverständniß mit den Feinden des Hauses Habsburg zu verdanken hatten. Die Prediger, der protestantische Adel, die protestantischen Stände machten kein Hehl daraus, daß sie nur Gelegenheit suchten, die bestehende Regierung zu stürzen und ihre Religion zur alleinherrschenden zu machen. Sie hatten es somit sich selbst zuzuschreiben, daß die Regierung ihnen mißtraute und dieselben Waffen, deren sie sich zur Unterdrückung des Katholicismus bedient hatten, gegen sie kehrte. Es sind nicht nur Einzelne, sondern die breiten Massen der Protestanten, welche sich des Landesverrathes schuldig machten, in Böhmen, Schlesien, Oberösterreich. Selbst die

---

1) Geschichte Oesterreichs von Alfons Huber. V. Band: 1609—48 (XX, 618). Gotha, Perthes 1896. 10 M.

Katholiken der österreichischen Länder waren dermaßen eingeschüchtert, daß sie dem Winterkönig huldigten.

H.s Urtheil über Ferdinand II. ist im Ganzen ungünstig; er wirft ihm Mangel an Selbständigkeit vor. „Seiner Regierung fehlte es an Klarheit, Kraft und Consequenz. In der Verwaltung ließ der König die Dinge ihren bisherigen Lauf gehen und die Beamten thun, was sie wollten. Noch schlimmer war, daß er mit dem Geld nicht hauszuhalten verstand. Nur in kirchlichen Dingen kannte der überzeugungstreue Monarch keine Nachgiebigkeit, und dies wie die feste Ueberzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache und sein darin wurzelndes Vertrauen auf den Beistand Gottes erfüllten ihn mit dem passiven Muth des standhaften Ausharrens auch unter den schwierigsten Verhältnissen" (S. 124). So eifrig der Kaiser auf die Ausbreitung des Katholicismus bedacht war, so ist doch nicht er der Haupturheber des Restitutionsediktes, vielmehr sind es die katholischen Fürsten, welche den ersten Anstoß gegeben haben; dagegen muß man Ferdinand zum Vorwurf machen, daß die Gegenreformation in Böhmen und Mähren vorzeitig und auf gewaltsame Weise durchgeführt wurde. Man wartete nicht ab, bis man geeignete Geistliche hatte, sondern bestellte Geistliche, die kaum die Messe lesen konnten, zu Pfarrern; und was noch schlimmer war, dieselben hatten 6—8, ja sogar 13 Pfarrsprengel zu verwalten. Weil trotz des Ausweisungsbefehles noch zahlreiche protestantische Geistliche zurückblieben, wurden Soldaten bei Protestanten einquartiert. Gegen den Adel, an dem die Prediger noch immer einen Halt hatten, schritt man erst 1627 ein. H. behauptet, daß die Vertreibung des protestantischen Adels nicht nothwendig gewesen. „Eine Menge von Vermögen, Kraft und Intelligenz war dadurch für Oesterreich verloren. Und man kann nicht behaupten, daß dieser letztere Schritt nothwendig gewesen wäre. Denn auch ohne gewaltsame Maßregeln würde der größte Theil der protestantischen Adelsfamilien in den nächsten Generationen zum Katholicismus zurückgekehrt sein, weil die Austreibung der protestantischen Geistlichen, die Zurücksetzung der Unkatholischen bei Besetzung der Aemter und der Verkehr mit den katholischen Stammesgenossen unmöglich auf

die Dauer ohne durchgreifende Wirkung hätte bleiben können." (S. 242). Der langwierige Religionskrieg und die Furcht der protestantische Adel möchte sich mit den Landesfeinden verbinden, entschuldigt die Austreibung einigermaßen. Das Beispiel Ungarns zeigt jedoch, daß diese Furcht nicht gegründet war: „In Ungarn, sagt H., war die Durchführung der Gegenreformation eine Unmöglichkeit. Bethlen war zu mächtig und die Türken zu nahe, als daß man hätte wagen können, sich die Protestanten und einen großen Theil des Adels neuerdings zu Feinden zu machen. Aber bessere Erfolge, als durch Gewalt möglich gewesen wäre, erzielte hier durch die Macht des Geistes ein einzelner Mann, Peter Pazmany, Erzbischof von Gran . . . Er begann nach den verschiedensten Richtungen eine unermüdliche Thätigkeit zu entfalten, wobei er vom Kaiser, seinem besonderen Gönner, in jeder Weise unterstützt wurde. Vor allem suchte er den Klerus zu heben und gründete mehrere Priesterseminare und Convikte, welche er meist den Jesuiten übergab. Auch die Einwirkungen auf die vornehmen Adeligen setzte er mit großem Erfolge fort . . . Als Pazmany am 19. März 1637 aus dem Leben schied, hatten die Katholiken unter dem hohen Adel ein entschiedenes Uebergewicht, während die Protestanten früher in der Ueberzahl gewesen waren, während sich noch 1622 beide fast das Gleichgewicht gehalten hatten" (S. 246).

Sehr eingehend wird Wallenstein geschildert, der gegen die Anklagen Gindely's vielfach in Schutz genommen wird. Bei dem Kauf der Güter der Geächteten bewies er sich viel uneigennütziger als manche andere Adeligen; in seinem Fürstenthum Friedland, dem 58 Herrschaften einverleibt wurden, brachte er zwar seine Befugnisse in rücksichtsloser Weise zur Geltung, war aber auch bemüht, das materielle Wohl seiner Unterthanen durch eine umsichtige und kräftige Verwaltung zu fördern. Denn er war nicht blos ein militärisches, sondern vielleicht ein noch größeres administratives Talent (S. 288). Gegen Gindely wird (337) hervorgehoben, daß Wallenstein in seinem Heere ebenso auf Zucht hielt wie Tilly, Soldaten aufknüpfen ließ und auch höhere Offiziere bestrafte. Aber das System als solches war unerträglich. Daß Wallenstein des

Verrathes am Kaiser sich schuldig gemacht, gibt H. zu. Betreffs der Verbrennung Magdeburgs pflichtet auch Huber der neueren Forschung bei, daß der Brand nicht von Tilly ausgegangen, dem dadurch alle Früchte des Sieges entrissen worden, sondern von Falkenberg, der, als er alles verloren sah, das Zeughaus und andere Häuser anzünden ließ. Für Tilly war das ein schwerer Schlag. Während er gehofft hatte, an Magdeburg ein festes Bollwerk und eine Operationsbasis gegen die Schweden, wie Unterhalt für seine erschöpften Truppen zu finden, erhielt er ein leeres, verpestetes Nest. Gustav Adolfs Feldherrntalent erscheint nach H.s Darstellung nicht übergroß; sein Kriegserfolg beruhte hauptsächlich in den Heeresreformen, die schon im polnischen Kriege bei dem schwedischen Heere eingeführt worden waren. Die Kriegführung Tilly's wird von H. mit Wittich und andern gegen Droysen vertheidigt, der in ganz einseitiger Weise meist nur den protestantischen Quellen sich anschließt. Gustav Adolfs Tod 1632 würde wohl die Beendigung des Krieges herbeigeführt haben, wenn nicht in Folge der ebenso perfiden als unkatholischen Politik Richelieu's die Protestanten zur Fortsetzung des Kampfes aufgestachelt worden wären. Durch den nach dem großen Sieg der Kaiserlichen bei Nördlingen 1634 abgeschlossenen Prager Vertrag waren der protestantischen Partei die größten Zugeständnisse gemacht worden; die deutschen Fürsten, welche den Vertrag angenommen, versäumten jedoch die günstige Gelegenheit, die Schweden durch Abtretung einiger Theile des Reichs zu befriedigen. Letztere schlossen sich deshalb wieder enger an Frankreich an und setzten den Krieg fort. Schweden und Frankreich hatten keinen andern Zweck, als die Zertrümmerung des Reiches und Erwerbung deutscher Provinzen; die deutschen Fürsten aber konnten sich nicht einigen. Die letzte Periode hat, so zahlreiche Schlachten auch geliefert wurden, wenige tüchtige Generale aufzuweisen; besonders auf kaiserlicher Seite werden unfähige Männer wie Gallas, Savelli immer wieder mit hohen Stellen betraut. Die letzten 14 Jahre drs Krieges sind von H. sehr kurz behandelt, und doch wäre ein ausführliches Kapitel über die Friedensverhandlungen erwünscht gewesen.

Ueber die Kriege des Kaisers mit Bethlen und Racoczy

enthält der vorliegende Band manche interessante Aufschlüsse. Es war ein Glück für Oesterreich, daß die Pforte den Frieden hielt und ihre kriegslustigen ungarischen Vasallen zurückhielt. H. weist nach, wie die österreichische Regierung in den zwanziger Jahren die Freiheit und Selbständigkeit der Stände Böhmens aufhob; man kann es nur bedauern, daß sie sich nicht consequent blieb und schon damals Gleichförmigkeit in der Verwaltung, der Steuererhebung einführte, daß sie sich in ihrem Vorgehen gegen den übermächtigen Adel die Sympathien der breiten Massen zu sichern suchte. Während die meisten deutschen Fürsten die ihnen durch den westfälischen Frieden gewährten Befugnisse zur Unterdrückung der Stände benützten, machte man denselben in Oesterreich immer größere Zugeständnisse.

A. Zimmermann S. J.

LXXXI.

Zeitläufe.

Der österreichische „Schwerpunkt" in Budapest.

Den 12. Dezember 1896.

Die Verlegung dahin forderte Bismarck unmittelbar ehe er in Preußen die Herrschaft in die Hand bekam. Mit Hilfe der liberalen Parteien ist es so gekommen. Jetzt hat die Partei diesseits der Leitha abgewirthschaftet, sie sieht in verzweifelter Stimmung den künftigen Reichsrathswahlen entgegen. Jenseits der Leitha haben die jüngsten Reichstagswahlen der Partei eine unerhörte Mehrheit eingetragen, aber mit Mitteln, die von der ganzen Welt als ein nie dagewesener Schandfleck verurtheilt werden. Am 16. November in einer Verhandlung des österreichischen Abgeordnetenhauses

sagte Dr. Lueger, unter dem stürmischen Beifall aller Nichtcompromittirten: „Meine Angriffe richten sich nie gegen die Magyaren oder eine in Ungarn lebende Nation, sondern ausschließlich gegen eine Regierungsclique, von der ich nur sagen kann, daß ich bisher noch keine gekannt habe, die so verworfen wäre, wie die Regierungsclique in Ungarn.“

Am 26. November eröffnete der Kaiser als König den Reichstag und verlas die Thronrede. In derselben versprach die Regierung eine ganze Reihe von Reformen, aber von einer endlichen Aufhebung der tyrannischen Wahlgesetzgebung war keine Rede. „Ein Abgeordnetenhaus,“ erklärte Herr Lueger weiter, ohne Widerspruch zu finden, „das auf solche Weise zu Stande gekommen ist, wollen wir erst näher besehen, ob denn dieses Haus überhaupt geeignet ist, den Ausdruck der Mehrheit der Bevölkerung Ungarns zu bilden. In diesem Hause ist meines Wissens nicht ein einziger Deutscher, mit Ausnahme von ein paar sächsischen Abgeordneten, die der Regierungspartei angehören, nicht ein einziger Serbe, Kroate, Rumäne, Slovake, Ruthene, und von den Magyaren sind größtentheils nur solche darin, die eigentlich auch nicht Magyaren, sondern Juden sind.“

Das Blatt des halbliberalen Grafen Apponyi berechnet 133,000 Mann von der österreichischen Armee, in einem einzigen slovakischen Bezirk 1079 Soldaten, meist aus Galizien, welche den Wahlmachern benöthigt gewesen sind, um die Gegner zu beseitigen, und schließt seine Schilderung der Vorgänge: „Es sind das wirklich unerhörte Skandale, und das Abgeordnetenhaus sollte kein Wort über einen andern Gegenstand verlieren, bevor es diese brutalen Machinationen einer pflichtvergessenen Regierung vor der ganzen civilisirten Welt gebrandmarkt hat.“ [1]) Die neue, als klerikal gescholtene, „Volkspartei“, welche sich mit ungefähr 20 Erwählten mit

1) Wiener „Reichspost“ vom 17. November d. Js.

Mühe und Noth durchgeschlagen hat, kann mit gutem Recht die Wähler auch auf die Qualität der 300 Abgeordneten auf den Regierungsbänken aufmerksam machen:

„Wie viel freie Männer, unabhängige Charaktere sitzen denn in der Regierungspartei? Nehme man weg die Minister und ihre Staatssecretäre, und dann rufe man in den Haufen hinein: Wer von Euch nicht Bankdirector oder Verwaltungsrath irgend einer Actiengesellschaft ist, die mit der Regierung Geschäfte machen; wer von Euch keine Pachtung von staatlichen Gütern oder nahe Anverwandte hat, die sich in solcher Abhängigkeit von der Regierung befinden; wer von Euch kein Vicinalbahn-Concessionär ist und verspricht, in den nächsten zwanzig Jahren auch kein solcher werden zu wollen; wer von Euch in den nächsten zehn Jahren weder für sich, noch für seine Anverwandschaft ein Staatsamt hat oder verlangt; wer von Euch für seine Wahl die ungesetzliche Pression der Beamten oder der des Wahlpräsidenten nicht in Anspruch genommen hat; wer von Euch keine Wahlstimme sich erkauft hat, einerlei, ob aus eigenem Beutel oder aus dem Wahlfonds der liberalen Partei; wer von Euch von all dem Gesagten frei ist: der stimme nur frei! Während Ihr Euch dort auf der Regierungsseite vor Euch selbst schämen müßtet, wenn Euere Gesichter noch der Schamröthe fähig wären, sagen wir stolz: daß unsere Männer, die ihre Mandate nur der Begeisterung der Wähler für die heilige Sache verdanken, lauter unabhängige Männer, lauter Charaktere sind, keine schmutzige Hand haben! Diesbezüglich haben wir sogar numerisch eben so viel Stimmen, wie Ihr, und ich will meinen, das ist für den Anfang genug!“ [1])

Selbst auf jüdischer Seite wagte man die beispiellosen Vorgänge nicht abzuleugnen, obwohl man da namentlich über die Erdrückung der „klerikalen Volkspartei“ hocherfreut war, namentlich über die Niederlage ihrer beiden hochverdienten

---

1) Aus dem „Westungar. Volksblatt“ [?] Wiener „Vaterland“ vom 14. November ds. Js.

Führer, der Grafen Zichy und Esterhazy. Diese „Volkspartei“ wolle, unterstützt von Slovaken, Rumänen, Serben und einem Bruchtheil der Deutschen die Mehrheit erlangen, und dann das allgemeine Stimmrecht mit geheimer Stimmabgabe einführen, und bei der gewaltigen Zahl der Analphabeten wäre ein derart abgeändertes Wahlrecht die Diktatur der Pfaffen und der Popen. „Der gewaltige Sieg der Liberalen wird allen Hoffnungen der Schwarzen in und außerhalb Oesterreich-Ungarns auf lange hinaus ein Ende machen.“ So habe sich der Ministerpräsident Banffy als ein Meister der Wahlmache erwiesen. Die schamlose Lobpreisung lautet weiter:

„Man konnte sagen, das Wahlresultat stand von vornherein fest, und Ueberraschungen waren im Großen und Ganzen ausgeschlossen. Jeder Wähler war verzeichnet (etwa 900,000), jeder einzelne wurde von den Vertrauensmännern der Regierung bearbeitet und das Geld des Dispositionsfonds nicht geschont. Millionen mögen in's Land geflossen sein. Wer irgendwie von der Regierung etwas zu hoffen oder zu fürchten hatte, mußte Stimmen sammeln, d. h. Unterschriften für die Regierungs-Candidaten. Banffy kümmerte sich um jeden einzelnen Bezirk. Er soll in den letzten Wochen keine Nacht mehr als drei Stunden geschlafen haben. Dabei fehlte es natürlich auch nicht an Versprechungen, welche den Bezirken gemacht wurden, falls der gouvernementale Candidat durchdringe Der Eine Bezirk braucht eine Vicinalbahn, der andere einen Kanal, der dritte eine Brücke, der vierte eine Garnison oder einen Verwaltungssitz. Von der Regierung Gunst oder Ungunst hängt Gewährung und Versagung dieser Dinge ab. Nun ist es Sache der ‚Cortesche‘ (Wahlcomite's), ohne die Regierung öffentlich bloszustellen oder zu engagiren, den Wählern die nöthigen Versprechungen zu machen, und wo diese nicht ausreichen, auch mit Geld sich die nöthigen Stimmen zu sichern. Im äußersten Fall wird auch Gewalt angewandt, eine Brücke abgebrochen, welche die Wähler einer halsstarrigen Gemeinde passiren müßten, um zum Wahlort zu gelangen,

oder ein Feuer bricht plötzlich in einer solchen Gemeinde aus, so daß die unbequemen Wähler den Wahlort verlassen und nach Hause eilen, oder die Rotzkrankheit wird plötzlich an den Pferden der entfernten Gemeinde constatirt, oder die Wähler werden irgend in eine Tanya gelockt, sinnlos betrunken gemacht und dann bis zum Schluß der Wahl eingesperrt." [1])

Niemals, so wurde zum Voraus aus Wien berichtet, wird die Oeffentlichkeit erfahren, wie viele Geld- und Blutopfer diesmal der schamlose Mißbrauch des Wahlrechtes verursacht. [2]) Kaum waren aber die Wahlen vorüber, so wurde erzählt: „Ein beliebtes Stück ist, unter dem Vorwand, Raufereien zu verhindern, die Wähler einzelner Gemeinden mit Gensdarmerie und Militär zu umzingeln und sie solchergestalt den ganzen Tag hungern zu lassen. Eventuell wird auch die Abstimmung plötzlich unter irgend einem Vorwand geschlossen, so daß ganze Gemeinden und Hunderte von Wählern gar nicht zur Abstimmung gelangen. Daneben florirt noch die Bestechung in einer Weise, die an die schönsten Tage der „verfaulten Wahlflecke" in England erinnert. Hand in Hand mit dem direkten nackten Stimmenkauf geht dann noch die Gewalt, etwa 40 Todte und 90 Schwerverwundete sind eine ganz hübsche Verlustliste für 1896." [3]) Zum Schlusse ließ sich noch das deutsch-böhmische Hauptblatt über das „ungarische Asiatenthum" vernehmen:

„So viel Schmutz und Corruption, so viel barbarische Rücksichtslosigkeit und Brutalität hat noch kein europäischer Wahlkampf zu Tage gefördert, wie dieser Feldzug im tausendsten Jahre glorreicher magyarischer Staatsunabhängigkeit. In welchem civilisirten Lande, um nur ein Exempel vorzuführen, könnte es noch vorkommen, daß der Justizminister, also der

---

1) Aus Budapesth s. Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung" vom 8. November ds. Js.

2) Wiener „Reichspost" vom 30. Oktober 1895.

3) Aus Wien s. Berliner „Kreuzzeitung" vom 4. Nov. d. Js.

berufenste Hüter von Recht und Gesetz, mit gespickter Geldtasche in den Wahlbezirk des populärsten Oppositionsführers auszieht, um durch offen betriebenen Stimmenkauf, durch Bestechung en gros, den gehaßten und gefürchteten Widersacher zu Falle zu bringen und auf diese Weise sein Mandat zu ergattern. Wir glauben, daß in jedem anderen Lande ein Staatsfunctionär, und wäre es gerade auch nicht der Justizminister, einfach unmöglich wäre, der sich zu einer solchen Praktik hergäbe. In Ungarn hat aber auch dieser Coup der Herren Banffy und Erdely als ‚landesüblich' nicht einmal Ueberraschung, geschweige denn Entrüstung geweckt. Ueberhaupt ist es ein hervorstechendes Merkmal der vorstehenden Wahlcampagne, daß in überwiegender Zahl liberale Beamte aller Kategorien zur Candidatur befohlen und auch gewählt worden sind, so daß Baron Banffy bei der Zerreibung der wirklich oppositionellen Gruppen viel eher eine bureaukratische Gesindestube als ein Parlament vor sich haben wird. Welche Schand- und Greuelthaten aber angewendet werden mußten, um dieses Resultat zu erreichen, darüber könnten dickleibige Schauer-Chroniken geschrieben werden, die beredtes Zeugniß ablegten für den moralischen Tiefstand und die politische Verrohung des magyarischen Stammes und der alleinherrschenden Partei in demselben. Es hat nichts gefehlt, als dieser blutige Wahlfeldzug knapp am Ausgange des Millenniums, um der Welt in greller und aufrüttelnder Weise zu zeigen, daß all der sommerliche Festglanz des Jubeljahres nichts war, als Täuschung und theatralischer Aufputz, hinter welchem die innere Hohlheit und Wildheit maskirt werden sollte." [1])

Rumänen und Slovaken sind ungarische Staatsbürger. Aber von den $2^{3}/_{4}$ Millionen der Ersteren sitzt nur Einer, von den zwei Millionen der Letzteren nicht ein Einziger im Abgeordnetenhause. Das hat, abgesehen von dem erhöhten Census, schon an und für sich das Wahlgesetz von 1874

1) Aus der Prager „Politik" s. Wiener „Reichspost" vom 7. November ds. Js.

mit seiner Wahlkreisgeometrie zu Wege gebracht. „Dieselbe ist eine Ungeheuerlichkeit ohne Gleichen. Alles ist zu Gunsten der Magyaren und zum Nachtheil der übrigen Nationalitäten eingerichtet. Wo dies nicht anging, wurde der Wahlort so verlegt, daß die nicht magyarischen Wähler ihn nur mit Mühe erreichen können. Sodann müssen die Wähler gleichzeitig im Wahllokal anwesend seyn, die Wahlcommission besteht meist aus Magyaren, das Wahlprotokoll ist magyarisch, die Wahl ist öffentlich und mündlich. Eine Volksvertretung, die unter solchen Voraussetzungen zu Stande kommt, kann keinen Anspruch darauf machen, eine wirkliche und aufrichtige Vertretung des Volkes zu seyn.“[1]) Während die Nationalitäten so gut wie unvertreten sind, wimmelt es im Reichstage von Juden, getauften und ungetauften, die sich für Magyaren ausgeben und einen so entschiedenen Einfluß ausüben, daß sich die Meinung geltend macht, der neu eingetretene „Volksverein“ werde nun die einzige Partei im Reichstag seyn, „die nicht von der Judenfurcht geschüttelt werde, und die in der Praxis werde antisemitisch werden müssen, weil ihr das in Ungarn allmächtige Judenthum keine Wahl übrig lassen werde.“[2])

Als vor mehreren Monaten in der rumänischen Kammer die Frage von dem Erlaß des Schulgelds für die Juden verhandelt wurde, wagte der jetzt zurückgetretene Ministerpräsident Sturdza die, im amtlichen Bericht unterdrückte, Aeußerung: „Rumänien dürfe seine nationale Kraft nicht vermindern; man möge es nicht so weit kommen lassen wie in einem Nachbarlande, wo man, um etwas über die auswärtige Politik zu erfahren, sich an einen Juden wenden müsse.“[3]) Der Minister meinte die jüdische Presse in Buda-

1) Wochenblatt der „Frankfurter Zeitung“ vom 1. Nov. d. Js.

2) Aus Wien s. Berliner „Kreuzzeitung“ vom 4. Nov. d. Js.

3) Berliner „Kreuzzeitung“ vom 7. Mai d. J.

pesth. Was das Deutschthum in Ungarn von den Juden gehabt hat, zeigt schon die Thatsache, daß sie in Masse ihre deutschen Namen in's Magyarische umwandeln ließen. Vor vierzig Jahren war Budapesth noch eine halbdeutsche Stadt, jetzt hat vor Kurzem es Anstoß gegeben, daß deutsche Schauspieler im dortigen Orpheum drei deutsche Vorstellungen geben wollten. „Wenn man sich dessen erinnert, daß Pesth und Ofen im Jahre 1870 noch vier ständige Theater und zwei deutsche Sommertheater hatten, und heute keine einzige deutsche Bühne hier mehr vorhanden ist, so zeugt doch auch diese Thatsache nicht für die Toleranz gegenüber den nichtmagyarischen Nationalitäten." [1])

In seiner Rede vom 16. November sagte Dr. Lueger: „Wenn wir von der auswärtigen Politik reden, dürfen auch wir Kritik üben, in welcher Weise die ungarischen Verhältnisse auf die auswärtige Politik Einfluß üben. Wenn nicht die jetzige ungarische Regierung in so gewissenloser Weise die dortigen Nationalitäten unterdrücken würde, wären wir mit unseren Verhältnissen zu den Staaten auf der Balkan-Halbinsel viel besser gestellt." Das stimmte im Wesentlichen mit der Instruction des hl. Stuhles an die ungarischen Bischöfe, die der frühere Nuntius in Wien, Agliardi, durch seine Berichte über Ungarn veranlaßt hatte. „Politisch bedeutsam ist, daß sich der Vatikan zum erstemal nachdrücklich auf die Seite der nichtmagyarischen Nationalitäten stellt, und damit den schwächsten Punkt des ungarischen Staatswesens berührt. Die Magyaren sollen dort gestraft werden, wo sie thatsächlich gefehlt haben. Von dem Primas von Ungarn herab bis zu den eifrigen Kaplänen wurde an der Entnationalisirung der Deutschen und Slovaken gearbeitet. Die Curie erinnert sich jetzt, daß die Kirche die natürliche Schützerin

---

1) Aus Budapesth s. Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 27. November d. Js.

unterdrückter Nationen sei. Die Bischöfe werden angewiesen, daß in den Schulen wenigstens der Religionsunterricht der nichtmagyarischen Kinder in ihrer Muttersprache ertheilt werde; den Pfarrern werden Predigten in den Nationalsprachen aufgetragen und die magyarischen Culturvereine der mißtrauischen Beobachtung der Bischöfe empfohlen." Als gleichzeitig auch die Angriffe Lueger's im Reichstag zur Sprache kamen, ging der Ministerpräsident Banffy spöttisch über das Ansinnen einer Beschwerde bei der österreichischen Regierung hinweg: da erscheine ihm die Persönlichkeit „jenes gewissen Lueger" nicht wichtig genug.[1])

Sobald der verhängnißvolle Sieg bei den ungarischen Wahlen errungen war, erhob sich die Presse der herrschenden Clique, um jenseits der Leitha dem absterbenden Liberalismus und dem wankenden Einfluß der Judenpartei zu Hilfe zu kommen, überhaupt den „Schwerpunkt" Ungarns in der österreichischen Monarchie zu behaupten. In zwei Artikeln warf das Regierungsblatt „Nemzet", von welchen sich Baron Banffy allerdings wegleugnete, dem österreichischen Ministerpräsidenten vor, daß er nichts dagegen thue, um die antiliberale Bewegung einzudämmen. Dieselbe wird beschuldigt, an der Zerstörung des Dreibundes zu arbeiten und den Klerikalismus in Oesterreich zur Herrschaft bringen zu wollen. Die Gefährdung des Dreibundes wird besonders hervorgehoben, denn, wie ein Berichterstatter sagt, „die Magyaren sind überzeugte Freunde des deutschen Reichs, wenn sie auch das Deutschthum bei sich zu Hause mit der Wurzel ausrotten möchten."[2]) Das eigentlich leitende Blatt, der „Pesther Lloyd", drohte den „Unholden der Reaction" jenseits der Leitha: „Je größer die liberale Partei in Ungarn, desto

1) Aus Wien s. Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 26. Juni d. Js.

2) Aus Wien s. Münchener „Allg. Zeitung" vom 13. Nov. d. Js.

schärfer wird der Gegensatz zwischen dem ungarischen Liberalismus und der schwarzen Reaction Oesterreichs zum Ausdruck kommen, und ob ein solch klaffender Zwiespalt der Gesinnungen und Bestrebungen den Ideen der Gemeinsamkeit nützlich sein kann, das werden wohl auch die österreichischen Staatskünstler leicht ermessen können." [1])

Aber diese Staatskünstler haben jetzt weniger als je Ursache, den ungarischen „Schwerpunkt" allzusehr zu fürchten. Die liberalen Magyaren sind eben verwöhnt. „Selbst die auswärtige Politik der Monarchie wird im Einvernehmen mit dem ungarischen Ministerium geleitet, während das österreichische Ministerium keinerlei Einfluß nach dieser Richtung ausübt." [2]) Aber schon in der bekannten Flaggen-Debatte in der ungarischen Kammer hat ein Abgeordneter der Nationalpartei bitter geklagt, daß „überall dort, wo gegen Ungarn demonstrirt werde, sich eine Sympathie für Oesterreich bemerkbar mache." [3]) Wie wird es nun erst werden, wenn in Folge der Bewegung im Orient der slavische Andrang sich mehr und mehr geltend macht? So erhält obiger Berichterstatter in dem Berliner Blatt mehr und mehr recht, wenn er sagt:

„Ungarn ist die stärkere, ja in gemeinsamen Angelegenheiten die maßgebende Reichshälfte geworden. Allein diese Thatsache ist keineswegs geeignet, wie die Magyaren meinen, die Consolidirung der Monarchie zu befördern, sondern im Gegentheil, sie wird dadurch erschüttert. Der Dualismus beruht auf dem Gleichgewicht der beiden Reichstheile und muß in's Schwanken gerathen, wenn dieses Gleichgewicht nicht mehr besteht. Schon erhebt sich in Oesterreich nicht allein unter den

---

1) Aus Budapesth s. Münchener „Allgemeine Zeitung" vom 19. November d. Js.

2) Berliner „Kreuzzeitung" vom 3. Juli ds. Js.

3) Wiener „Reichspost" vom 19. Mai ds. Js.

Deutschen, sondern auch unter den Tschechen eine stark anwachsende, erbitterte Opposition gegen das Uebergewicht Ungarns. Das gemeinsame Zoll- und Handelsbündniß ist gefährdet, die nothwendige Vereinbarung über die Quote so gut wie ausgeschlossen. An maßgebender Stelle wird man mit kluger Hand und starker That eingreifen müssen, um das dualistische Gleichgewicht wieder herzustellen und die Aspirationen der Magyaren zurückzudrängen, damit die habsburgische Monarchie in ihrer Consolidirung nicht gefährdet wird."

Man thäte Unrecht, wenn man die „Magyaren" überhaupt unter der verderblichen Partei verstehen wollte, die bis jetzt im Besitze der Herrschaft ist. Es ist immer noch viel „Ritterliches" in diesem Volksstamm, aus dem der neue „Volksverein" entstanden und unter den Massen zu erfreulicher Blüthe gediehen ist. Wenn man von der liberalen Magyaren-Partei redet, so ist die sektirerische Vereinigung der Juden, der Calviner und der in Ungarn sehr ausgebreiteten Freimaurerei[1]) zu ihren gemeinsamen Zwecken darunter zu verstehen. Man könnte die Clique nach ihrem Gebahren auch die ungarischen Türken nennen[2]) Noch lange vor der

---

1) „Logen-Politik in einem katholischen Lande Ein Beitrag zum Verständniß der neuesten Geschichte Ungarns." Von Dr. F. in den Neußer: „Christlich-socialen Blättern." 1896. Heft 13—16. S. 389 ff — Die Zeitschrift scheint in Oesterreich nicht bekannt zu seyn, sonst hätte man gewiß von ihrem Verbot gelesen.

2) Es ist freilich eine vergessene Geschichte, wie sich im Februar 1877 eine Deputation von Studenten der Pesther Universität nach Constantinopel begab, und mit den muhamedanischen Sofia's die Stammesbruderschaft der Magyaren und der Türken feierte. Als die jungen Herren mit türkischen Orden geschmückt zurückkehrten, war ihr gefeierter Held Midhat Pascha schon wieder gestürzt, aber „in Ungarn überall, besonders in der Hauptstadt, wurden sie in maßlos demonstrativer Weise empfangen, und die magyarische Jugend hat dabei nicht nur in ihrem eigenen, son-

Neuwahl, aber in Aussicht derselben und in Berücksichtigung der schwebenden Ausgleichsfrage hat ein siebenbürgischer Magnat über die Zukunft dieser liberalen Partei geschrieben, „sie könne in ihrer jetzigen Verfassung nicht mehr am Ruder bleiben, weil sie im Verlauf ihrer zwanzigjährigen Herrschaft sich abgenutzt habe und kraftlos geworden sei." Als kommenden Mann stellte er sogar den Grafen Apponyi in den Hintergrund. Ob den Wahrsager wohl der unerhörte Erfolg der bei den jüngsten Wahlen gebrauchten Mittel in seiner Voraussage irregemacht haben oder erst recht in der Meinung bestärkt haben wird, daß die Auflösung des Verbands um so mehr erfolgen werde?

„Der beste Beweis, daß die liberale Partei, selbst mit einer numerischen Mehrheit im Parlament, nicht mehr lebensfähig ist, liegt in dem Umstande, daß die leitenden Staatsmänner der liberalen Partei sich in den Hintergrund zurückgezogen und die Ministerportefeuilles den politischen Größen zweiter Klasse anvertraut haben. Tisza (Vater und Sohn), Graf Albin Csáky, Wekerle, Desider Szilágyi und Andere haben sich selbst kalt gestellt und unterstützen mit großer Reserve das Kabinet Banffy, ohne daß sie doch wagen ihre Popularität durch ein Hervortreten zu compromittiren. Jeder Abgeordnete der Mehrheit hat ein Interesse daran, mit Banffy auf gutem Fuße zu stehen, weil er sonst Gefahr läuft, sein Mandat bei der Wiederwahl durch einen anderen Candidaten der Regierung bestritten zu sehen. Fühlt aber der wiedergewählte Abgeordnete sein Mandat auf fünf Jahre gesichert, so wird er der Regierung gegenüber ganz andere Saiten aufziehen. Die heutigen ‚geheimen' Frondeurs werden dann offen auftreten; sie werden sich zählen und eine neue Gruppe bilden; in kurzer Zeit wird vermuthlich die Fusion mit Apponyi

---

dern im Namen der ganzen Nation allen Slaven der Monarchie und der Welt den Fehdehandschuh hingeworfen." Vgl. Näheres in Schuselka's „Reform" vom 15. Februar 1877. S. 200.

zu Stande kommen. Die neue Partei kann dann auf die Unterstützung der Ugron-Gruppe rechnen und auf jene der katholischen Volkspartei, wenigstens bei der Niederstimmung der Regierung. Ist einmal Banffy gefallen, so ist es aus mit dem Bestande der liberalen Mehrheit, denn alle sogenannten ‚Streber‘ werden sich der apponyischen Fusion anschließen.“ [1])

LXXXII.

Der Briefwechsel des seligen Petrus Canisius. [2])

Vor einiger Zeit hat Dr. Falk, einer der fleißigsten Mitarbeiter der Histor.-pol. Blätter, im Mainzer „Katholik“ die Herausgabe eines Corpus Catholicorum warm befürwortet. Wie die Protestanten begonnen haben, die Schriften der Gründer ihrer Kirche in einer einheitlichen Sammlung unter dem Titel Corpus Reformatorum neu herauszugeben, so sollte auch unsererseits eine Gesammtausgabe der katholischen Schriftsteller des 16. Jahrhunderts unternommen werden. Ein frommer Wunsch, dessen Erfüllung wohl noch in weitem Felde steht! Uebrigens ist es keineswegs erfordert, daß der entworfene Plan in seiner ganzen Ausdehnung ausgeführt werde. Qui trop embrasse, mal étreint, sagt der Franzose. Beschränke man sich vorderhand auf das Nothwendigste! Die alten polemischen Schriften bieten

---

1) Graf Nikolaus Bethlen zu Budapesth in M. Harden's „Zukunft“. Berlin vom 2. Mai 1896. S. 207. ff

2) Beati Petri Canisii Societatis Jesu epistulae et acta. Collegit et adnotationibus illustravit Otto Braunsberger eiusdem societatis sacerdos. Vol. I. 1541—1556. Friburgi, Herder 1896. 8°. LXIII, 816 p. (M. 14.)

ja heute für die meisten Leser kein so großes Interesse mehr. In dem bändereichen Corpus Reformatorum sind bis jetzt die Werke Melanchthons und Calvins veröffentlicht worden. Wie selten werden aber die polemischen oder dogmatischen Arbeiten dieser Männer citirt! Dagegen verweist man fort und fort auf deren Briefsammlungen. Hieraus können wir ersehen, was unsererseits in erster Linie angestrebt werden muß: die Herausgabe der Briefe der katholischen Vorkämpfer, eines Cochläus, eines Eck, eines Faber, eines Nausea und anderer, das ist es, was vor allem ins Auge zu fassen ist. Deshalb begrüßen wir es auch aufs freudigste, daß die Jesuiten hierin mit dem guten Beispiele vorangehen, indem sie den Briefwechsel eines der hervorragendsten katholischen Vorkämpfer, des seligen Canisius, der mit Recht der zweite Apostel Deutschlands genannt wird, der Oeffentlichkeit übergeben.

P. Otto Braunsberger, der Herausgeber der werthvollen Briefsammlung, hat seine Aufgabe nicht auf die leichte Schulter genommen. Um die nöthigen Materialien zu sammeln, hat er in den verschiedensten Ländern Europas über 260 Archive und Bibliotheken entweder selbst durchforscht oder, in einigen wenigen Fällen, durch dienstfertige und zuverlässige Ordensbrüder durchsuchen lassen. Zudem hat er die mühsam gesammelten Schätze in einer Weise behandelt, die den heutigen kritischen Anforderungen vollauf genügt.

Das ganze Werk, ein Monumentalwerk im besten Sinne des Wortes, ist auf sechs bis acht Bände berechnet, von denen im Jahre 1897, dem dritten Centenarjahre des Hinscheidens des Seligen, der zweite und dann Jahr um Jahr ein weiterer erscheinen soll. Der vorliegende erste Band enthält nebst der orientirenden Einleitung: 1. Eine Selbstbiographie von Canisius (S. 1—68); 2. die von und an Canisius geschriebenen Briefe aus den Jahren 1541—1556 mit vielen erläuternden Anmerkungen (S. 68—651); 3. aus derselben Zeitperiode zahlreiche Monumenta Canisiana (S. 652—773), d. i. Urkunden und kleinere Notizen über die Thätigkeit des berühmten Jesuiten in Mainz, Köln, Trient, Bologna, Ingolstadt, Wien und Prag.

In der Selbstbiographie, die nach Art der Bekenntnisse

des hl Augustinus verfaßt ist, berichtet der Selige kurz über seinen Lebensgang, sowie über die ihm zu Theil gewordenen göttlichen Gnaden. Es möge daraus blos folgender Zug mitgetheilt werden. Am 2. September 1549 war Canisius vor seiner Abreise nach Deutschland Papst Paul III. vorgestellt worden. Nach Empfang des päpstlichen Segens begab er sich in den Petersdom, um am Grabe der Apostelfürsten seine Andacht zu verrichten. „Hier, o Gott," so schreibt er, „empfand ich großen Trost und die Gegenwart deiner Gnade, die mir durch solche Fürbitter mildiglich gespendet wurde. Es ertheilten mir nämlich auch die Apostelfürsten ihren Segen; sie bestätigten meine Mission nach Deutschland und es war mir, als ob sie mir, wie einem Apostel Deutschlands, ihren wohlwollenden Schutz in Aussicht stellten. Du weißt es, o Herr, wie sehr und wie oft du mir an eben jenem Tage Deutschland anempfohlen hast, auf daß ich fortan bestrebt sei, für dasselbe zu wirken, zu leben und zu sterben" (S. 53). Im Petersdom ist demnach Canisius zum Apostel Deutschlands von oben her bestellt worden, und daß er seinem Berufe treu nachkam, bezeugen am besten seine Briefe.

Diese Briefe enthalten in der That manche bedeutsame Angaben über die großen Verdienste, die sich Canisius, im Vereine mit seinen Ordensgenossen, um die Erhaltung und Kräftigung des katholischen Glaubens in Deutschland erworben hat. Schon der erste Band, der mit der Ernennung des Seligen zum Provinzial von Oberdeutschland abschließt, bietet eine Fülle wichtiger Beiträge zur Kirchengeschichte des 16. Jahrhunderts. Wir erfahren da Verschiedenes über die Kölner Wirren, über die Gründung der Jesuitencollegien in Ingolstadt, Wien und Prag, sowie über die katholische Restauration in Bayern und Oesterreich. Und da Braunsberger im Vorworte hervorhebt, daß dieser Band, seinem Inhalte nach, der unbedeutendste der ganzen Sammlung ist, so darf man mit Recht auf das Erscheinen der folgenden Bände gespannt sein.

Durch ein glückliches Zusammentreffen erscheint fast gleichzeitig mit Braunsbergers Briefsammlung des sel. Canisius eine wichtige, mit letzterem Werke nahe verwandte Publikation

des Kölner Stadtarchivars Dr. Joseph Hansen.[1]) Diese Publikation, die sich vornehmlich, aber nicht ausschließlich, mit den Kölner Jesuiten beschäftigt, enthält theils Privatschreiben, die unter Jesuiten gewechselt worden, theils officielle nach Rom abgesandte Ordensberichte. Die Mittheilungen erstrecken sich vom Jahre 1542, wo die ersten Jesuiten nach Köln kamen, bis zum Jahre 1582, wo es der Kölner Niederlassung, nach vierzigjährigen Anstrengungen, endlich gelang, ihre feste Fundirung zu erreichen. Sie bieten manche wichtige Aufschlüsse nicht blos über die Entwicklung des Kölner Collegiums, sondern auch über die früheste Wirksamkeit der Jesuiten in ganz Deutschland.

Wie aus den Briefen des sel. Canisius, so ergibt sich auch aus den von Hansen veröffentlichten Aktenstücken, daß die Reformbestrebungen, die nach dem Trienter Concil der katholischen Kirche einen neuen Glanz verliehen, in erster Linie von der Gesellschaft Jesu ausgingen. Die zwei neuen Publikationen ergänzen sich gegenseitig. Während Hansen im Düsseldorfer Staatsarchiv drei Canisiusbriefe (Nr. 42, 50, 51) entdeckt hat, die den Nachforschungen Braunsbergers entgangen sind, bringt letzterer aus dem Ordensarchiv mehrere Schreiben (Nr. 13, 16, 20, 24, 25, 33, 120), die bei Hansen fehlen. Da beide Forscher reichlich aus dem Kölner Archiv geschöpft haben, so finden sich viele Aktenstücke zugleich in beiden Werken abgedruckt.

Um mit Braunsbergers Publikation zu schließen, so sei noch bemerkt, daß das mustergültig ausgestattete Briefbuch mit einem durch Eduard von Steinle nach alten Vorlagen gezeichneten Brustbilde des seligen Canisius geziert ist.

Dr. N. Paulus.

---

1) Rheinische Akten zur Geschichte des Jesuitenordens 1542—1582, bearbeitet von Joseph Hansen. Bonn, Behrendt. 1896. LI 837 S. [Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde Band XIV.]

LXXXIII.

Zwei bedeutende Reisewerke.

Zardetti. Müller-Simonis.[1]

1. Msgr. Zardetti, Schweizer von Geburt, dann in den vereinigten Staaten von Nordamerika thätig als Professor der Theologie zu Milwaukee (1880—1886), als Generalvikar von Dakota (1886—1888), endlich als Bischof von St. Cloud[2] (1888—1893), beschreibt uns in seinem anziehenden Werke „Westlich“ die Reise, welche er in den großen Ferien 1885 nach den westlichen Staaten der Union unternommen. In farbenprächtiger Schilderung gibt er die Eindrücke wieder, welche diese Staaten, was Land und Leute, Religion und Sitte, Natur und Geschichte betrifft, bei ihm hervorgerufen. Zardetti besitzt ein tief angelegtes Gefühl für die großartigen Schönheiten der Natur in den Weststaaten und weiß diese in eine Sprache zu kleiden, welche wie bestechender Zauber auf den Leser wirkt. Mit vielem Glück behandelt er die Symbolik der

---

1) Westlich, oder durch den fernen Westen Nord-Amerikas. Von Dr. Otto Zardetti, Titular-Erzbischof von Mozissus. Mit 12 Vollbildern in Lichtdruck. Mainz 1897. Kirchheim. 4°. VIII u. 220 S. In Salon-Callicoband M. 12.80. In Pergament elegant geheftet M. 10.

2) Vgl. über die literarische und amtliche Wirksamkeit des Prälaten Histor.-polit. Blätter, Bd. 114, S. 208—214. A. d. Red.

Natur und sucht die Analogien aufzudecken zwischen der sichtbaren Schöpfung und der Welt des Geistes, die sich in ihr wie in einem Spiegel reflektirt. Wie packend, um nur eines aus vielen Beispielen hervorzuheben, ist nicht der tiefsinnige Vergleich zwischen der Gebirgswelt und den geistlichen Orden der katholischen Kirche (110).

Für die Gestaltung des Lebens in Kirche, Staat und Gesellschaft besitzt der Verfasser ein offenes Auge. Man fühlt seine Sympathie heraus mit der Freiheit, deren die Kirche jenseits des Oceans genießt, an einigen Stellen gibt sich schalkhafter Humor zu erkennen mit Bezug auf die Bemühungen engherziger Staatsmänner im alternden Europa, der Freiheit der Kirche als einer selbständigen Gesellschaft möglichst enge Grenzen zu ziehen. Tiefe Blicke werden uns gestattet in die stetig fortschreitende Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse und in liebevoll gezeichneten Miniaturbildern führt Zardetti uns das Leben der Missionspriester, und, fügen wir hinzu, der Missions*bischöfe* vor, in deren Reihen er selbst geglänzt hat Sogenannte brennende Fragen auf kirchlichem Gebiete werden nur leicht gestreift, und zwar mit vollem Recht, weil jede Art von Polemik den rechten Genuß, den jeder irgendwie ideal angelegte Leser aus dem Buche schöpfen wird, beeinträchtigt haben würde. Um so lieber unterdrückt man den Wunsch nach solchen Ausführungen, als der Verfasser in der Vorrede sein Wort dafür verpfändet, seine Anschauungen über die kirchenpolitischen Bewegungen in den Vereinigten Staaten demnächst in einer besondern Schrift veröffentlichen zu wollen. Gleichsam im Voraus wegnehmend, hat er einige Bemerkungen über die Stellung der Deutschen in Nordamerika eingeflochten und die Gründe theilweise angeführt, welche die Thatsache, daß Manche aus ihnen den Glauben verlieren, wenigstens in etwa erklären.

Mit besonders liebevollem Verständniß ist die Chinesen- und Indianerfrage behandelt. Die erstere beleuchtet Zardetti mehr vom staatsrechtlichen und volkswirthschaftlichen, die letztere in einsichtsvoller Weise vom Standpunkte der Religion. Der

Chinesenfrage trat er in San Francisco entgegen und hat sie unter dem Schutz der Organe der Polizeigewalt studirt. Seine Erfahrungen, die mit vielleicht zu breiter Darstellung geschildert sind, lassen seine Schlußaufforderung „Zum Tempel hinaus" vollkommen gerechtfertigt erscheinen. Willkommene Gelegenheit gewährt die Chinesenfrage dem Verfasser zu treffenden Bemerkungen über die neueste modische Form europäischen und amerikanischen Götzendienstes, den Buddha-Cultus. Dessen Verherrlichung im Light of Asia vom Engländer Arnold wird die klassische Gegenschrift des amerikanischen Protestanten S. H. Kellogg „The Light of Asia and the Light of the World" gegenübergestellt und fein gewürdigt (166). Um die Erörterung der Indianerfrage schwebt ein Hauch sanfter Wehmuth, so verständnißinnig hat der gelehrte Verfasser als Philosoph, als Theolog und als warm empfindender Seelenhirt diese auch in ihrer Versunkenheit das Siegel des Schöpfers offenbarende Menschenklasse geschildert. Die betreffende Partie klingt naturgemäß wie ein Loblied auf die Thätigkeit der katholischen Ordensmissionäre, insbesondere der Jesuiten und Benediktiner. Sachkundig sind in diese Darstellung nicht wenige geschichtliche Notizen verwoben, welche auf die Anfänge der Indianermission zurückweisen, die in unsern Tagen, dank dem neuerwachten kirchlichen Leben, einen erhöhten Aufschwung genommen. Dem vielgewanderten, hochgebildeten Prälaten sind die Landsleute in Europa und Amerika für diese ebenso geist- wie gemüthvolle literarische Leistung zu lebhaftem Danke verbunden.

2. Während Erzbischof Zardetti uns mitten in das Herz der neuen Welt versetzt, werden wir an der Hand von Müller-Simonis in jene Länder versetzt, in welchen die Wiege des Menschengeschlechts gestanden.[1]) Beide Reisewerke unterscheiden

1) Vom Kaukasus zum persischen Meerbusen. Durch Armenien, Kurdistan und Mesopotamien. Von Dr. P. Müller-Simonis.

sich auch ihrer äußern Anlage nach. Das von Zardetti trägt einen mehr einheitlichen Charakter an sich, während Müller-Simonis uns die Aufzeichnungen seines Tagebuches darbietet, welches, mit dem 1. August 1888 beginnend, am 2. Februar 1889 seine letzte Eintragung aufweist. Trotz der aphoristischen Form besitzt die Darstellung einen Reiz, wie er nur unter einem orientalischen Himmel entstehen kann. Der Verfasser unternahm die Reise in Begleitung des in den Kreisen der Keilschriftenforscher bekannten Professors an der katholischen Universität Washington, Dr. Hyvernat, welcher die Gegenden vom Kaukasus bis zum persischen Meerbusen für seine wissenschaftlichen Zwecke auszubeuten wünschte. In französischer Sprache in Washington erschienen, wurde das Reisewerk durch A. Klöppel in Rheydt (Rheinprovinz) ins Deutsche übertragen, und zwar, was wir besonders zu betonen wünschen, mit einer Feinheit des Verständnisses für den Genius beider Sprachidiome, die den Leser kaum ahnen läßt, daß er kein Original vor sich hat. Die vielfach nach Handzeichnungen des kunstsinnigen Verfassers angefertigten Illustrationen gereichen dem Buche in dem nämlichen Maße zur Zierde, wie die treffliche Karte der durchquerten Gebiete. Von Constantinopel ging die Reise nach Batum und Tiflis, dann am Ararat vorbei nach Nakhitschewan, wo die Martyrerprocession, einer der schrecklichsten Auswüchse moslemischen Fanatismus, stattfand. Eine Zeit lang verweilte man in Persien, dessen religiöse Verhältnisse eingehende Beschreibung erfahren. Das Hauptziel der Forscher aber bildete das türkische Armenien, wo indeß kaum glaubliche Drangsale seitens der türkischen Behörden jedem wissenschaftlichen Ausflug sich hemmend entgegenwarfen. Desgleichen wurde Kurdistan

---

Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen. Mit einer Heliogravüre als Titelbild, sechs Vollbildern in Lichtdruck, 104 Textillustrationen und einer Karte. 4°. VIII u. 350 S. Mainz 1897. Kirchheim. Elegant geheftet M. 12. In Salon-Callicoband M. 15.

und Mesopotamien mit Ninive und Babylon, ferner Mosul und Bagdad besucht und endlich auf dem Tigris abwärts fahrend der persische Meerbusen erreicht. Hochinteressant sind des Verfassers an Ort und Stelle aus dem Munde der Missionäre aus dem Dominikaner- und Carmeliterorden geschöpfte Notizen über die Lage der mit dem heiligen Stuhl unirten Orientalen. Auch die Väter aus der Congregation der Lazaristen, unter denen uns der Rheinländer Duplan begegnet, haben ihm gute Dienste geleistet. Wie ein rother Faden durchzieht das Ganze eine laute Klage über die das Land aussaugende Verwaltung der Türken.

Uebrigens hat Müller-Simonis seine scharfen Beobachtungen auf die religiösen Fragen nicht eingeschränkt. Mit besonderer Vorliebe wandte er seine Untersuchungen den meist im traurigsten Zustande der Verkommenheit befindlichen Denkmälern der Kunst zu, welche die heute geknickte Blüthe christlicher Nationen verkünden. Zahlreiche Handzeichnungen, die er an Ort und Stelle angefertigt, beleben angenehm die farbenreiche Darstellung. Das vornehm ausgestattete Buch wird sich bei der aktuellen Bedeutung der orientalischen Frage bald einen ausgedehnten Leserkreis erobern.




Stanford University Libraries
3 6105 013 456 871

